GIOVANNI DI BOCCACCIO

# Das Dekameron

Original

Autor: Giovanni di Boccaccio
Titel: Decameron
Jahr: 1349 – 1351
Sprache: italienisch

Übersetzung

Übersetzer: Albert Wesselski aus dem Italienischen, 1909
Übertragung der Gedichte von Theodor Däubler
Einleitung von André Jolles, 1921

Vorlage

Verlag: Insel Verlag Frankfurt a. M., 1. Auflage 1972
ISBN: –

Version 1.00 beta

Auf die Wiedergabe der Abbildungen wurde verzichtet.

# Einleitung von André Jolles

Bewundert viel und viel gescholten, Helena, . . .

Wenige Bücher stehen in einem so schlechten Ruf – wenige Bücher sind so viel gelesen wie das Dekameron.

Gelesen? Wer hat denn dieses Buch gelesen? Wer von den Zahllosen, die es in die Hand nahmen, hat bei dem ersten Satz angefangen, um bei dem letzten aufzuhören?

Aber ist das nötig? Sagt nicht Boccaccio selbst in seinem Nachwort: »Wer diese Geschichten lesen will, soll die lassen, die ihm zuwider sind, und die lesen, die ihn freuen«? Gibt es einen roten Faden, der diese hundert verschiedenen Erzählungen verbindet?

Es gibt einen. Und nur wer diesen Faden sucht, wird das Dekameron vollends verstehen; nur wer ihn gefunden hat, darf sich ein Urteil über den künstlerischen und den sittlichen Wert dieses Buches erlauben.

Deshalb kann eine Einleitung in die Erzählungen der zehn Tage nur ein Versuch sein, den Platz zu bestimmen, den das Buch als Ganzes in der Literatur und in dem Leben seines Dichters einnimmt, ein Versuch, den Leser zu veranlassen, es als ein einheitliches Kunstwerk zu betrachten, es als Ganzes zu lesen.

## I. Rahmenerzählungen

Eine Rahmenerzählung ist eine Form.

Was wir Form nennen, ist immer eine Überwindung. Wenn wir den Naturlaut zu Worten formen, die Gedanken zu Sätzen, die Worte zu rhythmischen und metrischen Reihen, so ist das immer eine Art zu siegen, eine dauerhafte Umordnung der Natur. Wie wir uns bauend die Schwerkraft unterwerfen, so tun wir es im Schreiben mit dem Raum und der Zeit.

Ordnen heißt überwinden: »Da sprach Gott, es werde Licht! Und es ward Licht. Und Gott sah, daß das Licht gut war. Dann schied Gott das Licht von der Finsternis.«

Was uns aber immer von neuem erstaunt, rührt und zum Untersuchen reizt, was uns zu gleicher Zeit selbstverständlich und unverständlich erscheint, ist die geschlossene Eigenheit des einmal Geordneten, die Selbständigkeit einer Form. Sie entsteht aus unsrem Sieg, wir haben sie gewissermaßen beabsichtigt, aber kaum entstanden, liegt sie unabhängig vor uns, scheint ihr eigenes Leben zu leben, ist wie ein Wachstum mit eigenen Gesetzen. Unser Einfluß auf das, was wir schufen, scheint mit einem Male beschränkt, wir können es beobachten, es lenken und benutzen, wir können es zustutzen, wie man eine Buchenhecke zustutzt, es zähmen wie einen Hund, es zureiten wie ein Pferd, aber wir können die Art nicht mehr ändern, wir können das Geschaffene nicht mehr umschaffen – es ist nicht wie Wachs, das man, indem man es erhitzt, wieder in die Formlosigkeit zurückwirft. Bei allem Respekt vor der Allmacht – ich bezweifle, ob sie, selbst wenn die Allweisheit dagegen keine Verwahrung einlegen sollte, imstande wäre, aus der Schöpfung jemals wieder ein Tohuwabohu zu machen. Wir können es jedenfalls nicht – eine einmal geschaffene Form lebt, entwickelt sich, gebiert neue Formen, wird alt, stirbt, aber kann den Weg zur Formlosigkeit nicht zurückfinden –, in der Physik redet man wohl von einem nicht umkehrbaren Prozeß. Schon die Terminologie: leben, gebären, sterben, zeigt, wie objektiv wir dem Werdegang der Formen gegenüberstehen, wie sehr als selbständig, wie wenig als etwas von Menschenhand Gebildetes wir sie betrachten.

Nun mag es beim Wiegenkind reizvoll sein, festzustellen, ob es dem Vater oder der Mutter am meisten gleicht, beim Erwachsenen schaut jeder zunächst, welche Züge ihn als selbständiges Wesen kennzeichnen. Untersuche wer Lust hat, was im daktylischen Hexameter, in der ägyptischen Hohlkehle, im Sonett, im ionischen Kapitäl und in der Rahmenerzählung auf dem glücklichen Einfall eines Künstlers beruht, was sich aus der Technik als Notwendigkeit ergeben mußte und was endlich aus sozialen oder ökonomischen Verhältnissen zu erklären ist – mir scheint die Lebensgeschichte dieser Formen wichtiger als ihre Abstammung.

Genug – die Rahmenerzählung ist eine literarische Form.

Und zwar keine einfache, sondern eine komplizierte Form.

Einfache Formen nenne ich zum Beispiel: Sprichwort, Rätsel, Spruch, Witz, und viele andere. Wir wollen sie hier nicht im einzelnen definieren und nur sagen, daß sie einen Gedanken, ein Bild, einen Vergleich, einen philosophischen oder moralischen Schluß oder etwas Ähnliches in deutlich erkennbarer Form enthalten. Wenn wir uns auch nicht immer Rechenschaft darüber ablegen können, worin das eigentlich Kennzeichnende steckt, so erkennen wir sie doch auf den ersten Blick und verwechseln sie nur selten untereinander. Einige von diesen, wie das Sprichwort, leben meistens als Einsiedler. Andern dagegen wohnt die Neigung inne, sich mit gleichartigen zusammenzutun. Daraus ergeben sich dann größere Gebilde, Kolonien oder Organismen, die ich die komplizierteren literarischen Formen nennen möchte. Bei manchen einfachen ist die Tendenz zur Geselligkeit so stark, daß wir sie kaum vereinzelt antreffen; hierfür ist das sogenannte Märchenmotiv, über das wir in den letzten Zeiten so viel Neues hörten, ein wertvolles Beispiel – viele große Männer haben sich Jahre mit der komplizierten Form des Märchens beschäftigt, ohne genügend zu beobachten, daß wir es auch hier mit einem Korallenriff, mit einer Kolonie von Einfachen zu tun haben.

Die Rahmenerzählung gehört nun mit einigen andern zu den ziemlich späten Komplexen. Es hat sich hier vieles zusammengefunden – aber auch hier herrscht in der Entwicklung System und Methode.

Geschichten, die wie wackere Immen zur Sommerzeit herumgeflogen sind und nun im Herbst Neigung verspüren, zusammen zu schwärmen, sich zu einem Klumpen zu ballen und sich dann an einem Baumast aufzuhängen, brauchen nicht notwendig eine Rahmenerzählung zu bilden. Es gibt andre Möglichkeiten. Da haben wir zum Beispiel die Geschichten, die sich um bestimmte Typen oder Personen gruppieren – sie liefern einen ganz andern Organismus, und gerade ein Vergleich mit dieser andern Form zeigt vielleicht am deutlichsten die Eigenart der Rahmenerzählung.

Anekdoten, Witzworte, dumme und kluge Streiche, Abenteuer oder Zoten finden sich zusammen und konzentrieren sich um bestimmte Figuren: Till Eulenspiegel, Serenissimus, die Sieben Schwaben, die Schildbürger, und wie sie sonst heißen. Manchmal besitzen diese Figuren eine Art historische oder geographische Realität – immer haben sie einen bestimmten Charakter, der sich in allen einzelnen Geschichten kundtut. Hierbei ist aber das Eigentümliche, daß sich diese Gruppen gleichartiger und zusammengehöriger Einheiten sehr selten zu einer fortlaufenden Geschichte auswachsen. Obwohl die Abenteuer und Streiche Till Eulenspiegels bei seiner Geburt und seiner Taufe anfangen und bei seinem Begräbnis schließen, gibt doch das Volksbuch ebensowenig eine zusammenhängende Lebensgeschichte, als es je eine von Serenissimus geben wird. Hieran hat weder De Costers *Uilenspiegel* noch Bürgers *Münchhausen* viel ändern können. Auch zeigt das Volksbuch der *Schildbürger* nicht viel Ähnlichkeit mit einer fortlaufenden Städtechronik. Gerade die Gleichartigkeit der Histörchen scheint dem zeitlichen Nacheinander und dem Weiterschreiten der Handlung, wie wir sie in der fortlaufenden Erzählung verlangen, zu widersprechen.

Ganz anders ist die Form der Rahmenerzählung. Ungleichartige Geschichten werden hier zusammengehalten in einer Weise, die sich nicht aus den Erzählungen selbst ergibt. Im Gegenteil, die Erzählungen sollen den Schein annehmen, sich aus dem Rahmen zu ergeben. Es lassen sich darin zwei Arten unterscheiden. Bei einigen bildet der Rahmen eine selbständige Erzählung, die zwar Veranlassung gibt, die erhaltenen Geschichten mitzuteilen, aber doch ihren eigenen Weg nimmt. Bei andern besteht der Rahmen aus einer mehr oder weniger genauen Schilderung der Personen, die erzählen, und des Milieus, wo erzählt wird. Beschränken wir uns auf bekanntere oder in erreichbaren Ausgaben und Übersetzungen vorliegende Beispiele, so gehören *Tausendundeine Nacht*, das *Papageienbuch* und das Volksbuch der *Sieben weisen Meister* zur ersten, Boccaccios *Dekameron* und Juan Manuels *Conde Lucanor*, Chaucers *Canterbury Tales* zur zweiten Gattung. Im *Pantschatantram* ist der Hauptrahmen von der zweiten, die Rahmen der einzelnen Bücher sind von der ersten Sorte. Die erste Form wird vermutlich die ältere und ursprünglichere sein. Die zweite, jüngere, zeigt schon so etwas wie Degeneration; degeneriert sie weiter, so werden nur noch dann und wann die Namen der Erzähler erwähnt, wie in den *Cent nouvelles Nouvelles*.

Wie dem sei und wie verschieden die beiden Arten uns auf den ersten Blick anmuten, sie haben doch vieles gemeinschaftlich – zuerst den Zweck. Jede Rahmenerzählung bezweckt, irgendeine Lebensweisheit zu verbreiten oder eine moralische These zu beweisen.

Da stoßen wir auf den fundamentalen Unterschied zwischen der Eulenspiegelgruppe und der Rahmenerzählung. Während die eine Form als Gesamtheit und in allen Einheiten darauf aus ist, uns zum Lachen zu bringen, sich an das richtet, was wir unsern Humor nennen, wendet sich die andre ursprünglich und hauptsächlich an unser sittliches Empfinden. Die eine will uns in eine gewisse Stimmung versetzen, die andre unser Gemüt auf bestimmte Wege lenken. Man kann im Eulenspiegel ein lyrisches, in den Sieben weisen Meistern ein didaktisches Element feststellen. Vielleicht erklärt sich hieraus zu gleicher Zeit, weshalb

die eine Gruppe unbegrenzt und lose in ihrem Zusammenhang bleibt, während die andre sich besser zu einem abgerundeten Komplex zusammenschließt.

Die Rahmenerzählung sucht die allerverschiedensten Beispiele, um aus dem Ungleichartigen die Lebensweisheit hervorleuchten zu lassen oder bei einer moralischen These das Für und Wider zu betonen. Man nehme die Worte Moral und Lebensweisheit nicht allzu strenge und denke dabei nicht an Philosophie, Ethik und Sittlichkeit, wie sie von unsern Kathedern gelehrt, von unsern Kanzeln gepredigt werden. Die Moralphilosophie in den alten Rahmenerzählungen steht auf der Stufe jener des Kindes, das, gefragt, was Nächstenliebe ist, antwortet: »Das ist, wenn ich einem armen Nachbarkinde mein Butterbrot gebe.« Das Bild ersetzt den Gedankenschluß. Aber dennoch ist die moralische Grundlage in allen Rahmenerzählungen nachweisbar, und durch sie wird die Wahl der einzelnen Geschichten im allgemeinen bestimmt. Deshalb greift sie gerne zur Fabel und ist dem Spruch und dem Sprichwort wesensverwandt. Wer sich eine moralische Erzählung in einer primitiven Form vorstellen will, der denke an Redensarten, wie sie zu Hunderten im Volke in Umlauf sind: »Ich will mich verändern«, sagte der Teufel, nahm eine Kohle unter den Schwanz und setzte sich auf ein Pulverfaß. Oder: Das kann man machen wie der Pfarrer Aßmann. – Und wie macht der es? Wie der Pfarrer Nolte. – Und der? – Wie er wollte! – Man vergleiche hiermit im Pantschatantram: Ein Mann, dem es einfällt, Dinge zu treiben, die ihn nichts angehen, findet den Tod, wie der Affe, der den Keil herauszog. Damanaka aber sagte: »Wie war das?« Karataka sprach: usw., die Erzählung folgt. Oder im Papageienbuch: Wer etwas für seinen Stand Unpassendes unternimmt und mit Artverschiedenen verkehrt, ohne auf den Rat wahrhafter Berater zu hören, den trifft dasselbe Unglück, welches den Affen Zeirek durch den Sohn des Schloßvogts traf. Was ist das für eine Geschichte? fragten die Kinder, und der arzneikundige Papagei erzählte: folgt wieder die Geschichte.

Man sieht es, wir sind gar nicht weit entfernt von Schlüssen wie: »Schiffer, steh fest!« sagte Hinz; da schmiß er ihn über Bord. Der kluge Visnusarman, der das Pantschatantram zusammenstellt, steht dem unsterblichen Sam Weller ganz nah, der seinem Herrn Pickwick seine Lebensweisheit in ebensolchen Redensarten auftischt und sie gelegentlich zu Anekdoten erweitert. Ebenso sind der Teufel, der Affe mit dem Keil, die Ehrwürden Aßmann und Nolte, der Affe Zeirek und Hinz untereinander verwandt. Allesamt sind sie Illustrationen zur Moral und Lebensweisheit – nur daß bei einigen die Sache ins Komische gezogen wird, während die andern ernst genommen sein wollen.

Also: die Rahmenerzählung ist eine literarische Form, welche bezweckt, ein Bilderbuch für Moral und Lebensweisheit zu sein.

Werfen wir nun einen Blick auf die Bekannteren; daß es bei den Unbekannten sich ähnlich verhält, wird man mir hoffentlich auf mein Wort glauben.

Im Pantschatantram haben wir einen klugen König mit drei einfältigen Söhnen, er ruft einen weisen Brahmanen, der sich anheischig macht, die Knaben in einem halben Jahr zu verständigen Menschen zu erziehen. Um dieses zu erreichen, schreibt er ein Buch in fünf Abschnitten zur Belehrung der Jugend. So ist der Hauptrahmen – jeder Abschnitt umfaßt wieder einen neuen Rahmen: wie man Freunde entzweit; wie man Freunde erwirbt usw.

Tausendundeine Nacht zeigt uns einen Fürst, der eheliche Enttäuschungen erlebt hat. Auf wunderlichem Wege kommt er zu der Entdeckung, keineswegs der einzige dieser Art zu sein und daß Hörner selbst einem grimmigen Ungeheuer, das seine Geliebte in einer gläsernen Kiste auf dem Meeresboden aufbewahrt, nicht erspart bleiben. Er wird demzufolge Frauenhasser, was sein gutes Recht ist, und heiratet jeden Abend eine andre Frau, die er am nächsten Morgen töten läßt, was nicht ganz mit modernen Sitten übereinstimmt. Die ganze Weisheit und Liebenswürdigkeit eines hochgebildeten Mädchens sind dazu nötig, ihn in drei Jahren, darin sie ihm viele Geschichten erzählt und drei schöne Kinder schenkt, von seiner Gemütskrankheit zu heilen.

Eine Frau, welche die Neigung hat, die Abwesenheit ihres Mannes zu mißbrauchen, wird von einem gelehrten Papagei gegen ihren Willen auf dem rechten Pfad gehalten, indem er sie allabendlich, dreißigmal, durch Erzählungen fesselt und so die Stelldicheins verfehlen läßt. So ungefähr kann man den Inhalt des Papageienbuches zusammenfassen.

Endlich die letzte und bestgebaute der bekannten Rahmenerzählungen: die Geschichte der Sieben weisen Meister. Hier wird ein Prinz von sieben Weisen zur Weisheit erzogen. Sie entdecken, daß ihm am Hofe seines Vaters Gefahr droht, wenn er sich nicht sieben Tage des Redens enthält. Zu diesem Märchenmotiv kommt ein zweites: es spielt sich gerade in der schweigsamen Woche zwischen dem Prinzen und seiner Stiefmutter die alte Geschichte von Joseph und Frau Potiphar ab. Er wird zum Tode verurteilt, und jeden Tag rettet die Geschichte eines seiner Lehrer ihn von dem Galgen, jeden nächsten bringt eine

Erzählung der bösen Frau ihn dem Tode wieder nah. Bis endlich die fatalen Tage zu Ende sind, er sich rechtfertigen kann und die neu gewonnene Sprache dazu benutzt, selbst eine Geschichte zu erzählen. Wir nannten das Volksbuch die bestgefügte, und wirklich, Moral und Lebensweisheit wirken in keinem Komplex so stark wie hier durch Beispiel und Gegenbeispiel – aber zu gleicher Zeit sind hier die ältesten und ursprünglichsten Züge aufbewahrt.

Schon aus diesem kurzen Vergleich ergibt sich manches. Erstens, daß wir mit unsrer Charakteristik recht hatten. Zweitens aber finden wir, daß in allen vieren von einem Termin die Rede ist. Visnusarman übernimmt es, die Prinzen innerhalb sechs Monaten zu erziehen – wenn nicht, möge der Fürst ihn schmählich verhöhnen. Scherezâd erzählt so lange, bis ihre drei Kinder den Fürsten von ihrer ehelichen Treue und von dem Wert der Frau überzeugen. Der Papagei weiß die Zeit zu strecken, bis der Ehemann von seiner Reise zurück ist. In den Sieben Weisen finden wir die acht Tage. In drei von den Erzählungen entscheidet der Termin über Leben und Tod – bei Diokletian und Scherezâd ist dieses von vornherein klar, aber auch der Papagei rettet sich sein bedrohtes Leben.

Wer sich in Folklore etwas umgesehen hat, wird die Bedeutung solcher Termine verstehen. Wir befinden uns damit in der Nähe des sogenannten Halsrätsels, das wir auch in einer einfachen und in einer komplizierten Form kennen. In der ersten Gattung rettet sich ein zum Tode Verurteilter damit das Leben, daß er ein Rätsel aufgibt, das seine Richter nicht lösen können, oder ein Ungeheuer – es darf auch eine verwunschene Prinzessin sein – gibt Rätsel auf und tötet jeden, der die Lösung nicht findet; man denke an die Sphinx und an Andersens Reisekamerad. Bei der zweiten Gattung handelt es sich darum, so lange Rätsel aufzugeben, bis ein gefährlicher Termin überschritten ist – hiervon gibt das Gespräch zwischen Thor und dem Zwerg Allwiß ein schönes Beispiel. Zu diesen Halsrätseln passen wieder die Halserzählungen. Hier rettet sich entweder jemand das Leben, indem er seine Geschichte erzählt, oder indem man erzählt, wird ein gefährlicher Termin überschritten. Innerhalb der großen Tausendundeiner-Nacht-Sammlung finden wir verschiedene Beispiele der ersten Sorte, die sich eigentümlicherweise schon wieder zu kleineren Rahmenerzählungen zusammengefunden haben. So erkaufen sich die drei Bettelmönche in der Geschichte des Lastträgers und der drei Damen ihr durch Neugier verwirktes Leben, indem sie ihre Geschichte erzählen; und in der Geschichte des kleinen Buckligen retten verschiedene Personen einander. Was die zweite Sorte betrifft, so finden wir sie in drei von unsern vier großen Rahmen vertreten.

Eine Rahmenerzählung ist also, außer einer Reihe Illustrationen zur Lebensweisheit und Moral, meistens auch noch eine Halserzählung.

Wie nun die hohe Literatur, selbst dort, wo sie scheinbar ganz frei erfindet und selbständig arbeitet, gerne gewisse Züge der alten Volkskunst aufbewahrt – Shakespeare steckt voll von verwandelten Märchen, Sprichwörtern, Rätseln –, so ist von allen diesem vieles in späteren scheinbar ganz unabhängigen und modernen Rahmenerzählungen nachgeblieben. Auch Hoffmanns *Serapionsbrüder* enthalten Lebensweisheit in Bildern – auch hier helfen die Erzählungen einigen Freunden, die sich lange Zeit nicht gesehen haben und sich fremd geworden sind, über den peinlichen Termin des Sichwiederfindens hinweg.

Wenden wir uns jetzt zu der jüngeren Form, zu der Rahmenerzählung, wo im Rahmen nur Personen und Milieu beschrieben werden.

Die schwarze Pest ist in Florenz. Alles stirbt, alle Bande reißen, keiner fühlt sich sicher, keiner spürt mehr den Zwang, sich den üblichen Gesetzen des Staates und der Gesellschaft zu unterwerfen. In dieser Zeit der Not finden sich eines Morgens in der Kirche Santa Maria Novella sieben junge Mädchen und drei junge Männer zusammen und entschließen sich, der verseuchten Stadt und den Qualen der Angst und Ungebundenheit zu entfliehen; weder den Jammer der Zuchtlosigkeit noch das grausige Schauspiel des Elends wollen sie länger ertragen. Sie wollen auf das Land ziehen, dort ehrsam leben, Lust, Freude und Vergnügen genießen, aber »ohne die vernünftigen Grenzen zu überschreiten«. Und – Pampinea, das Mädchen, das sich diesen Plan ausgedacht hat, sagt es bei dieser ersten Zusammenkunft ausdrücklich: »Wir wollen auf diese Art, wenn der Tod uns nicht vorher überrascht, so lange verweilen, bis wir sehen, daß der Himmel diesem Unheil ein Ende gemacht hat.«

Sind wir hier nicht in dem alten Rahmen? Die Geschichten, die sie sich bald erzählen werden, dienen, wenn nicht direkt, so doch indirekt dazu, den fatalen Termin, der über Tod und Leben entscheidet, zu überwinden. Nicht aus purem Leichtsinn ziehen diese zehn jungen Leute zur Zeit, da ihre Mitbürger auf das ärgste bedrängt werden, nach draußen, ins Freie, wo auch der Himmel freier ist und, »selbst wenn er sich in Trauer hüllt, ihnen doch die ewigen Schönheiten nicht versagt«. – Nein, wir fühlen hier deutlich den Zwang, die Halserzählung, die Geschichte, die über den Tod siegt.

So steht das Dekameron auf der Scheide zwischen der älteren und jüngeren Form, denn in dieser ist das

Terminmotiv meistens verschwunden.

Dagegen sind Lebensweisheit und Moral geblieben.

Juan Manuel erzählt in seiner Einleitung, daß er es den klugen Ärzten nachtut, die den bitteren Arzneien Zucker oder Honig beimischen, damit sie leichter eingenommen werden: »Auf ähnliche Weise nun soll mit Gottes Hilfe dieses Buch verfaßt und auch von Nutzen sein, wenn die, so es lesen, aus eigner Neigung zu den nützlichen Dingen, die sie darin antreffen, Gefallen finden, und selbst diejenigen Leser, die solches Gute nicht zu würdigen wissen, werden doch nicht umhinkönnen, mit den einnehmenden Redensarten, die es enthält, auch die damit vermischten nützlichen zu lesen und wider ihren Willen davon Vorteil zu ziehen.« – Und dann folgen die schönen Beispiele, mit denen der Rat Patronius den Grafen Lucanor erzieht.

Chaucers Canterbury Tales betonen, obwohl sie unvollständig sind, durch die Erzählung des Pfarrers, der das Ganze schließen sollte, ihren moralischen Zweck. Ein Ritter, eine Äbtissin, ein Student, ein Bettelmönch, ein Kaufmann, ein Arzt, ein Büttel, eine Frau aus dem Volke, ein Rechtsgelehrter und viele andre befinden sich mit dem Dichter auf einer Pilgerfahrt. Sie sind verschiedenen Standes, verschiedener Lebensanschauung, verfügen über verschiedene Erfahrungen. Sie kürzen sich den Weg ab mit Erzählungen, die aus diesen Verschiedenheiten entstanden sind, und jeder redet, wie ihm der Schnabel gewachsen ist. So ist das Leben – eine Pilgerfahrt auf mühsamem Wege, wo wir mit andersdenkenden, andersfühlenden, anderslebenden Männern und Frauen zusammengeführt werden und uns gegenseitig mit Bild und Dichtung stützen.

Und das Dekameron? Lieber Leser, erschrecken Sie nicht, ich möchte beweisen, daß auch unser Dekameron ein moralisches Buch ist.

## II. Die Jugend

### *1. Boccaccio und Fiammetta*

Mit einem Mißverständnis möchte ich zunächst aufräumen. Vielleicht ganz überflüssig, denn am Ende spukt dieser Irrtum nur in Operetten und unreifen Köpfen – und dennoch bin ich ihm oft genug begegnet. Es ist die Auffassung, daß man sich die Person Giovanni Boccaccios ungefähr so vorstellen könnte wie die Helden einiger seiner Liebesgeschichten. Er war kein Heros der Liebe.

Sollten wir uns etwas renaissancemäßig ausdrücken, so müßten wir sagen: Venus ist die Feindin der Musen. Wer sein Leben der Liebe, ganz der Liebe widmet, wird kein großer Künstler. Ebensowenig wie große Feldherrn, Staatsmänner oder Theologen je große Liebhaber gewesen sind. Versteht sich – ich spreche weder dem Dichter noch dem Feldherrn die Fähigkeit ab, oft, innig und gerne zu lieben, aber die Liebe kann ihnen nicht Selbstzweck sein; wird sie es zeitweise doch, so entsteht daraus – Herakles und Caesar sind mir Zeugen – ein höchst gefährlicher Zwiespalt. Die Liebe als Lebenszweck duldet keine Nebenämter. Andrerseits kann man vom kühnen Don Juan höchstens ein harmloses Liedchen bei der Laute, zwei oder drei galante Stanzen erwarten, aber dabei bleibt es; der windige Faublas dichtet überhaupt nicht. Töricht, wer sich erotische Dichter, sie heißen nun Sappho, Ovid oder Janus Secundus, zu gleicher Zeit als Genien der Erotik vorstellt. Im Gegenteil, wo es uns gegeben ist, solche Dichter in ihrem Leben genauer kennenzulernen, da sehen wir, daß es öfter die Sehnsucht als die Erfahrung ist, der ihre Kunst entsprang.

Wir wollen uns nichts vortäuschen – Boccaccio war ein Sohn seiner Zeit, und diese Zeit rechnete, ebenso wie ein Teil des achtzehnten Jahrhunderts, ein heiteres Liebesleben zu den besten Genüssen, dessen dichterische Wiedergabe ohne Sprödigkeit und falsche Scham zu den höchsten Zielen der Literatur – und dennoch beweist uns alles, was wir von Boccaccios Leben wissen, alles, was er uns selbst von seinem Buch erzählt, daß weder persönliche Erfolge noch eine Neigung, dem Geschmacke seiner Zeit Zugeständnisse zu machen, ihn bewogen haben, das Dekameron zu dichten, wie er es uns gegeben hat. Soll es überhaupt Autobiographisches enthalten, so gehört es gewiß nicht in die Reihe der *Lebenserinnerungen* Casanovas, sondern läßt sich viel eher mit Goethes *Werther* vergleichen. Auch das Dekameron ist ein aus einer unglücklichen Liebe entstandenes Buch, mit dem man sich die letzten Reste einer schweren mutlosen Zeit vom Halse schafft.

Schon in der Einleitung sagt er es:

Von seiner Jugend an ist er von hoher und edler Liebe entzündet gewesen – viel mehr als sich dies für seinen niederen Stand schickte. Viel Kummer hat er darüber ausgestanden, nicht so sehr durch die Grausamkeit der Geliebten, als wegen der übermäßigen Glut und des unbändigen Verlangens, die ihn bei

keinem passenden Ziel stillstehen ließen. Da haben ihn köstliche Reden eines Freundes erquickt, vielleicht ihm das Leben gerettet. Aber am meisten tat die Zeit. Was weder freundliche Ratschläge noch Angst vor Schade und Gefahr biegen oder brechen konnten, hat die Zeit so gemildert, daß statt des Schmerzes nur die Erinnerung der Freude geblieben ist! – Es ist überstanden, und nun will er sich für die erhaltenen Wohltaten dankbar zeigen: nicht seinen einstmaligen Ratgebern gegenüber – sie brauchen seine Hilfe nicht –, sondern andern, die seiner Unterstützung bedürftig sind, weil sie sich in derselben Lage befinden. Und er wendet sich zuerst an die Frauen, denn wo Männer viele Mittel besitzen, die Qualen der Liebe zu erleichtern und zu vertreiben, da halten furchtsame und schamhafte Frauen die Flammen in ihrer Brust verschlossen, wo sie, wie jeder weiß, noch größere Gewalt haben. So schreibt er nun sein Buch, um den Frauen, denen das Schicksal sowohl geringere Kraft zum Tragen, als weniger Hilfe hat angedeihen lassen, mit nützlichem Rat behilflich zu sein und ihnen die Betrübnis zu vertreiben. Gelingt dieses – und Gott gebe, daß es gelinge –, so sollen sie Amor dafür danken, daß er, der den Verfasser von seinen Banden erlöst hat, ihm auch Kraft verlieh, ihnen Freude zu bereiten.

Das ungefähr ist der Inhalt des Vorwortes. Es erklärt uns, weshalb die Lebensweisheit in dieser Rahmenerzählung sich nicht wie im Pantschatantram an Fürsten, sondern dieses Mal sich an Frauen richtet.

Nun wäre zu versuchen, ob sich dieses mit einigen Tatsachen aus Boccaccios Leben beleuchten läßt.

Boccaccio war der natürliche Sohn eines bürgerlichen Kaufmannes – Boccaccino di Chelino, gebürtig aus Certaldo –, vielleicht war seine Mutter, eine Französin, adliger Abstammung, vielleicht ist er in Paris geboren, jedenfalls kam er als ganz kleines Kind nach Florenz. Sein Vater bestimmte den Knaben, der, wie er selbst erzählt, schon mit sechs Jahren Proben dichterischer Veranlagung geben konnte, gleichfalls zum Kaufmann. Mit zweiundzwanzig Jahren reiste er zu Handelszwecken nach Neapel und kam in Berührung mit höfischen Kreisen. Er lernte dort mannhafte Ritter, feinfühlige Edelfrauen, aber auch geistreiche Priester und ernste Gelehrte kennen. Sitten und Bildung stachen in jeder Hinsicht von denen bürgerlicher Florentiner Handelskreise, in denen er großgezogen war, ab. Da erwachte sein Ehrgeiz, und der Vater, nicht allzu grausam, gab seinen wiederholten Bitten, studieren zu dürfen, nach – allerdings mit der vorsichtigen Bedingung, daß auch dieses Studium zum praktischen Berufe führen sollte. Er wählte das Recht. Aber die Juristerei brachte ihn seinen dichterischen Idealen wenig näher und war ihm bald nicht weniger unsympathisch als der Handel. Immerhin, er konnte sich jetzt nach Beendigung seiner Kollegs auf die alten Sprachen werfen, sich in die antiken Schriftsteller vertiefen. Aber – und dieses gibt ein Bild seines Lebens, seiner Enttäuschungen – selbst dieses geliebte Studium wurde ihm nicht leicht. Er gehörte nicht zu den Männern, die eine fremde Sprache im Sturm erobern, er besaß nicht den genialen philologischen Instinkt, der so viele Humanisten seines und der folgenden Jahrhunderte kennzeichnet. Das feine Gefühl für Sprachformen, die tiefere Einsicht in das Wachstum der Sprache, durch die in der Renaissance die scheintote Antike zum neuen Leben auferstand, bleiben ihm fremd. Er zeigt nicht die geringste Ähnlichkeit mit Petrarca oder Picus von Mirandola, geschweige denn mit Filelfo oder Erasmus. Spät begonnen, bleibt er trotz glühenden Fleißes und hingebender Liebe nur ein mittelmäßiger Gelehrter. Griechisch ist ihm nie ganz geläufig geworden; sein Latein zeigt auch in den späteren Jahren keinen leichten zierlichen Schwung, in den jungen ist es plump, fast barbarisch.

Wenn wir nun hören, daß er an einem Ostersonntag des Jahres 1338 in der Kirche San Lorenzo zum ersten Male den Stern seines Herzens aufgehen sah, die Frau erblickte, die er ein ganzes Leben lieben sollte, Maria der Überlieferung nach, aus dem Geschlechte der Grafen von Aquino, eine natürliche Tochter König Roberts, seine Fiammetta –, so braucht uns dieses kaum allzu großen Eindruck zu machen. Wir wissen, daß, seit Dantes *Vita Nuova*, solche Begegnungen sozusagen zu den üblichen dichterischen Sitten der Zeit gehören, wie die Sporen zum Rittertum. Und doch, wenn auch Fiammetta in seinem Leben, in seiner Kunst keineswegs die Rolle einer Beatrice oder Laura gespielt hat, wenn sie nur ein Flämmchen und keine Flamme war – er hat sie mit dichterischer und südlicher Leidenschaft tief verehrt, lange geliebt. Er hat nicht unrecht, wenn er von einer hohen und edeln Liebe spricht. Sie war Symbol seines schönen, erwachenden Ehrgeizes, sie vertrat seine Sehnsucht nach Aristokratie in geistiger und gesellschaftlicher Hinsicht; sie ließ ihn sein bürgerliches Leben um so bitterer empfinden und verstärkte seinen Haß gegen alles Niedrige in Abkunft und Beruf. Alles in ihm richtete sich durch diese Liebe auf das Hohe und Edle.

Weder Abstammung noch Reichtum, weder Stand noch Gelehrsamkeit konnten ihm den Weg bahnen zu den Gesellschaftskreisen und zu der Geliebten, dahin sein Herz ihn zog. Blieb die Dichtkunst . . . Dichtkunst war immer noch das Wunderkraut, das die Felsen öffnen konnte – selbst die Felsen einer exklusiven Hofgesellschaft. Die Zeit lag noch nicht weit zurück, da Minnesang und Minnedienst Adel verleihen konnten, und die Welt hatte noch nicht gelernt, sich zu wundern, wenn ein Dichter einen König duzte. Aber – und hier kommt die zweite Enttäuschung – Boccaccio war nicht nur kein großer Philologe, er war auch eigentlich kein großer Dichter. Wir besitzen von ihm viele schöne Dichtungen in allen Spielarten,

die seine Zeit kannte, Lieder und Gesänge in geläuterter Technik, tief empfunden, voll dichterischer Einbildungskraft – man braucht, um ihn als Dichter zu würdigen, die Zwischenspiele im Dekameron nur zu lesen. Er war erfinderisch, und die Welt verdankt ihm zum Teil den Gebrauch der epischen Ottaverime. Und doch macht ihn alles dieses nicht zu einem wahrlich großen Dichter. Die innere Notwendigkeit, die zum Dichten zwingt, die aus der Seele die Verse strömen läßt, wie Wasser aus den Bergen, wenn der winterlich angesammelte Schnee der Gipfel im Frühling sich löst, der heilige Zwang, der Äschylos und Dante zu Dichtern machte – Boccaccio besaß sie nicht. Dichten war ihm, wenn er sich schon von seiner frühsten Jugend dazu angezogen fühlte, dennoch keine Lebensverrichtung; er konnte dichten mit Ergebung und Leidenschaft, und doch war die Dichtkunst nicht in seiner innersten Natur begründet.

Indessen – das, was er konnte, genügte, um ihm Zugang zu verschaffen zu dem Kreis, nach dem es seiner heiteren jungen Eitelkeit verlangte und zu dem Fiammetta-Maria gehörte; aber es wird nicht ganz genügt haben, Boccaccio dort die Stellung zu verschaffen, auf die er meinte Anspruch zu haben. Er war geistreich genug, um mit ihm zu scherzen, begabt genug, um sich von ihm besingen zu lassen, wohlgestaltet genug, um ihn gerne als Anbeter zu sehen und ein Liebesabenteuer mit ihm anzufangen – aber er war doch keinesfalls so groß als Denker und Dichter, so ritterlich als Kavalier oder so stolz und ausgelassen als Liebhaber, daß eine verwöhnte höfische Frau wie Maria ihn über alle andern stellen und in ihm etwas anderes hätte sehen können als den Gesellen einer heiteren, aber nicht allzu langen Episode. Sehr bald, nachdem sie durch ein lockendes Vorspiel seiner Schüchternheit ein Ende gemacht, er durch ein kühnes Wagnis ihren letzten Widerstand gebrochen, und das, was ihm höchstes Glück schien, erreicht hatte, mußte er schon erfahren, daß diese Frau ihn nicht so liebte, wie er sie. Eifersucht? Gewiß, auch das – aber daneben eine Empfindung, die Eifersucht noch herber macht: die Empfindung der eigenen Unzulänglichkeit, die Empfindung, daß zwischen dem, was er sein wollte, und dem, was er war, nie vollkommene Übereinstimmung herrschte. Bald darauf der Beweis, daß sie ihn betrog, die Überzeugung, daß sie ihn wohl immer betrogen hatte. Wie viele aus der höfischen Umgebung mögen diesem Spiele zugeschaut und sich ins Fäustchen gelacht haben – und wie mag verletzte Eitelkeit die Wunde vergiftet haben!

Wir schreiben, obwohl es verführerisch genug wäre, den neapolitanischen Hof kreis um 1340 zu schildern, keinen historischen Roman; wir versuchen nur zu erklären, wie in der Seele eines Dichters jene Bitterkeit, Unzufriedenheit und Überempfindlichkeit entstanden sind, die sich in einem Teil seiner literarischen Arbeit so deutlich zeigen, die ihn schließlich dazu brachten, die Dichtkunst zu verlassen, um in religiöser Schwärmerei und wissenschaftlicher Arbeit sein Heil zu suchen. Es gibt Menschen, denen es scheinbar recht gut geht und an deren Wohlstand doch immer eine Kleinigkeit gebricht – »Es fehlt ihm ein Groschen, um Millionär zu werden«, hörte ich einmal von einem Börsenspekulanten sagen. So erging es in geistigen Dingen Boccaccio. Immer fehlte irgendwo eine Kleinigkeit. Menschen, denen er dieses am liebsten verheimlicht hätte, bemerkten es, und gerade weil sie es bemerkten, schienen ihm selbst die kleinen Lücken doppelt so groß. Das war es, was Boccaccio in seinen süditalienischen Jahren an sich selbst und an der Welt enttäuschte. In diesem Lichte bekommt der Satz, daß er von höherer und edlerer Liebe entflammt gewesen sei, als es seinem niedern Stande ziemte, eine fast tragische Bedeutung.

### *2. Die Fiammetta-Dichtungen*

Fast alle Jugendarbeiten Boccaccios – wir können sie, da sie mit dem Dekameron nur lose zusammenhängen, hier nur streifen – stehen in dem Zeichen Fiammettas. Dichtung war das Mittel gewesen, die Geliebte zu gewinnen. – »Mein ganzes Verlangen ging dahin, zu ergründen, wie weit die Kunst, Worte geistreich zusammenzufügen, Verse zu schreiben, das Herz der Menschen zu erschüttern vermag; mit Eifer ergab ich mich dieser Kunst, meinen Stil bildete ich auf das rührendste aus, und ich versäumte auch kein anderes Mittel, das mir geeignet schien, das Ziel meiner Wünsche zu erreichen; nicht ohne Mühe und Anstrengung verfolgte ich sie lange, aber endlich fiel sie in die Schlinge, die ich ihr mit so vieler Sorgfalt gelegt hatte.«

Wollen wir den ersten Stufen dieser poetischen Verführung folgen? Auch dies hat uns der Dichter ermöglicht. Bei einem Gespräche in einem Nonnenkloster – dem Orte, wo sich damals junge Männer und Frauen der Gesellschaft zur gemeinsamen Unterhaltung zusammenfanden – trifft Boccaccio einmal die Geliebte, und im Laufe des Gesprächs bittet sie ihn bei der Kraft, die am Tage, da er sie zum ersten Male sah, von ihren Augen ausging, ihr in einem kleinen Buche in der Volkssprache die Geschichte der jungen Liebenden Flor und Blancheflor, die noch von keinem Dichter in geziemend erhabener Weise besungen war, bis zu Ende zu erzählen. So entstand die erste Hälfte jenes Buches, das Boccaccio *Filocolo* nannte, das die rührenden Abenteuer dieser zwei Getreuen enthält, die von der spätgriechischen Zeit an, da sie zuerst erzählt wurden, bis tief in die Renaissance hinein vielen schönen Augen Tränen entlockt haben, und die

selbst unsre Zeit, der die Abenteuer der Manon Lescaut oder des Rodja Raskolnikow näher liegen, nicht ganz vergessen hat. Vollendet wurde dieses Prosabuch erst später.

Vermutlich – ich verzichte von nun an darauf, die Geschichte dieser Jugenddichtungen, deren Chronologie ein Labyrinth mit endlosen Irrgängen ist, mit Ausdrücken wie »*vermutlich, aller Wahrscheinlichkeit nach*«, oder »*nach der Hypothese des Herrn X.*« auszuschmücken – entstanden zu gleicher Zeit andre Arbeiten. Zunächst der *Filostrato*. Auch hier erzählt die Widmung an Fiammetta, was den Dichter zum Schreiben veranlaßte. Es war wieder eines von jenen gebildeten Gesprächen, wie sie die Zeit und der Kreis nicht weniger liebten als die Griechen ihre Symposia. Die Kasuistik der Liebe stand in der Mitte, und das Thema hieß: ein Verliebter kann seine Dame nur aus der Ferne betrachten, er kann manchmal von ihr reden, er kann immer an sie denken. Frage: welche von diesen drei Möglichkeiten gewährt ihm den größten Genuß? Boccaccio hatte sich für die dritte entschieden. Nichts kann die Gedanken an die Geliebte stören! Nun aber war Fiammetta auf kurze Zeit verreist. Da empfand er, wie er sich geirrt hatte, wie sehr der Anblick ihrer Schönheit ihm Lebensbedürfnis war – und zum Tröste beschrieb er die Schicksale des treuen Troilo und dessen Schmerz über die abwesende, untreue Criseida in Ottaverime. Fraglos hat er die Episode aus dem trojanischen Krieg – den er damals noch nicht aus Homer, sondern aus einem französischen Epos kannte – ernst genommen. Dennoch liegt über dem Ganzen ein so humoristischer und satirischer Schimmer, sind zeitgenössische Zustände und Begebenheiten so drollig darin verschnörkelt, daß wir an Boccaccios Naivität nicht ganz glauben können, und wie es inhaltlich eine Prophezeiung von Shakespeares Drama ist, so gibt uns die Form einen deutlichen Vorgeschmack von Ariosto. Die Muse ist eine heimtückische Kreatur, wer glaubt, sie seinen Zwecken dienstbar machen zu können, muß oft erfahren, daß eigentlich sie es ist, die ihn unterwirft und zum besten hat. Während Boccaccio Töne suchte, die ihm helfen sollten, seine Geliebte zu gewinnen, zu behalten oder sie wieder zu erlangen, nimmt seine Begabung, ihm selbst zum Trotz, hier Formen an, die mit Minnedienst nichts gemeinsam haben, dagegen den spätem Verfasser des Dekameron verraten.

Ebenfalls aus dieser Zeit stammt ein zweites Epos, die *Teseide*, das von der Liebe zweier thebanischer Ritter, Arcita und Palemone, für eine Schwester der Amazone Ippolita, eine Schwägerin des Theseus, namens Emilia handelt. Wiederum ist es Fiammetta gewidmet: »Was man hier liest unter dem Namen von einem der beiden Liebhaber und unter jenem der geliebten Frau, bezieht sich, wenn Du es genau betrachtest, auf das, was wir, Du und ich, einander gewesen sind. Welchen Liebhaber ich im Auge habe, sage ich Dir nicht, Du wirst ihn selbst erkennen« – also ein Selbstbildnis und ein Rebus – aber einer, der leichter zu lösen ist als die meisten der sonstigen Boccacciorätsel. Arcita, der Mann, der zum Schlüsse seinen Nebenbuhler besiegt, aber durch Venus' Tücke des Siegespreises verlustig geht, ist der Ritter, in dem Boccaccio sich selber zu konterfeien versucht hat: etwas sentimental, etwas geschmeichelt und sehr im Stile der Zeit. Keine sehr starke Arbeit, und doch . . . schimmert nicht Tasso durch den Nebel?

Nicht nur Venus war ihm damals abhold, auch Juno, der Reichtum, und Ramnusia, oder das neidische Schicksal, behandeln ihn, wie er schreibt, damals schlecht. Die Geschäfte des Vaters gerieten zu Ende der dreißiger Jahre durch einen Florentiner Bankkrach in bedenklichen Zustand; der Sohn mußte sich einschränken, lebte in einer übelriechenden Wohnung in einer Vorstadt, konnte sich in seinen geflickten Kleidern nicht mehr bei Hofe zeigen und mußte sich Ende 1340 entschließen, nach Florenz, das er zu hassen glaubte, zurückzukehren. Daß er dies alles nicht in bester Laune tat, ist begreiflich – weniger gerecht war es, daß er die Schuld für all sein Unglück auf den alten Boccaccino warf und ihn in seinen Dichtungen häßlicher darstellte, als kindliche Pietät und guter Geschmack es erlaubten.

Aber weder Laune noch Umgebung beeinträchtigten seine Arbeitslust. Bald nach seiner Rückkehr ist der *Ameto* entstanden, eine Prosaidylle mit vielen eingestreuten Terzinen und Canzonen, in der erzählt wird, wie der Jäger Ameto, eine Art Florentiner Caliban, durch seine Liebe für die Nymphe Lia seine rauhen Sitten ablegt und zum friedlichen Hirten wird. Zum Schlüsse wird der Bekehrte in den Kreis der Nymphen eingeführt, und an einem Nachmittage erzählen Lia und ihre Freundinnen Mopsa, Emilia, Adionia, Acrimonia, Agapes und Fiammetta, deren jede einer antiken Gottheit dient – aber deren jede die Züge einer wirklichen Zeitgenossin Boccaccios trägt –, ihre Liebesgeschichten. Zwei von diesen, die der Emilia und die der Fiammetta, beziehen sich wieder auf Boccaccios eigenes Leben. Er spaltet hier sein Ich in zwei Liebhaber, die er Ibrida und Caleone nennt; in Emilias Geschichte finden wir außerdem Andeutungen über Ibridas – d. h. Boccaccios – Mutter. Endlich, nachdem sie ihre zum Teil betrüblichen, meistens aber sehr verfänglichen Liebesabenteuer erzählt haben, verwandeln sich diese Frauen unerwarteterweise in die sieben christlichen Tugenden – Venus kommt als Feuersäule vom Himmel herunter, erklärt, daß sie das Licht des Himmels, dreifach und doch eine, Anfang und Ende aller Dinge ist, Ameto wird seiner Kleider entledigt und in dem Brunnen getauft . . . und dem verblüfften Leser bleibt es anheimgestellt, wie er sich mit dieser disparaten Symbolik abfinden will. Aber wie wir vorhin Ariosto und Tasso nannten: in dieser Dichtung liegen die

Wurzeln der Kunst Sannazaros, Guarinis und des ganzen späteren Hirtenspiels.

Nun wurde auch der *Filocolo* vollendet, und in diesem zweiten Teile befindet sich jene bekannte Episode, die für die Urform des Dekameron gilt. Der Held Florio irrt, um Biancifiore zu suchen, durch die Welt und kommt auch nach Neapel. Hier findet er in einem Garten, nicht weit von Posilippo – Boccaccio wird nicht müde, immer wieder die Gegend, wo Virgils Grab liegt, und die Landschaft zwischen Arno und Mugnone zu beschreiben –, die schon so oft erwähnte adlige Gesellschaft, deren Mitte Fiammetta ist. Und wieder werden die Probleme der Liebe besprochen. »Wenn eine Frau dem einen Liebhaber einen Strauß schenkt, den sie in ihren Haaren getragen hat, sich aber mit den Blumen des andern Liebhabers schmückt, wem von beiden Männern hat sie dann den größten Beweis ihrer Liebe gegeben?« – »Zieht eine Frau in ihrem Liebhaber den Mut, die höfischen Sitten oder die Bildung vor?« – »Soll man ein junges Mädchen, eine verheiratete Frau oder eine Witwe lieben?« Und viele andre. Damit sich die Gespräche nicht verwirren, wird Fiammetta zur Königin gewählt und nimmt nach etwas Zögern errötend die Lorbeerkrone an. Manchmal werden die Fragen durch Beispiele erläutert, und so finden wir hier zwei Erzählungen, die uns am zehnten Tage des Dekameron wieder begegnen werden.

Bald darauf wieder zwei Arbeiten, von denen ich die erste auch dem emsigsten Boccaccioleser nicht zu Lektüre empfehlen kann, während die zweite, von allen Jugendwerken das tiefste und ursprünglichste, wohl verdient, auch bei solchen, die nicht Italienisch lesen, bekannt zu sein. Die *Amorosa Visione* bedeutet formell und inhaltlich die größte Anstrengung des Dichters – aber die größten Anstrengungen bedeuten nicht immer die besten Kunstwerke. In Terzinen geschrieben, deren Anfangsbuchstaben, nacheinander gelesen, drei geschwänzte Sonette – zwei an die hier mit Namen genannte Madonna Maria und eins an den Leser – bilden, entspricht dieses Riesenakrostichon inhaltlich ungefähr dem Alpdruck eines jungen Kunsthistorikers, der, nachdem er stundenlang versucht hat, die Wandfresken der Capella degli Spagnuoli zu enträtseln, vor Erschöpfung eingeschlafen ist. Der Dichter folgt hier einer Donna gentile piacente e bella, die versprochen hat, ihn zum höchsten Glück zu führen; aber seiner Begleiterin weniger gehorsam als Dante seinem Meister, sieht er auch manches, was sie ihm lieber vorenthalten hätte. Mit ihr oder ohne sie irrt er durch endlose Säle mit historisch-allegorischen Wandbildern, durch erotische Gärten mit symbolischen Brunnen – er schaut den Triumph der Wissenschaft, des Ruhms, des Reichtums, der Liebe, er schaut Dutzende, nein, Hunderte von berühmten Männern und Weibern, gibt zahllose verständliche und unverständliche Anspielungen auf Vergangenheit und Gegenwart – und das Ganze mutet uns an, als ob nach fleißigen und vielseitigen Studien in Neapel Giovanni in Florenz eine Art dichterisches Maturitätsexamen hat ablegen wollen. Wenn sie uns auch eine unschätzbare Quelle zum Verständnis der Denkart und der Ausdrucksweise des Trecento gibt, weite Ausblicke in eine literaturgeschichtliche Zukunft bekommen wir beim Lesen der *Amorosa Visione* nicht – sie reichen höchstens bis zu Petrarcas *Trionfi* oder bis zu den lateinischen Alterswerken Boccaccios selbst.

Dagegen der Prosaroman *Fiammetta*. Man liebt es, dieses Buch als den Prototypus des modernen psychologischen Ich-Romans zu betrachten, und gewiß, wer es liest, muß an Goethes *Werther* oder Benjamin Constants *Adolphe* denken. Und dennoch liegen hier die Verhältnisse ganz anders. Sowohl Goethe wie Constant sind bei ihren Hauptpersonen von sich selber ausgegangen – mit Einschränkungen, mit Übertreibungen, mit dichterischen Freiheiten und künstlerischen Abänderungen des Wirklichen haben sie immerhin ein Bild von sich selber gegeben. Werther ist und bleibt Goethe, wenn auch ein Goethe, den Goethe abschütteln mußte, um wahrlich Goethe zu werden. Dasselbe gilt mutatis mutandis für Constant und Adolphe. In der *Fiammetta* ist das Problem verwickelter. Fiammetta hatte Boccaccio betrogen – zunächst hatte er nichts anderes tun können, als seinen eigenen Schmerz auszuschreien, die Ungetreue zu beschimpfen, dem verlorenen Glück nachzutrauern . . . und immer zu hoffen, daß es noch wieder anders werden würde. Nun aber die Zeit einiges gemildert hat, findet er eine neue Form: was ihm geschehen ist, wird auf sie übertragen. Nicht der Mann ist betrogen, sondern die Frau, nicht die Geliebte treulos, sondern der Liebhaber. Hat der Dichter früher gesagt, daß ihn Fiammetta nie in der Weise geliebt hatte, wie er sie – hier steht eine Frau vor uns, die ihrerseits dem Geliebten viel mehr gegeben hat, als er zu würdigen oder zu erwidern imstande war. Psychologie? Gut! – aber eine psychologische Metempsychose: Boccaccios Seele ist in Fiammetta gewandert, Fiammettas Psyche auf Boccaccio übertragen. Der Anfang der Liebesgeschichte wird wahrheitsgemäß oder jedenfalls ebenso wie im *Ameto* geschildert; aber dann ist es der Liebhaber, der abreist und, ohne daß ihm die Frau dazu Veranlassung gab, ihr in der Ferne untreu wird. Nicht seine Schmerzen werden geschildert, sondern die ihren: Troilus ist Cressida geworden. Nicht nur im großen wird diese Umkehrung durchgeführt, sondern bis in Einzelheiten. Boccaccio hat in den vielen Gestalten, die er sich selber gab, in Prosa und in Sonetten geschluchzt, sooft er der Stätte gedachte, die Orte besuchte, wo seine Liebe angefangen, wo er die ersten Gunstbeweise Fiammettas bekommen hatte. Jetzt ist Fiammetta an der Reihe. Ihr Gatte – ein mit Takt und feinen Zügen geschilderter Edelmann, weit entfernt von dem

Typus des Hahnreis – bringt die Betrübte, die ihm den Grund ihres Jammers nicht sagen kann, nach Bajae, gerade dorthin, wo die liebsten Erinnerungen sich mit der Bitterkeit der Gegenwart verbinden, und ihre Verzweiflung äußert sich in fast denselben Worten, die wir kurz vorher aus Boccaccios Munde hörten. So geht es Zug um Zug. Haben wir es hier mit einer Art der Rache, mit der Genugtuung einer verletzten Eitelkeit zu tun? Jedenfalls ist das Kunststück gelungen: mögen die Seelenprobleme des Dichters auch noch erstaunlicher als die seiner Schöpfung sein, doch ist aus Fiammetta eine Figur geworden, die uns vom Anfang bis zum Ende fesselt. Und noch eins steht fest: wir können mit autobiographischen Angaben eines Schriftstellers, dem solche Umkehrungen gelingen, nicht vorsichtig genug sein. Was schon bei *Werther* und *Adolphe* äußerst heikel ist: die wirkliche Gestalt des Dichters und seiner Umgebung aus seinen Arbeiten zu rekonstruieren, wird bei Boccaccios Dichtungen zur Unmöglichkeit. So besteht wenig Aussicht, daß wir Giovannis Verhältnis zu jener Maria-Fiammetta, die in der Einleitung zum *Filocolo* leibhaftig mit ihm redet, in *Ameto* zu gleicher Zeit ein neapolitanisches Edelfräulein und eine der Ariadne dienende Nymphe ist, um sich schließlich als die Tugend der Hoffnung zu entpuppen, die in der *Teseide* Emilia heißt, aber mit der Emilia im *Ameto* nicht identisch ist, deren Namen die *Amorosa Visione* akrostichisch durchzieht, und die in dem Fiammettaroman Boccaccios Doppelgängerin wird, je genau kennen und verstehen werden. Bei den Liebesgesprächen im zweiten Teile des *Filocolo* sieht der Liebhaber Caleone, wie ein Sonnenstrahl das Wasser im Brunnen trifft und von dort ein Glanzlicht auf die Königin zurückspiegelt. Ein kleiner Geist entsteigt diesem spielenden Licht und beleuchtet zuerst die Augen des Mädchens, dann klettert er zu ihren blonden Locken empor und ergeht sich in dem Laubkranz, versteckt sich, erscheint wieder und entzündet dort eine goldene Flamme. Dann singt er: »Ich bin ein Widerschein aus Venus' Himmel, so verliebt in diese Augen, daß ich, wäre ich sterblich, daran sterben würde, voller Freude hüpfe ich von Ast zu Ast, in diesen goldenen Strähnen gehe ich umher, und an meinem eigenen Strahl entzünde ich mich; in meiner lieben kleinen Flamme zeige ich, wie groß die Kraft der himmlischen Strahlen, sie segnen jeden, der in diese Augen blickt, aus denen ich jedesmal, wenn es ihr beliebt, herniedersteige – denn wahrlich, sie ist die Königin meines Reiches.« So war Boccaccios Fiammetta, und damit müssen wir uns begnügen.

Den Abschluß der Jugendwerke bildet eine Idylle im Stile von Ovids Verwandlungen, das reizende *Ninfale Fiesolano*, die Geschichte des Hirten Affrico und der Nymphe Mensola, das Liebeswerben, die Liebeslist, Sehnsucht, Glück, Kummer und endlich die Verwandlung der beiden Liebenden in zwei Bächlein, die ihre Namen tragen, während ihr Sohn fortlebt und Gründer von Fiesole wird. So weit wir es ersehen können, fehlen hier Fiammetta und die persönlichen Anspielungen, und obwohl es gewiß weniger tief ist als der Fiammettaroman, lesen wir doch diese liebenswerte üppige Hirtengeschichte mit einem Seufzer der Erleichterung, weil sie uns so wenig Rätsel zu raten gibt.

## III. Die Quellen des Dekamerons

### *1. Volkstümliches*

Man frage den liebenswürdigen Geschäftsreisenden Meyer, der, wo er eintritt, schon mit einem Lächeln begrüßt wird, weil man ihm sozusagen den neuesten Witz schon auf den Lippen schweben sieht, und auch den Oberförster Rebhuhn, der am Stammtisch zu Waldwinkel bei jedem Tagesereignis eine diesbezügliche Anekdote aus alter Zeit zu erzählen weiß, oder Tante Leonore – den Schwärm der Kinder –, die so schöne Lieder kennt und, sobald es dämmert, bereit ist, ein Märchen zu erzählen – man frage sie alle einmal danach, wie sie eigentlich zu ihrem unerschöpflichen Repertorium gekommen sind. Viel wird es nicht nützen, und eine genügende, das heißt in diesem Falle eine wissenschaftlich brauchbare Antwort wird man nicht bekommen: irgendwo gehört, irgendwo gelesen, irgendwo aufgefangen . . .

Hätte man Boccaccio nach der Herkunft seiner Erzählungen gefragt, er würde auch nicht viel anderes geantwortet haben.

Geschichten, wie weitaus die meisten, die wir im Dekameron finden, lassen sich wohl mit Pflanzen vergleichen. Irgendwo, irgendwann sind sie entstanden. Ob sich für diese Entstehung ein bestimmter Ort nachweisen läßt, von dem aus sie sich weiterverbreitet haben, entzieht sich unsrer Beobachtung. Es scheint nicht ausgeschlossen, daß unter gleichen Umständen an verschiedenen Orten gleiche oder sehr ähnliche Gebilde entstehen können. Jedenfalls finden wir jetzt denselben Typus an sehr entlegenen Stellen. In einigen Fällen, wo der Mensch sie absichtlich verpflanzt oder auf seinen weiten Wanderungen mit sich genommen hat, gelingt es, den Weg nachzuweisen, auf dem sie gekommen sind, in andern Fällen fehlt diese Möglichkeit, und wir müssen uns damit begnügen festzustellen, daß sie da sind.

Zu Anfang sind sie »wild«. Nur an gewisse Lebensbedingungen gebunden, wachsen sie im allgemeinen,

wie sie wollen. Zuzeiten aber werden sie gepflegt, gezogen, veredelt durch die Mittel der Kunst. Es entstehen wahre Treibhäuser der Erzählung. Aufbau, Kontrapunktik, Retardierung, Spannung, Überraschung werden versorgt, Schrift und Dichtkunst verleihen dann Form und Stil – und nun erhalten sie einen offiziellen Platz neben Lied und Tanz oder finden ihren Weg zum Drama, Roman und Epos. Dann wieder vernachlässigt man sie, läßt sie von neuem verwildern; sie lösen sich von den Kunstformen los, verkriechen sich in Ecken, die mit der Literatur nichts gemeinsam haben, und was wir als glänzende Leistung eines Meistererzählers oder in der Dichtung eines gottbegnadeten Poeten gekannt haben, finden wir als plumpe Erzählung in einer bäurischen Kinderstube oder als Zote am Krähwinkler Biertisch wieder. Dennoch können weder das Treibhaus, noch die Verwilderung sie so umgestalten, daß wir sie nicht wiedererkennen. Man mag sie mit Schnörkeln überladen, oder sie mögen verwittern und verkümmern, ein gewisser Kern, das Eigentliche, was ihren Typus bestimmt, bleibt sich gleich. Und was am erstaunlichsten ist, die Zahl der einzelnen Typen hat sich weder in guten noch in bösen Zeiten stark vermehrt oder verringert. – Auch hier waltet und bindet das in der Kunstgeschichte noch allzu wenig beobachtete und umschriebene Gesetz der beschränkten Möglichkeiten.

In den Köpfen der Durchschnittsmenschen befindet sich ein Gärtchen, wo zusammen mit Sprichwörtern, Redensarten, Märchen und mehr Derartigem eine mehr oder weniger ausgedehnte Flora solcher Geschichten blüht. Sie sehen sehr verschieden aus. Ein Teil ist uns auf dem Wege der schriftlichen Überlieferung zugekommen. Schon da herrscht ein fröhlicher Wirrwarr. Einige wurden uns, als wir Kinder waren, vorgelesen, einige haben wir unter irgendeiner Form beim alten und neuen Sprachunterricht in der Schule kennengelernt, einige haben wir später in der Literatur gefunden oder auf der Bühne gesehen. Sie haben sich aber ganz oder zum Teil von den Formen, in denen wir sie in uns aufnahmen, losgelöst, und wir tragen sie als »reine« Geschichten mit uns herum. Dazu kommt, was uns die mündliche Überlieferung gab: von der alten Amme und der Großmutter gehört, als Witz oder Anekdote von einem Schulfreund oder einem Bekannten erzählt bekommen und so weiter. Die meisten machen von diesem Gärtchen wenig Gebrauch – höchstens erzählen sie gelegentlich Kindern oder Nachbarn einiges wieder. Einige aber pflegen es und tun nichts lieber, als ihre Blumen verschenken, bis es zur Gewohnheit, oft zur lästigen Gewohnheit wird, und bei solchen sammelt sich dann immer mehr an und wuchert lustig weiter. Sie sind die wandelnden Beweise dafür, wie viele solcher Geschichten noch im Umlauf sind, wie viele man im Leben hört und wie viele man, gingen sie nicht zum einen Ohr hinein und zum andern heraus, behalten könnte. Mancher Forscher würde wohl daran tun, einen solchen Anekdotenkrämer einmal unauffällig auszuhorchen – sie sind mit den Witzerzählern und den Leutchen, die keinen Satz aussprechen können, ohne ein Sprichwort oder eine Redensart einzuflechten, gleichsam die Bazillenträger der Folklore. Beim Geschäftsreisenden Meyer, bei Förster Rebhuhn und Tante Leonore fristen die verschiedenen Arten ihr Dasein – von ihnen aus verbreiten sie sich so gut es geht weiter.

Boccaccio, Shakespeare, Lafontaine stehen von diesen dreien nicht gar so weit entfernt, nur haben sie ihren Garten mit künstlerischer Absicht gepflegt und zu andern Zwecken erweitert . . . Weise Botaniker kamen und versuchten die Flora zu bestimmen und zu katalogisieren.

Und nun: »In die Ecke, Besen« – fort mit dem zu Tode gehetzten Gartengleichnis.

Die »Quellen des Dekameron« heißt ein schönes und sehr gelehrtes Buch, worin uns von ungefähr neunzig der hundert Erzählungen Vorgänger aus andern Ländern und Zeiten namhaft gemacht werden und worin wir den Weg beschrieben finden, auf dem vielleicht einige von diesen von Land zu Land und von Jahrhundert zu Jahrhundert gewandert sind. Da gibt es ganze Stammbäume, da hören wir von Orient und Okzident, von der Antike und vom zeitgenössischen Italien, von Moral und von Stadtklatsch, von historischen und phantastischen, weltlichen und religiösen Bestandteilen, von Volkssage, Märchen, Roman, Anekdote und Novelle – und das ist alles recht interessant und unterhaltend. Aber Quellen?

Nur in sehr seltenen Fällen läßt sich nachweisen, daß Boccaccio, während er seine Novelle schuf, entweder das Buch, dem er den Stoff entnahm, neben sich gehabt hat oder, was zu seiner Zeit keineswegs selten war, es teilweise auswendig konnte. Bei fast allen andern finden wir neben Ähnlichkeiten und Anklängen so viele Abweichungen und Änderungen, daß es sehr zweifelhaft wird, ob er grade dieses Buch benutzt hat und von einer Quelle im eigentlichen Sinne nicht gesprochen werden darf. Der weit größte Teil des hier so scharfsinnig zusammengetragenen Materials dient nur dazu, zu beweisen, wie alt und allgemein verbreitet die Stoffe waren und noch sind, aus denen Boccaccios Repertorium zusammengesetzt war.

Ein Teil dieser Erzählungen lebt heute noch im Munde des Volkes. Oft habe ich von Menschen, denen das Buch unbekannt war, als Liebesgeschichte, als Witz, als Anekdote Geschichten des Dekamerons erzählen hören. Manchmal konnte ich durch irgendeine Wendung feststellen, daß diese mündliche Überlieferung indirekt wieder auf Boccaccio zurückzuführen war; manchmal schien es mir sicher, daß sie

einen anderen Weg gewählt hatte – aber in weitaus den meisten Fällen fanden sich weder für das eine noch für das andere Anhaltspunkte. Wie sich nun diese umlaufenden Geschichten zum Dekameron verhalten, so verhält sich das Dekameron zu den vorhergehenden: sie haben den gleichen Inhalt, aber es läßt sich nicht nachweisen, daß es gerade diese Form des Überkommenen war, die dem Dichter zu seiner Erzählung verhalf.

Der kluge Verfasser dieses Quellenbuches gibt erstens zu, daß neben diesen schriftlichen uns überlieferten Fassungen ungezählte mündliche bestanden haben müssen, und erkennt zweitens unumwunden an, daß, selbst wenn einige wirklich »Quellen« sind, Boccaccios Größe gerade darin liegt, daß er sie nicht wiedergab, wie er sie fand, sondern daß er sie abänderte.

Dennoch bietet das Buch auch etwas Positives: wir lernen durch es einiges über Geistesströmungen, die den Dekamerondichter bewegten. Da liegt der Weg. Um Boccaccio gerecht zu werden, müssen wir das Wort Quelle in weiterem Sinne auffassen. Hier gilt es zunächst nicht, festzustellen, woher ihm die einzelnen Geschichten zugeweht sind oder zugeweht sein können, sondern wir müssen anfangen, seine geistigen Ahnen zu suchen, die Kulturkreise, aus denen eine Figur wie die seine im Laufe der Zeit hervorging.

Und wenn wir diese Kreise mit Schlagwörtern benennen wollen, so heißen sie: die Antike, die französische Dichtung des 12. und 13. Jahrhunderts und Dante.

### *2. Die Antike*

Die Antike ist ein Pfauenschwanz mit hundert Augen oder ein Edelstein, geschliffen mit endlosen Facetten, oder ein Tisch in Auerbachs Keller, aus dem für jeden der Wein fließt, den er sich wünscht. Und nun erst die Renaissance! »Wiedergeburt der Antike« – sagen die Schulbücher. Gewiß, sie ist auferstanden – aber da gibt es mindestens ebensoviel Arten der Wiedergeburt, wie die Naturgeschichte Geburtsarten kennt. Hier ist eine Antike, die sich von neuem zeigt, dort eine andere, dort . . . Die Antike Dantes ist nicht dieselbe wie jene der platonischen Akademie unter Cosimo, die Antike Poggios weicht ebensosehr von der des Machiavelli oder der des Erasmus ab, wie diese von Reuchlins oder Dürers Antike – es gibt eine Antike von Winckelmann, eine von Goethe, eine von Wilamowitz. Wer Renaissance sagt und nicht für einen Phrasenheld gehalten werden will, den kann man mit Fug auffordern, sich näher zu erklären.

Boccaccios Antike ist weit entfernt von allem, was wir »klassisch« oder auch nur »klassizistisch« zu nennen pflegen. Wer sie verstehen will, kommt bei einem Studium des sechsten und fünften Jahrhunderts, der großen Epen, der Tragiker, Platos, Thukydides' oder Demosthenes' ebensowenig auf seine Kosten, wie wenn er sich an Plutarch oder selbst an Lukian wendet. Boccaccios Antike liegt in der Periode, die wir den Hellenismus nennen. Es sind jene drei oder vier Menschenalter nach dem Tode Alexanders, die genügten, zu beweisen, daß, was in kurzer Zeit in einer kleinen Weltecke geboren und gebaut war, tatsächlich eine Jahrtausende überdauernde Kulturgrundlage für die Menschheit werden konnte – die große Probe auf das Exempel der griechischen Kunst und Wissenschaft. Eine Zeit, die, obwohl sie von bedeutenden Männern strotzt, keine Kunstwerke ersten Ranges hervorgebracht hat, die dem griechischen Geist nichts wahrhaft Großes hinzufügen konnte und die dennoch die Größe des griechischen Geistes dauernd bestätigte, indem sie ihm eine immer noch ungeahnte Tragweite verlieh. Eine schwer zu kennende, noch schwerer zu verstehende Zeit. – Wie die Buchstaben eines Palimpsestes, fangen nach langer angestrengter Forschung ihre Umrisse an, sich zu zeigen, aber wenn nicht ganz unerwartete Funde unser Wissen bereichern, werden wir sie nie genau kennen.

Boccaccio kannte sie überhaupt nicht.

Für diese verblüffende Tatsache sind nur zwei Erklärungen möglich.

Entweder das Wort Rinascimento ist das bestgewählte der gesamten historischen Terminologie . . .

Wahrhaftig, hier muß etwas wiedergeboren sein. Hier ist das Altertum nicht wiedergefunden, wie ein Knabe ein Buch seines Urgroßvaters in einer alten Truhe auffindet oder wie ein Forscher nach fleißigem Studium und vorsichtigem Schürfen den Spaten ansetzt und eine alte Stadt freilegt. Wer ein Bild sucht, muß schon zur Seelenwanderung greifen. Die Menschen fanden die Antike nicht – sondern die Antike fand wieder die Menschen; sie reinkarnierte sich. Was als Geist umgegangen, fand mit einem Schlage wieder einen Körper. Die Nonnenleiber des Mittelalters, in die zuweilen ein höllischer Geist fuhr, um mit dem geliehenen Munde unheimliche Weisheit oder leichtsinnigen Unflat zu verkünden, können über den ungebetenen Gast nicht erstaunter gewesen sein als die Männer der Frührenaissance über den Geist, der sich ihres Innersten bemächtigte, von dem sie fortan besessen waren. Dieser Geist war so unabhängig von ihren bisherigen Überzeugungen, so selbstständig in seinem Auftreten und Handeln, daß es vollkommen

gleichgültig war, ob sie ihn vorher gekannt, ja sein Vorhandensein geahnt hatten. Boccaccio wäre hierfür das schlagendste Beispiel. Spiritus flat ubi vult. In diesem Sohn des krämerhaften Philisters aus Certaldo wird, ohne daß er oder irgend jemand begreift wie, mit einem Male die literarische Kultur des Hellenismus wiedergeboren, dieses wunderbare Stück Antike, von dem wir – ich wiederhole – langsam einen Schimmer bekommen, aber das dem vierzehnten sowie vielen späteren Jahrhunderten unbekannt war und blieb.

. . . Oder wir müssen das Wort Rinascimento ganz fallen lassen.

Die historischen Einteilungen sind Sprossen einer Leiter, mit denen wir behutsam in den Schlund des Vergangenen hinabgeklettert sind –, nun wir die Tiefe annähernd kennen, mag, wer schwindelfrei ist, den Sprung wagen. Man hüte sich, daß nicht aus einem Hilfsmittel eine Fessel werde. Antike, Mittelalter, Renaissance sind brauchbare Arbeitshypothesen; Bedingung einer Arbeitshypothese ist, daß man sie zur rechten Zeit aufgibt. So vernünftig es war, zum genauen Studium die römische zeitweise von der griechischen Kunst zu trennen, so nötig war es, sie später wieder mit ihr zu vereinigen, um einzusehen, daß sie nur einen Teil der hellenistischen Kultur bildet. Der Unterschied in der Sprache erwies sich gering im Vergleich zu der Übereinstimmung im Wesen des Geistes. Ebenso müßte die Trennung zwischen antiker und christlicher Literatur, die einmal gewiß nicht aus historischer Kurzsichtigkeit gemacht war, aufgegeben werden, sobald man zu der Einsicht kam, daß das Gemeinschaftliche in der Form, die religiös-inhaltliche Verschiedenheit überwiegt. Wer eingesehen hat, daß die byzantinische Kunst die notwendige und ununterbrochene Fortsetzung der Spätantike bedeutet, der kann sich einen Augenblick überlegen, inwieweit das Herübergreifen hellenistischer Elemente nach Italien zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts eigentlich den Namen Renaissance verdient. Hier wird nichts wiedergeboren, denn es war nicht gestorben, es hat selbst nicht geschlafen oder nicht im verborgenen geblüht – es ist einfach weitergewachsen und zeigt sich jetzt an einer Stelle, wo wir es mit etwas historischem Witz wohl hätten erwarten können. Wenn man weiß, daß die römische Kunst zur einen und die christlich-griechische Kunst zur anderen Seite unzertrennbar mit dem Hellenismus verbunden sind, daß es unmöglich ist, sie anders aufzufassen denn als Provinzen in einem großen zusammenhängenden Geistesreiche, so fällt es nicht schwer, gerade Boccaccio gleichfalls als eine Provinz dieses Reiches anzusehen.

Hier läge also die zweite Lösung des Problems.

Der Norden hat die Antike wieder aufgenommen als Gegensatz zu vielem, was in der mittelalterlichen Kultur unerträglich geworden war. Das Altertum schien ihm ein Heilmittel gegen Schäden, die sich im Laufe des vergangenen Jahrtausends eingestellt hatten, ein Schatz, den er hob und mit dem er seine zerrütteten Verhältnisse aufbesserte. Aber das Heilmittel wollte bereitet sein – der Schatz, wenn auch heute herrenlos, hatte einmal einem andern Besitzer gehört. Raum und Zeit trennten den Norden von der Kultur, deren beste Erzeugnisse er sich aneignete, indem er sie verarbeitete. Einem Teil des Südens mag es ebenso ergangen sein; auch hier finden wir wohl Spuren einer bewußten Wiederaufnahme. Aber nicht bei Boccaccio – nicht im Dekameron: hier fällt die zeitlich-räumliche Trennung fort. Das Dekameron gehört ebensosehr zur Literatur des Hellenismus wie Theokrits Gedichte oder Virgils Eklogen. Was verschlägt hier der religiöse Unterschied – auch die Religion Virgils ist von der des Theokrit verschieden –, was eine neue Sprache – auch der Römer und der Grieche benutzen nicht dieselbe. Über den Unterschied der Religion geht die Gemeinschaft der Weltanschauung. Die Sprache –? ich überlasse es den Philologen, zu untersuchen, ob es nicht mehr gibt, was die dichterische Sprache Theokrits, Virgils und Boccaccios verbindet, als was sie trennt. Der Hellenismus ist kein Condottiere, der Söldner aus allen Weltteilen unter seine Fahne vereinigt – aber er ist ein Sauerteig, der alles durchdringt und sich in scheinbar weit auseinanderliegenden Ausdrucksweisen dennoch als gemeinsamer Geist offenbart. Diesen Geist atmet das Dekameron. Hier verwischt sich die künstliche Grenze zwischen der alten und der neuen Welt. Die nordische Renaissance war von den vorhandenen Resten des Altertums abhängig, sie mußte suchen, um finden, studieren, um verstehen zu können. Die Renaissance im Dekameron – und man kann dieses auf einen Teil der zeitgenössischen Dichtung, zum Beispiel auf Petrarcas italienische Gedichte ausdehenen – beruhte auf einem wirklichen Zusammenhang. Deshalb brauchte Boccaccio weder die hellenistische Kultur zu kennen noch selbst Griechisch zu verstehen. – Erinnert sich das Wasser, wenn es sich nach seiner Reise durch die Balkanländer dem Schwarzen Meer nähert, was einmal die Quelle in Donaueschingen rauschte?

Als Boccaccio das Dekameron schrieb, war er dem groben Kauz, von dem er später etwas Griechisch lernen sollte, der ihm aber das äußere Leben mehr verbitterte, als er ihm das innere versüßte, dem Leon Pilatus, den Petrarca eine »magna bellua« nennt, noch nicht begegnet – er kannte Homer eigentlich nur dem Namen nach. – Und dennoch stand er mitten in der griechischen Kultur. Schon wer Apollonios' Argonautenepos mit Boccaccios *Teseide* vergleicht, muß von der Ähnlichkeit getroffen werden. Hier wie dort der Mißgriff in der Form, dieses sonderbare Bedürfnis, ein Epos zu schreiben, bei einem, dessen Begabung so offenbar auf die abgerundete Geschlossenheit der kurzen Erzählung gerichtet ist. Hier wie dort das

philologisch-historische Spielen bei Künstlern, die – glücklicherweise – ganz unhistorisch veranlagt, nur die eigene Gegenwart empfinden, beobachten und wiedergeben können. Aber neben Apollonios standen andere, die ein großes Buch für ein großes Übel erachteten und den Fehler verbesserten – und was im Altertum getrennt ging, spielt sich bei Boccaccio in einer und derselben Person ab: den Epen entronnen, greift er zu der kleinen übersichtlichen Einheit. Schon *Ameto* und *Fiammetta* waren in dieser Hinsicht Fortschritte. Nicht das Äußere, nicht daß im *Ameto* von Nymphen und antiken Gottheiten gefaselt wird, nicht daß in der *Fiammetta* ganze Seiten aus Ovid, wie in der *Teseide* aus Statius abgeschrieben sind, darf antik genannt werden –, sondern das Innere, das Suchen einer geschlossenen Form, das plötzliche Erfassen der Frauenerzählung, des Heldinnenbriefes als solche ist hellenistisch. Im Dekameron endlich hat er es ganz erreicht – das Dekameron verhält sich zur *Teseide* wie Theokrit und Kallimachos zu Apollonios. Liegt nicht schon in der glücklichen Verbindung des Lesbaren und Rezitierbaren ein Vergleichspunkt? Überhaupt, Eidyllion und Novelle, wie vortrefflich ließe sich dieser Parallelismus ausarbeiten.

### *3. Die französische Dichtung*

Die germanische Dichtung des neunzehnten Jahrhunderts wurzelt so tief in der germanischen Sprache, daß wir uns eine Trennung dieser beiden weder in der Gegenwart noch in der Vergangenheit vorstellen können. Wenn wir also in der Schule lernen, daß Ekkehard sein Walterepos auf Lateinisch dichtete, so behalten wir diese Tatsache vielleicht im Gedächtnis – zu unserm Begriffe dringt sie in der Regel nicht durch, und selbst Vater Scheffel gibt sich nicht allzuviel Mühe, sie uns verständlich zu machen. Die Vorstellung und der Begriff der Poesie erwachsen uns aus der eigenen gesprochenen Sprache.

Sei es, daß man durch Regelmaß der Betonung die Rede einteilt, sei es, daß man durch bewußten Satzbau das Gedankliche gliedert, sei es, daß man auf bildlichem Wege dem Ausdruck Tiefe und Farbe verleiht – immer bleibt die Muttersprache das dichterische Organ. Der Zusammenhang zwischen eigener Sprache und Dichtung ist so stark, daß heute mancher Gebildete, der fremde Sprachen beherrscht, dennoch für die fremde Dichtung zu Übersetzungen greift: der Geist fremder Poesie offenbart sich eben nur auf dem Wege des eigenen geliebten Deutsch.

Ekkehards Beispiel beweist jedoch, daß dies nicht immer und überall so zu sein braucht. Viele Zeiten haben geglaubt, daß die Dichtkunst ein höheres Ausdrucksmittel verlangte als die im Volke gesprochene Sprache – manchem Gebildeten von früher hat sich der Geist einheimischer Dichtung erst auf dem Wege einer fremden Sprache offenbart.

Wir reden vom Kirchenlatein. – Es war aber keineswegs die mit dem Kultus zusammenhängende Ehrwürdigkeit dieser Sprache, die den mittelalterlichen Poeten dazu veranlaßte, lateinisch zu dichten. Erstens erkannte man, gestützt auf das, was man von der antiken Dichtkunst wußte, den antiken Sprachen eine höhere poetische Ausdrucksfähigkeit zu. Nicht ganz mit Unrecht. Wenn auch die Dichtkunst in jedem einzelnen Dichter und in jedem Volke immer von neuem geboren wird, so enthält sie doch andrerseits eine Reihe von Individuum zum Individuum und von Volk zu Volk überlieferter Formen, und zu diesem überlieferten Schatz hat die Antike weitaus am meisten beigetragen. Wo der romanische Baumeister dauernd mit antiken Motiven und Einzelheiten arbeitete, machte es sein Zeitgenosse, der Dichter, nicht anders. Kein Wunder, wenn er da die alte Sprache in ihrer Gesamtheit vorzog. Zweitens aber lag es ebenso auf dem Wege des scholastischen Denkens, sich die Idee der Poesie als Realität, also losgelöst von einer bestimmten Sprache vorzustellen, als es auf dem Wege des evolutionistischen Denkens liegt, sich die Dichtkunst ausschließlich als Entwicklungsprodukt des im eigenen Volke Gesprochenen zu erklären.

Für die dichterische Praxis haben, abgesehen von ihrer philosophischen Richtigkeit, beide Auffassungen ihren Wert. Gewiß frommt es dem Dichter, wenn er mit beiden Füßen auf der Scholle steht – andrerseits kann man aber seine poetische Ausdrucksweise erhöhen und veredeln, wenn man bei der Erlernung des Handwerks zu einer andern Sprache greift. Schon Ennius hat es gewußt, und weitaus die meisten Dichter der Renaissance von Dante bis Milton haben in mehr als einer Sprache gedichtet. Ob nicht in einer Zeit wie der unsrigen, wo sich die Grenzen zwischen Dichtung und Vulgärsprache in bedenklicher Weise zu verwischen anfangen, manchem Dichter mit diesem Mittel geholfen wäre?

In Italien handelte es sich im dreizehnten Jahrhundert nicht nur um Latein. Die italienische Dichtkunst äußert sich bei ihrem Anfang in den Sprachen des Landes, das damals schon seit einem Jahrhundert die führende Rolle in der westlichen Literatur spielte: Frankreich.

In einer und derselben Zeit gibt es manchmal erstaunliche Gegensätze. Es gehört etwas Kühnheit und Gelenkigkeit der Phantasie dazu, sich vorzustellen, daß Lessing und Klopstock oder Balzac und Victor Hugo Zeitgenossen waren oder daß sich Sokrates und Aristophanes auf der Agora, Fra Angelico und Masaccio vor

dem Palazzo vecchio begegnen konnten. Zu den allererstaunlichsten gehören jedoch die Gegensätze in der französischen Dichtung des dreizehnten Jahrhunderts. Nur die Tatsache, daß sowohl die Poeten der Langue d'oc als jene der Langue d'oïl aus dem Gesichtsfeld unsres Geschmackes verschwunden sind, mildert unser Staunen, wenn wir eine provenzalische sirventes neben ein zeitgenössisches nordfranzösisches fabliau stellen.

In den beiden Dichtarten, die einmal je eine Hälfte eines Volkes erfüllten, fehlen die großen Individuen, die es einer Literatur ermöglichen, über die Grenzen ihrer Zeit hinaus zu leben; sie waren beide ebenso reich an begabten wie arm an genialen Vertretern und lassen sich darin mit einigen Epochen der deutschen Literatur vergleichen. So gerieten sie in Vergessenheit – wurden fossil. Nur der Gelehrte kennt sie, aber seines Amtes ist es nicht, zu staunen. Wenn aber Neugierde oder Zufall den Gebildeten einmal dahin bringt, sich in diese abgelegene poetische Gegend hinein zu wagen, so findet er . . . Nacht und Tag, nicht nach, sondern nebeneinander, und die beiden Pole der Poesie, nur getrennt durch den grilligen Lauf eines Flüßchens. Was sich hier in der Dichtkunst ereignet, erinnert an den Inhalt von Schillers Räubern. Es sind Gegensätze wie Franz und Karl Moor, Gegensätze, wie sie sich die Verwegenheit eines jungen Genies ausdenkt und die dennoch durch gemeinsame Familienzüge verbunden sind.

Auf der einen Seite eine Kunst, die sich nur dem äußeren Geschehen zuwendet, auf der andern eine, die nur innere Vorgänge beobachtet und wiedergibt; hier die Situation, dort der Gemütszustand; rechts die Erzählung, links das Lied; nördlich das bürgerliche Sittenbild, das in seiner Neigung zur lebhaften Darstellung sowohl die Bänkelsängerei wie die Zote streift, südlich die ritterliche Minne, deren verzwickte und verschnörkelte seelische und körperliche Etikette sich auch in der raffinierten Form spiegelt – und doch, so groß die Unterschiede sind, es ist nicht ganz leicht, sie genau zu bezeichnen. Die üblichen griechischen Ausdrücke, wie lyrisch, episch, dramatisch, führen hier nicht zum Ziele; die Verschiedenheit der Charaktere wird von einer Familienähnlichkeit gleichsam überbrückt.

Die nordfranzösische und die provenzalische Dichtung des dreizehnten Jahrhunderts gehen von einem gemeinsamen Punkte aus, wie die Arme eines Flusses trennen sie sich, wie diese finden sie sich an einem entfernten Punkte wieder zusammen.

Sowohl die Kunst des nördlichen Trouvères wie jene des südlichen Troubadours entstammen der nationalen, sagenhaft-kriegerischen Dichtung, die, in Frankreich seit dem elften Jahrhundert aufgekommen, ihre germanische Schwester bald überflügelt hatte und ein poetisches Muster für das gebildete Europa des Mittelalters geworden war. Ursprünglich die Poesie des handelnden Helden, bildete sich unter Einfluß christlicher Gedanken und antiker Überlieferung aus der heldenhaften Handlung nach und nach der heldenhafte Charakter: der Held ward zum Ritter. Je nachdem man es vorzog, die Handlung weiter zu betonen oder den Charakter als solchen darzustellen, mußte sich ein mehr objektives oder ein mehr subjektives Verhältnis zum Gegenstand ergeben.

Auf der einen Seite geschah der erste Schritt, indem ein großer Dichter bewußt und absichtlich die alten mit der nationalen Historie zusammenhängenden Sagenstoffe fallen ließ und seine handelnden Ritter in eine Märchenumgebung verpflanzte, die zum Wunderbaren und Beweglichen reiche und neue Möglichkeiten bot. Wenn diese Neuerung scheinbar unbedeutend war, in Wirklichkeit vollzog sich mit ihr der Übergang von der Handlung zum Schicksal. Sobald der Ritter die konkrete Umgebung der nationalen Sage verließ und nach dem abstrakten Märchen übersiedelte, stand nicht mehr das, was er tat, sondern das, was er erlebte, im poetischen Brennpunkte. Der Heldensang wurde zum ritterlichen Abenteuerroman. Der Weg vom Schicksal zur Intrige ist nicht weit; wenn wir einmal beim Abenteuer angelangt sind, stehen die Türen zu der aufregenden und zu der Lachen erweckenden Geschichte schon offen. Um von der »geste« zum »fabliau«, von Roland oder Doon de Mayence zu dem betrogenen Ehemann oder dem lüsternen Mönch zu geraten, mußte der Weg über die Märchen des Chrestien de Troyes und der Marie de France gehen.

Auf der andern Seite vertiefte man sich immer angestrengter in das körperliche, seelische und moralische Verhalten des Ritters selbst. Wir machen uns die Sache etwas zu leicht, wenn wir kurz und apodiktisch erklären, daß der Adel eines Tages anfing, sich dichterisch zu betätigen, nachdem der Geistliche und der Spielmann vorangegangen waren. In Wirklichkeit wurde, bevor der Ritter zum Dichter ward, der Sänger in seinem Geiste zum Ritter. Mit seiner ganzen romanischen Einbildungskraft, mit der ganzen Spitzfindigkeit einer sich befreienden Philosophie hat sich der provenzalische Dichter in die Person des Besungenen hineinversetzt. Und so fand er hier den Übergang von Handlung zum Benehmen. Nicht das Schicksal, sondern die innere und äußere Haltung und Stellung des Ritters wurde dem Troubadour zum dichterischen Gegenstand. Daß ihm dabei die Klasse, die sich am ersten betroffen fühlte, alsbald in das Handwerk pfuschte, konnte nicht ausbleiben.

So strebten die beiden Gattungen auseinander. Aus der Verschiedenheit der Charaktere mußte sich

Verschiedenheit der Form ergeben. Auf der einen Seite suchte und pflegte man die Kunst der fortlaufenden Historie mit Spannung, Hemmung, Pointe und was sonst dazu gehört. Auf der andern fand man die Rhythmen, Reime und Strophen, die der persönlichen und momentanen Stimmung angemessen sind. Hier wurde erzählt, dort gesungen.

Da sich nun – wie sollte es wohl anders sein? – beide Gattungen der Erotik zuwandten, entstand im Norden die Liebesgeschichte, im Süden der Liebesgesang. Kamen der ersten die Hunderte abenteuerlicher, aufregender oder lächerlicher Geschichten, die damals, wie immer, in der Luft schwebten, zustatten, so konnte sich der zweite an das ebenfalls nie und nirgends fehlende Lied anlehnen.

Damit war der Punkt erreicht, wo sie am weitesten voneinander entfernt waren. Wie nun die Entwicklung in Frankreich selbst weiterging, braucht uns nicht zu kümmern. Boccaccio kannte weder jenes merkwürdige Gebilde des dreizehnten Jahrhunderts, das den Weltgeschmack so lange beherrschen sollte: den Rosenroman, noch die Dichtungen seines Zeitgenossen Guillaume de Machault, die in mancher Hinsicht eine Parallele zu den seinen bilden. Die Literaturgeschichte ist jedoch nicht an geographische Grenzen und nicht an Sprachen gebunden. Ein Zusammenfließen der beiden getrennten Flußarme fand dennoch statt. Sowohl die Kunst der Troubadours wie jene der Trouvères war nach Italien gekommen und hatte, da die dichterischen Eigenschaften des neugeborenen Italienisch noch nicht reif waren, sie zu empfangen, ihre Ursprache vorläufig beibehalten.

Die provenzalische Dichtkunst wählte den Weg über den sizilianischen Hof Friedrichs II. und zog gen Norden. Die Dichtung der Langue d'oïl kam über die Alpen und bewegte sich nach Süden. Jede hatte ihre eigenen Schicksale: während die sizilianische Dichterschule sich langsam in die junge Sprache auflöste und mit ihr zusammen eine Blüte trieb, wie die Welt sie herrlicher nicht erwarten konnte, die Blüte des dolce stil nuovo, verlor die nördliche immer mehr ihre dichterischen Eigenschaften, wandte sich der Prosa zu und schien auf diesem Boden verkümmern zu wollen. Und doch kam der Tag, da sie sich trafen. Und ihre Mischung sollte die fruchtbarste der ganzen Literaturgeschichte werden – aus ihr sollte eine Zukunft, die Ariost, Cervantes und Shakespeare umfaßt, hervorgehen. Dieser Treffpunkt heißt Boccaccio, heißt Dekameron.

Wir nannten es Mischung – für Boccaccio aber trifft das nicht ganz zu. Es ist, als ob die beiden Gattungen, nachdem sie sich wie getrennte Geliebte, wie Flor und Blancheflor, lange in fremden Ländern gesucht haben, in dem Augenblick, wo sie sich wiederfinden, zögern, als ob sie eine kurze Zeit Hand in Hand gehen, ehe der Kuß sie vereint und sie sich endlich ineinander verschlingen. Wieder zeigt sich hier der Unterschied der beiden Bestandteile des Buches: während in dem Rahmen der provenzalische Charakter überwiegt, sehen wir, wie die einzelnen Erzählungen zum allergrößten Teile dem Stil der nordfranzösischen Gattung entsprungen sind.

### *4. Dante*

So erstaunlich es klingen mag, die Freundschaft hat in Boccaccios Leben eine größere Rolle gespielt als die Erotik: die Freundschaft für den toten Dante, die Freundschaft für den lebenden Petrarca. Wer Boccaccio vorurteilslos als Mensch betrachtet, für den versinken die kurze, halbwegs glückliche Liebe seiner Jugend, die gehässige, unglückliche Liebe seiner späteren Jahre und die vielen andern Episoden im wesenlosen Schein. Gewiß, die Liebe spiegelt sich in seiner Dichtung und in seinem Charakter – aber die Liebe wird zu einer fast gleichgültigen Spielerei, wenn man sie mit der Freundschaft zu den beiden Männern vergleicht, mit denen ihn die Kulturgeschichte gerne zusammen nennt. Seine Bewunderung für diese zwei ist so kindlich aufrichtig, seine Überzeugung, weit geringer zu sein als sie, ist so lauter und naiv, seine Hingabe so selbstlos und liebenswürdig, daß sich sein ganzes Bild wandelt, sobald wir es von dieser Seite betrachten.

Dabei war es durchaus nicht immer leicht, diese beiden Freunde zu vereinigen. Petrarca war eitel und verwöhnt und alles weniger als bereit, zuzugeben, daß Dante der erste, er selbst der zweite, Boccaccio der dritte Dichter Italiens wäre, ja, es scheint, daß er erst unter Boccaccios Einfluß Dantes Größe und Bedeutung anerkannt hat. Wie dem sei, von dem Augenblick an, da Boccaccio – vielleicht durch Dantes Freund Cino da Pistoja in Neapel – zuerst mit den Werken des Meisters Bekanntschaft machte, bis zu seinem Lebensende hat er nicht aufgehört, seine treue und unbeschränkte Bewunderung kundzutun.

Boccaccios Verhältnis zu den beiden ist aber sehr verschieden.

In seinem Leben ist ihm Petrarca oft eine Stütze, eine Zuflucht, ein Vorbild gewesen, als Gelehrter hat er mit größter Anstrengung versucht, ihm zu folgen, aber als Dichter hat er nur verhältnismäßig wenig bei ihm lernen können. Wohl heißt es einmal, er habe, als er in der Jugend Petrarcas Dichtungen kennenlernte, seine eigenen verbrannt, wohl hat er manche Reihen von ihm mit leichten Änderungen übernommen, aber seine

Begabung war doch zu anders geartet, als daß er sich auf die Dauer von ihm beeinflussen ließ. Nicht ganz mit Unrecht hat man die zwei mit Goethe und Schiller verglichen.

Dagegen hat er sich, sooft und solange er dichtete, bestrebt, Dantes Schüler zu sein. Sein ganzes Geistesleben hat er, sozusagen, auf Dante eingestellt, sein aus Natur und Temperament so sehr verschiedenes Denken und Empfinden nach Dante umgeschult; und dies von seiner Jugend bis zu seinem Lebensende zu verfolgen, ist ein rührender Anblick, auch dort noch rührend, wo die Einstellung fast zur Nachahmung wird und, wie in der *Amorosa Visione*, an das Lächerliche grenzt.

Eine Zusammenstellung der freiwilligen und unfreiwilligen Dantezitate aus Boccaccios Werken würde schon eine umfangreiche Doktorarbeit abgeben. Wichtiger aber ist, daß er bei seinen dichterischen Plänen geglaubt hat, Aufgaben zu erfüllen, die der Meister gestellt hatte. Drei Gegenstände, meinte Dante in seinem Traktate *De vulgari eloquentia*, wären der Stimme des Dichters würdig: die Liebe, die Tugend, die Waffen. Von diesen Gegenständen waren zwei erschöpft, die Liebe durch Cino da Pistoja, die Tugend durch den »divino« selbst – mit seiner *Teseide* beabsichtigte Boccaccio die letzte Lücke auszufüllen und somit die italienische Dichtung zu einem Abschluß zu bringen.

In den späteren Jahren, als er entdeckte, wie wenig der Prophet in seinem Lande geehrt wurde, und daß selbst Petrarca in seiner Bibliothek kein Exemplar der *Divina Commedia* besaß, hat er versucht, seinen Zeitgenossen ein Bild des Meisters zu geben. Dieser Panegyrikus, der wohl nicht ganz mit Recht *Vita di Dante* heißt, ist ein ebenso herrliches Beispiel von Boccaccios reifem Stil, wie er ein künstlerisches Meisterwerk in Dichtung und Wahrheit bildet, und über beides hinaus gibt er uns den schönsten Beweis, wie standhaft und ergeben er Dante geliebt hat.

Endlich, in seinem qualvollen Alter, hat er, unter körperlichen und seelischen Leiden, versucht, seinen Mitbürgern, die endlich zu ahnen anfingen, was Dante bedeutete, das große Werk zu erklären. Im Jahr 1373 errichtete die Regierung in Florenz eine Danteprofessur, und Boccaccio ließ sich nach langem Zögern herbei, diese zu übernehmen. Hier hat er, erschöpft und krank, während er sich dauernd Vorwürfe darüber machte, daß er Perlen vor die Säue streute und das Heiligste prostituierte, während außerdem Gegner die Gelegenheit benutzten, ihn und seinen Gegenstand zu schmälern, zum letzten Male über das, was ihn sein Leben lang beschäftigt hatte, geredet. Schwäche und Enttäuschung haben ihn mitten in einem Satze seines Kommentars unterbrochen.

Alles dies könnte man indessen noch als äußerliche Beschäftigung mit dem Dichter des Göttlichen Schauspiels auffassen – viel eigentümlicher sind die Versuche, sich innerlich mit Dante zu identifizieren, sich in seine dichterische Weltanschauung hineinzuleben und ihm in seiner visionären Stellung zur Realität zu folgen.

Nichts ist bei Dante erstaunlicher als das Zusammengehen des streng logischen Denkens mit einer immerwährenden, in das Prophetische gesteigerten symbolischen Interpretation des wirklichen Geschehens. Zwei scheinbar unvereinbare Elemente vereinigen sich dennoch: Dante ist ein Rechenmeister und ein Ekstatiker. – Man verstehe wohl keineswegs heute dieses, morgen jenes, sondern in seinem großen Werke ist der Seher immer unzertrennbar von dem Mathematiker. Wie oft versuchte man zu verstehen, ob seine Beatrice eigentlich die Theologie oder das Töchterchen des Herrn Portinari darstellt. Umsonst. Sie ist beides. Selbst das Argument, daß er den Kosenamen *Bice* benutzt, also doch wohl ein lebendiges Geschöpf gemeint haben muß, verfängt nicht: es ist Dante ein geringes, eine Abstraktion mit Bice oder Käthchen anzureden. Wenn die große Geliebte der *Vita Nuova* gestorben ist, schaut er an einem Fenster eine Frau: sie scheint ihn mitleidsvoll anzublicken, er liebt sie; und aus der neuen Liebe und dem alten Kummer entsteht in seinem Innern ein bitterer, echt menschlicher Zwiespalt, in der die Vergangenheit über die Gegenwart siegt. Aber deshalb ist diese »Donna pietosa« nicht vergessen. Er entwirklicht sie sozusagen, und alsbald feiert sie ihre Auferstehung als Madonna la Filosofia. Die ganze *Vita Nuova* ist ein Amalgam nüchterner Beobachtung und göttlicher Verklärung. Die *Divina Commedia* enthält ein in allen Einzelheiten ausgetüfteltes Gerüst der jenseitigen Lokalitäten, in dem kein Balken und kein Sparren sich lockert; aber darüber wird das Bild des unfaßbaren Grauens, der überirdischen Erhabenheit gemodelt: sie ist wie eine bis ins Philiströse durchgeführte und in allen Teilen fein ausgeglichene Unterzeichnung – aber darüber hat der Künstler die Zauberfarben seiner Malerei ausgegossen. Wer das Göttliche Schauspiel betrachtet, dem ist es, als sähe er ein wunderbares brennendes Gebäude – es leuchten die Linien und Formen der Architektur durch den lodernden Tanz, der sie einmal verhüllt, um sie im nächsten Augenblick wieder zu zeigen. Geschautes, Berechnetes, Wirkliches verbinden sich unaufhörlich mit dem Unfaßbaren, dem Gestaltlosen, dem Übersinnlichen. Und das größte Wunder dieser Verquickung ist ihre einfache Selbstverständlichkeit.

Es versteht sich, daß diese Darstellungsform einer innern Einstellung entspricht, aber nicht weniger, daß von allen poetischen und seelischen Stilarten sich diese am schwersten nachahmen läßt. Allerdings kann

man sagen, daß sie nicht Dantes ausschließliches Eigentum ist, daß sie zusammenhängt mit einer Weltanschauung und einer Ausdrucksweise, die einerseits in den Anschauungen mittelalterlicher Philosophie, andrerseits in moralischen und poetischen Satzungen wurzeln und daß sie, hervorgegangen aus den konventionellen Begriffen der Scholastik und des provenzalischen Minnedienstes, als solche bis zu einem gewissen Grad erlernbar sein müßte. Dem steht aber gegenüber, daß es einer überwältigenden dichterischen Persönlichkeit – wie sie Dante war – brauchte, um diese zeitlichen und relativen Ideen zu bleibenden und absoluten poetischen Werten umzuschaffen. Dante wäre Dante geblieben, auch wenn er zur Zeit der Stoa oder inmitten der französischen Aufklärer geboren wäre. Man braucht weder ein mittelalterlicher Denker noch ein Philosoph der Minne, ja nicht einmal ein Christ oder ein Europäer zu sein, um die ewige Größe der *Divina Commedia* und der *Vita Nuova* zu verstehen. Wenn wir glauben, ihm näher zu kommen, indem wir uns die krausen oder tiefen, die verschlungenen oder erleuchteten wissenschaftlichen Gedanken seiner Zeit vergegenwärtigen, so irren wir uns: nicht sie bringen uns ihm, sondern er bringt uns ihnen nah.

In einem ähnlichen Irrtum war Boccaccio befangen. Dantes dichterische Gewalt wirkte unmittelbar auf ihn ein, er war der erste, der die Tragweite dieser Stimme im ganzen Umfang ahnte. Dabei sah er, der Dichter, der unentwegt mit seinen Unzulänglichkeiten zu kämpfen hatte, hier einen Menschen vor sich, dem dichterisch von vornherein alles zu gelingen schien und der gleichsam als vollendeter Künstler zur Welt gekommen war. Beides zusammen verband sich in ihm zu dem höchsten, dem einzigen Wunsch, in dieses Mannes Fußtapfen zu treten, so zu werden wie er. Nun hätte ihm sein Instinkt sagen können, daß die Fähigkeit, das Visionäre mit dem Wirklichen zu verknüpfen, bei Dante weit hinausging über die allegorisierenden Absichten der Zeitgenossen und Vorgänger, daß es sich für diese darum handelte, einen philosophischen oder moralischen Gehalt unter die Hülle eines wohlgewählten Bildes zu verbergen, während für jenen die Grenzen der Wirklichkeit tatsächlich nicht vorhanden waren und er demzufolge in vollem Besitze seiner Vernunft in die vierte Dimension hineinwandern konnte. Aber Boccaccio verließ sich nicht auf seinen Instinkt, er suchte verstandesmäßig den Weg: er wollte ebenso werden wie Dante, deshalb versuchte er in Dantes Stil zu denken, zu empfinden und zu schreiben. Wir haben schon gesehen, wie er die Begegnung mit Fiammetta dantesk umstilisierte und dabei tief in die Pfütze des Traditionellen trat – aber dabei blieb es nicht. Es ist tragikomisch, zu beobachten, wie dieser Mensch, indem er Haltung und Gebärde des Bewunderten annimmt, glaubt, aus seiner eigenen reellen Haut heraus – und in Dantes seherische Seele hineinschlüpfen zu können, wie dieser Dichter, der es verstand, die Wirklichkeit in allen ihren Formen zu sehen und als Wirklichkeit zu denken, sich abstrampelt, aus der Wirklichkeit hinaus zu geraten, was er sich für wächserne Flügel zusammenstellt und wie sie schmelzen, lange bevor er die Beine zum Aufflug gestreckt hat.

Und doch haben sich diese angestrengten Bemühungen gelohnt; denn schwere Arbeit ist auch dann nützlich, wenn sie uns anderes bringt als das, was wir von ihr erwarten. Wir nannten die Selbstverständlichkeit bei Dante das größte Wunder. Mit zwei Empfindungen lesen wir Dantes ältere Zeitgenossen, die Dichter des dolce Stil nuovo von Guido Guinicelli an: Freude und Angst. Freude über diese taufrische, neugeborene Sprache und ihren Lautreichtum, ihre unverbrauchten Bilder, ihre unbeschränkte Liebe zur Form; Angst, daß dieses jugendliche Wesen sich den ausgetüftelten gedanklichen Methoden seiner Dichter wird anpassen müssen und daß dabei die Formverfeinerung zur Manier wird. Turnen ist auch der Dichtkunst heilsam, und formal hat die italienische Dichtung dabei gewonnen, daß sie sich kurz nach ihrer Geburt zu so absonderlichen Kunststücken, wie dem berühmten Liebeskanzone des Guido Cavalcanti, hat bequemen müssen, aber die Gefahr lag nah, daß sie statt eines unbefangenen beweglichen Kindes zu einer Akrobatin werden könnte. Davor hat sie Dante behütet. Gerade weil es für Dante keine Grenze gibt, weil alles Wirkliche unbedingt ein Höheres, alles Höhere ein Wirkliches bedeutet, hat er die Sprache vor einer drohenden symbolistischen Überanstrengung bewahrt. Nur in seinen Händen konnte sie naiv und aller Manieriertheit fernbleiben. Was uns heute von allen Schönheiten der *Divina Commedia* vielleicht am meisten trifft, ist jene sprachliche Ausdrucksweise, die mühelos vom Edeln zum Geringen übergeht, die die tiefsten Gedanken und die einfachsten Handlungen gleichmäßig verbindet, nie vor einer scheinbaren Banalität zurückschreckt und ohne Arg und Anmaßung vom Kindlichen und vom Erhabenen handelt, die Ausdrucksweise, in der sich Gott und die Verdammten unterhalten und die, indem sie die schwierigsten Formen handhabt, immer unvermittelt, ungekünstelt bleibt.

Während Boccaccio ausging, um Dantes Geist zu suchen, fand er Dantes Ausdrucksweise. Wir können nicht sagen, daß die *Divina Commedia* und das *Dekameron* dieselbe Sprache reden; aber es steht fest, daß Boccaccios Prosa dieselbe Unmittelbarkeit und Selbstverständlichkeit besitzt wie Dantes Dichtung und daß die eine aus der andern hervorgegangen ist.

Ehrliche Dichter, die sich, ich möchte sagen, dichterisch unsicher fühlen, haben die Neigung, durch

Übertreibung des Formalen diese Unsicherheit auszugleichen. Boccaccio gehörte in seiner Jugend zu dieser Sorte. Wäre auf die ersten Dichter des dolce Stil nuovo kein Dante gefolgt, so stände die ganze Schule jetzt wie ein reizendes poetisches Kuriosum in der Literaturgeschichte. Hätte Boccaccio keine andern Beispiele gehabt als jene Dichter, er wäre ein mehr oder weniger lesbarer Manierist geworden. Dante kam – und auf vielen Irrwegen hat Boccaccio aus ihm den Mut geschöpft, zu reden, wie ihm der Schnabel gewachsen war, von ihm gelernt, dem Leser oder dem Hörer regelrecht ins Herz zu reden.

## IV. Der Rahmen des Dekamerons

Es ist aber die höchste Zeit, daß wir zum Dekameron selbst kommen.

In den vierziger Jahren hatte Boccaccio wohl vergebliche Versuche gemacht, eine Stelle als Hofdichter in Ravenna, in Forli, in Neapel zu finden. Dann hatte er sich, nach dem Tode seines Vaters und nachdem er Vormund seines Halbbruders geworden war, endgültig in Florenz niedergelassen. Die Florentiner begannen seine Bedeutung anzuerkennen. 1350 war ihm ein Glücksjahr. Zum ersten Male wurde er in einer politischen Mission nach der Romagna geschickt und hatte zugleich einen andern Auftrag auszuführen: die Compagnia d'Or San Michele, eine der ältesten Bruderschaften in Florenz, schickte Dantes Tochter, die Nonne in einem Kloster zu Ravenna war, zehn Goldgulden. Mit welchen Empfindungen mag er dieses Werk der Wohltätigkeit ausgeführt haben! Aus demselben Jahre datiert seine persönliche Bekanntschaft mit Petrarca, der auf seiner Reise von Parma nach Rom im Herbst Florenz besuchte und Boccaccios Gast war.

Aus dieser glücklichen Zeit stammt das Buch, dem wir uns nun zuwenden.

Zunächst die Personen des Rahmens. Der höfischen Sitte entgegen fangen wir bei den Männern an. Es sind deren drei: Panfilo, Filostrato und Dioneo. Von diesen sind uns zwei schon bekannt. Panfilo ist der Liebhaber, von dem Fiammetta in dem gleichnamigen Roman verlassen wurde; Filostrato ist der Name des von seiner Criseida verratenen Troilo, in dem frühen Epos. Beide waren sie, wie wir gesehen haben, Selbstbildnisse, der eine des ungetreuen, der andre des verstoßenen Boccaccio. Und der dritte? Dieser freche, lustige Knabe, der sich das Recht ausbedingt, die Tage mit seinen lockern Geschichten zu schließen, der so viele Gassenhauer kennt und in dessen Munde der toskanische Dialekt noch toskanischer klingt – sollte auch er nicht ein Bild des Verfassers sein? Außerdem besitzen wir einen lateinischen Brief, in dem sich Boccaccio selber »spurcissimus Dionaeus« nennt, was wir mit »unflätiger Abkömmling der Dione oder Venus« übersetzen können. Wie sich große Maler wie Andrea del Sarto oder Rembrandt immer wieder selbst abgebildet haben, einmal ernst, einmal ausgelassen, in jugendlicher Üppigkeit oder in männlich resignierter Selbsterkenntnis, so hat es Boccaccio gemacht, nur daß sich an dieser Stelle drei Selbstporträts mit dreifach verschiedenem Ethos auf demselben Bilde befinden. Dürfen wir von hier auf die Frauen schließen? Von diesen sieben kennen wir drei: Fiammetta, Emilia, die eine der Nymphen aus dem *Ameto* war, die Geliebte des wiederum Boccaccio darstellenden Ibrida, und endlich Pampinea, eine Jugendgeliebte, die er vor Fiammetta in Neapel gekannt und der er vielleicht seine ersten Gedichte gewidmet hatte. Also drei Erinnerungen. Es bleiben Neifile, Lauretta, Elisa und Filomena. In den sonstigen Werken Boccaccios treten sie, unter diesen Namen wenigstens, nicht auf. Wenn wir nun aber in unsrer Gleichung mit den sechs Bekannten die vier Unbekannten nicht lösen können, so läßt sich doch deren Charakter mit einiger Sicherheit bestimmen: dem dreigeteilten Liebhaber Boccaccio stehen sieben Frauen gegenüber, die er geliebt hatte – von denen er vielleicht eine noch liebte. Daß er wirkliche Frauen im Auge hatte, sagte er selber in seiner Einleitung – er würde auch ihre wirklichen Namen nennen, wenn dies die bösen Nörgler nicht veranlassen könnte, vielleicht ihren ehrsamen Lebenswandel zu bemäkeln. Damit man sie aber voneinander unterscheiden kann, gibt er ihnen Namen, die ihrem Wesen ganz oder teilweise entsprechen. Er nennt dann nacheinander Pampinea, Fiammetta, Filomena, Emilia, Lauretta, Neifile, Elisa, und da wir wissen, daß er seine Jugendliebe Pampinea mit Recht »die erste, die allererste« nannte und daß nach ihr Fiammetta folgte, so ist es nicht ausgeschlossen, daß diese Reihenfolge eine gewisse chronologische Bedeutung hat und daß sich diese Frauen zeitlich in Boccaccios Leben gefolgt sind. In dem Falle wäre Elisa die letzte und eine Dame, die er zu der Zeit der Abfassung des Dekamerons liebte.

Wie dem aber sei – in der Erzählung konnten natürlich die drei Männer nicht die sämtlichen sieben Mädchen lieben, und so heißt es denn nur, daß sich unter den sieben auch die Angebeteten der Männer befanden. Welche aber zu wem gehört, erfahren wir nicht – und es wird ein ewiger Reiz des Buches bleiben, danach zu raten. Daß Neifile zu den Auserwählten gehört, wissen wir: sie zögert, die Männer zu dem Ausflug einzuladen, da sie weiß, daß einer, der sie liebt, sich unter ihnen befindet, und sie die bösen Zungen fürchtet. Auch Filomena, die ihr gleich darauf antwortet, daß sie das Urteil der Welt nicht fürchtet, solange ihr Gewissen ruhig ist, scheint zu ihnen zu gehören. Aber die dritte? Und von welchem der Männer glaubt

sie sich geliebt? Vielleicht könnte die Königswahl Aufschluß geben oder vielmehr die Wahl der Königin. Filostrato wählt Fiammetta, Dioneo Lauretta, aber hier stocken wir schon wieder, denn Panfilo, der König des letzten Tages, hat überhaupt keine Königin mehr zu wählen. Wichtig sind gewiß auch die Lieder, mit denen die Tage der Erzählungen beschlossen werden und die von den zehn der Reihe nach gesungen werden. Filomena singt leidenschaftlich von einer neuen Liebe, und viele aus dem Kreise beneiden sie darum – aber wem gilt sie? Filostrato singt am Abend, da er seine Herrschaft niedergelegt hat, ein düsteres Lied, das sich auf eines der Mädchen bezieht, deren Erröten die einfallende Nacht verdeckt – aber auf welches? Von Laurettas Lied heißt es, daß es von verschiedenen sehr verschieden aufgefaßt wurde, von Emilias Lied, daß es manchem der Gesellschaft viel zu denken gab; wenn Elisa gesungen hat, wundern sich alle über den Inhalt dieses Liedes, und die Anwesenden verstehen es ebensowenig, wie wir es heute tun; bei Panfilos Canzone strengen sich alle an, herauszufinden, was er zu verbergen sucht; und auch Fiammetta besingt einen unbekannten Freund, den Dioneo ihr lieber bekannt zu geben rät, damit nicht andre Frauen ihn ihr unwissentlich abspenstig machen . . . Ein wohlangelegter Irrgarten der Liebe, voller Grazie. Aber alle diese Rätsel sind nur angedeutet, sie sind nicht aufdringlich, keine verzwickten Rebusse wie im *Ameto*; sie reizen und beschäftigen uns, aber sie quälen uns nicht, sie umweben die Männer und Mädchen mit dem leichten Duft der erotischen Neugierde. Ebenso, wie wir gerne wissen möchten, wer unter den Damen die Gibellinin ist, die am zehnten Tage den Großmut Karls von Anjou nicht loben will, sich aber der Selbstbeherrschung Peters von Aragonien freut, denken wir über die zierlichen Scharaden der Liebe nach, ohne daß sie uns von der weiteren Lektüre ablenken.

Über das Alter der Erzähler erfahren wir einiges, aber es dient mehr dazu, sie zu verbinden, als sie voneinander zu unterscheiden: von den Frauen ist keine jünger als achtzehn, keine älter als achtundzwanzig; die Männer haben alle die Fünfundzwanzig überschritten. Auch mit den Angaben über das Äußere dieser Personen ist Boccaccio sehr zurückhaltend. Die Frauen sind von edler Herkunft, schön zu sehen, gefällig in ihrem Benehmen und von ehrsamer Liebenswürdigkeit; die Männer anmutig und wohlerzogen, aber sie werden nicht in Einzelheiten beschrieben. Nur dann und wann ist es, als ob er den Schleier einen Augenblick lüfte. So, wenn Neifile errötend die königliche Würde übernimmt und ihre lustigen Augen, die wie der Morgenstern funkeln, senkt. Oder wenn Fiammetta bei ähnlicher Gelegenheit beschrieben wird, mit den langen Locken, die auf ihre weißen blühenden Schultern fallen, mit ihrem rundlichen Gesicht, ihren Falkenaugen und ihrem kleinen lächelnden Munde.

Bei der Beschreibung der Gewänder, die Boccaccio doch so sehr liebte und die im *Ameto* üppig und kunstreich durchgeführt war, daß ihr Glanz genügt, uns nach ihm den ganzen Reichtum der verblaßten Trecentofresken vorzustellen, vermeidet er im Dekameronrahmen ebenfalls die Ausführlichkeit. Wir hören nicht viel anderes, als daß die Frauen, sobald sie Florenz verlassen, die Trauerkleider, die sie in Santa Maria Novella trugen, ablegen und helle Gewänder anziehen. Auch in Beschreibungen andrer Art, bei denen er sonst ein lüsternes Eingehen auf Einzelheiten vorzieht, ist er hier bescheiden; wie schön und einfach ist die Darstellung der badenden Mädchen, von denen nur gesagt wird, daß ihr Körper im Wasser einer Rose glich, gesehen durch dünnes Glas!

Die Charaktere –? Wieder finden wir wenig Ausgesprochenes. Grell leuchtet hier der Unterschied mit Chaucer. Wenn auch in dem Rahmen der *Canterbury Tales* keine Psychologie in modernem Sinne zu finden ist, so sind doch die einzelnen Figuren scharf umrissen. Wir schauen die elegante Äbtissin, das grobe urwüchsige Weib aus Bath, den Wirt und den Pfarrer – es sind Einzeltypen, die aus der englischen Literatur nicht mehr verschwinden werden, die wir bei Shakespeare und Scott, bei Dickens, Fielding und Addison wiederfinden. Wenn wir bei Boccaccio von Typen reden, so muß das Wort in ganz anderm Sinne aufgefaßt werden: das Typische ist im Dekameronrahmen nicht das, was die Personen verschieden, sondern das, was sie gleich macht. Sie sind Eines Standes, fast möchte man sagen Eines Blutes. Wohl werden hier und dort einzelne Züge hervorgehoben, ist Filostrato der Melancholiker, der, zum König gewählt, die andern zwingt, nur von unglücklich Liebenden zu reden, und ist Dioneo der Ausgelassene, der mit heitern Geschichten die Stimmung immer wieder hebt, ist Pampinea die praktisch organisierende und Filomena die schweigende, leidenschaftliche Frau – und dennoch sehen sie alle in Gestalt und Charakter sich ähnlich. Wer sich die Mühe gegeben hat, alle Novellen, die von derselben Person erzählt werden, zusammenzustellen, und z. B. versucht, Fiammetta aus den zehn Geschichten, die sie an den zehn Tagen zum besten gibt, näher kennenzulernen, der findet sich um seine Arbeit betrogen. Selbst der schwarzseherische Filostrato ist in diesem Sinne nicht streng durchgeführt, und es läßt sich, wenn man die Dioneonovellen ausnimmt, in dieser Weise kein roter Faden durch die Geschichten finden, durch den die Charaktere näher bestimmt werden können.

Dasselbe Gleichmaß zieht sich durch die zwei Wochen, die sie zusammen erleben, und durch die einzelnen Tage. Die Tageseinteilung ist immer die gleiche. Morgens lustwandeln sie und führen Gespräche;

dann folgt die Mahlzeit; danach wird musiziert und getanzt; man zieht sich zur Mittagsruhe zurück; nach der dritten Stunde ist die Zeit des Erzählens angebrochen; auf die Erzählungen folgt die Königswahl und die Anordnungen für den nächsten Tag; wieder wird gelustwandelt oder gesungen bis zum Abendessen; endlich folgt der Reigen und das große Lied, dann legen sie sich schlafen. So geht es vierzehn Tage; nur die Freitage werden zum Fasten und zur Erbauung benutzt, am Sonnabend waschen die Mädchen sich die Haare, und man bereitet sich auf den kommenden Sonntag vor – an diesen Tagen setzen die Geschichten aus.

Ja, die Menschen und die Tage gleichen sich, aber sie gleichen sich, weil bei aller Zierlichkeit ein sehr strenger Stil sie bindet; sie gleichen sich wie die ägyptischen Großen auf den Wänden der Grabkammern, wie die archaischen Mädchenfiguren von der Akropolis zu Athen, wie die Heiligen auf den byzantinischen Mosaiken. Diese zehn zeigen das Äginetenlächeln der Frührenaissance. Aber wer ein solches Lächeln mit aufmerksamer Liebe zu betrachten weiß, dem wird es klar, daß diese Stileinheit nicht eintönig oder schattenhaft zu sein braucht. Zwar gleichen sich die Tage, aber keiner ist dem andern ganz gleich: einmal ziehen die Gäste von einem Wohnort zum andern, ein anderes Mal machen sie einen Ausflug nach dem Frauental; heute hören sie in der kleinen Kirche die Messe, übermorgen werden sie im Gehölz spazieren und hinter Rehen und Hirschen herspringen. Hundert kleine Züge, ein Scherzwort, ein zwitschernder Vogel, ein Kranz aus Eichenlaub, ein Lied, bringen Abwechslung, und so wie der Dichter die Erscheinung des Morgenlichtes neunmal mit einem andern Satz beschriebt, so sehen wir auch die zehn gleichen Tage jedesmal anders. So besiegt unser Auge auf die Dauer auch die scheinbare Übereinstimmung der Personen. Wenn auch gewisse beschreibende Redewendungen immer wiederkehren, schließlich heben sich doch die Gestalten immer deutlicher voneinander ab, und ohne daß die Einheitlichkeit unterbrochen wird, erkennen wir Neifile, Elisa, Lauretta und Emilia. Es ist wie ein romanischer Kreuzgang: gleichmäßige Säulchen tragen gleiche Bogen – schauen wir näher zu, so finden wir, daß jedes Kapital verschieden gearbeitet ist, jede Rundung mit anderm Ornament geschmückt.

Der Grund, weshalb Boccaccio dieses so angeordnet hat, ist leicht ersichtlich. Der Rahmen sollte, ohne aufzuhören, ein bewegliches Kunstwerk zu sein, doch als Einheit die sehr verschiedenen, auseinander strebenden Novellen zusammenhalten; er sollte aber zu gleicher Zeit, wie ein gleichmäßiges, nur mit wenigen farbigen Blumen verziertes Laubgewinde, die lebhafte, realistische Darstellungsart der einzelnen Novellen dämpfen. Vergleichen wir jetzt noch einmal Boccaccio mit Chaucer, so sehen wir, daß hier mehr als Unterschiede, daß hier Gegensätze vorliegen. In den *Canterbury Tales* ist die ganze Kraft der Wirklichkeitswiedergabe in den erzählenden Personen konzentriert, dagegen behalten die Figuren der Erzählungen etwas Allgemeines.

Im Dekameron ist der andere Weg gewählt – wieder finden wir hier eine von Boccaccios erstaunlichen Umkehrungen: der Rahmen, den die Leser doch für eine wahre Geschichte halten sollen, ist durch den strengen Stil möglichst Von der Wirklichkeit entfernt, während die Novellen mit allen Mitteln der Wirklichkeit nahegebracht werden. Aber war dieser verzwickte Weg nicht der geschmackvollere? Lesen wir bei Chaucer den köstlichen Zank zwischen dem Büttel und dem Bettelmönch im Rahmen, so erscheinen uns die Geschichten, die sie hinterher erzählen, sowohl grob wie farblos – bei Boccaccio werden auch die kühnsten Zoten durch den umrahmenden Hintergrund erträglich gemacht. Wer glaubt, daß der Dichter des Dekamerons, in der Fähigkeit lebenswahre Menschen zu geben, dem der *Canterbury Tales* nachsteht, der betrachte einmal Monna Belcolore (VIII, 2), die sizilianische Kurtisane (VIII, 10), oder Guccio und Nuta (VI, 10); der beobachte, wie Giotto und Messer Forese da Rabatta an einem regnerischen Tage, abgerissen und zerlumpt, auf ihren Schindmähren durch das Mugnonetal reiten (VI, 5). Der Dichter hat jedoch von dieser Fähigkeit im Rahmen keinen Gebrauch gemacht: Stilisierung war die Bedingung, durch die allein das Ganze im Gleichgewicht gehalten werden konnte.

Eine reiche und heitere Dämmerung, wie sie wohl in Räumen mit farbigen Fenstern herrscht, liegt über dem Rahmen; die Geschichten sind vom grellen Sonnenlicht selbst beschienen. Es ist aber nicht so ganz leicht zu erklären, mit welchen Mitteln es dem Dichter gelang, die Stilisierung zu erreichen, ohne dabei gekünstelt zu werden. Im allgemeinen kann man sagen, daß die Unruhe und Buntscheckigkeit, die den Jugendwerken anhaften, abgestreift sind, daß im Gegensatz zu der früheren Dickflüssigkeit hier die Dichtung so leicht und durchsichtig daherhüpft wie ein junger Bach – kurz, daß Boccaccios Geschmack und Können gereift sind. Im besonderen gilt, daß der Dichter, während er sich in den Novellen mit der Subjektivität des Erzählers in seine Darstellung hineinversetzt, im Rahmen immer die ganze Objektivität des Beschreibers gewahrt hat. Will man hierfür ein Beispiel, so betrachte man einmal die Landschaft.

Schon in alten Zeiten hat man geglaubt, die im Rahmen beschriebenen Örtlichkeiten, die beiden Landhäuser und ihre Umgebung, das Tälchen, das die Gesellschaft am sechsten Tage besucht, wiederzuerkennen. Die Villa der ersten vier Tage muß in der Gegend von Settignano – vielleicht bei Poggio Gherardi – liegen, die der letzten zehn könnte die jetzige Villa Palmieri sein; das Frauental befindet sich an

den Abhängen bei Fiesole, an einer Stelle, wo der Affrico früher einen kleinen See bildete. Der Dichter selbst hat aber, mit Ausnahme der Valle delle Donne, die Orte nicht benannt und gibt, abgesehen von ganz allgemeinen Angaben, wie »kaum zwei Meilen von der Stadt entfernt« oder »auf einem Pfade in westlicher Richtung«, keine näheren Bezeichnungen. Wenn man hiermit die deutlich bezeichneten Örtlichkeiten in Erzählungen wie der Geisterbeschwörung (VII, 1), oder der verwechselten Wiege (IX, 6) usw. vergleicht, fällt der Unterschied auf. Boccaccio verfährt in dem Rahmen wie die großen italienischen Freskenmaler – nur müssen wir ihn eher mit jenen des Quattrocento als mit jenen des Trecento vergleichen, und er steht Bennozzo Gozzoli näher als Spinello Aretino. Auch diese Künstler bleiben, trotz der Üppigkeit ihrer Einzelheiten, allgemein; sie geben vielleicht hier oder dort ein Haus oder einen Turm, die sie kennen, aber sie malen die Landschaft nicht, wie sie sie in der Natur sehen, sondern so, wie sie sie aus der Erinnerung im Kopfe haben. Wenn wir mit einiger Vorsicht diesen Vergleich auf die Literatur übertragen, so müssen wir feststellen, daß Boccaccio im Rahmen aus dem Gedächtnis, in den Geschichten dagegen unvermittelt nach der Natur malt. Dadurch ändert sich in den beiden Teilen der Abstand des Künstlers zu seinem Kunstwerk; während er in den Novellen sich sozusagen immer inmitten des Dargestellten befindet, steigert er im Rahmen absichtlich die Entfernung.

Betrachten wir die Beschreibung des Frauentales etwas genauer. Von vornherein stellt der Dichter fest, daß er nicht aus eigener Anschauung spricht: eine von den Mädchen hat ihm später erzählt, wie es war. Und nun wird die so gewonnene Entfernung mit allen Mitteln der Grammatik und des Satzbaues erhalten. Es folgt ein Musterbeispiel einer rhetorischen Landschaftsbeschreibung höchsten und edelsten Stiles, die sich am besten mit den Beschreibungen des Parkes in den *Wahlverwandtschaften* vergleichen läßt. Die Perioden verlaufen trotz Partizipialkonstruktion, Umstellung des Verbums oder Einschachtelung der Relativsätze in vollkommener Übersichtlichkeit und mit antiker Eleganz – keine Einzelheit lenkt vom Gesamtbild ab. Die Sprache entnimmt ihre Darstellungskraft nicht an erster Stelle dem zeichnenden Wert der Eigenschafts- oder Zeitwörter, sondern der rhythmischen und melodischen Bewegung des Satzes. Wer einmal – freilich auf Italienisch – das Gefüge, in dem die sich wie Sitzstufen eines Theaters verengenden Hügelabhänge, mit den verschiedenen Baumarten, beschrieben werden, verglichen hat mit dem, wo das Bächlein plätschernd und schäumend das kleine Tal durchströmt und sich zu einem See erweitert, dem muß die musikalische Wirkung dieser Prosa klargeworden sein. Wir sprachen von der Formliebe und der Formgewandtheit des dolce stil nuovo, von der Malerei des Trecento, hier müssen wir daran erinnern, daß die Entstehung des Dekamerons mit einer sehr hohen Blüte der Musik zusammenfällt, daß der Florentiner Dichter ohne jeden Zweifel ein Kenner der Florentiner *ars nova* war. Aber eben dieses Musikalische war wieder ein Mittel, bei dem Leser die Wirklichkeitsempfindung zu verringern und das Gefühl der Entfernung zu steigern.

Was aber für diese Landschaft gilt, gilt für den Rahmen als Ganzes. Es ist alles auf die Entfernung berechnet, alles aus dem Gedächtnis gemalt. Selbst die Beschreibung der Pest in der Einleitung, die viele heutzutage wie ein Gipfel der Wirklichkeitsbeschreibung anmutet, war eine Umsetzung. Boccaccio hat die Pest im Jahre 1348 in Florenz nicht selbst erlebt. Er war damals in Neapel. Zwar gab es die Seuche auch dort, und er mag vieles von dem Beschriebenen gesehen haben, aber es ist ein typisches Beispiel seiner künstlerischen Arbeitsweise: um den ornamentalen Stil des Rahmens durchführen zu können, mußte er sich überall von der direkt geschauten Wirklichkeit loslösen.

Nur eins mußte verhindert werden: der Stilunterschied zwischen Rahmen und Erzählungen durfte nicht so groß Werden, daß die beiden nicht länger zusammenpaßten. Boccaccio mußte Übergänge verschiedener Art schaffen. Zum Teil waren sie in den Charakteren der Personen schon gegeben – Dioneo steht dem Wirklichkeitsstil der Erzählungen näher als Pampinea oder Fiammetta, er wird deshalb der große Vermittler. Zweitens dienen die kurzen Beschreibungen und Gespräche, die den Novellen vorangehen oder folgen, diesem Zweck. Sie schildern den Eindruck, den die Geschichte macht, oder leiten durch philosophische Betrachtungen in die realistische Darstellungsweise über. Endlich die Dienerschaft. Die drei jungen Männer haben je einen Diener, einige von den Frauen ihre Zofen mit, um die Arbeit zu verrichten. Dioneos Parmeno ist der geschickte Seneschall; Panfilos Sirisco der Zahlmeister, Filostratos Tindaro soll Leibdiener sein. Die Mägde Misia, Licisca, Chimera und Stratilia bestellen Küche und Haus. Mit der gebührenden Zurückhaltung tun alle ihre Pflicht. Der Seneschall ist eine Perle, er versteht es, den Tisch mit Geschmack zu decken, den rechten Fleck zu finden, wo die Herrschaft speisen soll, und wartet zur bestimmten Zeit mit Wein und Gebäck auf – in seiner vornehmen Bescheidenheit ähnelt er einem englischen Steward. Aber diese Personen umgeben die Gesellschaft mit einer stofflichen Atmosphäre, sie verbinden sie mit den Forderungen des täglichen Lebens. Einmal, am sechsten Tage, gerade als mit dem Erzählen ein Anfang gemacht werden soll, dringen störende Stimmen aus der Küche: Licisca und Tindaro zanken sich geräuschvoll. Die Königin läßt sie rufen, und in die aristokratische Ruhe der Damen und Herren platzt das grobe, drollige Gekeife der niedern Schichten, in die abstrakte Ausdrucksweise des Rahmens die drastische Sprache der Erzählungen

herein. Manchmal, abends, wenn das große Lied gesungen ist, rufen die zehn den Diener Tindaro mit seiner Sackpfeife heran, und nach den echten Tönen des Dudelsacks tanzen die stattlichen, wirklichkeitsscheuen Gestalten ihren Reigen.

## V. Die Erzählungen des Dekamerons

Es wurde in jenen Zeiten viel erzählt. Dürfen wir sagen, daß Erzählen eine Kunst war? – Gewiß, wenn wir das Wort in seiner allgemeinen Bedeutung nehmen und es mit gewissen gesellschaftlichen Umgangsformen verbinden. Erzählen war eine Kunst, wie Singen, Zeichnen, Tanzen, Sticken oder Dichten Künste gewesen sind oder es noch sind. Ein wohlerzogener Mann konnte zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts seiner Freundin ein Blatt ihres Album amicorum mit einer artigen Zeichnung oder mit einigen zierlich geschriebenen wohlklingenden Reimen schmücken – der heutige Wandervogel zupft die Laute. Man denke sich einen Leutnant vom Jahre 1910, der keinen Walzer zu tanzen, ein junges Mädchen vom Jahre 1810, das ihrem Vater zum Geburtstag kein Sofakissen zu sticken verstand. So war, zu Boccaccios Zeit, Erzählen eine Gesellschaftskunst. Die erste Geschichte des sechsten Tages zeigt, wie eine vornehme Dame einen schlecht erzählenden Ritter nicht anders abfertigt, als es eine heutige Sängerin einen stümperigen Klavierspieler, der sie begleiten wollte, tun würde. Wie dieses kunstreiche Spiel geübt wurde, ersahen wir aus den Erzählungen der Nymphen im *Ameto* und aus den Liebesgesprächen im zweiten Teil des *Filocolo*. Aber auch in andern als in Hofkreisen wurde erzählt, und die guten Erzähler waren berühmt – Boccaccio erwähnt ein Beispiel in Coppo di Borghese Domenichi (V, 9) aus Florenz, einen Mann, dem die Bürger Ehrfurcht bezeugten und dem es, als er älter wurde, Freude machte, seinen Nachbarn und andern Leuten Geschichten aus der Vergangenheit zu erzählen, und der sie besser als andere einzuteilen und aus seinem guten Gedächtnis mit Anmut wiederzugeben wußte.

Boccaccio muß von seiner Jugend an diese Kunst verstanden haben, vielleicht hat sie nicht wenig dazu beigetragen, ihn in den Hofkreisen Neapels einzuführen. Jedenfalls hat er in Süditalien, wo noch manche Überlieferung der märchenhungrigen Orientalen steckte, manches dazugelernt. Aber nur für die Form des Vertrags. Nach eigentlichen Märchen stand sein Sinn nicht. Versuchten wir schon die Verwandtschaft des Rahmens mit gewissen Märchenmotiven festzustellen, in den Erzählungen selbst fehlt dieses Element fast ganz. Märchenmotive finden wir eigentlich nur in zwei Erzählungen des letzten Tages: Dianoras Zaubergarten und Saladins Großmut (X, 5; X, 9) – es sei denn, daß man den Wunderring (I, 3) dazurechnen will. Auch das Übernatürliche ist nicht häufig und wird in weitaus den meisten Fallen nur dazu benutzt, mit ihm Spott zu treiben. Es dient dazu, abergläubische Leute, wie Ferondo (III, 8), Calandrino (IX, 5), oder die eitle Lisetta (IV, 2) zu betrügen, oder um, wie es Frate Cipolla (VI, 10), Cepparello (I, 1) und Martellino (II, 1) machen, die nach Wundern gierende Menge zu täuschen. Selbst mit der unheimlichen Erscheinung der von Hunden zerrissenen Frau aus der Hölle hat es – wie wir sehen werden – seine eigene Bewandtnis (V, 8). Nur in Erfüllung gegangene Träume (IV, 6; IV, 7; IX, 7) werden ernst genommen. Im allgemeinen liegen Boccaccio weder das Märchen noch die Legende: seine Dichtart ist die Novelle.

Unter einer Novelle verstehen wir die Darstellung einer Begebenheit oder eines Ereignisses von eindringlicher Bedeutung, die uns als wahr anmutet. Dieses Ereignis führt uns die Novelle in einer Form vor, in der es uns wichtiger erscheint als die Personen, die es erleben. Auf das Geschehene kommt es an; die Psychologie, die Charaktere der Handelnden und Leidenden interessieren uns nicht an und für sich, sondern nur insoweit das Geschehene durch sie bedingt ist. Dadurch unterscheidet sich die Novelle von dem Roman. Goethes *Werther* und Merimées *Carmen* zeigen beide inhaltlich, wie ein Mann an seiner Liebe zugrunde geht; aber Goethes Roman schildert den Mann, Merimées Novelle das Zugrundegehen, der eine gibt einen Menschen und sein Schicksal, der andre das Schicksal und einen Menschen. Selbst *Michael Kohlhaas* und *Pancraz der Schmoller* sind nicht an erster Stelle die Geschichten des märkischen Roßhändlers und des mürrischen Seldwylers, sondern die Geschichten dessen, was mit ihnen geschehen ist. In dem Roman umgeben die Abenteuer das Bildnis des Helden, die Novelle hat keinen Helden; ihre Personen sind nur wichtig, insoweit sie die Begebenheiten verursachen, nur gut gezeichnet, insoweit uns durch sie das Ereignis den Eindruck des Wahrhaftigen macht. Das gleiche gilt für die Schilderung der Zustände und der Umgebung; auch sie kommen nur in Betracht, sofern sie uns die Ereignisse begreiflicher machen oder dazu beitragen, sie uns als wirklich erscheinen zu lassen.

Wer das Gesamtgebiet dieser literarischen Gattung überschaut, wird einen tiefen Einschnitt zu machen haben, und obwohl das Wort »Novelle« Neuigkeit bedeutet, werden auf der einen Seite nur Künstler stehen, die überlieferte Stoffe wiedergegeben haben; auf der andern dagegen finden wir solche, denen Ursprünglichkeit des Inhalts künstlerische Bedingung erscheint. Rechts steht das Typischgewordene, links

die Neuschöpfung. Diese Trennung scheint mir mit der Art des Vertrags zusammenzuhängen. Per Erzähler ist an den Augenblick gebunden und geht deshalb gerne von einem gegebenen Stoff aus. Gerade weil es sich nicht um ein beliebiges Fabulieren, sondern um die Darstellung eines bestimmten, als wahr zu empfindenden Ereignisses handelt, erleichtert es ihm die Aufgabe, wenn dieses von vornherein festliegt und er seine ganze Phantasie in die Darstellung legen kann. Der Schriftsteller dagegen, für den die Zeit keine Rolle spielt, fühlt durch den gegebenen Stoff seine Einbildungskraft gehemmt und gebunden und liebt es daher auch, bei der Wahl des Gegenstandes das Neue zu suchen. Man könnte deshalb statt von der »typischen« und der »erfundenen« auch von der »erzählten« und der »geschriebenen« Novelle reden oder, wenn dieses zu schroff klingt, wenigstens sagen, daß die Novelle, je nachdem sie sich der Kunst des Erzählers oder der Kunst des Schriftstellers zuwendet, typische oder erfundene Stoffe wählen wird.

Boccaccio hat beides versucht. Mit einigen Einschränkungen können wir das *Ninfale Fiesolano* zu den Novellen in schriftstellerischem Stile rechnen. Aber wir brauchen nicht so weit zu suchen: die beiden Stile stehen sich im Dekameron selbst gegenüber. Der Rahmen, der, wie wir sahen, in der Form beschreibend war, ist dem Inhalte nach eine erfundene Novelle. Die Geschichten gehören der typischen Gattung an, und hier waltet die Kunst des Erzählens mit allen ihren Mitteln, die den überkommenen Stoff erneuern.

Boccaccio ist ein geborener Erzähler. Zuallererst zeigt sich das in seiner unbeschränkten Fähigkeit, die überlieferten Begebenheiten zu lokalisieren, das heißt, sie so zu erzählen, als ob sie nur einmal an einem bestimmten Ort mit bestimmten Personen geschehen sein können. Er nimmt ihnen damit nichts von ihrem novellistischen Charakter, aber er verleiht in dieser Weise dem Typischen den Reiz des Wahren und Neuen. In sämtlichen hundert Geschichten haben fast alle wichtigen Personen Namen. Nirgends schreibt er: »ein armer Ritter lebte . . .«, sondern der Ritter heißt Federigo degli Alberighi und gehört somit einem Geschlechte an, das seit dem elften Jahrhundert aus Fiesole nach Florenz eingewandert war (V, 9). Oder er sagt nicht: »in Florenz lebte ein Wollenweber mit seiner Frau . . .«, sondern der Weber Gianni Lotteringhi wohnt in der Gegend von San Brancazio, ist öfters Oberer der Kirchensänger von Santa Maria Novella gewesen und hat Monna Tessa, die Tochter des Mannuccio della Cuculia, geheiratet (VII, 1) – wer im heutigen Florentiner Adreßbuch nachschlägt, wird die Lotteringhi noch finden. Dies ist nicht nur für Florentiner oder Italiener der Fall – auch außerhalb seines Gesichtskreises sind die Namen mit erstaunlichster Genauigkeit ausgesucht. In der abenteuerlichen Geschichte Der Verlobte des Königs von Algarbien (II, 7) betreten wir der Reihe nach eine Anzahl Mittelmeerländer; die Prinzessin selbst stammt aus Alexandrien und heißt Alatiel, wohl die Umgestaltung eines arabischen Wortes; ihr Vater ist der Sultan von Babylon – Babylon ist die griechische Verbalhornung eines ägyptischen Wortes, mit der man zur hellenistischen Zeit Ägypten bezeichnete – und heißt Beminedab, wieder ein semitisches Wort. Zuerst kommt sie nach Majorca, zu Boccaccios Zeit spanisch, und liebt dort einen Edelmann mit dem spanischen Namen Perico. Danach wird sie nach Griechenland verschlagen, und wir finden dort einen Diener mit dem griechischen Namen Ciuriaci oder Kyriazis. Die Söhne des Kaisers von Byzanz heißen Konstantin und Manuel, der Sultan von der Türkei Osbek . . . So ist es überall.

Dieser Kunstgriff ist natürlich nicht neu. In den Resten der antiken Novelle, bei Apulejus und Petron finden wir Ähnliches – ebenso in den indischen und arabischen Erzählungen, ja, der gute Erzähler aller Länder und Zeiten wird wahrscheinlich, auch unabhängig von andern, immer wieder zu diesem Mittel greifen, um bei seinem Zuhörer die Wirklichkeitsempfindung zu steigern. Aber nur wenige haben es mit solcher künstlerischen Anschaulichkeit gehandhabt wie Boccaccio. Und gewiß ist er auch hierbei weit über seine Vorgänger hinausgegangen, denn wir dürfen doch wohl annehmen, daß der griechische Roman, der das Vorbild zu Alatiels Novelle bildete, in welcher Form sie nun auch Boccaccio vorgelegen hat, jedenfalls keine spanischen oder türkischen Namen enthielt.

Kein Wunder, wenn im achtzehnten Jahrhundert, einer Zeit, da über die Wanderungen und die Vorgeschichte der typischen Novellenstoffe noch wenig bekannt war, ein hervorragender Dekameronkenner, Domenico Maria Manni, dessen Kommentar immer noch unentbehrlich ist, die Lokalisierung für bare Münze genommen hat und weitaus die meisten Geschichten für historisch und wirklich geschehen hält.

Wie die Personen, so die Landschaft und die Umgebung. Auch sie sind durch die Festlegung erneuert. Wo immer der Stoff es erlaubt, wählt Boccaccio Gegenden, die er selber genau kennt. Von den Geschichten spielen fast neun Zehntel ganz oder zum Teil in Italien, von diesen die Hälfte in Florenz oder den benachbarten umbrischen und toskanischen Städten. Mit einem kurzen Satz weiß er einen deutlichen Grundriß zu geben, wie in der Geschichte des Guido Cavalcanti: »Er ging, wie es seine Gewohnheit war, von Or San Michele über den Corso degli Adimari bis zu San Giovanni, wo damals die Marmorsärge herumlagen – heute sind sie bei Santa Reparata –« (VI, 9). Selbst wenn er nicht ausdrücklich die Namen nennt, ist die Ortsbeschreibung von einer treffenden Anschaulichkeit: wie deutlich sehen wir das vorspringende

Häuschen an der Stadtmauer von Castel Guiglielmo, wo Rinaldo d'Asti Unterschlupf findet (II, 2); wie klar zu erkennen sind die nicht gerade hygienischen baulichen Verhältnisse des Viertels Malpertugio in Neapel (II, 5). Sei es ein Zimmer mit drei Betten und einer Wiege (IX, 6), sei es ein Rasenflecken mit einem Birnbaum (VII, 9), er weiß sie mit wenigen Worten so zu charakterisieren, daß wir sie zu schauen glauben.

Und trotz dieser individuellen Differenzierung ergibt sich, aus dem Dekameron die Gesamtdarstellung einer Welt. Es läßt sich hierin mit den Fabeln von Lafontaine vergleichen. Wie sich für den aufmerksamen Leser aus Löwe, Maus, Fuchs, Wiesel und Taube allmählich das Gesellschaftsbild aller Kreise des Sonnenkönigs ergibt, mit dem unumschränkten Monarch, dem schlauen Staatsmann, dem einfältigen Bürger, mit eiteln Edeln und fleißigen Bauern, mit höfischen Sitten und zu belächelnden Mißbräuchen – so rollt sich beim Lesen des Dekamerons das ganze Leben des Trecento vor uns auf. Ja, manchmal ist es, als ob diesem Gesamtbild gegenüber die ganze Buntheit des Inhalts verschwindet. Wir sehen den gerechten Fürst und den launischen Herrscher, den echten Edelmann und den anmaßenden Emporkömmling, den witzigen Höfling und den groben Schmarotzer, die feingebildete Dame und ihr eingebildetes Widerspiel. Da tauchen sie vor uns auf, die vor sinnlicher Gesundheit strotzende Bäuerin, das verliebte junge Mädchen, die drollige Köchin, die schelmische Bürgerfrau. Er führt uns in das Getriebe des Handelshafens, in die Schrecken der nächtlichen Stadt, zeigt uns den Maler in seinem Atelier, den Dichter bei der Arbeit, er kennt die Gerichtssitzung und den Beichtstuhl; Kurtisanen und Kupplerinnen treiben ihr Wesen, Bettelmönche, Vagabunden, Piraten und Wegelagerer stehen neben Fürsten, Kirchenlichtern und Gelehrten. Neben dem Zeitgenössischen dämmert die Geschichte, von der italienischen Heimat aus schauen wir Frankreich und das Morgenland.

Aber seine Erzählergabe beschränkt sich nicht auf Personen und Zustände. Über die Einkleidung hinaus ergreift sie den Inhalt der Geschichten. Wir nannten die Stoffe überliefert, aber sagten wir nicht schon, daß Boccaccios Größe darin liegt, daß er nur selten etwas so wiedergibt, wie er es findet? Er schaltet und waltet mit den gegebenen Stoffen, bis sie ganz neu, ganz sein Eigentum geworden sind; er spielt mit ihnen ein lustiges, verwegenes Spiel; er knetet den alten Ton, bis ganz veränderte Gestalten hervor wachsen. Was Boccaccios Seelenbruder Gottfried Keller in der Einleitung zu seinen *Sieben Legenden* sagt, kann auch der Dekamerondichter auf sich anwenden, auch ihn »überkam die Lust zu einer Reproduktion jener abgebrochenen, schwebenden Gebilde, wobei ihnen freilich zuweilen das Antlitz nach einer andern Himmelsgegend hingewendet wurde, als nach welcher sie in der überkommenen Gestalt schauen.«

Wahrhaftig eine andere Himmelsgegend! Wie Keller aus der verlassenen, reumütigen Nonne eine stolze Mutter von acht starken Söhnen macht, so tut es der Erzähler im Dekameron. In einem frommen Erbauungsbuche finden wir die gespensterhafte Geschichte der Höllenstrafe einer Ehebrecherin, die ihren Gatten gemordet hat. Allnächtlich verfolgt sie ihr Buhle auf einem flammenschnaubenden Roß, ergreift sie bei den Haaren, durchbohrt sie, wirft sie ins Feuer und galoppiert mit ihr von dannen. Ewige Strafe – Schreckensbild für ungetreue Eheweiber. Boccaccio erzählt die Geschichte wieder, die Szene gestaltet sich noch grausiger, Hunde zerreißen die Frau; aber die hier die Strafe erleidet, ist keine Ehebrecherin, sondern ein Mädchen, das ihren Liebhaber, statt, wie es Amor befiehlt, zu erhören, abgewiesen hat und sich wenig daraus machte, als er sich aus Trauer selber den Tod gab. Schreckensbild für hartherzige Mädchen (V, 8). Oder die alte Geschichte des ungetreuen Mannes wird noch einmal erzählt, der glaubt, ein Stelldichein mit seiner Geliebten zu haben, in Wirklichkeit aber mit seiner Ehefrau zusammenkommt. Im Dekameron ist die Sache etwas komplizierter. Ricciardo, der bei der geliebten Catella nichts erreichen kann, erzählt ihr, daß ihr Gatte, den sie wahrhaft liebt, ihr untreu ist und sich zu einer bestimmten Stunde mit seiner Freundin verabredet habe; er schlägt ihr vor, statt dieser Frau sich dort einzufinden; sie geht auf den Leim, glaubt im dunklen Zimmer bei ihrem Manne zu sein, hält die Rede der empörten Ehefrau – aber entdeckt, daß es Ricciardo ist, der diese lächelnd anhört (III, 6). Und dann? Der erste Schritt tut die andern mit, und die Küsse des Liebhabers sind würziger als die des Gatten . . . Oder sehen wir uns noch einmal die Geschichte der Alatiel, der Tochter des Sultans, an. Das Vorbild war ein griechischer Roman in der Art des Xenophon von Ephesus. Obwohl wir es nicht kennen, können wir doch mit einiger Sicherheit sagen, daß es die Schicksale zweier Liebenden enthielt, wie Flor und Blancheflor oder wie Kamar al-Zaman und Budúr grausam getrennt wurden, beide ihre Abenteuer hatten, aber in Liebe und Treue standhaft blieben, bis sie sich zu guter Letzt glücklich wiederfanden. Was ist aus alledem geworden? Boccaccio läßt die Geschichte des Mannes überhaupt fallen und gibt nur die des Mädchens. Dieses treibt das Schicksal von Liebhaber zu Liebhaber; acht Männern gehört sie an; dann wird sie, durch einen glücklichen Zufall gerettet, ihrem Bräutigam als jungfräuliche Braut zugeführt: ein geküßter Mund verliert keinen Reiz, sondern erneut sich wie der Mond.

So ziehen sich die Änderungen durch viele, viele Novellen. Liegt hier eine parodistische Absicht vor? Ebensowenig und ebensoviel wie in Kellers Legenden. Der Erzähler hat die überkommenen Stoffe mit Ernst oder Schelmerei wiedergegeben, sie verschönert oder verzerrt, je nachdem sie sich in seiner Seele spiegelten.

Er hat sie gefunden, er hat sie verarbeitet – manchmal wie ein Kind, das aus einem am Strande gefundenen Holzschuh ein Schifflein baut und es fröhlich auf den Wellen schaukeln läßt, manchmal wie ein Fürst, der sein protziges silbernes Tischgerät zu guten Münzen umschmelzen läßt. Begriffe wie Plagiat, Musterschutz und geistiges Eigentum gab es für ihn nicht. Er lebte in einer Zeit, da jeder Maler Madonnen zu malen hatte, jeder Künstler sich mit denselben Gegenständen wie seine Zeitgenossen und Vorgänger zu beschäftigen hatte. Erst durch die endlose Differenzierung erkennt man den immerwährenden Wert des gleichen Stoffes, erst aus der Bewegung ergibt sich die Bedeutung des Bleibenden. Der Satz, mit dem die Geschichte der Alatiel schließt, gilt auch für diese Novellen – auch sie sind vielgeküßte Münder, aber sie haben den Reiz nicht verloren, sondern sich wie der Mond erneut.

Ein italienischer Kritiker hat einmal gesagt, daß Boccaccios Sprache ausgezeichnet, sein Stil aber ganz abscheulich wäre. Wir sahen beim Rahmen, wie vortrefflich es Boccaccio verstand, seinen Stil durchzuführen – hinsichtlich der Erzählungen steckt aber in dieser Behauptung Wahres. Stil, im Sinne einer einheitlichen, ausgeglichenen Ausdrucksweise, die das Heterogene verbindet, ist jedoch schon wieder ein Charakteristikum des Schriftstellers. Bei dem Erzähler dagegen finden wir statt dieses Stiles die Stimme – er ist nur selten er selber, er geht in seinen Personen auf, er redet wie die kleinen Geißlein und wie die alte Geiß, und wie der Wolf, der die Kreide verschluckt hat. So wechselt Boccaccio die Stimme von Tag zu Tag, von Novelle zu Novelle, von Person zu Person. Man kann ihm kein größeres Lob geben, als wenn man sagt, daß seine Sprache ausgezeichnet ist, denn diese Sprache ist ein neues Mittel, um unaufhörlich Wechsel und Verschiedenheit zu bringen. Ton und Farbe seiner Sprache passen sich immer den einzelnen Charakteren an: wir hören das affektierte Genäsel der eitlen Jungfer, die Klage der betrogenen Frau, das schnarrende Organ des Quacksalbers, das Keifen der Schweigermutter, das grobe Gepolter des Zuhälters. Auch abgesehen von den Personen hat die Sprache der einzelnen Erzählungen eine andre Färbung. Wer diese Gegensätze in aller Schärfe und in ihrer Feinheit empfinden will, lese einmal nacheinander die Novelle des Frate Cipolla (VI, 10) und jene der Freunde Gisippo und Tito (X, 8) – beide geben sie Meisterwerke der Beredtheit, hier der antike Rhetor, dort der nicht einzuschüchternde Bettelmönch, und dieser Unterschied dehnt sich über die ganze Sprache aus: hier ein Stückchen Antike, wie sie sich Boccaccio dachte, dort ein zeitgenössisches Bild aus seinem eigenen Certaldo. Oder man vergleiche die heitere sonnige Art der sprunghaften Sätze in der Geschichte der Monna Belcolore und des Pfarrers von Varlungo (VIII, *2)* mit den dumpfen, schleppenden Gefügen in der Novelle der Lisabetta (IV, 5). Man hat Boccaccios Prosa oft eine übermäßige Geziertheit vorgeworfen, die ungünstig auf die spätere italienische Prosa eingewirkt haben soll. Kein Schriftsteller ist verantwortlich für den Mißbrauch, den Epigonen von Schwächen machen, die bei ihm durch Tugenden auf gewogen werden; aber auch abgesehen davon ist der Vorwurf ungerecht. Geziert ist die Sprache nur dort, wo sie Geziertheit braucht, jeder Schnörkel hat seine Bedeutung, jede syntaktische Gebärde entspricht einer Stimmung.

Deutlicher denn je sehen wir, mit welchem Instinkt oder mit welcher Berechnung – wissen wir jemals, wo bei einem großen Künstler der Instinkt aufhört und die Berechnung anfängt? – die Personen des Rahmens in dekorativem Stil gehalten sind. Gerade weil die Stimmen der Erzähler im Rahmen fast gleichmäßig klingen, kommen die Stimmen der Personen in den Erzählungen mehr zur Geltung.

Und doch – es ist eine Wonne, zu beobachten, wie unendlich viele Seiten ein Dichter besitzt und wie in ihm scheinbare Gegensätze zur Einheit werden – und doch klingt durch die Vielstimmigkeit der Erzählungen etwas Gemeinsames hindurch. Die Persönlichkeit Boccaccios ist in der vielgestaltigen Masse der Stoffe nicht untergegangen. Wie wir bei Shakespeare Lear und Caliban, Hamlet und Falstaff hören und das Ganze doch immer Shakespeare bleibt, so beherrscht auch hier Boccaccio die Gesamtheit. – Wir sahen ihn in seiner Jugend mit seinen Hoffnungen und Enttäuschungen, mit den hundert Widersprüchen seines Wollens und Könnens, seines Charakters und seiner Begabung. Hier in diesem gesegneten Augenblick seines Lebens gab es einmal eine Möglichkeit, sie sämtlich auszugleichen und zu verwerten; hier konnte er bei aller Verschiedenheit ganz er selber sein. Dreimal hören wir die eigene Stimme des Dichters. Zuerst in der großen Einleitung, wo er seine Absichten kundgibt. Danach in der Einleitung des vierten Tages, wo er, als die schon veröffentlichten Tage bei einem Teil des Publikums Widerspruch erregten, sich verteidigen mußte. Endlich in der Nachschrift. Immer bleibt er seinem Vorsatz treu, die Welt zu beglücken, seinerseits als Vergeltung für den Trost, den ihm andre in schwierigen Lebenslagen geschenkt haben, den Schwachen und Betrübten, hauptsächlich den Frauen Linderung zu bringen. Auf dem Gipfel seiner Kunst gibt er sich ganz: mit seiner Resignation, die keineswegs seine köstliche Lebenslust vernichten kann, seiner Melancholie, die jeden Augenblick bereit war, in Ironie – auch in Selbstironie – umzuschlagen, seiner Weltverachtung, die nie eine innige Freude an den schönen und belustigenden Erscheinungen dieser lieben Erde ausschloß, seiner Nörgelei, die sich damals so gut und so gerne mit einem Gefühl des üppigen Überflusses verbinden ließ. Und wenn wir uns diese Dichterstimme einmal vergegenwärtigt haben, so hören

wir sie auch in den Novellen.

Ja, es ist doch wieder ein einziger Mensch, der alles dieses krause Zeug erzählt. Wir sehen ihn als Kind seiner Zeit und als Träger alter Traditionen, als unermüdlichen Sammler des Überkommenen und in seiner selbständigen Ursprünglichkeit, aber wir sehen ihn als einen in sich geschlossenen, zielbewußten Dichter. Seine Persönlichkeit durchzieht das Dekameron mit ihren unveränderlichen Neigungen und Abneigungen, mit ihrem Willen, ihren Leidenschaften – schließlich mit ihren Göttern.

Götter? Boccaccio ist gewiß ein Christ gewesen. Wenn er zum Schlüsse Dem dankt, der ihm durch seinen Beistand nach langer Mühsal zu dem ersehnten Ziel geholfen hat, so meint er zweifellos den Gott des rechtgläubigen Bekenntnisses. Dennoch – er und seine Zeit haben etwas Mühe, sich mit dem ersten Gebot abzufinden. Neben dem Deus Optimus Maximus schleichen sich du minores ein. Von diesen Göttern, die seine Weltanschauung nicht entbehren kann, ist einer weiblich und heißt Fortuna, einer männlich: der Amor.

So reizvoll es wäre, auf den sprechenden Beweis des Fortlebens hellenistischen Geistes, auf die grillenhafte Fortuna, näher einzugehen, wir müssen es uns hier versagen. Genüge es, daß sie im Dekameron, wie überall, eine klare Gestalt besitzt; daß sie wie Athena in den Homerischen Epen immer dort auftritt, wo sich die Phantasie des Dichters und des Lesers nach ihr sehnt oder wo eine jähe Verschlingung der Ereignisse sie braucht; daß der zweite Tag ihr ganz gewidmet ist und daß sie in der ersten Novelle des zehnten Tages noch einmal in besonderer Form wiederkehrt.

Auch über Amor können wir, obwohl die Verführung, die Wandlung dieses Wesens von der provenzalischen Dichtung bis zum dolce Stil nuovo, von dort bis Boccaccio zu beschreiben, groß ist, nicht allzu ausführlich sein. Aber jeder Leser des Dekamerons muß diesen Gott wenigstens aus der Ferne kennen. Wie bei den Alten, wie in allen Zeiten, da sich die Einbildungskraft die seelischen Erscheinungen in bestimmten Gestalten vorstellt, sind auch hier die Grenzen zwischen dem Begriff und seiner personifizierten Darstellung fließend. Wann und inwieweit die Liebe für Boccaccio einen Gott mit einem göttlichen Hofstaat bedeutet, wann und inwieweit sie ein persönliches Gefühl mit tausend Schattierungen, wann und inwieweit sie ein Weltgesetz mit vielen Paragraphen ist, läßt sich nicht feststellen. Wohl aber, daß er sie in jeder ihrer Gestalten als Herrscherin betrachtet, daß er ihre tastbare Anwesenheit unaufhörlich spürt und daß er sie als Mittel benutzt, um viele Tage und Novellen zu verbinden. Grausam oder gutmütig, grinsend oder lächelnd lenkt sie die Handlungen der Einzelnen, die Schicksale der Gesamtheit. Gegen Amor gibt es keinen Schutz. Der Vater, der, wie Filippo Balducci, glaubt, ihm seinen Sohn entziehen zu können, ist ein Tor. Wehe jedem, der sich ihm nicht bis zum letzten Schlüsse ergibt! – Wehe der Frau, die ihm zuwider handelt, sei es aus Hochmut, wie die Gequälte im Pinienwalde bei Chiassi (V, 8), sei es aus Eigensinn oder weil sie einen andern zu lieben glaubt, wie Elena (VIII, 7), sei es selbst aus Frömmigkeit, wie Madonna Ermelina (III, 7). In seinem Namen ist dem Manne alles erlaubt, bis zum niederträchtigen Betrug, wie ihn Ricciardo (III, 6), bis zur Grausamkeit, wie sie der Scholar (VIII, 7) verübt. Groß und beredt werden die Frauen, die in Amors Namen sprechen, in bitterm Scherz wie Bartolomea, die Gattin des vertrottelten Messer Ricciardo Chinzica (II, 10); in heiligem Ernst, wie Madonna Filippa (VI, 7); mit dem Tod auf den Lippen, wie Gismonda (IV, 1). Amor ist der Feind des albernen eifersüchtigen Ehemannes, er haßt die Rohen und Ungewandten, aber er ist auch der liebevolle Erzieher des Tölpels Cimone in der entzückenden Idylle, mit der der fünfte Tag beginnt, der sorgfältige Führer, der Gilletta zum Ziele bringt (III, 9), die Nachtigall, die für Ricciardo Manardi und Caterina singt (V, 4).

Amor, dieser willkürliche Tyrann und dieser gerechte Gesetzgeber, dieses Zerrbild und diese höchste Gewalt, hat Boccaccio viele Feinde besorgt und noch mehr böse unzuverlässige Freunde. Vergessen wir nicht, daß diesem Amor, trotz der ergreifenden Wahrhaftigkeit, mit der er dargestellt wird, doch immer etwas von einem Scheinbild anhaftet. Minne und Minnedienst – sie erwachsen denn auf französischem, auf italienischem oder auf japanischem Boden – sind immer, auch im höchsten Sinne, auch wenn sie bis zu den letzten Konsequenzen führen, ein Spiel. Amor, so göttlich er ist, bleibt mehr der Leiter dieses Spieles als der Lenker des Lebens. Die erotische Novelle bildet einen Teil dieses Spieles.

Die Novelle soll ein Ereignis geben, das uns als wahr anmutet; aber es soll ein Ereignis von eindringlicher Bedeutung sein, das heißt eine Wahrheit, die wir herbeiwünschen, deren Tragik oder Komik unsern Gedanken, unserm Leben fehlt. Wenn die Wahrheit ein Spiegelbild von dem ist, was wir selber erleben, gehen wir gleichgültig an ihr vorbei; erst wenn sie eine seelische Lücke auszufüllen vermag, greifen wir nach ihr. So ist in der erotischen Novelle die Liebe nicht das, was wir besitzen, sondern das, was wir entbehren, Amor nicht der Gott dessen, was wir haben, sondern dessen, was wir ersehnen. Niemand hat das besser gewußt als Boccaccio; er schrieb für die Frauen, deren Betrübnis er in seiner Vorrede erwähnt, vielleicht für sich und seinesgleichen – nicht für glückliche Liebhaber, geschweige denn für Wüstlinge. Bei aller Freude an

der gelungenen Darstellung hat er nie aus dem Auge verloren, daß er Geschichten erzählt, die uns als wahr anmuten, nicht weil sie wahr sind, sondern weil wir sie gerne hören.

Sie wollen den Beweis? Schon wieder liegt er in dem Gegensatz zwischen Rahmen und Novellen. Nannten wir den Rahmen ornamental, die Erzählungen wirklich? Noch einmal – lieber Leser, es ist zum allerletzten Mal – müssen wir eine Umkehrung machen. Wieder und wieder wird in dem Rahmen darauf hingewiesen, daß die jungen Männer und Frauen ehrsam leben. Zwar spinnen sich die Liebesfäden hinüber und herüber, werden verwegene Scherzworte gewechselt, aber niemals wird gegen die Sitte verstoßen. Selbst Dioneo verlangt nichts, was sich mit dem Anstand nicht verträgt, und lobt, König geworden, die Ehrbarkeit. Wenn in dem Küchenzank die Lüsternheit und Ungebundenheit der niedern Schichten durchklingt, fühlen wir die Entfernung, die die jungen Mädchen von dieser Liederlichkeit trennt, sie kennen die Lebenslust, aber üben die Selbstzucht. Wenn endlich die zehn auseinanderzugehen sich entschließen, kann Panfilo mit gutem Gewissen von einem geschwisterlichen Verkehr reden: so viele verführerische Geschichten erzählt sind, so gut gegessen und getrunken, gespielt und gesungen wurde, Dinge, die doch schwache Gemüter leicht zur Unehrbarkeit verleiten –: weder bei den Männern noch bei den Frauen ist etwas Tadelnswertes vorgekommen. Ja, Boccaccio weiß es ganz genau, daß die Sachen, die er erzählt, in der Literatur einen andern Platz einnehmen als im Leben. Wer die französische Frau nach den Novellen Maupassants beurteilt, ist ebensosehr auf dem Holzwege wie jener, der glaubt, daß die Frauen zu Shakespeares Zeit so geistreich waren wie Rosalind. Und gerade weil der Dichter dieses weiß und weil er Pampinea, Emilia und Fiammetta den Frauen wie Gismonda, Filippa oder Bartolomea gegenüberstellt, entspricht der dekorative Rahmen doch wieder der Wirklichkeit und geben die als wirklich empfundenen Novellen nur einen Schein.

– Und dann, Amor ist der großen Götter einer; der allergrößte ist er nicht.

Die verschiedenen Tage behandeln, wie wir wissen, verschiedene Gegenstände. Nachdem am ersten Tage jeder erzählt hat, was ihm gefällt, macht Filomena den Vorschlag, das, wovon erzählt wird, in gewisse Grenzen einzuschränken und diese Gegenstände vorher mitzuteilen, damit alle Zeit haben, sich auf eine Geschichte zu besinnen. Sie selbst schlägt vor, da die Menschen von Anbeginn der Welt dem Wechsel der Fortuna unterworfen sind und auch bleiben werden, von solchen zu sprechen, die trotz Ungemach und wider alle Hoffnung endlich ein glückliches Ziel erreichten. Nach den Fügungen der Fortuna folgt der Tag, wo unter Neifile von solchen gesprochen wird, die durch Geschicklichkeit Heißersehntes erlangen oder Verlorenes zurückgewinnen, solchen also, die Fortunas Stirnlocke ergreifen, von Schmieden ihres Glückes. Nun folgt Amor. König Filostrato zwingt die Gesellschaft, sich mit unglücklich Liebenden zu beschäftigen. Aber seine Nachfolgerin Fiammetta bringt das Widerspiel, und damit Filostrato sieht, wen er gewählt hat, befiehlt sie, daß an ihrem Tage nur von Liebenden gesprochen wird, die nach Ungemach und Kummer das Glück fanden. Unter Emilia folgt eine kleine Pause. Der kurze sechste Tag, eingeleitet durch den Zank der Diener, beendet durch den Ausflug der Mädchen in das Frauental, bringt die einfachste Form der Novelle: die Begebenheit als Witzwort oder schlagfertige Antwort, mit denen man sich einen Gegner vom Halse schafft, sich aus einer schwierigen Lage rettet. Am nächsten Tage regiert Dioneo, er nimmt das Problem der Liebe wieder auf, aber in andrer Form: es soll von den Listen der Liebe erzählt werden, von Streichen, die Frauen aus Liebe oder um sich aus der Not zu helfen ihren Männern spielen. Lauretta, die nächste Königin, möchte wieder den Spieß umdrehen und von den Streichen, die Männern ihren Frauen spielen, erzählen lassen. Um aber selbst den Schein zu vermeiden, daß sie zu den kleinen Hunden gehört, die sich gleich rächen wollen, erweitert sie den Gegenstand und erlaubt von gegenseitigen Streichen zu reden. Der neunte Tag bringt wieder einen Ruhepunkt: Emilia läßt jeden von dem, was ihm beliebt, sprechen. Der Leser kann sich erholen, der Dichter hübsche Geschichten, die er noch auf Lager hatte und die sich an andern Tagen nicht einfügen ließen, hier unterbringen. Endlich kommt der letzte Tag, und Panfilo widmet ihn der Großmut: es soll von Menschen gesprochen werden, die in der Liebe oder in andern Dingen großmütig oder hochsinnig gehandelt haben.

Man sieht es, der ganze Aufbau geschieht nach einem wohlvorbereiteten Plan, wird durch einen einheitlichen Willen zusammengehalten. Es ist eine Steigerung beabsichtigt von der Fortuna zum Amor in seinen verschiedenen Formen, von Amor zur Großmut. Diese Art Steigerungen bildet an sich eine literarische Gattung, die wir bei vielen Völkern, in vielen Zeiten beobachten können: es sind Kettenlieder, die Kinder singen und wie Weise sie dichten; sie sind zugleich heiter und moralisch, sie umschließen den salomonischen Gedanken der Vanitas und die Lehre, daß sich schließlich alles doch zum Guten wendet. Man hört sie in dem jüdischen Lied vom Böcklein, das mein Vater kaufte und das die Katze fraß, am Paschafest, und sie steckt in dem lustigen Reim von dem Bauer, der den Knaben ins Feld schickt, um den Hafer zu schneiden. Zu Boccaccios Zeit tauchte diese Gattung bei den Dichtern wieder auf. Petrarca gab sie in seine *Trionfi*: wie im israelitischen Lied die Katze über das Böcklein, Hund über Katze, Stock über Hund,

Feuer über Stock, Wasser über Feuer, Ochs über Wasser, Schlächter über Ochs, Todesengel über Schlächter, Gott über Todesengel triumphiert, so tut es in diesem Gedicht Amor über den Menschen, die Keuschheit über Amor, der Tod über die Keuschheit, der Ruhm über den Tod, die Zeit über den Ruhm und schließlich die Seligkeit über alle zusammen. Boccaccio hat Ähnliches in der *Amorosa Visione* versucht; und steckt schließlich in der Reihenfolge in der *Divina Commedia:* Hölle, Fegefeuer, Himmel, nicht etwas von diesem unsterblichen Völkergedanken?

So fließen hier zwei uralte Formen der Dichtung ineinander: Rahmenerzählung und Kettenlied, und da sie beide tief in der Volksmoral wurzeln, habe ich wohl nicht zu viel versprochen, als ich zu Anfang sagte, beweisen zu können, daß das Dekameron ein moralisches Buch ist.

Ja, wer das Buch bei aller Freude am Einzelnen mit Ernst bis zu Ende als Ganzes durchliest, dem muß die Steigerung klar werden. Panfilo hat recht, wenn er sagt, daß »die Reden und Taten des zehnten Tages unsre zum Guten geneigten Seelen zu hochherzigen Handlungen entflammen, damit sich unser Leben, das im sterblichen Leibe nur kurz sein kann, in ehrenvollem Andenken verewige«. – Wen die Gesinnung, die am letzten Tage herrscht, erfaßt, der wird das Vorhergehende zwar nicht vergessen, aber er wird es überwinden. Diese Beispiele von Freundschaft und Freigebigkeit, vor allem aber von strengster Selbstzucht und edelster Selbstbeherrschung stehen wohl im höchsten Gegensatz zu dem lockern Anfang. Jener siegreiche Karl von Anjou, der, geleitet von einem guten Berater, einer lüsternen Herrscherlaune, auch einem politischen Gegner gegenüber, nicht nachgibt, jener Peter von Aragonien, der ritterliche Ehemann, der ein sich ihm bietendes junges Mädchen nicht verschmäht, sondern sie mit einem Kuß auf die Stirn von ihrer Torheit heilt, sind sie nicht Helden im höchsten Sinne, geben sie uns nicht allen Grund, an den vergangenen Geschichten lächelnd vorüberzugehen? Zum Schlüsse macht Dioneo von seinem Rechte Gebrauch, und aus dem Munde des übermütigen Knaben, der die schlüpfrigsten Erzählungen aufgetischt hat, hören wir nun zu Ende des Buches das höchste Lob der Frau: die Geschichte der Griseldis.

Und nun – um auch einmal in dem Stil des Buches zu reden, mit dem ich mich so lange und mit solcher Freude befaßt habe –, meine schönen Damen von heute, ist es mir nicht unbekannt, daß Sie in dieser Zeit dem Dichter Boccaccio nichts so übelnehmen, als daß er gerade diese Griseldis geschildert hat, und daß Sie unendlich viel lieber den verbotenen Geschichtchen mit dem Lächeln und dem Erröten zuhören, mit denen sie einmal die Florentiner Mädchen angehört haben, als daß Sie sich von der Frau berichten lassen, die sich von ihrem Manne alles gefallen läßt, die glaubt, daß er ihre Kinder tötet und sie selbst um eine Jüngere und Schönere verläßt, die ihm trotzdem treu und ergeben bleibt, sich bereit erklärt, der neuen Frau zu dienen, und die in höchster Not nur diesen einzigen Vorwurf findet: »Herr, ich bitte Euch, so sehr ich kann, die Kränkungen, die Ihr mir angetan habt, nicht auch der Neuen anzutun!« Ihr, meine Freundinnen, liebt diese gehorsame Dulderin nicht. Sagt einmal aufrichtig: lest ihr nicht lieber Boccaccios herben Satz: »Ein gutes Pferd braucht ebensosehr den Sporn wie ein schlechtes, und eine gute Frau braucht ebenso den Stock wie eine schlechte«, als daß ihr euch von diesem in biblischem Sinne untertänigen Weibe erzählen laßt? Aber dennoch, ihr Selbständigen, die ihr euch befleißigt, dem Manne in allen Dingen gleichberechtigt zu sein, hat Boccaccio mit der armen Hirtin Griseldis sein eigenes Ideal der Weiblichkeit schildern wollen und sie als solche, zu Ende seines Buches, den vielen üppigen, leichtsinnigen, lebenslustigen und liebeslüsternen Weibsbildern gegenübergestellt. Er nimmt den Gatten nicht in Schutz, er rät keinem, ihm nachzufolgen, bedauert es, daß ihm aus seinen Taten Gutes erwachsen ist, ja, er spricht von seiner viehischen Roheit – und nichtsdestoweniger ist die Frau, die auch in den schwersten Prüfungen dem sinnlosen Tyrannen als ihrem Ehemann ergeben bleibt, im Grunde für ihn das Weib, wie es sein soll, und er gibt sie als solche den trostbedürftigen Herzen, denen sein Buch gewidmet ist.

Auch hierin ist Boccaccio seinem Meister Dante gefolgt, daß er das beste seiner Weltanschauung für die letzte Steigerung bewahrt und uns von der Hölle in den Himmel führt.

*Es beginnt das Buch*
*mit dem Namen Dekameron und dem*
*Beinamen Principe Galeotto,*
*das hundert Geschichten in sich begreift,*
*die von sieben Damen*
*und drei jungen Männern*
*an zehn Tagen*
*erzählt worden sind*

# Vorrede

Im menschlichen Wesen liegt es, Mitleid mit den Unglücklichen zu haben; und obwohl das jedermann wohl ansteht, so wird es doch sonderlich von denen gefordert, die einmal selbst des Trostes bedurften und ihn bei andern gefunden haben: wenn ihn aber je Menschen nötig gehabt oder ihn geschätzt oder Freude von ihm empfangen haben, so bin ich einer von ihnen. Denn von meiner ersten Jugend an bin ich bis zu dieser Zeit in einer hohen und adeligen Liebe über die Maßen entbrannt gewesen, mehr vielleicht, als es, wenn ich davon erzählen wollte, meinem niedrigen Stande angemessen schiene; obwohl ich nun deswegen von den verständigen Männern, die davon Kunde bekommen haben, gelobt worden und in ihrer Achtung um vieles gestiegen bin, habe ich nichtsdestoweniger dieser Liebe halber gar schwere Pein zu erleiden gehabt, wahrlich nicht, weil die geliebte Dame grausam gegen mich gewesen wäre, sondern wegen der übermäßigen, von einer wenig gezügelten Begierde in meinem Herzen entzündeten Glut, die mir, weil sie mich bei keiner ziemlichen Grenze Befriedigung finden ließ, zu often Malen mehr Leid gebracht hat, als nötig gewesen wäre. In diesem Leide haben mir der freundliche Zuspruch manches Freundes und seine lobenswerten Tröstungen eine solche Erquickung verschafft, daß ich völlig überzeugt bin, daß sie es gewesen sind, die mein Leben erhalten haben. Weil es aber dem gefallen hat, der in seiner Unendlichkeit das Gesetz gegeben hat, daß alles Irdische ein Ende nehmen muß, so hat sich meine Liebe, die vor jeder andern loderte und die weder durch die Kraft eines Vorsatzes oder eines Ratschlags noch durch die offenkundige Schande oder durch eine Gefahr, die daraus hätte erfolgen können, zu brechen oder zu beugen gewesen wäre, im Verlaufe der Zeit durch sich selbst in einer Weise vermindert, daß sie mir derzeit nichts sonst von sich im Herzen zurückgelassen hat als jene Heiterkeit, die die Liebe denen zu bereiten pflegt, die nicht allzu weit in ihre tiefern Meere hinaussteuern; so fühle ich denn, daß mir von ihr, die mir sonst zu steter Qual gewesen ist, jetzt, wo alles Ungemach geschwunden ist, ein süßes Behagen geblieben ist. Obgleich aber die Pein gewichen ist, so ist doch nicht auch die Erinnerung an die empfangenen Wohltaten entflohen, die mir von denen gespendet worden sind, die meine Qualen teilnehmend mit mir gelitten haben; und diese Erinnerung wird, glaube ich, nichts verlöschen als der Tod. Und weil unter den Tugenden, wie ich glaube, sonderlichen Preis die Dankbarkeit verdient, während ihr Gegenteil ebenso verwerflich ist, so habe ich mir, um nicht als undankbar dazustehn, bei mir selbst vorgenommen, jetzt, wo ich mich einen freien Mann nennen darf, zur Vergeltung für das, was ich empfangen habe, zwar nicht denen, die mir geholfen haben, weil es die entweder ihrer Klugheit halber oder wegen ihres guten Glückes nicht brauchen, aber wenigstens denen, bei denen es am Platze ist, nach meinen schwachen Kräften einige Linderung bringen zu wollen. Und obwohl meine Hilfe oder mein Trost, wie wir es nennen wollen, für die Bedürftigen gar wenig bedeuten kann und bedeutet, dünkt es mich doch, daß dieser Trost um so eher dargeboten werden soll, je größer die Not ist, sowohl weil er dort mehr Nutzen stiften wird, als auch weil er dort mehr erwünscht sein wird. Und wer wird es leugnen, daß er, wie immer er beschaffen sei, viel mehr den holdseligen Frauen, als den Männern gespendet werden soll? Voll Furcht und Scham bergen die Frauen die Liebesflammen in ihrem zarten Busen, und daß die mehr Gewalt haben als die unverhohlenen, das wissen die, die es versucht haben; überdies verbringen sie, gezwungen unter den Willen, das Belieben und die Befehle der Väter, der Mütter, der Brüder und der Gatten, die meiste Zeit abgeschlossen in dem kleinen Umkreise ihrer Gemächer und überlegen, schier müßig sitzend, in einunddemselben Augenblicke widerstreitende Gedanken des Wollens und Nichtwollens, die unmöglich immer heiter sein können. Und wenn etwa auf diese Art, von glühender Sehnsucht erregt, eine Schwermut in ihr Herz kommt, so muß sie, ganz zu geschweigen davon, daß die Frauen viel weniger stark im Dulden sind als die Männer, mit schwerer Pein drinnen bleiben, wenn sie nicht von einer neuen Anregung verscheucht wird. Bei den verliebten Männern trifft das nicht zu, wie wir klärlich sehn können. Die haben, wenn sie von einer Schwermut oder von düstern Gedanken befallen werden, viele Mittel, sich Erleichterung zu verschaffen oder darüber hinwegzukommen; denn ihnen fehlt es, wenn sie wollen, nie an der Gelegenheit zu lustwandeln, vielerlei zu hören oder zu sehn, die Vogelbeize oder die Jagd zu treiben, zu fischen, zu reiten, zu spielen oder Handelsgeschäften nachzugehn. Jegliches von diesen Mitteln ist imstande, den Geist entweder ganz oder teilweise zu fesseln und ihn von den unangenehmen Gedanken abzulenken, wenigstens auf eine Zeitlang; entweder stellt sich dann auf die eine oder andere Weise Trost ein oder die Unannehmlichkeit läßt nach. Auf daß nun der Fehler des Schicksals, daß es gerade dort, wo die Kräfte geringer waren, wie wir das bei den zarten Frauen sehn, viel geiziger mit den Behelfen gewesen ist, einigermaßen durch mich verbessert werde, gedenke ich zur Hilfe und Zuflucht für die liebenden Damen – für die andern genügen die Nadel, die Spindel und der Haspel – hundert Geschichten oder Fabeln oder Parabeln oder Historien, wie wir sie nennen wollen, zu erzählen, welche von einer ehrsamen Gesellschaft

von sieben Damen und drei jungen Männern, die sich während der unseligen Zeit des vergangenen Sterbens zusammengefunden haben, an zehn Tagen erzählt worden sind, nebst einigen Liedern, die von den besagten Damen zur allgemeinen Lust gesungen worden sind. In diesen Geschichten werden heitere und ernste Liebesbegebenheiten und andere abenteuerliche Ereignisse ersehn werden, die sich sowohl in neuen als auch in alten Zeiten zugetragen haben; aus ihnen werden die genannten Damen, die sie lesen werden, gleicherweise Lust an den darin dargelegten kurzweiligen Dingen schöpfen können, wie auch nützlichen Rat und die Erkenntnis, was zu fliehen und was zu suchen ist: und das, glaube ich, kann nicht geschehn, ohne daß der Kummer entschwände. Trifft das zu – und Gott gebe, daß es zutreffe –, so mögen sie Amor danken, der mir, indem er mich aus seinen Banden gelöst hat, das Vermögen gewährt hat, auf ihr Vergnügen bedacht zu sein.

*Es beginnt der*

# erste Tag des Dekamerons

*wo nach einer vom Verfasser*
*gegebenen Darlegung,*
*wieso es geschehn ist, daß sich*
*die später auftretenden Personen*
*zum Erzählen*
*zusammengefunden haben,*
*unter der Herrschaft Pampineas*
*von dem gesprochen wird,*
*was jedem beliebt*

Sooft ich, meine holdseligen Damen, sinnend betrachte, wie mitleidig ihr alle von Natur aus seid, erkenne ich, daß das gegenwärtige Werk nach euerm Urteile einen harten und traurigen Anfang haben wird, weil es an seiner Stirn die schmerzliche Erinnerung an das verwichene große Sterben trägt, das allgemein von jedem verflucht wird, der es miterlebt oder davon erfahren hat. Aber ich will nicht, daß ihr euch dadurch vor dem Weiterlesen abschrecken ließet, in der Meinung, ihr würdet beim Lesen schier immer durch Seufzer und Tränen wandeln müssen. Dieser schreckliche Anfang soll euch nichts andres sein, als was den Wanderern ein rauhes und steiles Gebirge ist, hinter dem die schönste und anmutigste Ebene liegt, die sie um so lieblicher dünkt, je beschwerlicher das Erklimmen und Herabsteigen war. Und so wie sich an die äußerste Freude der Schmerz schließt, so wird auch der Jammer von einer hinzutretenden Lust begrenzt. Auf diese kurze Traurigkeit – kurz sage ich, weil sie nur wenige Zeilen einnimmt – folgt alsbald das süße Vergnügen, das ich euch vorhin versprochen habe und das ihr vielleicht bei einem also beschaffenen Eingange ohne ausdrückliche Ankündigung nicht erwartet hättet. Und wahrhaftig, hätte ich euch auf eine anständige Art von einer andern Seite als über diesen also rauhen Pfad dorthin, wo ich wünsche, führen können, so hätte ich's gerne getan; weil es aber ohne diese Erinnerung unmöglich wäre, euch den Anlaß darzulegen, warum das, was später zu lesen sein wird, geschehn ist, so gehe ich notgedrungen an diese Beschreibung.

Ich sage also, daß seit der heilbringenden Menschwerdung des Gottessohnes eintausenddreihundert-achtundvierzig Jahre verstrichen waren, als in die herrliche Stadt Florenz, die alle andern italischen Städte an Schönheit überragt, die todbringende Pest gekommen ist, die, entweder durch die Einwirkung der Himmelskörper oder wegen unsers schlechten Wandels von dem gerechten Zorne Gottes zu unserer Besserung über die Sterblichen geschickt, einige Jahre vorher in den östlichen Ländern begonnen, diese einer unzähligen Menge von Menschen beraubt und sich unaufhaltsam von Ort zu Ort vordringend, grausam nach Westen verbreitet hat. Umsonst war da alle Klugheit oder menschliche Vorsicht, mit der die Stadt durch dazu bestellte Beamte von vielen Unsauberkeiten gereinigt und jedem Kranken der Eintritt verwehrt und mancher Rat zur Erhaltung der Gesundheit gegeben wurde, und umsonst waren die demütigen Gebete, die nicht einmal, sondern zu often Malen, sowohl in angeordneten Bittgängen als auch in anderer Weise von den Frommen an den Herrgott gerichtet wurden: etwa zu Frühlingsanfang des genannten Jahres begann sie ihre schmerzensreichen Wirkungen auf eine gräßliche und erstaunliche Art zu zeigen. Und das nicht so, wie sie es im Morgenlande getan hatte, wo es für jeden ein offenbares Zeichen des unvermeidlichen Todes war, wenn ihm Blut aus der Nase drang, sondern es entstanden bei ihrem Beginne, gleicherweise bei Mann und Weib, entweder an den Leisten oder unter den Achseln Geschwülste, die, bei dem einen in größerer, bei dem andern in geringerer Anzahl, zum Teile die Größe eines gewöhnlichen Apfels, zum Teile die eines Eies erreichten und vom Volke Pestbeulen genannt wurden. Von diesen zwei genannten Stellen aus begannen die besagten todbringenden Beulen unterschiedslos überall am Körper zu entstehn und zum Vorschein zu kommen; und dann begann sich das Bild der besagten Krankheit in schwarze oder blauschwarze Flecken zu verändern, die bei vielen an den Armen und an den Lenden und an jedem andern Körperteile auftraten, bei dem einen groß und in geringer Zahl, bei dem andern klein und zahlreich. Und wie zuerst die Beulen ein sicheres Zeichen des kommenden Todes gewesen waren und noch waren, so waren es nun auch diese Flecken bei jedem, den sie befielen. Zur Heilung dieser Krankheit schien weder der Rat eines Arztes noch irgendeine Arznei etwas zu vermögen oder von Vorteil zu sein; ob es nun die Natur der Seuche nicht zuließ, oder ob die Ärzte – deren Zahl außer den studierten Leuten ebenso durch Frauen, wie durch Männer, die nie einen Unterricht in der Arzneikunst gehabt hatten, übermäßig groß geworden war – in ihrer Unwissenheit nicht erkannten, woher sie rühre, und folglich nicht die richtigen Mittel anwandten, jedenfalls genasen nur sehr wenige, während schier alle binnen drei Tagen von dem Auftreten der oben erwähnten Zeichen, der eine rascher, der andere langsamer und die meisten ohne irgendein Fieber oder einen sonstigen äußern Anlaß starben. Und diese Pest war noch schrecklicher dadurch, daß sie von denen, die daran erkrankt waren, durch den Verkehr auf die Gesunden übergriff, nicht anders als das Feuer mit trockenen oder fetten Dingen tut, wenn sie in seine nächste Nähe gebracht werden. Und das war noch nicht das ärgste; denn nicht nur das Sprechen oder der Umgang mit den Kranken teilte den Gesunden die Krankheit oder den Keim des gemeinsamen Todes mit, sondern es stellte sich auch heraus, daß schon die Berührung der Kleider oder irgendeines andern Gegenstandes, den die Kranken berührt oder gebraucht hatten, den Berührenden mit dieser Krankheit ansteckte. Wundersam ist zu hören, was ich sagen muß; und wenn es nicht die Augen vieler Leute und auch die meinigen gesehn hätten, würde ich mich kaum getrauen, es zu glauben, geschweige denn es niederzuschreiben, und wäre mein Gewährsmann noch so glaubwürdig gewesen. Ich sage, daß die Fähigkeit der Pest, von dem einen auf den andern überzuspringen, von einer solchen Kraft war, daß sie sich nicht nur zwischen Mensch und Mensch zeigte, sondern daß sie auch, wie sie's gar oft augenscheinlich tat, eine andere Kreatur, nicht von der Gattung der Menschen, wenn die etwas von einem an der Pest krank Gewesenen oder Verstorbenen berührt hatte,

nicht nur mit der Krankheit ansteckte, sondern auch binnen ganz kurzer Zeit tötete. Davon habe ich unter andern Malen eines Tages mit meinen eigenen Augen, wie ich vorhin gesagt habe, folgendes Beispiel gesehn: man hatte die Lumpen eines armen Mannes, der an der Krankheit verstorben war, auf die offene Straße geworfen und zwei Schweine, die dazukamen, machten sich zuerst mit dem Rüssel und dann mit den Zähnen darüber und wühlten darin herum; und kaum eine Stunde später fielen sie beide, als ob sie Gift bekommen hätten, nach einigen Zuckungen tot auf die Lumpen hin, die sie zu ihrem Unheil zerzaust hatten. Diese und viel andere oder noch ärgere Vorfälle erzeugten bei denen, die am Leben geblieben waren, mancherlei Angst und Einbildungen, und schier alle strebten dem einen, gar grausamen Ziele zu, die Kranken und deren Sachen zu meiden und zu fliehen; und durch diese Handlungsweise glaubte jedermann seine eigene Rettung zu finden. Und da waren manche, die dachten, daß ein mäßiges Leben, wobei man sich vor aller Üppigkeit hüte, die Widerstandskraft erheblich fördere: sie vereinigten sich zu Gesellschaften und lebten sonst von allen abgesondert; und indem sie sich in Häusern, wo kein Kranker war, versammelten und einschlössen, genossen sie die schmackhaftesten Speisen und den besten Wein, aber mit Maß und auf der Hut vor aller Schwelgerei, und verbrachten ihre Zeit mit Saitenspiel und all den Vergnügungen, die sie sich verschaffen konnten, ohne sich von jemand sprechen zu lassen oder sich um das, was außerhalb ihres Hauses vorging, weder um den Tod noch um die Kranken, zu kümmern. Von einer gegenteiligen Meinung geleitet, behaupteten andere, die sicherste Arznei bei einem solchen Übel sei, reichlich zu trinken, sich gute Tage zu machen, mit Gesang und Scherz umherzuziehen, jeglicher Begierde, wo es nur möglich sei, Genüge zu tun und über das, was kommen werde, zu lachen und zu spotten; und so wie sie sagten, setzten sie es auch nach ihren Kräften ins Werk: bei Tag und Nacht zogen sie, um ohne Maß und Ziel zu trinken, bald in diese, bald in jene Schenke, viel lieber aber noch in fremde Häuser, wenn sie nur dort etwas gemerkt hatten, was ihnen zur Freude und Lust war. Und das konnten sie leichtlich tun, weil jedermann all sein Eigentum geradeso wie sich selber aufgegeben hatte, als ob sein Leben verwirkt gewesen wäre; auf diese Art waren die meisten Häuser Gemeingut geworden und der Fremde schaltete damit, wenn er nur einmal drinnen war, ebenso wie der eigene Herr getan hätte. Aber samt ihrem viehischen Vorsatze mieden diese Leute die Kranken, soweit sie nur konnten. Und in der also verheerenden Not unserer Stadt war das ehrwürdige Ansehen der Gesetze, der göttlichen wie der menschlichen, schier völlig gesunken und vernichtet, weil ihre Verweser und Vollstrecker so wie die anderen entweder tot oder krank waren oder weil es ihnen so an Gehilfen gebrach, daß sie keine Amtshandlung vornehmen konnten: aus diesem Grunde war jeglichem erlaubt zu tun, was er wollte. Viele andere schlugen zwischen den zwei obengenannten einen Mittelweg ein, indem sie sich weder eine solche Mäßigkeit im Essen wie die ersten auferlegten, noch im Trinken und in den anderen Ausschweifungen so ausarteten wie die zweiten, vielmehr alles zur Genüge und nach ihrer Lust genossen und sich keineswegs absperrten, sondern umhergingen, wobei der eine Blumen, der andere wohlriechende Kräuter und manche verschiedene Spezereien in den Händen trugen, um sie oft an die Nase zu führen, weil sie meinten, es sei gar gut, das Gehirn mit derartigen Wohlgerüchen zu erquicken, da die ganze Luft von dem Gestank der Leichname und der Krankheit und der Arzneien dumpf und stinkend geworden war. Andere waren eines grausamem Sinnes – obwohl das vielleicht sicherer war – und sagten, gegen die Pest gebe es keine bessere oder ebenso gute Arznei als die Flucht: und von diesem Grundsatze geleitet, verließen viele Leute, sowohl Männer als auch Frauen, ohne auf etwas anderes als auf sich selber bedacht zu sein, die Vaterstadt, die eigenen Häuser, ihre Würden und ihre Verwandten und ihr Gut und suchten, wenn nicht gar fremde, so doch die eigenen Landsitze auf, als ob sie der zornige Wille Gottes, die Schlechtigkeit der Menschen mit dieser Pest zu strafen, nicht an jeglichem Orte hätte erreichen können, sondern sich, einmal erregt, hätte darauf beschränken wollen, nur die zu vernichten, die sich innerhalb der Mauern ihrer Stadt fänden, oder als ob sie der Meinung gewesen wären, in dieser Stadt dürfe kein Mensch verbleiben und ihre letzte Stunde sei gekommen. Und obwohl diese Leute mit den also verschiedenen Meinungen nicht allesamt starben, kamen doch auch nicht alle davon: vielmehr erkrankten von einer jeden Richtung viele, und die gingen dann überall, da sie zur Zeit ihrer eigenen Gesundheit denen, die auch jetzt noch gesund geblieben waren, das Beispiel gegeben hatten, von allen verlassen elendiglich zugrunde. Schweigen wollen wir davon, daß ein Bürger dem anderen aus dem Wege ging und daß sich schier niemand um seinen Nachbar kümmerte und daß die Verwandten einander nur zu seltenen Malen oder nie oder nur von weitem sahen, aber diese Heimsuchung hatte in den Herzen der Männer und der Frauen einen solchen Schauder erregt, daß ein Bruder den anderen verließ oder der Oheim den Neffen und die Schwester den Bruder und oft die Frau ihren Gatten; und was gewichtiger und schier unglaublich ist, sogar die Väter und die Mütter scheuten sich, nach ihren Kindern zu sehen und sie zu pflegen, als ob sie nicht die ihrigen gewesen wären. Aus diesem Grunde blieb der unzähligen Menge derer, die krank wurden, sowohl Männern als auch Frauen, keine andere Hilfe als entweder die Teilnahme der Freunde, und die war selten, oder die Habsucht der Wärter, die sie, durch einen hohen und unverhältnismäßigen Lohn bewegen, warteten, obwohl sich samt alledem nicht viele dazu hergaben, und die, die es taten, Männer und Frauen von grobem Sinne und zumeist in einer derartigen Dienstleistung unerfahren waren, so daß ihre ganzen Dienste schier

darin bestanden, die Sachen zu bringen, die die Kranken verlangten, oder zuzusehen, wann sie starben; indem sie aber derartige Dienste leisteten, fanden sie oft mit dem Gewinne zugleich den Tod. Und weil die Kranken von den Nachbarn, den Verwandten und den Freunden verlassen wurden und daß Not an Wärtern war, bürgerte sich etwas bis dahin Unbekanntes ein, daß nämlich keine Dame, wie groß auch ihre Lieblichkeit oder Schönheit oder Anmut war, wann sie erkrankte, Bedenken trug, sich von einem Manne, ob er nun jung oder alt war, bedienen zu lassen und vor ihm ohne die mindeste Scham, wenn dies nur die Not der Krankheit erheischte, jeden Teil ihres Körpers zu entblößen, nicht anders als sie bei einer Frau getan hätte: das wurde wohl später bei denen, die genasen, zum Anlasse einer geringeren Ehrbarkeit. Überdies starben auch viele, die sich vielleicht, wenn sie betreut worden wären, erholt hätten: daher war die Menge derer, die in der Stadt bei Tag und Nacht, sowohl wegen des Mangels einer gehörigen Wartung als auch wegen der Heftigkeit der Pest starben, so groß, daß es gräßlich war, nur davon zu hören, geschweige denn es mitzuerleben. Auf diese Art entstanden unter den Überlebenden notwendigerweise Gebräuche, die den früher von den Bürgern beobachteten entgegengesetzt waren.

Vorher war's üblich gewesen – und auch heute noch sehn wir's –, daß sich die verwandten und benachbarten Frauen im Hause des Verstorbenen versammelten und dort mit seinen nächsten weiblichen Angehörigen klagten; vor dem Hause wieder versammelten sich die Nachbarn des Toten und viele andere Bürger mit seinen männlichen Verwandten, und dem Stande des Verstorbenen gemäß kam auch die Geistlichkeit dazu, und nun wurde er auf den Schultern von seinesgleichen mit einem Trauergepränge an Wachskerzen und Gesängen in die von ihm vor seinem Tode bestimmte Kirche getragen. Als nun die Heftigkeit der Pest überhandzunehmen begann, kam das alles gänzlich oder zum größern Teile ab, und neue Gebräuche traten an die Stelle der alten. Die Leute starben nämlich, nicht nur ohne daß sie viel Frauen um sich gehabt hätten, sondern es waren auch gar manche, die ohne Zeugen aus diesem Leben schieden, und den wenigsten wurden die mitleidigen Klagen und die bittern Tränen ihrer Verwandten gewährt; dafür gab es nunmehr meistens Gelächter und Scherze und geselligen Jubel, und in diesen Gebrauch hatten sich die Frauen, die zu einem großen Teile das weibliche Mitleid hintansetzten, der eigenen Gesundheit halber trefflich geschickt. Selten kam es vor, daß eine Leiche von mehr als zehn oder zwölf Nachbarn zur Kirche geleitet wurde, und es waren nicht ehrbare und angesehene Bürger, die die Bahre trugen, sondern eine Art Totengräber, die der Hefe des Volkes entstammten und sich Leichenknechte nennen ließen; und diese Leute, die das nur um Geld taten, trugen den Toten mit hastigen Schritten nicht zu der Kirche, die er vor seinem Tode bestimmt hatte, sondern zur nächstgelegenen, und vier oder sechs Geistliche gingen voraus mit wenig Lichtern und manchmal überhaupt ohne Lichter und ließen den Toten, ohne sich mit einer langen Feierlichkeit zu plagen, von den besagten Leichenknechten in das erste beste Grab legen, das offenstand. Bei den kleinen Leuten und wohl auch bei einem großen Teile des Mittelstands ging es noch viel jämmerlicher zu: da sie entweder von der Hoffnung oder von der Armut in ihren Häusern zurückgehalten wurden und also mit der Nachbarschaft in Berührung blieben, erkrankten sie täglich zu Tausenden; und da sie weder irgendwie bedient noch gepflegt wurden, starben sie fast alle rettungslos dahin. Und nicht wenige waren, die bei Tag oder bei Nacht auf der öffentlichen Straße verschieden; und bei vielen, die in ihren Häusern verschieden waren, erfuhren die Nachbarn erst durch den Gestank ihrer verwesenden Körper, daß sie tot waren: und der Gestank von diesen und den andern, die überall starben, machte sich weit und breit bemerkbar. Meistens hielten sich die Nachbarn an dieselbe Maßregel, wozu sie die Furcht, daß ihnen die Verwesung der Leichname schaden könnte, nicht weniger antrieb als die Barmherzigkeit, die sie mit den Toten hatten: sie zogen die Leichname entweder allein oder, wann sie Träger haben konnten, mit deren Hilfe aus den Häusern und legten sie vor die Türen, so daß einer, der dort, sonderlich am Morgen, vorübergegangen wäre, eine Unzahl von Leichen hätte sehn können; dann ließen sie Bahren kommen oder legten sie auch, wenn es an diesen gebrach, auf irgendein Brett. Und es war nichts Außergewöhnliches, daß eine Bahre zwei oder drei auf einmal trug, und es geschah nicht etwa nur einmal, sondern man hätte eine Menge Bahren zählen können, wo Frau und Mann, zwei oder drei Brüder oder Vater und Sohn oder dergleichen beisammen lagen. Und unzählige Male geschah es, daß sich, wenn zwei Priester mit einem Kreuze einen holten, drei oder vier Bahren, die von Trägern getragen wurden, anschlössen; und hatten die Priester einen zu begraben geglaubt, so hatten sie nun sechs oder acht und bisweilen noch mehr. Freilich wurden diese weder durch eine Träne noch durch Lichter noch durch ein Geleite geehrt, vielmehr war es so weit gekommen, daß man sich um die Menschen, welche starben, nicht anders kümmerte, als man es heute bei Ziegen täte. Daraus erhellt klärlich, daß etwas, was kein Weiser aus dem natürlichen Laufe der Dinge mit seinem kleinen und seltenen Ungemach gleichgültig zu ertragen lernt, bei einer gewissen Größe des Unheils auch von Einfältigen mit gelassener Achtlosigkeit hingenommen wird. Da für die geschilderte große Menge Leichname, die alltäglich und schier allstündlich zu jeder Kirche gebracht wurden, die geweihte Erde nicht ausreichte, sonderlich nicht, wenn nach dem alten Gebrauche jedem hätte sein eigenes Grab gegeben werden sollen, wurden, da die Kirchhöfe allenthalben voll waren, große Gruben gemacht und die neu

Hinzukommenden zu Hunderten hineingelegt; dort wurden sie, wie im Schiffsräume die Waren, Schicht auf Schicht übereinandergeschlichtet und mit wenig Erde bedeckt, bis die Grube bis zum Rande voll war. Um aber unserem vergangenen Jammer, der über die Stadt gekommen ist, nicht länger bis in jede Einzelheit nachzugehn, sage ich, daß die schweren Zeitläufte, die über sie dahingingen, doch deswegen keineswegs das umliegende Land verschonten; abgesehn von den Burgflecken, wo es in kleinerem Maßstabe ebenso war wie in der Stadt, starben auch in den zerstreuten Weilern und in den Dörfern die elenden, armen Bauern und ihre Familien, ohne daß sich ein Arzt um sie bemüht oder ihnen ein Wärter beigestanden hätte, auf den Wegen und auf ihren Feldern und in den Häusern bei Tag und bei Nacht unterschiedslos hin, nicht wie Menschen, sondern fast wie Tiere. Darum wurden sie geradeso wie die Städter in ihren Sitten ausschweifend und kümmerten sich nicht mehr um ihr Eigentum oder ihre Arbeit; anstatt wegen der künftigen Frucht, ihres Viehs und ihrer Äcker und ihrer früheren Mühe nach dem Rechten zu sehn, trachteten sie, als ob sie an jedem Tage, den sie anbrechen sahen, den Tod erwartet hätten, mit allen ihren Sinnen, alles zu verzehren, was sie vorfanden. So geschah es denn, daß sich die Rinder, die Esel, die Schafe, die Ziegen, die Schweine und die Hühner, ja selbst die Hunde, die doch den Menschen so treu sind, aus den Häusern, wohin sie gehörten, verjagt, nach ihrem Belieben in den Feldern herumtrieben, wo noch das Getreide stand, das nicht geschnitten, geschweige denn geerntet war. Und viele von diesen Tieren kamen, nachdem sie am Tage trefflich geweidet hatten, des Nachts, wie vernünftige Wesen, ohne Führung eines Hirten gesättigt zu den Häusern zurück. Was ließe sich – um das Land zu lassen und uns wieder zur Stadt zu wenden – mehr sagen, als daß die Grausamkeit des Himmels und vielleicht auch teilweise die der Menschen so groß war, daß die Zahl der menschlichen Geschöpfe, die durch die Heftigkeit der Pestseuche und dadurch, daß viele Kranke wegen der Angst, die die Gesunden hatten, schlecht gewartet oder in ihrer Not verlassen wurden, zwischen dem März und dem Juli desselben Jahres innerhalb der Mauern der Stadt Florenz aus dem Leben gerafft worden sind, auf mehr als hunderttausend geschätzt wird, wo man doch vor der todbringenden Heimsuchung nicht einmal so viele Einwohner angenommen hätte. Wie viele stolze Paläste, wie viele prächtige Häuser, wie viele adelige Wohnsitze, einst voll von Gesinde und Herren und Damen, standen nun leer bis auf den letzten Knecht! Wie viele altangesehne Geschlechter, wie viele reiche Erbschaften, wie viele berühmte Reichtümer blieben ohne einen rechtmäßigen Nachfolger! Wie viele wackere Männer, wie viele schöne Frauen, wie viele anmutige Jünglinge, denen, von andern zu schweigen, sogar Galenus, Hippokrates und Äskulap das Zeugnis einer blühenden Gesundheit ausgestellt hätten, hatten am Morgen mit ihren Verwandten, Gesellen und Freunden gespeist, um an dem Abende desselben Tages in der anderen Welt mit ihren Vorfahren zu essen!

Mich widert es an, so lange durch einen solchen Jammer hin und wider zu wandern; indem ich darum den Teil, wo es füglich zulässig ist, übergehe, sage ich, daß es, als es mit unserer Stadt, die schier ohne Bewohner war, an diesem Ende stand, geschah, daß sich (wie ich von jemand Glaubwürdigem vernommen habe) an einem Dienstagmorgen sieben junge Damen, die einander entweder als Freundinnen oder als Nachbarinnen oder als Verwandte nahestanden, in der ehrwürdigen Kirche von Santa Maria Novella trafen, wo sie fast als einzige Besucher dem Gottesdienste in Trauerkleidern, wie es die Zeit erheischte, beigewohnt hatten; keine von ihnen hatte das achtundzwanzigste Jahr überschritten, und keine war jünger als achtzehn, und jede war klug und aus edelm Geblüte und schön von Ansehen und gefällig im Betragen und von ehrsamer Liebenswürdigkeit. Ich würde ihre wirklichen Namen angeben, wenn mich nicht ein triftiger Grund abhielte, sie zu nennen, und zwar dieser, daß ich nicht will, daß sich eine von ihnen wegen der folgenden Dinge, die sie erzählt oder angehört haben, in der Zukunft zu schämen haben sollte, weil heute dem Vergnügen viel engere Schranken gezogen sind als damals, wo sie aus den oben dargelegten Ursachen nicht nur für ihr Alter, sondern auch für ein viel reiferes gar weit waren; auch will ich den hämischen Leuten, die an jedem lobenswerten Lebenswandel zu nörgeln bereit sind, keine Gelegenheit geben, die Ehrbarkeit der trefflichen Damen irgendwie durch garstige Reden zu schmälern. Damit aber im folgenden das, was jede gesagt hat, ohne Verwirrung verstanden werden kann, gedenke ich ihnen Namen beizulegen, die dem Wesen einer jeden entweder völlig oder teilweise entsprechen. Die erste und älteste wollen wir Pampinea nennen, die zweite Fiammetta, Filomena die dritte und die vierte Emilia, Lauretta soll die fünfte und Neifile die sechste heißen, und der letzten wollen wir nicht ohne Grund den Namen Elisa geben. Diese sieben waren, nicht vielleicht einer Verabredung halber, sondern von ungefähr in einer Ecke der Kirche zusammengekommen: sie setzten sich im Kreise nieder und begannen, da sie verzichtet hatten, Vaterunser zu beten, nach mehreren Seufzern viel und mancherlei miteinander über die Art der Zeitläufte zu reden, und nach einer Weile begann Pampinea, als die andern alle schwiegen, also zu sprechen:

»Ihr werdet, meine lieben Damen, ebenso wie ich zu often Malen gehört haben, daß, wer sein Recht auf ziemliche Art benutzt, niemand unrecht tut. Nun ist es ein gutes Recht eines jeden, der hienieden geboren wird, sein Leben nach Kräften zu fördern und zu erhalten und zu verteidigen; und das wird so weit zugestanden, daß es schon manchmal geschehn ist, daß einer um seines Lebens willen einen andern

ungestraft getötet hat. Und wenn dies die Gesetze zugestehn, zu deren Obliegenheiten es gehört, dafür zu sorgen, daß jeder Sterbliche schlecht und recht leben kann, um wieviel mehr muß es uns und allen andern gestattet sein, zur Erhaltung unseres Lebens ohne Kränkung für irgend jemand die Mittel zu ergreifen, über die wir verfügen? Je öfter ich unser Verhalten am heutigen Morgen und auch das an den vergangenen recht betrachte und je öfter ich bedenke, von was für einer Art unsere Gespräche sind, desto mehr ersehe ich, und ihr werdet es ebenso ersehn, daß jede von uns für sich selber bangt; darüber wundere ich mich auch keineswegs, wohl aber wundere ich mich baß, daß wir uns nicht, wo doch jede von uns weiblich empfindet, für das, was jede billig fürchtet, irgendwie entschädigen. Meiner Meinung nach bleiben wir nicht anders hier, als wollten oder sollten wir Zeugen sein, wie viele Leichen zu Grabe getragen werden, oder achtgeben, ob die Brüder dieses Klosters, deren Zahl fast auf nichts zusammengeschmolzen ist, ihre Offizien zur richtigen Stunde singen, oder als sollten wir jedem, der uns trifft, durch unsere Kleider zeigen, wie groß und wie geartet unser Elend ist. Und wenn wir aus dieser Kirche hinaustreten, so sehn wir Leichname oder Kranke herumtragen, oder wir sehn die ihrer Verbrechen wegen von den Gesetzen Verbannten schier zum Spotte für diese Gesetze, deren Vollstrecker sie tot oder erkrankt wissen, mit abscheulichem Trotze durch die Stadt streifen, oder wir sehn den Abschaum unserer Stadt, erhitzt von unserm Blute, unter dem Namen von Leichenknechten uns zuleide überall reiten und streifen, wobei sie uns unser Unglück mit schändlichen Liedern vorwerfen. Und wir hören auch nichts andres als ›die und die sind gestorben‹ und ›die und die liegen im Sterben‹; und überall würden wir schmerzlich klagen hören, wenn es Leute gäbe, die das täten. Und kehren wir in unsere Häuser zurück – ich weiß nicht, ob es euch ebenso geht wie mir, aber mich befällt Angst, wenn ich von dem zahlreichen Gesinde niemand mehr finde als mein Mädchen, und ich fühle, wie sich mir die Haare zu Berge sträuben; und wo ich im Hause gehe und stehe, glaube ich die Schatten der Verblichenen zu sehn, und nicht mit ihren gewohnten Gesichtern, sondern sie erschrecken mich mit einem entsetzlichen Aussehn, von dem ich nicht weiß, wieso es ihnen auf einmal gekommen ist. Dieser Dinge wegen fühle ich mich hier und draußen und zu Hause unglücklich, und das um so mehr, je mehr ich daran denke, daß außer uns schier niemand, dem es möglich ist, sich zu entfernen, und der auch einen Ort hat, wohin er gehn könnte, wie es bei uns zutrifft, hier geblieben ist. Und sind wirklich noch einige hier, so habe ich zu mehrern Malen vernommen und gehört, daß diese, ohne einen Unterschied zwischen ehrbar und unehrbar zu machen, wenn es nur ihre Begierde verlangt, sowohl allein als auch in Gesellschaft, bei Tag wie bei Nacht das tun, was ihnen am meisten Vergnügen macht. Und nicht nur die freien Leute, sondern auch die in den Klöstern eingeschlossen sind, weil sie sich eingeredet haben, was den andern nicht verwehrt sei, zieme auch ihnen, ausschweifend und zügellos geworden, indem sie die Gesetze gebrochen und sich in der Meinung, sich also zu retten, der Fleischeslust ergeben haben. Und wenn das so ist – und daß es so ist, sieht man offenkundig –, was machen wir hier? worauf warten wir? was träumen wir? Warum sind wir, wo es sich um unser Heil handelt, träger und saumseliger als alle andern Bürger? Halten wir uns für geringer als die andern Frauen? oder glauben wir, daß unser Leben mit einer festern Kette an den Körper gefesselt sei als das der andern, so daß wir uns um nichts zu kümmern brauchten, was die Kraft hat, ihm zu schaden? Wir irren, wir täuschen uns: wie töricht sind wir, wenn wir so etwas glauben! Sooft wir uns erinnern wollen, wie viele und was für Frauen und junge Männer von der grausamen Pest überwunden worden sind, sehn wir den offenbarsten Beweis. Damit wir nun nicht aus Kleinmut oder aus Leichtsinn in ein Unglück fallen, dem wir vielleicht, wenn wir wollen, auf irgendeine Art entrinnen können – ich weiß nicht, ob ihr darin derselben Meinung seid wie ich –, würde ich es für das beste halten, wenn wir, wie wir hier sind, so wie es viele vor uns getan haben und noch tun, diese Stadt verließen und uns, das unehrbare Beispiel der andern wie den Tod fliehend, in ehrbarer Weise auf unsere Landgüter, deren jede von uns die Menge hat, begäben und uns dort Freude, Annehmlichkeit und Lust, wie wir nur könnten, verschafften, ohne die Grenze der Billigkeit irgendwie zu überschreiten. Dort hört man die Vöglein singen, dort sieht man die Hügel und die Ebenen grünen und die vollen Kornfelder nicht anders wogen als das Meer und sieht tausenderlei Bäume und sieht den Himmel offener, der, wenn er auch ergrimmt ist, doch seine ewige Schönheit nicht verleugnet, was alles viel schöner ist als der Anblick der leeren Mauern unserer Stadt. Und die Luft ist dort weit frischer, und alles, was man in dieser Zeit zum Leben braucht, ist dort in größerer Menge, und die Trübsal ist kleiner; denn obwohl die Bauern geradeso sterben wie die Städter, so gibt es dort um so viel weniger Widerwärtigkeiten, wie die Häuser und die Bewohner dünner gesät sind als in der Stadt. Andererseits verlassen wir hier, wenn ich recht zusehe, keinen Menschen, sondern wir können in Wahrheit sagen, daß eher wir verlassen sind; unsere Angehörigen haben uns ja, indem sie entweder gestorben oder geflohen sind, allein unserm Ungemach überlassen, als ob wir sie gar nichts angegangen wären. Kein Tadel kann also auf uns fallen, wenn wir diesem Rate folgen; folgen wir ihm nicht, so haben wir Schmerzen und Elend und vielleicht den Tod zu gewärtigen. Wenn es euch daher recht ist, so würde ich meinen, daß es wohlgetan wäre, wenn wir uns heute an diesem Orte und morgen an jenem, wohin uns unsere Mägde, die wir mitnähmen, mit den notwendigen Dingen nachkommen müßten, alle Freude und Lust verschafften, die diese Zeit bieten kann, und damit so lange fortführen, bis wir, wenn uns nicht früher der Tod überrascht, sähen, daß der Himmel

diesem Unheil ein Ende vorgesehn hat. Und ich mache euch darauf aufmerksam, daß es uns nicht weniger ziemt, in Ehrbarkeit zu gehn, als einem großen Teile der andern Frauen, in Unehrbarkeit zu bleiben.«

Die andern Damen lobten nicht nur den Rat Pampineas, sondern hatten auch schon, voll Begierde, ihn zu befolgen, einzeln untereinander über die Ausführung zu sprechen begonnen, als ob sie sich sofort, wann sie von ihren Sitzen aufgestanden wären, hätten auf den Weg machen sollen. Aber Filomena, die gar verständig war, sagte: »Meine Damen, obwohl das, was Pampinea spricht, wohlgesagt ist, so ist doch keine solche Eile nötig, wie ihr vorzuhaben scheint. Ich erinnere euch daran, daß wir allesamt Frauen sind, und keine von uns ist so kindisch, daß sie nicht einsehen könnte, wie klug die Frauen alle miteinander sind und wie sie sich ohne männlichen Vorbedacht einzurichten verstehn. Wir sind unbeständig, eigensinnig, argwöhnisch, kleinmütig und ängstlich: dieser Eigenschaften wegen fürchte ich sehr, daß sich unsere Gesellschaft, wenn wir uns niemand andern zum Führer nehmen als uns selber, sehr bald auflösen wird, und das mit weniger Ehre für uns als gerade notwendig wäre; und darum ist es gut, deswegen Vorsorge zu treffen, bevor wir anfangen.« Nun sagte Elisa: »Freilich sind die Männer das Haupt der Frauen, und ohne ihre Anordnungen gedeiht selten eine Unternehmung von uns zu einem lobenswerten Ende; aber woher sollten wir Männer nehmen? Jede von uns weiß, daß ihre Angehörigen zum größten Teile tot sind, und die Überlebenden trachten, der eine dort, der andere da, in verschiedenen Gesellschaften, ohne daß wir wüßten wo, eben dem zu entgehen, dem wir zu entgehn trachten; und Fremde zu bitten, wäre nicht schicklich: denn wenn wir unserm Heile nachgehn wollen, müssen wir es auf eine solche Weise zu veranstalten wissen, daß für uns weder Verdruß noch Ärgernis erfolgt, wo wir uns Lust und Ruhe holen wollen.« Dieses Gespräch war noch immer unter den Damen im Gange, als plötzlich drei junge Männer in die Kirche traten, freilich nicht so jung, daß der jüngste von ihnen unter fünfundzwanzig Jahren gewesen wäre, deren Liebe weder die Widrigkeit der Zeit noch der Verlust der Freunde und Verwandten noch die Furcht um das eigene Leben hatte abkühlen, geschweige denn auslöschen können. Der eine hieß Panfilo, Filostrato der zweite und der dritte Dioneo, und alle drei waren anmutige Leute von guter Lebensart; und sie waren eben auf dem Wege, um als höchsten Trost in so großer Wirrsal den Anblick ihrer Damen zu suchen, die zufällig alle drei unter den besagten sieben waren, wie auch von den übrigen die eine oder die andere mit dem einen oder dem andern von ihnen verwandt waren. Und die Damen wurden ihrer früher ansichtig, als sie von ihnen gesehn wurden; darum begann Pampinea lächelnd also: »Seht, das Glück ist unserm Beginnen hold und hat uns verständige, wackere junge Männer geschickt, die uns willig sowohl Führer als auch Diener sein werden, wenn wir es nicht verschmähen, sie zu diesem Amte zu nehmen.« Nun sagte Neifile, die vor Scham im ganzen Gesichte rot geworden war, weil sie von einem von den dreien geliebt wurde: »Um Gottes willen, Pampinea, bedenke doch, was du sagst! Ich bin ja völlig überzeugt, daß man von keinem von ihnen irgendwie andres als Gutes sagen könnte, und glaube, daß sie zu viel höhern Dingen als zu diesem taugten, und bin auch der Meinung, sie würden, von uns nicht erst zu reden, aber viel schönern und trefflichem Damen als uns eine gute und ehrbare Gesellschaft leisten; weil es aber allbekannt ist, daß sie in einige von den hier anwesenden Damen verliebt sind, so fürchte ich, daß uns ohne unsere oder ihre Schuld Schande und Tadel erwachsen könnten, wenn wir sie mitnähmen.« Nun sagte Filomena: »Das hat nichts auf sich: wenn ich ehrbar lebe und mir mein Gewissen nichts vorwirft, so mag, wer da will, das Gegenteil sprechen; Gott und die Wahrheit werden für mich zu den Waffen greifen. Wären sie nur schon entschlossen, mitzugehn, damit wir wirklich, wie Pampinea gesagt hat, sagen könnten, daß das Glück unserm Ausfluge hold ist.« Als die andern Filomena also sprechen hörten, hatten sie nicht nur nichts dagegen, sondern sagten auch alle mit einmütiger Zustimmung, die jungen Männer sollten gerufen, mit ihrer Absicht bekannt gemacht und gebeten werden, daß sie es sich gefallen ließen, ihnen bei diesem Ausflüge Gesellschaft zu leisten. Ohne darum weiter etwas zu reden, erhob sich Pampinea, die mit einem von den jungen Männern verwandt war, begab sich zu ihnen, die in dem Anblick der Damen versunken dastanden, grüßte sie heitern Antlitzes, tat ihnen ihr Vorhaben kund und bat sie in aller Namen, sie möchten sich entschließen, ihnen mit reinem, brüderlichem Sinne Gesellschaft zu leisten. Anfänglich glaubten die jungen Männer, sie würden zum besten gehalten; als sie aber dann sahen, daß die Dame im Ernste sprach, antworteten sie freudig, sie seien bereit dazu, und sie trafen auch, ohne mit der Ausführung zu verziehen, noch bevor sie auseinandergingen, Verabredung, was sie der Abreise halber zu tun hätten. Nachdem sie dann alles Notwendige hatten besorgen lassen und es dorthin, wohin sie zu gehn gedachten, vorausgeschickt hatten, verließen die Damen mit etlichen ihrer Mädchen und die drei jungen Männer mit drei Dienern von ihnen am nächsten Morgen, nämlich am Mittwoch, bei Tagesanbruch die Stadt, um sich auf den Weg zu machen; und sie waren kaum zwei Meilen von der Stadt entfernt, als sie zu dem Landsitze kamen, den sie zuerst verabredet hatten. Dieser Landsitz war auf einem von unsern Straßen nach jeder Richtung ziemlich abseits gelegenen Hügel, der über und über bewachsen war mit mancherlei Bäumen und Sträuchern, alle grünbelaubt und lieblich anzusehn. Auf dem Gipfel des Hügels war ein Palast mit einem schönen, großen Hofe in der Mitte und mit Säulengängen und Sälen, mit Gemächern, deren jedes sowohl an sich sehr schön,

als auch wegen seines Schmuckes durch heitere Gemälde ansehnlich war, und mit Wiesen rundherum und mit wundersamen Gärten und mit Brunnen eisfrischen Wassers und mit Kellern, voll des köstlichsten Weines, wie er lüsternen Trinkern mehr getaugt hätte als enthaltsamen, züchtigen Damen. Den Palast fand die ankommende Gesellschaft zu ihrem größten Vergnügen völlig gesäubert; in den Gemächern waren die Betten gemacht, und an allen Ecken und Enden waren Blumen, wie sie die Jahreszeit bot, und der Fußboden war überall mit Binsen bestreut. Und nachdem sie sich sofort nach ihrer Ankunft gesetzt hatten, sagte Dioneo, der an Frohsinn und Witz nicht seinesgleichen hatte: »Es war nicht so sehr unsere Erwägung, meine Damen, die uns hierher geleitet hat, sondern euere Klugheit: was nun ihr mit euern Sorgen zu machen gedenkt, das weiß ich nicht, die meinigen habe ich auf der andern Seite des Stadttors gelassen, als ich vor kurzem mit euch herausgegangen bin: darum entschließt euch, entweder allesamt mit mir zu scherzen und zu lachen und zu singen – so viel, sage ich, wie sich mit euerer Ehrbarkeit verträgt –, oder beurlaubt mich, auf daß ich zu meinen Sorgen zurückkehre und in der schwer heimgesuchten Stadt verweile.« Fröhlich antwortete ihm Pampinea, nicht anders als ob sie ebenso die ihrigen von sich getan hätte: »Gar trefflich sprichst du, Dioneo; jetzt gilt es, vergnügt zu leben: hat uns doch kein anderer Grund vor dem Jammer fliehen lassen. Weil aber nichts Ungeregeltes lange währen kann, so spreche ich, die ich als die Urheberin des Gespräches, dem diese schöne Gesellschaft ihr Dasein verdankt, darauf bedacht bin, daß unsere Freude von Dauer sei, die Meinung aus, es sei notwendig, daß wir uns unter uns auf einen Gebieter einigen, dem wir als unserem Oberhaupte Ehre erweisen und gehorchen wollen und der alle Sorge auf sich nehmen soll, unser Leben heiter zu gestalten. Und damit jeder die Bürde der Pflicht zugleich mit dem Vergnügen der Macht versuche und damit demnach niemand, der es nicht versucht hätte, die sowohl aus euch Männern als auch von uns Frauen Gewählten irgendwie beneiden könnte, sage ich, daß jedem einen Tag lang die Bürde sowohl als auch die Ehre zuteil werden möge; und wer von uns der erste sein soll, das möge von uns allen durch die Wahl bestimmt werden: den Nachfolger oder die Nachfolgerin möge dann immer der jeweilige Herr oder die jeweilige Herrin des ablaufenden Tages ernennen; und der soll dann, solange seine Herrschaft währt, nach seinem Gutdünken anordnen und verfügen, wo und wie wir leben sollen.«

Diese Worte fanden lebhaften Beifall, und Pampinea wurde einstimmig zur Königin des ersten Tages erwählt; und Filomena, die gar oft gehört hatte, was für einer Ehre das Laub des Lorbeers würdig ist und wie ehrwürdig es den macht, der verdienterweise damit gekrönt worden ist, lief alsbald zu einem Lorbeer, pflückte einige Zweiglein und wand einen hübschen, ansehnlichen Kranz: der wurde Pampinea aufs Haupt gesetzt und war dann, solange die Gesellschaft beisammenblieb, bei jedem das sichtbare Zeichen der königlichen Herrschaft und Hoheit.

Als Königin befahl Pampinea, nachdem sie die Diener der jungen Männer und die Mädchen der Damen, vier an der Zahl, hatte vor sich rufen lassen, jedermann Stillschweigen und sagte, als alle schwiegen: »Um zuerst euch Damen allen ein Beispiel zu geben, wie unsere Gesellschaft mit stetem Fortschritte vom Guten zum Besseren in Ordnung und mit Lust und ohne jegliche Schande so lange leben und währen kann, wie uns beliebt, ernenne ich zuvörderst Parmeno, den Diener Dioneos, zu meinem Seneschall und übertrage ihm die Aufsicht über das ganze Gesinde und die Sorge für die ganze Wirtschaft. Sirisco, der Diener Panfilos, soll unser Zahlmeister und Säckelverweser sein und den Befehlen Parmenos unterstehn. Tindaro soll Filostrato und ebenso den beiden andern in ihren Kammern aufwarten, wenn ihnen die andern, durch ihre Obliegenheiten verhindert, nicht aufwarten können. Mein Mädchen Misia und Filomenas Licisca sollen ständig in der Küche sein und die Gerichte, die ihnen Parmeno auftragen wird, sorgfältig bereiten. Laurettas Chimera und Fiammettas Stratilia haben nach unserem Willen die Gemächer der Damen aufzuräumen und dort, wo wir alle verweilen werden, für Sauberkeit zu sorgen. Und weiter wollen und befehlen wir, daß sich allgemein jeglicher, wenn ihm unsere Gnade lieb ist, wo immer er gehe, von wo immer er komme, was immer er sehe oder höre, wohl in acht nehme, uns von draußen eine andere Nachricht als eine fröhliche zu bringen.« Und nachdem Pampinea diese Anordnungen, die den Beifall aller fanden, bündig erteilt hatte, stand sie fröhlich auf und sagte: »Hier sind Gärten, hier sind Wiesen, hier sind viele andere liebliche Plätze, und so möge sich jeder nach seinem Belieben ergötzen gehn, wenn aber die dritte Morgenstunde schlägt, wieder da sein, damit wir zur kühlen Zeit speisen.«

Da also die fröhliche Gesellschaft von der neuen Königin beurlaubt worden war, begaben sich die jungen Männer mit den schönen Damen unter heitern Gesprächen langsamen Schrittes in einen Garten, um schöne Kränze aus mancherlei Laub zu winden und Liebeslieder zu singen. Und nachdem sie dort so lange geblieben waren, wie ihnen die Königin Zeit gegeben hatte, gingen sie zurück zum Hause, und da fanden sie, daß Parmeno sein Amt mit Eifer angetreten hatte; denn in einem Saale des Erdgeschosses, den sie betraten, sahen sie die Tische mit schneeweißen Tüchern gedeckt und Gläser hingesetzt, die wie Silber blinkten, und überall Ginsterblüten gestreut: darum setzten sie sich alle, nachdem auf den Befehl der Königin das Wasser für die Hände herumgegeben worden war, in der von Parmeno bestimmten Ordnung.

Die Gerichte, die nun kamen, waren schmackhaft zubereitet, und der trefflichste Wein stand bereit, und alsbald begannen die drei Diener geräuschlos bei den Tischen aufzuwarten. Weil alles schön und in Ordnung war, freuten sich alle und aßen vergnügt bei scherzenden Worten. Und als die Tische weggenommen waren, ließ die Königin, da sich alle Damen ebenso wie die jungen Männer auf den Reigen verstanden und einige von ihnen trefflich zu spielen und zu singen wußten, die Instrumente bringen; und auf ihren Befehl nahm Dioneo eine Laute und Fiammetta eine Geige, um in süßen Weisen einen Tanz zu spielen. Sogleich stellte sich die Königin mit den anderen Damen und den zwei jungen Männern zum Reigen an – das Gesinde war schon zum Essen weggeschickt worden –, und sie begannen langsamen Schrittes zu tanzen; und nach dem Reigen stimmten sie liebliche und fröhliche Lieder an. Und so verweilten sie so lange, bis es endlich der Königin Schlafenszeit schien; als sie daher alle entlassen hatte, gingen die drei jungen Männer in ihre Gemächer, die von denen der Damen getrennt waren, und dort fanden sie wohlgemachte Betten und alles wie im Saale mit Blumen bestreut, und ebenso war es in denen der Damen: sie entkleideten sich denn alle und gingen zur Ruhe.

Die dritte Stunde des Nachmittags hatte noch nicht lange geschlagen, als die Königin aufstand und alle anderen Damen und ebenso die jungen Männer aufstehn hieß, weil es, wie sie beteuerte, schädlich sei, bei Tage viel zu schlafen; und nun gingen sie auf eine Wiese mit hohem, grünem Grase, die vor der Sonne völlig geschützt war. Dort, wo ein lindes Lüftchen wehte, setzten sie sich alle nach dem Wunsch ihrer Königin ins grüne Gras, und sie sprach also zu ihnen:

»Wie ihr seht, steht die Sonne hoch, und die Hitze ist groß, und man hört nichts sonst als die Grillen auf den Oliven; ohne Zweifel wäre es daher eine Torheit, jetzt anderswohin zu gehn. Hier ist es schön und kühl und, wie ihr seht, sind Brett- und Schachspiele hier, und jedermann kann sich nach seinem Belieben unterhalten. Wenn ihr aber darin meiner Meinung folgen wolltet, so würden wir uns diese heiße Tageszeit nicht mit Spielen vertreiben, wobei der eine Teil verdrießlich wird, ohne daß der andere oder die Zuschauer eine besondere Freude hätten, sondern mit Geschichtenerzählen, was der ganzen Gesellschaft, die dem einen Erzähler zuhört, Vergnügen bringen kann. Ihr werdet noch nicht jeder mit seinem einen Geschichtchen fertig sein, so wird sich die Sonne geneigt haben, und die Hitze wird vergangen sein, und wir werden lustwandeln können, wohin es euch belieben wird: wenn euch daher gefällt, was ich sage – ich bin ja bereit, mich darin euerm Gefallen zu fügen –, so wollen wir es tun; gefällt es euch nicht, so mag jedes bis zur Abendstunde tun, was ihm gefällt.« Die Damen und gleicherweise die Männer entschieden sich alle fürs Geschichtenerzählen. »Also«, sagte die Königin, »wenn euch das gefällt, so will ich, daß es an diesem ersten Tage jedem freistehe, von dem zu sprechen, was ihm beliebt.« Und indem sie sich zu Panfilo kehrte, der ihr zur Rechten saß, sagte sie ihm freundlich, er solle mit einer seiner Geschichten den Anfang machen. Panfilo beeilte sich, dem Befehle nachzukommen, und begann, während ihm alle zuhörten, in folgender Weise:

## Erste Geschichte

*Ser Ciappelletto täuscht einen frommen Bruder mit einer falschen Beichte und stirbt; obwohl er bei Lebzeiten ein ganz ruchloser Mensch gewesen ist, gilt er nun im Tode als Heiliger und wird St. Ciappelletto genannt.*

Es ziemt sich, meine liebwerten Damen, daß alles, was der Mensch tut, mit dem erhabenen, heiligen Namen Dessen begonnen werde, der der Schöpfer von allem ist. Da ich also unser Geschichtenerzählen anfangen soll, gedenke ich den Anfang mit einer von seinen wundersamen Fügungen zu machen, damit sich in uns, wenn wir davon gehört haben, die Hoffnung auf ihn in seiner Unwandelbarkeit festige und sein Name stets von uns gepriesen werde. Es ist allgemein bekannt, daß alle zeitlichen Dinge ebensowohl vergänglich und hinfällig als auch nach innen und nach außen reich an Ungemach und Angst und Beschwerlichkeit sind und unzähligen Gefahren unterliegen, die wir, weil wir mitten unter den zeitlichen Dingen leben und ein Teil von ihnen sind, weder zu ertragen noch abzuwehren vermöchten, wenn uns nicht Gottes besondere Gnade Kraft und Vorbedacht liehe. Man darf aber nicht glauben, daß sich diese Gnade etwa unserer Verdienste halber auf uns oder in uns niedersenke, sondern sie geht von Gottes Güte aus und wird durch die Bitten derer erlangt, die sterblich waren so wie wir, und nun, weil sie zur Zeit ihres Lebens seinem Willen folgten, mit ihm ewig und selig geworden sind; ihnen als unsern Fürsprechern, die von unserer Gebrechlichkeit aus Erfahrung Kenntnis haben, bringen wir in dem, was uns für uns nützlich scheint, unsere Bitten vor, die wir vielleicht im Angesichte eines so erhabenen Richters nicht vorzubringen wagen würden. Und noch mehr ersehn wir, daß er voll mitleidiger Güte für uns ist, wenn es, weil der Scharfblick des sterblichen Auges auf keinerlei Weise in die Geheimnisse des göttlichen Sinnes dringen

kann, hin und wieder vorkommt, daß wir, von unserem Wahne betrogen, vor seine Majestät einen Fürsprecher schicken, der aus ihrem Anblicke mit ewiger Verbannung verjagt worden ist; denn nichtsdestoweniger sieht er, dem nichts verborgen ist, mehr auf die Lauterkeit des Bittstellers als auf seine Unwissenheit oder auf die Verbannung des Gebetenen und erhört die Bittenden ebenso, als ob der Fürsprecher selig wäre in seinem Anblicke. Das wird aus der Geschichte, die ich zu erzählen gedenke, offenbar erhellen: offenbar sage ich, indem ich mich nicht auf das Urteil Gottes, sondern auf das der Menschen berufe.

Von Musciatto Franzesi, der aus einem großen und gar reichen Kaufherrn ein Edelmann geworden ist, heißt es, daß er, als er mit Herrn Karl ohne Land, dem Bruder des Königs von Frankreich, den der Papst Bonifaz gerufen und zu kommen eingeladen hat, habe nach Toskana reiten wollen, daran gedacht habe, seine Geschäfte, die er, wie es bei Kaufleuten oft zutrifft, hier und dort sehr verwickelt gefunden habe, mehrern Personen anzuvertrauen, weil er außerstande gewesen sei, sie leicht oder auf der Stelle abzuwickeln; und für alles habe er Rat gewußt und sei nur darin unschlüssig geblieben, wem er es füglich überlassen könne, seine Guthaben bei mehrern Burgundern einzutreiben. Und unschlüssig war er deshalb, weil er die Burgunder als händelsüchtige und unredliche und doppelzüngige Menschen kannte; und ihm wollte niemand einfallen, der ein so arglistiger Mann gewesen wäre, daß er irgendwelche Zuversicht hätte haben können, er werde ihrer Arglist gewachsen sein. Und nachdem er darüber lange nachgedacht hatte, fiel ihm ein gewisser Ser Cepparello aus Prato ein, der viel in seinem Hause in Paris verkehrte. Diesen, der ein kleines und gar geschniegeltes Männchen war, nannten die Franzosen, weil sie nicht wußten, was Cepparello heißt, sondern glaubten, es solle Cappello oder in ihrer Sprache Chapeau bedeuten, zwar nicht Cappello, aber, weil er, wie wir gesagt haben, klein war, Chapelet; und als Chapelet war er überall bekannt, während ihn wenige als Ser Cepparello kannten. Und das Leben dieses Chapelet war also: in seiner Eigenschaft als Notar hätte er es für die größte Schande gehalten, wenn eine seiner Urkunden, obwohl er deren wenige machte, anders als falsch erfunden worden wäre; solche falsche würde er so viele gemacht haben, wie verlangt worden wäre, und williger umsonst, als eine andere um schweren Lohn. Falsches Zeugnis legte er auf Verlangen oder ohne Verlangen mit dem größten Vergnügen ab; und da damals in Frankreich viel auf Eide gegeben wurde, gewann er, weil er sich nicht darum scherte, einen falschen zu schwören, arglistigerweise jeden Rechtshandel, bei dem man von ihm den Schwur verlangt hatte, daß er auf sein Gewissen die Wahrheit sagen werde. Eine außerordentliche Freude machte es ihm und er verwandte viel Mühe darauf, zwischen Freunden oder Verwandten oder anderen Leuten Unheil und Feindschaften und Ärgernis zu stiften, und je größer das Unglück war, das er daraus erfolgen sah, desto größer war seine Lust. Wurde er zu einem Morde oder zu einer andern Verruchtheit aufgefordert, so weigerte er sich nie, sondern ging herzlich gern daran; und zu mehreren Malen hatte er sich willig finden lassen, mit eigener Hand zuzustoßen und Leute umzubringen. Im Lästern Gottes und der Heiligen war er groß, auch schon um jeder Kleinigkeit willen, weil er an Jähzorn nicht seinesgleichen hatte. Die Kirche betrat er nie, und ihre Sakramente verspottete er mit den abscheulichsten Worten als Plunder! Dafür suchte er die Schenken und die verrufenen Häuser gern und häufig auf. Nach den Frauen gelüstete es ihn wie den Hund nach Prügeln; an dem Entgegengesetzten aber tat er sich mehr als irgendein Schandbube gütlich. Gestohlen und geraubt hätte er mit derselben Seelenruhe, mit der ein Frommer Almosen spendet. Im Essen und Trinken übernahm er sich so, daß ihm dann und wann auf eine ekelhafte Art übel wurde. Wenn er spielte, tat er es nur mit falschen Würfeln. Warum ergehe ich mich in so viel Worten? Er war vielleicht der schlechteste Mensch, der je geboren worden ist. Seine Bösartigkeit war lange durch den Einfluß und das Ansehen Messer Musciattos unterstützt worden, weil er diesem Manne zuliebe zu often Malen sowohl von Privatleuten, gegen die er sich häufig unbillig benahm, als auch von der Behörde, der er das immer tat, verschont geblieben war. Als nun dieser Ser Cepparello Messer Musciatto in den Sinn kam, dachte der, weil er sein Leben genau kannte, er werde der Mann sein, den die Arglist der Burgunder erheische; darum ließ er ihn rufen und sprach also zu ihm: »Ser Chapelet, wie du weißt, stehe ich im Begriffe, ganz von hier wegzuziehen; und weil ich unter andern auch mit Burgundern zu tun habe, die voller Trug stecken, so weiß ich niemand, dem ich es füglicher als dir überlassen könnte, das Meinige von ihnen einzutreiben: willst du dich, weil du jetzt sonst nichts zu tun hast, dieser Sache annehmen, so will ich dir die Unterstützung der Behörde verschaffen und dir einen angemessenen Teil von dem geben, was du eintreiben wirst.« Ser Chapelet, der sich unbeschäftigt und mit irdischem Gute schlecht versorgt wußte und überdies sah, daß nun der, der lange sein Unterhalt und Rückhalt gewesen war, wegging, faßte seinen Entschluß ohne viel Zaudern, schier notgedrungen, und sagte, das tue er gern. Sie trafen also ihre Abrede, und Ser Chapelet, der die Vollmacht Messer Musciattos und Empfehlungsbriefe des Königs erhielt, begab sich, nachdem Messer Musciatto abgereist war, nach Burgund, wo ihn fast niemand kannte; und dort begann er, ganz gegen seine Natur, damit, daß er die Schulden gütig und gelind eintrieb, als ob er sich die Bosheit auf zuletzt aufgespart hätte. Seine Wohnung hatte er bei zwei Brüdern aus Florenz genommen, die dort Geld auf Wucherzinsen liehen, und die erwiesen ihm Messer

Musciatto zuliebe viele Aufmerksamkeiten. Er war noch immer mit dem beschäftigt, weswegen er gekommen war, als es geschah, daß er erkrankte; da ließen ihm die zwei Brüder auf der Stelle Ärzte kommen und Diener, die ihn pflegten, und beschafften alles, was seine Genesung hätte fördern können. Aber aller Beistand war umsonst; denn mit dem guten Manne, der schon alt war und unordentlich gelebt hatte, ging es, wie die Ärzte sagten, von Tag zu Tag schlimmer, weil er den Tod im Leibe hatte. Darüber waren die zwei Brüder arg bekümmert, und eines Tages fingen sie ganz nahe bei der Kammer, wo Ser Chapelet krank lag, miteinander zu reden an, und der eine sagte zum andern: »Was sollen wir denn mit ihm tun? Daß wir ihn hier haben, ist eine mißliche Sache, weil es jetzt, wo er so krank ist, eine große Schande und ein offenbarer Beweis von Torheit wäre, ihn aus dem Hause zu schaffen; den Leuten, die es ja gesehn haben, daß wir ihn zuerst aufgenommen und dann also eifrig für seine Wartung und Pflege gesorgt haben, müßte es doch auffallen, wenn wir ihn, obwohl er uns keinen Anlaß zur Unzufriedenheit hat geben können, jetzt, wo er todkrank ist, auf einmal aus unserem Hause entfernten. Andererseits ist er ein so ruchloser Mensch, daß er weder beichten noch ein Sakrament wird empfangen wollen; und stirbt er ohne Beichte, so wird keine Kirche seinen Leichnam nehmen wollen, und er wird wie ein Hund verscharrt werden. Und beichtet er wirklich, so sind seine Missetaten so groß und so entsetzlich, daß dasselbe erfolgen wird, weil es keinen Mönch oder Priester geben wird, der ihn lossprechen wollte oder könnte; und ohne Lossprechung wird er auch verscharrt werden. Und geschieht das, und das Volk dieser Stadt sieht es, so wird es sich, sowohl wegen unsers Gewerbes, das sie verwerflich dünkt und ihnen Anlaß gibt, uns den ganzen Tag zu beschimpfen, als auch wegen ihrer Lust, uns auszuplündern, zum Aufruhr erheben und schreien: ›Diese italienischen Hunde, die keine Kirche nehmen will, wir wollen sie nicht länger mehr leidem; und sie werden unser Haus stürmen und uns vielleicht nicht nur unser Gut rauben, sondern uns etwa auch den Garaus machen: so sind wir also auf jeden Fall übel daran, wenn er stirbt.« Ser Chapelet, der, wie wir gesagt haben, ganz nahe bei dem Orte lag, wo sie sich also besprachen, hatte mit dem feinen Gehöre, das man bei den Kranken zumeist findet, alles gehört, was sie von ihm gesagt hatten. Darum ließ er sie rufen und sagte zu ihnen: »Ich will nicht, daß ihr meinetwegen unruhig seid oder daß ihr Angst habt, durch mich einen Schaden zu erleiden; ich habe gehört, was ihr über mich gesprochen habt, und ich bin völlig überzeugt, daß es so kommen würde, wie ihr gesagt habt, wenn die Sache so vor sich ginge, wie ihr euch vorstellt; aber sie wird anders vor sich gehn. Ich habe dem Herrgott mein Lebtag so viele Unbilden angetan, daß es gar nichts ausmachen wird, wenn ich ihm jetzt auf meinem Totenbette noch eine antue. Darum seht zu, daß ihr mir einen trefflichen Mönch verschafft, den frömmsten, den ihr haben könnt, wenn dergleichen hier sind, und laßt mich machen; dann werde ich wahrhaftig eure Angelegenheiten und die meinigen in einer Weise ordnen, daß alles gut sein wird und ihr zufrieden sein sollt.« Obwohl die zwei Brüder daraus nicht viel Hoffnung schöpften, gingen sie doch zu einem Mönchskloster und verlangten einen frommen und weisen Mann, der einem Italiener, der in ihrem Hause krank sei, die Beichte hören solle; und sie erhielten einen alten Mönch, der als großer Schriftgelehrter und gar ehrwürdiger Mann und wegen seines frommen, makellosen Lebenswandels in der ganzen Stadt der Gegenstand einer sonderlich großen Verehrung war, und den führten sie zu dem Kranken. Als er in die Kammer, wo Ser Chapelet lag, gekommen war und sich an seine Seite gesetzt hatte, begann er damit, daß er ihm gütig Trost zusprach, und dann fragte er ihn, wie lange es sei, daß er das letztemal gebeichtet habe. Und Ser Chapelet, der niemals gebeichtet hatte, antwortete: »Ich habe die Gewohnheit, Vater, wöchentlich wenigstens einmal zu beichten, aber nicht, daß es nicht häufig vorkäme, daß ich auch öfter beichte; seitdem ich freilich krank geworden bin, was etwa acht Tage her ist, habe ich nicht gebeichtet: so arg hat mich die Krankheit mitgenommen.« Nun sagte der Mönch: »Du hast recht getan, mein Sohn, und so sollst du es auch weiterhin halten; ich sehe schon, ich werde, da du so oft beichtest, wenig Mühe haben, dich anzuhören oder dich zu fragen.« Ser Chapelet sagte: »Sagt das nicht, ehrwürdiger Bruder; ich habe nie so oft und so häufig gebeichtet, daß ich nicht stets eine Generalbeichte aller meiner Sünden, deren ich mich von dem Tage meiner Geburt bis zum Tage der Beichte entsann, hätte ablegen wollen. Und darum bitte ich Euch, mein guter Vater, befragt mich nur geradeso haarklein über alles, als ob ich nie gebeichtet hätte; auf meine Krankheit nehmt keine Rücksicht, weil es mir lieber ist, ich plage dieses Fleisch, als daß ich, indem ich ihm Ruhe gäbe, etwas täte, was meiner Seele, die mein Heiland mit seinem kostbaren Blute losgekauft hat, zum Verderben gereichen könnte.« Diese Worte gefielen dem frommen Manne sehr, und er nahm sie als Zeichen eines wohlbestellten Herzens; und nachdem er ihm dieses Verhalten höchlich gelobt hatte, begann er mit der Frage, ob er jemals mit einem Weibe in Wollust gesündigt habe. Und Ser Chapelet antwortete ihm seufzend: »Darin, Vater, schäme ich mich, Euch die Wahrheit zu sagen, weil ich die Sünde des eiteln Selbstlobs fürchte.« Und der fromme Bruder sagte zu ihm: »Sage es nur ruhig; wer die Wahrheit sagt, sündigt nie, weder in der Beichte noch bei einem sonstigen Anlasse.« Nun sagte Ser Chapelet: »Da Ihr mich darüber beruhigt habt, so will ich's Euch sagen: ich bin noch so unbefleckt, wie ich aus dem Mutterleibe gekommen bin.« – »Gesegnet seist du von Gott«, sagte der Mönch, »wie trefflich hast du getan! Und indem du so getan hast, ist dein Verdienst um so viel größer, wie du, wenn es dein Wille gewesen wäre, mehr Freiheit, das Gegenteil zu tun, gehabt hättest, als wir und alle andern, die von einer Ordensregel gebunden sind.« Und

hierauf fragte er ihn, ob er Gott durch die Sünde der Völlerei mißfällig geworden sei. Da antwortete Ser Chapelet mit einem Seufzer, das habe er getan und zu often Malen; denn weil er außer den vierzigtägigen Fasten, die von den Frommen im Jahre gehalten werden, gewöhnlich noch in jeder Woche wenigstens drei Tage bei Wasser und Brot gefastet habe, habe er das Wasser, sonderlich nach den Anstrengungen des Gebets oder einer Pilgerreise, mit einer solchen Gier und Lust getrunken, wie die Säufer den Wein, und oftmals habe es ihn nach so einem Kräutersalat gelüstet, wie ihn die Frauen machen, wann sie auf dem Lande sind, und zuweilen habe ihm das Essen besser geschmeckt, als es seiner Meinung nach einem, der aus Frömmigkeit fastet, wie das bei ihm der Fall gewesen sei, hätte schmecken dürfen. Und der Mönch sagte zu ihm: »Diese Sünden, mein Sohn, liegen in der menschlichen Natur und sind geringfügig; und ich möchte nicht, daß du dir damit dein Gewissen mehr beschwertest, als nötig ist. Es geschieht jedem Menschen, wie fromm er auch sei, daß ihm nach längern Fasten das Essen gut schmeckt und nach einer großen Anstrengung das Trinken.« – »Ach, Vater«, sagte Ser Chapelet, »sagt mir das nicht, auch nicht, um mich zu trösten: Ihr sollt wissen, daß ich weiß, daß alles, was man tut, um Gott zu dienen, lautern und völlig unbefleckten Sinnes getan werden soll; und wer anders tut, sündigt.« Wohl zufrieden sagte der Mönch: »Ich bin zufrieden, daß du so darüber denkst, und es gefällt mir sehr, daß dein Gewissen darin rein und gut ist. Aber sage mir, hast du die Sünde des Geizes begangen, indem du mehr, als ziemlich gewesen wäre, begehrt oder etwas behalten hast, was du nicht hättest behalten sollen?« Und Ser Chapelet sagte: »Vater, ich möchte nicht, daß Ihr so etwas deswegen dächtet, weil ich im Hause dieser Wucherer bin: ich habe nichts damit zu tun, sondern bin nur hergekommen, um sie zu ermahnen und zu schelten und von diesem abscheulichen Erwerbe abzubringen, und das, glaube ich, wäre mir auch gelungen, wenn mich nicht Gott also heimgesucht hätte. Aber Ihr sollt wissen, daß mir mein Vater ein großes Vermögen hinterlassen hat, und davon habe ich den größten Teil um Gott hingegeben; dann habe ich, um mein Leben zu erhalten und um den Armen Christi beistehn zu können, meine kleinen Geschäfte getrieben und darin nach Gewinn getrachtet, und den Gewinn habe ich immer mit den Armen Gottes zu gleichen Teilen geteilt, indem ich meine Hälfte für meine Notdurft verwandt und die andere ihnen gegeben habe: und dabei ist mir der Schöpfer so wohl beigestanden, daß sich meine Umstände zusehends gebessert haben.« – »Da hast du recht getan«, sagte der Mönch; »aber bist du oft zornig geworden?« »Ach«, sagte Ser Chapelet, »das, ich sage es Euch frei, habe ich gar oft getan. Wer könnte denn an sich halten, wenn er tagtäglich sieht, wie garstig es die Menschen treiben, wie sie die Gebote Gottes nicht beobachten, wie sie sein Gericht nicht fürchten! Es ist zu often Malen am Tage vorgekommen, daß ich viel lieber tot gewesen wäre als lebendig, wenn ich die Jünglinge habe den Eitelkeiten nachgehn sehn, wenn ich gesehn habe, wie sie fluchen und aberfluchen, in die Schenken laufen, die Kirchen meiden und mehr auf den Wegen der Welt wandeln als auf dem Wege Gottes.« Nun sagte der Mönch: »Das ist ein gerechter Zorn, mein Sohn, und was mich betrifft, so bin ich außerstande, dir dafür eine Buße aufzulegen. Aber sollte es nicht von ungefähr geschehn sein, daß dich der Zorn dazu verleitet hätte, etwa einen Totschlag zu begehn oder jemand zu beschimpfen oder irgendwie ein andres Unrecht zu tun?« Und Ser Chapelet antwortete: »O weh, Herr, wie könnt Ihr denn, der Ihr mir doch ein Mann Gottes scheint, solche Worte reden? Wenn ich nur den kleinsten Gedanken gehabt hätte, etwas von dem, was Ihr sagt, zu tun, glaubt Ihr, daß ich glauben würde, daß mich Gott so lange erhalten hätte? Das sind Dinge, wie sie die Meuchelmörder und Ruchlosen tun, und jedesmal, wann ich so einen gesehn habe, habe ich gesagt: geh, daß dich Gott bekehre.« Nun sagte der Mönch: »Jetzt sage mir, mein Sohn, daß dich Gott segne, hast du jemals ein falsches Zeugnis gegen jemand abgelegt oder von andern schlecht gesprochen oder fremdes Gut genommen, ohne daß der Eigentümer einverstanden gewesen wäre?« – »Ja, Herr, freilich«, antwortete Ser Chapelet, »ich habe von andern schlecht gesprochen; einmal habe ich nämlich einen Nachbar gehabt, der mit der größten Ungerechtigkeit der Welt nichts sonst tat als seine Frau prügeln, so daß ich einmal zu den Verwandten der Frau schlecht von ihm gesprochen habe: so groß war mein Mitleid mit der Armen, die er jedesmal, wann er zu viel getrunken hatte, auf die schändlichste Art zurichtete.« – »Nun gut«, sagte der Mönch, »du hast mir gesagt, daß du Kaufmann gewesen bist: hast du nie jemand betrogen, wie es die Kaufleute tun?« – »Meiner Treu, ja, Herr«, sagte Ser Chapelet, »aber ich weiß nicht, wer es war, nur daß er mir eine Summe Geldes gebracht hat, die er mir für Tuch, das ich ihm verkauft hatte, schuldig war, und ich legte es ungezählt in einen Kasten, und gut nach einem Monate fand ich, daß vier Heller zu viel waren: weil ich ihn aber nie mehr sah, gab ich sie, nachdem ich sie gut ein Jahr aufbewahrt hatte, um sie ihm zurückzustellen, um Gottes willen den Armen.« Der Mönch sagte: »Das ist etwas Geringes; und du hast gut daran getan, zu tun, was du getan hast.« Und außer um diese Dinge fragte ihn der fromme Mönch noch um viele andere, und stets erhielt er solche Antworten. Und schon wollte er an die Absolution gehn, als Ser Chapelet sagte: »Noch eine Sünde habe ich, Herr, die ich nicht gesagt habe.« Der Mönch fragte ihn darum, und er sagte: »Mir ist eingefallen, daß ich an einem Samstage nach dem Abendgebete meinen Diener habe das Haus kehren lassen und also den Sonntag nicht so geheiligt habe, wie ich hätte tun sollen.« – »Ach, mein Sohn«, sagte der Mönch, »das ist eine Kleinigkeit.« – »O nein«, sagte Ser Chapelet, »nennt es keine Kleinigkeit; denn der Sonntag soll sonderlich geheiligt werden, weil es an einem solchen Tag war, daß unser

Herr vorn Tode auferstanden ist.« Nun sagte der Mönch: »Hast du sonst noch etwas getan?« – »Ja, Herr«, antwortete Ser Chapelet; »ich habe einmal unversehens in der Kirche ausgespuckt.« Der Mönch lachte und sagte: »Das ist etwas, worüber du dir keine Sorgen zu machen brauchst; wir Ordensbrüder spucken den ganzen Tag in der Kirche aus.« Nun sagte Ser Chapelet: »Da tut Ihr etwas sehr Unziemliches; denn nichts soll so sauber gehalten werden wie der heilige Tempel, wo dem Herrn geopfert wird.« Kurzum, derlei Sachen sagte er ihm noch viele, und schließlich begann er zu seufzen und dann heftig zu weinen; das traf er nämlich sehr gut, sooft er nur wollte. Der fromme Mönch sagte: »Was hast du denn, mein Sohn?« Ser Chapelet antwortete: »O weh, Herr, noch eine Sünde habe ich, und die habe ich nie gebeichtet, so sehr habe ich mich sie zu sagen geschämt; und jedesmal, wann ich mich ihrer erinnere, weine ich, wie Ihr seht, und ich halte es für eine ausgemachte Sache, daß mir Gott um dieser Sünde willen nie barmherzig sein wird.« Nun sagte der fromme Mönch: »Aber, aber, Sohn, was sagst du da? Wenn alle Sünden, welche jemals von allen Menschen begangen worden sind oder welche von allen Menschen, solange die Welt dauern wird, werden begangen werden, wenn die alle in einem einzigen Menschen wären und er hätte Reue und Leid erweckt, wie ich sehe, daß du getan hast, so ist die Güte und Barmherzigkeit Gottes so groß, daß er ihm, wenn er beichtete, großmütig verzeihen würde; und darum sage sie nur ruhig.« Nun sagte Ser Chapelet, immerfort heftig weinend: »Ach, Vater, die meinige ist eine zu große Sünde, und kaum kann ich glauben, daß sie mir Gott je vergibt, wenn das nicht Euere Gebete bewirken.« Und der Mönch sagte: »Sage sie nur ruhig; denn ich verspreche dir, den Herrn für dich zu bitten.« Ser Chapelet weinte immerzu und sagte sie nicht; und der Mönch redete ihm weiter zu, sie zu sagen. Nachdem Ser Chapelet den Mönch durch seinen Tränenstrom eine hübsche Weile hingehalten hatte, stieß er einen tiefen Seufzer aus und sagte: »Da Ihr mir, Vater, versprecht, Gott für mich zu bitten, will ich sie Euch sagen: wisset denn, daß ich, als ich noch ein kleines Kind war, meine Mutter geschmäht habe«; und nach diesen Worten begann er von neuem heftig zu weinen. Und der Mönch sagte: »Ach, mein Sohn, das also dünkt dich eine gar so große Sünde? Die Menschen schmähen den Herrgott den ganzen lieben Tag, und er verzeiht jedem willig, der es bereut, ihn geschmäht zu haben; und du glaubst, er werde dir das nicht verzeihen? Weine nicht, fasse Mut; denn wahrlich, wärest du auch einer von denen gewesen, die ihn ans Kreuz geschlagen haben, und hättest du die Reue, die ich an dir sehe, so würde er dir verzeihen.« Nun sagte Ser Chapelet: »Ach, Vater, was sagt Ihr da? Meine süße Mutter, die mich neun Monate lang Tag und Nacht im Leibe getragen hat und mich mehr als hundertmal auf dem Arme getragen hat, die zu schmähen, das ist zu schlecht getan und ist eine allzu große Sünde; und wenn Ihr nicht Gott für mich bittet, so wird sie mir nicht verziehen werden.« Als der Mönch sah, daß Ser Chapelet nichts mehr zu sagen hatte, sprach er ihn los und gab ihm seinen Segen; und er hielt ihn für einen gar frommen Mann, weil er alles, was Ser Chapelet gesagt hatte, für lautere Wahrheit nahm. Und wer hätte es nicht geglaubt, wenn er einen Menschen hätte auf dem Totenbette also sprechen hören? Und nach alledem sagte er zu ihm: »Ser Chapelet, mit Gottes Hilfe werdet Ihr ja bald gesund sein; wenn es aber doch geschähe, daß Gott Euere gesegnete und wohlbestellte Seele zu sich riefe, wäret Ihr es zufrieden, daß Euer Leib in unserm Kloster begraben würde?« Und Ser Chapelet antwortete: »O ja, Herr: ich möchte gar nicht anderswo liegen, weil Ihr mir doch versprochen habt, Gott für mich zu bitten; und abgesehn davon, habe ich für Euern Orden immer eine sonderliche Verehrung gehabt. Und darum bitte ich Euch, daß Ihr, sobald Ihr in Euerm Kloster seid, Sorge traget, daß mir der wahrhaftige Leib Christi, den Ihr am Morgen auf dem Altare weiht, gebracht werde; obgleich ich nicht würdig bin, gedenke ich ihn doch mit Euerer Erlaubnis zu empfangen und dann auch die heilige Letzte Ölung, auf daß ich, wenn ich schon als Sünder gelebt habe, wenigstens als Christ sterbe.« Der fromme Mann sagte, das habe seinen Beifall und sei wohl gesprochen, und er werde sorgen, daß sein Wunsch alsbald erfüllt werde; und so geschah es. Die zwei Brüder, die sehr gefürchtet hatten, von Ser Chapelet hintergangen zu werden, hatten sich, um zu lauschen, an eine Bretterwand gestellt gehabt, die die Kammer, wo Ser Chapelet lag, von einer andern trennte, und hatten also alles, was Ser Chapelet dem Mönche gesagt hatte, leichtlich gehört und verstanden; und bei manchen Sünden, die er dem Mönche beichtete, hatten sie eine so große Lust zu lachen gehabt, daß sie bald geplatzt wären, und dann sagten sie zueinander: »Was ist das für ein Mensch, den weder Alter noch Krankheit noch die Furcht vor dem Tode, dem er sich nahe sieht, noch die vor Gott, vor dessen Gerichte er in einer kleinen Weile zu stehn erwartet, von seiner Ruchlosigkeit hat abbringen oder ihm den Willen, anders zu sterben, als er gelebt, hat eingeben können?« Da sie aber hörten, er werde ein Begräbnis in der Kirche erhalten, scherten sie sich um das übrige nicht. Kurz darauf kommunizierte Ser Chapelet, und weil es immer schlechter mit ihm wurde, bekam er auch die Letzte Ölung; und bald nach der Vesper desselbigen Tages, wo er seine hübsche Beichte abgelegt hatte, starb er. Nachdem ihm die zwei Brüder aus seinem Hab und Gut ein ehrliches Begräbnis bestellt hatten und im Kloster hatten sagen lassen, die Mönche sollten am Abende kommen, um nach dem Gebrauche die Vigilie zu halten, und am Morgen den Leichnam abholen, ordneten sie alles in der gehörigen Weise an. Der fromme Mönch, der sein Beichtiger gewesen war, ging, als er gehört hatte, er sei verschieden, zum Prior seines Klosters, damit zum Kapitel geläutet werde; dann legte er den versammelten Mönchen dar, Ser Chapelet sei nach dem, was er aus seiner Beichte entnommen habe, ein heiliger Mann gewesen. Und in der

Hoffnung, daß Gott durch ihn viele Wunder tun werde, überredete er sie, sein Leichnam müsse mit der größten Verehrung und Andacht eingeholt werden. Der Prior und die andern leichtgläubigen Mönche waren einverstanden; und so gingen sie allesamt am Abende dorthin, wo Ser Chapelets Leichnam lag, um ihm eine große, feierliche Vigilie zu halten, und am Morgen gingen sie, alle in Chorhemden und Mänteln, mit Büchern in den Händen und die Kreuze voran, singend den Leichnam holen und schafften ihn mit großem Gepränge und feierlich in ihre Kirche, und ihnen folgte schier das ganze Volk der Stadt, Männer und Frauen. Und nachdem sie ihn in der Kirche niedergesetzt hatten, stieg der Mönch, der sein Beichtiger gewesen war, auf die Kanzel und begann von seinem Leben, seinen Fasten und seiner Unbeflecktheit und von seiner Einfalt und Unschuld und Heiligkeit wundersame Dinge zu predigen, indem er unter anderm erzählte, was ihm Ser Chapelet als seine größte Sünde gebeichtet hatte und wie er ihn kaum habe überreden können, daß sie ihm Gott verzeihen werde, und dann ging er dazu über, das Volk, das ihm zuhörte, zu schelten und ihm zu sagen: »Und ihr, ihr Gott vermaledeiten, um jedes Strohhalms willen, der euch unter die Füße kommt, lästert ihr Gott und die Jungfrau und alle Heiligen des Paradieses!« Und außerdem sagte er noch vielerlei von seiner Rechtschaffenheit und Lauterkeit; und kurzum, mit seinen Worten, denen die Gemeinde vollen Glauben schenkte, legte er allen, die dort waren, so viel Verehrung in Herz und Sinn, daß nach Beendigung der Feier alle in hellen Haufen hinliefen, um dem Toten Hände und Füße zu küssen und ihm die Kleider vom Leibe zu reißen, weil sich jedermann glücklich schätzte, wenn er ein Stückchen davon haben konnte: er mußte auch den ganzen Tag also ausgestellt bleiben, damit ihn alle sehn und besuchen konnten. In der folgenden Nacht wurde er in einem marmornen Sarge ehrenvoll in einer Kapelle bestattet, und schon am nächsten Tage begannen die Leute hinzugehn und Lichter anzuzünden und ihn zu verehren, und mit der Zeit gelobten sie ihm Opfergaben und hingen ihm, ihrem Versprechen gemäß, Wachsbilder auf. Und so sehr wuchsen der Ruf seiner Heiligkeit und seine Verehrung, daß fast niemand mehr in irgendeiner Widerwärtigkeit einen andern Heiligen als ihn anrief, und sie nannten und nennen ihn St. Chapelet; und sie versichern, daß Gott durch ihn viele Wunder getan habe und alltäglich jedem tue, der sich diesem Heiligen frommen Sinnes befehle. So also lebte und starb Ser Cepparello aus Prato und ist ein Heiliger geworden, wie ihr gehört habt. Ich will die Möglichkeit nicht leugnen, daß er selig sei im Anschauen Gottes, weil er, so verworfen und ruchlos auch sein Leben gewesen ist, doch in seinen letzten Augenblicken eine solche Zerknirschung gefühlt haben mag, daß vielleicht Gott Barmherzigkeit mit ihm gehabt und ihn in sein Reich aufgenommen hat; weil das aber dunkel ist, so spreche ich nach dem, was wahrscheinlich ist, und sage, daß er viel eher in den Krallen des Teufels in der Verdammnis als im Paradiese sein dürfte. Und wenn das so ist, so kann man daraus erkennen, wie groß die Güte Gottes für uns ist, der nicht auf unsern Irrtum, sondern auf die Lauterkeit unsers Glaubens sieht und uns, wenn wir einen Feind Gottes, den wir für seinen Freund halten, zum Mittler nehmen, geradeso erhört, als wenn wir uns an einen wirklich Heiligen als Mittler zwischen uns und seiner Gnade gewandt hätten. Und damit wir durch seine Gnade in der gegenwärtigen Trübsal und in dieser also heitern Gesellschaft heil und gesund bleiben, wollen wir uns ihm mit ehrfürchtigen Lobpreisungen seines Namens, in dem wir diese Gesellschaft begonnen haben, in allen unsern Nöten befehlen, mit der sichern Gewähr, erhört zu werden. Und hier schwieg Panfilo.

## Zweite Geschichte

*Der Jude Abraham zieht, weil Jeannot de Sevigne in ihn dringt, an den Hof von Rom; und als er die Lasterhaftigkeit der Geistlichen sieht, kehrt er heim nach Paris und wird Christ.*

Die Geschichte Panfilos, die von den Damen bei einzelnen Stellen sehr belacht worden war und im ganzen ihren Beifall gefunden hatte, war bis zu ihrem Ende aufmerksam angehört worden; nun befahl die Königin, daß Neifile, die neben ihr saß, eine erzähle und also der angefangenen Unterhaltung einen Fortgang gebe. Neifile, der ihre Liebenswürdigkeit zu einem nicht geringern Schmucke gereichte als ihre Schönheit, antwortete heiter, das tue sie gern, und begann in folgender Weise: Panfilo hat in seiner Geschichte gezeigt, daß die Güte Gottes unsere Irrtümer nicht in Betracht zieht, *wenn* sie aus etwas hervorgehn, was wir nicht ersehn können; und ich gedenke euch in der meinigen darzulegen, wie sich dieselbe Güte dadurch untrüglich offenbart, daß sie die Sünden derer erträgt, die, anstatt, wie sie sollten, sowohl in Worten als auch in Werken Zeugnis von ihr abzulegen, das Gegenteil tun; und daß wir dadurch dem, was wir glauben, festern Sinnes nachkommen.

Wie ich mir habe erzählen lassen, meine lieblichen Damen, war in Paris ein großer Kaufherr und Biedermann, Jeannot de Sevigne mit Namen, der in aller Ehrlichkeit und Rechtschaffenheit einen großen Tuchhandel trieb; ihn verband eine sonderliche Freundschaft mit einem sehr reichen Juden, Abraham

genannt, der ebenso Kaufmann und ein gar rechtschaffener und ehrlicher Mann war. Wegen dieser Rechtschaffenheit und Ehrlichkeit des Juden ging es Jeannot sehr zu Herzen, daß die Seele eines so wackeren und weisen und guten Mannes verdammt werden sollte, weil er des Glaubens ermangelte. Und darum begann er ihn freundschaftlich zu bitten, er solle die Irrlehren des jüdischen Glaubens lassen und sich zur christlichen Wahrheit bekehren, die ja, wie er sehn könne, als eine heilige und gute immer gedeihe und wachse, während er im Gegenteile unterscheiden könne, daß sein Glaube abnehme und dem Ende entgegengehe. Der Jude antwortete, er halte sonst keinen Glauben für heilig oder gut, als den jüdischen, und in dem sei er geboren und in dem gedenke er zu leben und zu sterben; und es gäbe nichts, was ihn je davon abbringen könnte. Jeannot ließ sich durch diese Antwort nicht abhalten, nach Verlauf einiger Tage mit ähnlichen Worten darauf zurückzukommen, indem er ihm recht und schlecht, wie es die Mehrzahl der Kaufleute versteht, darlegte, warum unser Glaube besser ist als der jüdische. Ob es nun die große Freundschaft, die ihn mit Jeannot verband, oder ob der Anlaß vielleicht die Worte waren, die der Heilige Geist auf die Zunge des einfältigen Mannes legte, jedenfalls begann der Jude, obwohl er ein trefflicher Gelehrter im jüdischen Gesetze war, an den Darlegungen Jeannots großen Gefallen zu finden; trotzdem aber ließ er sich, starrsinnig auf seinem Glauben beharrend, nicht überreden. Obgleich er aber hartnäckig blieb, ließ Jeannot nicht ab, in ihn zu dringen, bis endlich der Jude, von einer solchen Ausdauer überwunden, sagte: »Schau, Jeannot, du willst, daß ich Christ werde, und ich bin bereit dazu, mit dem Vorbehalte jedoch, daß ich vorerst nach Rom ziehen will, um dort den, den du Gottes Stellvertreter auf Erden nennst, zu sehn und seinen Lebenswandel ebenso wie den seiner Brüder, der Kardinale, zu beobachten: und ist dem so, daß ich daraus im Zusammenhange mit deinen Worten entnehmen kann, daß euer Glaube, wie du dich mir zu beweisen bemüht hast, besser ist als der meine, so werde ich tun, was ich dir gesagt habe; trifft das aber nicht zu, so werde ich Jude bleiben, wie ich es bin.« Als das Jeannot hörte, war er über die Maßen betrübt und sagte sich im stillen: ›Nun ist all die Mühe verloren, die ich in der Meinung, ihn bekehrt zu haben, für gut angebracht gehalten habe; denn kommt er an den Hof nach Rom und sieht er das verworfene, zügellose Leben der Geistlichen, so wird er niemals aus einem Juden ein Christ werden, ja wenn er schon Christ geworden wäre, würde er ohne Fehl zum Judentum zurückkehren.‹ Und zu Abraham gewandt, sagte er: »Ach, Freund, warum willst du eine solche Beschwerlichkeit und so große Kosten auf dich nehmen, wie sie für dich mit einer Reise nach Rom verbunden wären? Abgesehn davon, daß für einen reichen Mann, wie du einer bist, zu Wasser und zu Lande alles voll Gefahren ist. Glaubst du denn hier niemand zu finden, der dir die Taufe spendete? Und wenn du etwa über den Glauben, den ich dir dargelegt habe, noch einige Zweifel hast, wo gäbe es größere Gelehrte und weisere Männer als hier, die dich über das, was du wolltest oder verlangtest, aufklären könnten? Aus diesen Gründen ist diese Reise meiner Meinung nach überflüssig. Bedenke, daß die Prälaten dort geradeso sind, wie du sie hier sehen kannst, und um so besser, je näher sie dem obersten Hirten sind. Darum wirst du dir, wenn du auf meinen Rat hörst, diese Beschwerlichkeit auf ein andermal aufheben, etwa auf einen Ablaß, wo ich dich dann vielleicht begleiten werde.« Und der Jude antwortete ihm: »Ich glaube ja, Jeannot, daß es so ist, wie du sagst; um aber alles mit einem Worte zu sagen, ich bin, wenn du willst, daß ich das tue, worum du mich so sehr gebeten hast, entschlossen, hinzureisen, und anderswie werde ich es niemals tun.« Als Jeannot seinen festen Willen sah, sagte er: »So geh denn in Gottes Namen.« Und bei sich dachte er, Abraham werde, wenn er den römischen Hof gesehn habe, wohl niemals Christ werden; weil er aber nichts dabei verlor, so ließ er es damit bewenden. Der Jude stieg zu Pferde und begab sich, so rasch er nur konnte, nach Rom, und als er angelangt war, wurde er von seinen Juden mit Ehren empfangen: er blieb dort und begann, ohne jemand etwas über den Zweck seiner Reise zu sagen, aufmerksam das Betragen des Papstes und der Kardinale und der andern Prälaten und aller Höflinge zu beobachten; und aus dem, was er als gar scharfsichtiger Mann selbst wahrnahm, und ebenso aus dem, worüber er von andern unterrichtet wurde, fand er, daß sie alle miteinander, vom Obersten bis zum Niedrigsten, in der schändlichsten Art der Wollust frönten, nicht nur der natürlichen, sondern auch der sodomitischen, ohne Gewissensbisse oder Schamgefühl, so daß der Einfluß der Dirnen und der Knaben für jeden, der etwas Wichtiges erlangen wollte, von nicht geringer Bedeutung war. Überdies erkannte er offenbar, daß sie allesamt Schwelger, Säufer und Trunkenbolde und, wie die unvernünftigen Tiere, nächst der Wollust am meisten dem Bauche untenan waren. Und indem er weiter beobachtete, sah er sie alle so geizig und habgierig, daß sie Menschenblut, ja Christenblut ebenso wie kirchliche Dinge, wie immer die beschaffen waren, ob sie den Gottesdienst oder Pfründen betrafen, um Geld verkauften und einhandelten, daß das Gefeilsche darum ärger und die Zahl der Makler größer als in Paris beim Tuchhandel oder in einem andern Geschäfte war und daß sie die offenbare Simonie Prokuration nannten und die Völlerei Refektion, als ob Gott, von der Bedeutung der Worte zu schweigen, aber die Meinung der verworfenen Herzen nicht erkennte und sich wie die Menschen durch die Namen der Dinge täuschen ließe. Alles das und noch viel andres, was verschwiegen bleiben soll, mißfiel dem Juden, der ein enthaltsamer, schlichter Mann war, über die Maßen; und da er genug gesehn zu haben glaubte, beschloß er, nach Paris zurückzukehren, und so tat er. Als Jeannot erfuhr, daß er angekommen war, ging er, obwohl er nichts weniger hoffte, als daß er werde

Christ werden, zu ihm, und sie begrüßten einander mit herzlicher Freude; und nachdem Abraham etliche Tage geruht hatte, fragte ihn Jeannot, was ihn über den heiligen Vater und die Kardinale und die Höflinge bedünke. Und der Jude antwortete auf der Stelle: »Nichts Gutes, und das möge Gott ihnen bescheren, so viele ihrer sind: und ich sage dir, daß ich, wenn ich gut zu beobachten verstanden habe, keine Frömmigkeit, keine Andacht, kein gutes Werk, kein gutes Beispiel oder sonst etwas dergleichen an irgendeinem Geistlichen gesehn habe; aber Wollust, Geiz und Völlerei und ähnliche Laster und ärgere, wenn sie noch irgendwie ärger sein können, habe ich bei allen so im Schwange gesehn, daß ich diese Stadt eher für eine Werkstatt teuflischen als göttlichen Wesens halte. Und meine Ansicht geht dahin, daß euer Hirte und, so wie er, jeder andere mit allem Eifer und allem Scharfsinn und aller List danach trachten, die christliche Religion, deren Grundfesten und Stützen sie doch sein sollten, zu vertilgen und aus der Welt zu verjagen. Und weil ich denn sehe, daß das, wonach sie trachten, nicht eintrifft, sondern daß eure Religion stets wächst und an Glanz und Herrlichkeit gewinnt, glaube ich wahrhaftig schließen zu können, daß sie als die wahrste und heiligste von allen den Heiligen Geist zur Grundfeste und Stütze hat. Und darum sage ich dir, so starr und hart ich auch gegen deinen Zuspruch war und so wenig ich Christ werden wollte, jetzt frei und offen, daß mich nichts auf der Welt abhalten könnte, Christ zu werden. Gehn wir also in die Kirche, und dort laß mich nach dem schuldigen Gebrauche euers heiligen Glaubens taufen!« Jeannot, der das gerade Widerspiel dieses Schlusses erwartet hatte, war, als er ihn so reden hörte, der zufriedenste Mensch, den es je gegeben hat. Und er ging mit ihm zur Frauenkirche in Paris und ersuchte die Geistlichen, Abraham die Taufe zu spenden. Als die hörten, was er verlangte, taten sie es auf der Stelle: und Jeannot hob ihn aus dem heiligen Quell und nannte ihn Johannes. Hierauf ließ er ihn von wackern Männern gründlich in unserm Glauben unterweisen; der Bekehrte lernte alles rasch und führte dann als guter, wackerer Mann einen frommen Wandel.

## Dritte Geschichte

*Der Jude Melchisedech entgeht durch eine Geschichte von drei Ringen einer großen Gefahr, die ihm Saladin bereitet hat.*

Als Neifile, deren Geschichte den Beifall aller fand, schwieg, begann auf den Wunsch der Königin Filomena und sprach also: Neifiles Geschichte bringt mir eine verfängliche Begebenheit ins Gedächtnis, die einmal einem Juden zugestoßen ist: weil es nun bei dem Umstände, daß von Gott und von der Wahrheit unsers Glaubens schon viel Gutes gesagt worden ist, nicht unschicklich sein wird, zu den Erlebnissen und Handlungen der Menschen hinabzusteigen, will ich euch diese Geschichte erzählen, die euch vielleicht, wann ihr sie gehört haben werdet, in den Antworten auf die Fragen, die euch gestellt werden, vorsichtiger machen wird. Ihr müßt, meine liebenswürdigen Gesellinnen, wissen, daß so, wie einen die Torheit zu often Malen aus dem Glücke reißt und in das größte Elend stürzt, die Klugheit den Weisen aus den größten Gefahren reißt und ihn in völlige, geruhige Sicherheit bringt. Und daß es wahr ist, daß einen die Torheit aus dem Glücke ins Elend führt, das ersieht man aus vielen Beispielen, die wir nicht erst zu erzählen brauchen, weil uns ja alltäglich ihrer tausend sichtbarlich vorkommen; daß aber die Klugheit ein Ungemach zu stillen vermag, das werde ich euch, meinem Versprechen gemäß, in einem Geschichtchen kurz darlegen.

Saladin, dessen Trefflichkeit so groß war, daß sie ihn nicht nur aus einem geringen Manne zum Sultan von Babylon gemacht hat, sondern ihn auch viele Siege über sarazenische und christliche Könige hat erringen lassen, hatte in verschiedenen Kriegen und durch seine außerordentliche Prachtliebe seinen ganzen Schatz erschöpft, so daß er, als er aus irgendeinem Anlasse eine hübsche Summe Geldes nötig hatte, nicht so schnell, wie es nötig gewesen wäre, wußte, woher sie nehmen, bis er sich eines reichen Juden, Melchisedech mit Namen, erinnerte, der in Alexandrien auf Zinsen borgte und, seiner Meinung nach, wenn er gewollt hätte, wohl imstande gewesen wäre, ihm zu dienen. Der Jude war aber so geizig, daß er es freiwillig nimmer getan hätte, und Gewalt wollte er nicht brauchen; da nun die Not drängte, richtete er seinen ganzen Sinn darauf, ein Mittel zu finden, wie ihm der Jude dienen müßte, und entschloß sich endlich, ihm unter einigem Scheine von Recht Gewalt anzutun. Und er ließ sich ihn rufen, empfing ihn freundlich und hieß ihn an seiner Seite niedersitzen und sagte dann zu ihm: »Ich habe, wackerer Mann, von mehrern Leuten vernommen, daß du gar weise bist und trefflich Bescheid weißt in göttlichen Dingen; und darum möcht ich gern von dir wissen, welches von den drei Gesetzen du für das wahre hältst, das jüdische oder das sarazenische oder das christliche.« Der Jude, der wirklich weise war, erriet sofort, daß ihn Saladin in seinen Worten fangen wollte, um ihn in einen schlimmen Handel zu verwickeln, und besann sich, daß er keines von den dreien würde vor den andern loben können, ohne daß Saladin seinen Zweck erreicht hätte. Weil er also einsah, daß er eine unverfängliche Antwort brauchte, nahm er seinen ganzen Scharfsinn zusammen, und schon fiel ihm auch ein, was er zu sagen hatte, und er sagte: »Herr, die Frage, die Ihr mir gestellt habt,

ist schön, und um Euch zu sagen, was ich darüber denke, muß ich Euch eine Geschichte erzählen, die Ihr anhören möget. Wenn ich nicht irre, so erinnere ich mich, zu often Malen gehört zu haben, daß einmal ein gar reicher Mann gelebt hat, der in seinem Schatze neben andern Kleinodien auch einen herrlichen, kostbaren Ring hatte; weil es nun wegen des Wertes und der Schönheit dieses Ringes sein Wunsch war, daß er in Ehren gehalten werde und immer bei seinen Nachkommen verbleibe, ordnete er an, daß der Sohn von ihm, bei dem sich der Ring als sein Vermächtnis finden werde, als sein Erbe gelten und von allen andern als ihr Oberhaupt Ehre und Ehrfurcht genießen solle. Der, dem er ihn hinterließ, hielt es ebenso mit seinen Kindern und tat so wie sein Vorgänger: kurz der Ring ging mit der Zeit an viele aus seinem Geschlechte über, bis er schließlich in die Hände eines Mannes kam, der drei schöne, tapfere Söhne hatte, die ihm aufs Wort gehorchten, weshalb er sie denn alle drei gleichmäßig liebte. Die Jünglinge wußten, was es für eine Bewandtnis mit dem Ringe hatte, und darum bat jeder, begierig nach Ehre vor den andern, einzeln den Vater, der schon alt war, daß er den Ring, wann es mit ihm ans Sterben gehe, ihm hinterlasse. Der wackere Mann, der sie alle gleichmäßig liebte und sich selber nicht klar werden konnte, wem er ihn lieber hinterlassen wollte, versprach ihn allen dreien und gedachte alle drei zufriedenzustellen: darum ließ er heimlich von einem tüchtigen Meister zwei andere machen, die dem ersten so ähnlich waren, daß selbst der, der sie verfertigt hatte, kaum erkannte, welcher der richtige war. Und als es mit ihm ans Sterben ging, gab er jedem Sohne den seinigen; da daher nach dem Tode des Vaters alle drei die Erbschaft und die Ehre beanspruchten und es einer dem andern verweigerte, zeigte endlich jeder zum Beweise, daß er im Rechte sei, seinen Ring vor. Und weil sich nun ergab, daß die Ringe einander so ähnlich waren, daß man den richtigen nicht erkennen konnte, blieb die Frage, wer der wahre Erbe des Vaters sei, in Schwebe und schwebt noch heute. Und so sage ich Euch, Herr, auch von den drei Gesetzen, die Gott, der Vater, den drei Völkern gegeben hat und derentwegen Ihr die Frage aufgeworfen habt: jedes Volk glaubt seine Erbschaft, nämlich sein wahres Gesetz zu haben und seine Gebote befolgen zu müssen; wer sie aber hat, diese Frage ist so wie bei den Ringen noch immer in Schwebe.« Saladin erkannte, daß es der Jude gar trefflich verstanden hatte, den Schlingen auszuweichen, die er ihm vor die Füße gespannt hatte; darum entschloß er sich, ihm seine Not kundzutun und zu sehn, ob er ihm dienen wolle: und so tat er, indem er ihm auch eröffnete, was er im Sinne gehabt hätte, wenn er ihm nicht so verständig geantwortet hätte, wie er getan hatte. Nun diente ihm der Jude bereitwillig mit jeder Summe, die er verlangte; und Saladin erstattete ihm alles treulich wieder und begabte ihn überdies mit ansehnlichen Geschenken und behielt ihn für alle Zeit mit großer Auszeichnung als Freund in seiner Nähe.

## Vierte Geschichte

*Ein Mönch, der in eine Sünde gefallen ist, befreit sich von der schweren Strafe, die er dafür verdient hätte, indem er seinem Abte dasselbe Vergehn vorhält.*

Kaum schwieg Filomena am Ende ihrer Geschichte, als Dioneo, der, weil er neben ihr saß, erkannte, daß nunmehr, der begonnenen Ordnung gemäß, die Reihe ihn traf, ohne auf einen Befehl der Königin zu warten, also zu sprechen begann: Wenn ich die Absicht von euch allen, meine liebenswürdigen Damen, richtig erfaßt habe, so sind wir hier, um uns mit Geschichtenerzählen zu unterhalten; wenn daher nichts gegen diese Absicht geschieht, so meine ich, daß es jedem erlaubt sein muß – und die Königin hat es vorhin erst gesagt, daß es erlaubt ist –, die Geschichte zu erzählen, die seinem Dafürhalten nach am meisten ergötzen kann: da wir nun gehört haben, wie Abraham durch den guten Rat des Jeannot de Sevigne sein Seelenheil gefunden hat und wie Melchisedech seine Reichtümer durch seine Klugheit vor den Nachstellungen Saladins verteidigt hat, so glaube ich von euch keinen Tadel besorgen zu müssen, wenn ich euch kurz erzähle, wie verschmitzt es ein Mönch angestellt hat, um sich von einer schweren Leibesstrafe zu befreien.

In der Lunigiana, einer nicht weit von hier gelegenen Landschaft, ist ein Kloster, wo einst mehr Frömmigkeit und mehr Mönche anzutreffen waren als heute; dort war unter andern auch ein junger Mönch, dessen strotzender Jugendkraft weder die Kälte noch Fasten noch Nachtwachen etwas anhaben konnten. Als der eines Tages um die Mittagsstunde, wo die andern Mönche alle schliefen, von ungefähr ganz allein bei ihrer Kirche, die an einem gar einsamen Orte lag, umherging, bekam er ein sehr hübsches junges Mädchen zu Gesicht, die die Tochter eines Bauern aus der Gegend sein mochte und auf den Feldern Krauter sammelte: und kaum hatte er sie gesehn, so überfiel ihn auch schon heftig die fleischliche Begierde. Er trat zu ihr und fing mit ihr zu sprechen an, und ein Wort gab das andere, bis er mit ihr einig war und sie, von jedermann ungesehn, mit sich in seine Zelle nahm. Während er nun, von übergroßem Verlangen entflammt, wenig vorsichtig mit ihr scherzte, geschah es, daß der Abt, der sich vom Schlafe erhoben hatte und leise bei

der Zelle vorbeikam, das Geräusch vernahm, das sie miteinander machten; und um die Stimmen besser unterscheiden zu können, trat er still an die Tür der Zelle und lauschte, und erkannte deutlich, daß ein Weib drinnen war. Schon fühlte er sich versucht, sich öffnen zu lassen; dann aber gedachte er sein Verhalten anders einzurichten und ging auf seine Kammer, um zu warten, bis der Mönch herauskommen werde. Obwohl den Mönch die große Lust und Freude mit dem Mädchen vollauf beschäftigt hatte, war er doch allwege unruhig gewesen; und da es ihn gedeucht hatte, er vernehme im Schlafhause ein Geräusch von Tritten, hatte er sein Auge an eine Ritze gelegt und den Abt unverkennbar dastehn und lauschen sehn, woraus er denn leichtlich begriff, daß es der Abt innegeworden sein dürfte, daß das Mädchen in seiner Zelle war. Weil er wußte, daß darauf eine strenge Strafe stand, war er über die Maßen betrübt: immerhin begann er alsbald, ohne das Mädchen seinen Mißmut merken zu lassen, hin und her zu überlegen, ob er ein Rettungsmittel finden könnte; schließlich fiel ihm eine Bosheit ein, die geradeswegs auf das Ziel, das er im Sinne hatte, hinauslief. Er sagte nämlich zu dem Mädchen, als ob er der Meinung gewesen wäre, lange genug mit ihr verweilt zu haben: »Ich will gehn und mich kümmern, wie du ungesehn von hier hinauskommen kannst; darum verhalte dich still, bis ich zurückkomme.« Und nachdem er die Zelle verlassen und abgesperrt hatte, ging er schnurstracks in die Kammer des Abtes, übergab ihm den Schlüssel, wie es jeder Mönch tat, wann er ausging, und sagte unbefangenen Gesichtes: »Herr, ich habe heute morgen nicht alles Holz, das ich habe machen lassen, herschaffen können, und deswegen will ich mit Eurer Erlaubnis in den Wald gehn und es herschaffen.« In der Meinung, der Mönch habe es nicht bemerkt, daß er ihn belauscht hatte, war der Abt, dem viel daran lag, über das Vergehn des Mönches volle Klarheit zu bekommen, ob dieser Wendung sehr erfreut und nahm den Schlüssel gern in Empfang und erteilte ihm gerne Urlaub. Und als er sah, daß der Mönch weggegangen war, begann er nachzudenken, wie er die Sache anfangen solle: ob er entweder seine Zelle vor allen Mönchen öffnen lassen und ihnen seine Verfehlung zeigen sollte, damit er ihnen also jeden Anlaß nähme, wider ihn, wenn er den Mönch bestrafen würde, zu murren, oder ob es besser wäre, wenn er sich zuerst von dem Frauenzimmer den Hergang des Handels erzählen ließe. Und weil er bei sich dachte, sie könnte am Ende eine solche Frau oder die Tochter eines solchen Mannes sein, daß es ihm vielleicht lieber wäre, er hätte ihr die Schande, sie von allen Mönchen betrachten zu lassen, nicht angetan, so beschloß er, vor allem zu sehn, wer sie sei, und sich erst dann endgültig zu entscheiden; und er ging leise zu der Zelle, öffnete sie und trat ein und schloß die Tür hinter sich zu. Als das Mädchen den Abt kommen sah, begann sie bestürzt und aus Furcht vor Schande zu weinen. Da sie aber der Herr Abt, als er sie anblickte, hübsch und frisch fand, fühlte er plötzlich, obwohl er ein Greis war, den Stachel des Fleisches nicht minder brennen als der junge Mönch und begann sich selber zu sagen: ›Warum sollte ich mir nicht ein Vergnügen gönnen, wenn ich es haben kann? Mißvergnügen und Ärger warten sowieso öfter auf mich, als mir lieb wäre. Das ist ein hübsches junges Mädchen, und sie ist hier, ohne daß es ein Mensch auf der Welt wüßte; wenn ich sie dazu bringen könnte, daß sie mir zu Willen wäre, so wüßte ich nicht, warum ich es nicht tun sollte: wer wird es denn erfahren? Niemand wird es erfahren, und eine heimliche Sünde ist halb vergeben: so eine Gelegenheit wird sich mir vielleicht nie wieder bieten; ich meine, es ist nur vernünftig, das Gute zu nehmen, wenn es einem der Himmel schickt.‹ Da er mit diesen Worten die Absicht, womit er gekommen war, völlig geändert hatte, machte er sich an das Mädchen heran und begann ihr leise Trost zuzusprechen und sie zu bitten, daß sie aufhöre zu weinen; und indem ein Wort das andere gab, kam er endlich dazu, ihr sein Begehren zu eröffnen. Das Mädchen, das weder aus Eisen noch aus Diamant war, schickte sich gar willig in die Wünsche des Abtes: nachdem er sie mehrere Male umarmt und geküßt hatte, legte er sich auf das Bett des Mönchs, wo er dann, vielleicht aus Rücksicht auf die Würde, die auf ihm lastete, oder auf das zarte Alter des Mädchens, vielleicht auch, um ihr nicht durch seine allzu große Gewichtigkeit beschwerlich zu fallen, nicht auf sie stieg, sondern sie auf sich zog und sich eine lange Weile mit ihr ergötzte. Der Mönch, der getan hatte, als ginge er in den Wald, sich aber im Schlafhause versteckt hatte, war sofort, als er den Abt hatte allein in seine Kammer gehn sehn, ganz ruhig geworden, daß sein Anschlag gelingen werde; und als er ihn hatte die Tür verschließen sehn, war auch sein letzter Zweifel geschwunden. Er verließ sein Versteck und ging leise zu einer Spalte, und dort hörte und sah er denn alles, was der Abt tat oder sagte. Als der Abt lange genug bei dem Mädchen verweilt zu haben glaubte, schloß er sie in der Zelle ein und kehrte in seine Kammer zurück: und da er, als er bald darauf den Mönch hörte, der Meinung war, der sei aus dem Walde zurückgekommen, nahm er sich vor, ihm einen tüchtigen Verweis zu geben und ihn, damit er der alleinige Besitzer der gewonnenen Beute bleibe, gefangensetzen zu lassen; nachdem er ihn darum hatte rufen lassen, gab er ihm mit bösem Gesichte einen derben Verweis und befahl, ihn ins Gefängnis zu werfen. Der Mönch aber antwortete augenblicklich: »Herr, ich bin noch nicht *so* lange im Orden des heiligen Benedikt, daß ich schon alle seine Eigentümlichkeiten hätte lernen können; und Ihr habt mir noch nicht gezeigt gehabt, daß die Mönche die Frauen geradeso auf sich nehmen sollen wie die Fasten und die Nachtwachen: weil Ihr es mir nun aber gezeigt habt, verspreche ich Euch, wenn Ihr mir für dieses Mal verzeiht, darin nie wieder zu sündigen, vielmehr will ich so tun, wie ich Euch habe tun sehn.« Der Abt, der ein gescheiter Mann war, erkannte auf der Stelle, daß der Mönch die Sache nicht nur besser als er

getroffen, sondern ihn auch bei seinem Tun beobachtet hatte. Da ihn daher seine eigene Schuld drückte, scheute er sich, dem Mönche etwas zu tun, was er selber ebenso verdient hätte. Und er vergab ihm und trug ihm auf, Stillschweigen über das Geschehne zu halten; das Mädchen schafften sie recht und schlecht hinaus, und es ist wohl glaublich, daß sie sie zu mehrern Malen haben wiederkommen lassen.

## Fünfte Geschichte

*Die Markgräfin von Montferrat wehrt der tollen Liebe des Königs von Frankreich zu ihr durch eine Mahlzeit von Hühnergerichten und durch ein paar hübsche Worte.*

Die Geschichte Dioneos hatte im Anfange die Herzen der zuhörenden Damen mit ein wenig Scham erfüllt, und davon hatte die ehrbare Röte, die auf ihre Gesichter getreten war, Zeugnis gegeben: später jedoch hatten sie sich, eine die andere ansehend, kaum des Lachens enthalten können und mit heitern Mienen zugehört. Als sie aber zu Ende war, verwiesen sie ihm mit neckenden Worten die Ungehörigkeit, solche Geschichten vor Damen zu erzählen, bis sich die Königin zu Fiammetta, die neben ihr im Grase saß, wandte und ihr befahl, in der Reihe fortzufahren. Die begann anmutig und mit frohem Gesichte: Sowohl deswegen, weil es mir lieb ist, daß wir dabei angelangt sind, mit unsern Geschichten zu zeigen, was eine hübsche, schlagfertige Antwort vermag, als auch weil geradeso, wie es bei einem Manne Hochsinn beweist, wenn er die Liebe einer Dame, die höher steht als er, sucht, die Damen gar wohlweislich handeln, wenn sie sich davor hüten, von der Liebe zu Männern, die vornehmer sind als sie, erfaßt zu werden – aus diesen beiden Gründen also, meine schönen Damen, ist es mir eingefallen, euch in der Geschichte, die ich zu erzählen habe, darzulegen, wie sich eine edle Dame durch Wort und Tat davor gehütet und den Mann umgestimmt hat.

Der Markgraf von Montferrat, ein Mann von hoher Tapferkeit und Bannerherr der Kirche, war mit einem Kreuzzuge übers Meer gezogen. Als nun am Hofe König Philipps des Einäugigen, der sich eben, um an demselben Kreuzzuge teilzunehmen, anschickte, Frankreich zu verlassen, von seiner Tapferkeit die Rede war, sagte ein Ritter, unter der Sonne gäbe es kein Paar, das dem Markgrafen und seiner Dame gliche; denn so wie der Markgraf in jeder Tüchtigkeit unter den Rittern wohlberufen sei, so sei die Dame die schönste und sittsamste von allen Frauen der Welt. Diese Worte machten auf das Herz des Königs einen solchen Eindruck, daß er die Dame, ohne sie je gesehn zu haben, glühend zu lieben begann und sich vornahm, sich zu dem Kreuzzuge, in den er zog, nirgends anderswo einzuschiffen als in Genua; die Landreise dorthin, meinte er, werde ihm einen schicklichen Grund zu einem Besuche der Markgräfin bieten, und er dachte, daß es ihm bei der Abwesenheit des Markgrafen gelingen könnte, ans Ziel seiner Wünsche zu gelangen. Und wie er sich's vorgenommen hatte, so setzte er es auch ins Werk: nachdem er alle seine Leute vorausgeschickt hatte, machte er sich mit einem kleinen Gefolge von Rittern auf den Weg, und als er sich dem Lande des Markgrafen näherte, ließ er der Dame einen Tag vorher sagen, sie möge ihn am nächsten Morgen zum Essen erwarten. In ihrer Klugheit und Besonnenheit antwortete die Dame wohlgemut, das werde ihr die höchste Gnade sein, und er sei ihr willkommen. Dann aber sann sie nach, was das bedeuten solle, daß sie ein so großer König zu einer Zeit, wo ihr Gatte nicht daheim sei, besuchen komme: und die Vermutung, auf die sie kam, daß ihn nämlich der Ruf ihrer Schönheit hergeführt habe, betrog sie nicht. Nichtsdestoweniger entschloß sie sich als hochsinnige Frau, ihn mit Ehren zu empfangen: sie ließ die Edelleute, die zu Hause geblieben waren, rufen und traf alle Anordnungen nach ihrem Rate; die Besorgung des Mahles aber und der Gerichte behielt sie sich allein vor. Und nachdem sie unverzüglich hatte alle Hennen, so viele nur in der Gegend waren, zusammenbringen lassen, befahl sie ihren Köchen, nur aus diesen verschiedene Gerichte für die königliche Tafel zu bereiten. Der König kam an dem bestimmten Tage und wurde von der Dame mit festlichem Gepränge und ehrenvoll empfangen. Als er sie sah, schien sie ihm weit schöner und liebenswürdiger, als er nach den Worten des Ritters erwartet hätte, und voll hellen Staunens und hoher Lobpreisungen entflammte er sich in seiner Leidenschaft um so höher, je mehr er seine Meinung von ihr durch die Wirklichkeit übertreffen fand. Und nachdem er in prächtigen Gemächern, die mit allem zum Empfange eines so erhabenen Königs Nötigen geziert waren, eine Weile der Ruhe gepflegt hatte, setzte er sich mit der Markgräfin, als die Essensstunde gekommen war, an einen Tisch, und die andern wurden je nach ihrem Range an anderen Tischen bewirtet. Nun wurde der König nach und nach mit verschiedenen Schüsseln und mit den köstlichsten Weingattungen bedient; aber ein größers Vergnügen war es für ihn, daß er sich zuweilen an dem Anblicke der schönen Markgräfin weiden durfte. Als aber eine Schüssel nach der andern kam, begann sich der König baß zu verwundern, weil er, obwohl die Gerichte verschiedener Art waren, doch erkannte, daß sie allesamt aus nichts anderm als aus Hennen bereitet waren. Und obgleich der König wußte, daß es in der Gegend, wo er war, Wildbret in Hülle und Fülle gab, und obwohl der Dame

dadurch, daß er ihr seine Ankunft früher angezeigt hatte, reichlich Zeit geblieben sein mußte, um jagen zu lassen, wollte er doch, wie verwundert er auch darüber war, nichts sonst als Anlaß zu einem Gespräche mit ihr nehmen, als ihre Hennen, und wandte sich mit heiterm Gesichte zu ihr und sagte: »Meine Dame, gibt es denn hierzulande nur Hennen und gar keinen Hahn?« Die Markgräfin, die die Frage wohl verstand und der Meinung war, Gott habe ihr eine Gelegenheit geschickt, ihm ihre Gesinnung kundzutun, blickte den König freimütig an und sagte: »Nein, gnädiger Herr, aber die Frauen sind hier, wenn sie sich auch durch Kleidung und Schmuck von den andern unterscheiden, dennoch ebenso beschaffen wie anderswo.« Als der König diese Worte hörte, begriff er gar gut den Zweck der Hennenmahlzeit und den in den Worten verborgenen Sinn; und weil er merkte, daß es umsonst wäre, an eine solche Dame Worte zu verschwenden, und weil von Gewalt keine Rede sein konnte, so verlöschte er um seiner Ehre willen das zu einem schlechten Ende genährte Feuer ebenso weislich, wie er es unbesonnen entzündet hatte. Und ohne weitere anzügliche Reden zu führen, weil er ihre Antworten fürchtete, wartete er, aller Hoffnung beraubt, auf das Ende des Mahles; um dann die Unehrbarkeit, die ihn hingeführt hatte, durch eine rasche Abreise zu bemänteln, machte er sich, nachdem er ihr für die empfangene Ehre gedankt und sie Gott befohlen hatte, auf den Weg nach Genua.

## Sechste Geschichte

*Ein wackerer Mann beschämt mit einem hübschen Worte die schändliche Heuchelei der Mönche.*

Nachdem alle Damen die Rechtschaffenheit der Markgräfin und ihre artige Zurechtweisung des Königs von Frankreich gelobt hatten, begann Emilia, die neben Fiammetta saß, dem Wunsche ihrer Königin gemäß, herzhaft also zu sprechen: Ich wieder sehe keinen Grund, euch einen beißenden Tadel zu verschweigen, den ein wackerer Mann einem habgierigen Mönche mit einem nicht minder witzigen, als lobenswerten Worte ausgesprochen hat.

Es war also, meine teuern jungen Damen, vor nicht gar langer Zeit in unserer Stadt ein Barfüßermönch, Inquisitor der ketzerischen Schändlichkeit, der trotz seinem Trachten, als frommer und dem christlichen Glauben herzlich ergebener Mann dazustehn, doch, ebenso wie es alle machen, nicht weniger einem vollen Beutel als einem Mangel an Glauben nachspürte. Bei diesem Eifer traf er einmal auf einen Biedermann, der mehr Geld hatte als Vorsicht; dem war einmal, nicht daß es ihm an Glauben gebrochen hätte, sondern in aller Einfalt, als er etwa vom Weine oder von übermäßiger Lustigkeit erhitzt war, zu seiner Gesellschaft die Äußerung entschlüpft, er habe einen Wein, der so gut sei, daß ihn Christus trinken würde. Das wurde dem Inquisitor hinterbracht und dieser, der wußte, daß sein Grundbesitz groß war und sein Beutel prall, hatte nichts eiliger zu tun, als ihm cum gladiis et fustibus einen schweren Prozeß an den Hals zu hängen, woraus er sich nicht so sehr eine Behebung des Irrglaubens des Inquisiten als eine Füllung der eigenen Hände mit Gold versprach. Und er ließ ihn vorladen und fragte ihn, ob das wahr sei, was von ihm erzählt worden sei. Der Biedermann antwortete mit Ja und erzählte den Hergang. Nun sagte der fromme Inquisitor und Verehrer des heiligen Johannes Chrysostomus oder Goldmund: »Du hast also Christus zu einem Trinker gemacht, den es nach gutem Weine gelüstete, als ob er ein Säufer oder einer von euch Trunkenbolden und Wirtshausbrüdern wäre! Und jetzt redest du demütig daher und möchtest die Sache als harmlos hinstellen; aber sie ist nicht so, wie du meinst: du hast den Scheiterhaufen verdient, wenn wir mit dir so verfahren wollen, wie wir sollen.« Und diese und viele andere Worte brachte er mit einer so drohenden Miene heraus, als ob Epikur selber, der die Unsterblichkeit der Seele geleugnet hatte, vor ihm gestanden hätte. Kurz er jagte dem Biedermann eine solche Angst ein, daß ihm der, um von ihm barmherzig behandelt zu werden, durch Mittelspersonen die Hände mit einer hübschen Menge der Salbe des heiligen Johannes Goldmund schmieren ließ, die bei der schwärenden Habsucht der Geistlichkeit, sonderlich der Barfüßer, die sich kein Geld anzurühren getrauen, wesentliche Dienste tut. Und diese Salbung wandte er ihrer sonderlichen Kraft wegen, die sie trotz Galenus hat, der nirgends in seinen medizinischen Schriften davon spricht, so gut und reichlich an, daß sich der ihm angedrohte Scheiterhaufen in ein Bußkreuz verwandelte, das er auf dem Rocke tragen mußte; und als ob er hätte in einen Kreuzzug ziehen sollen, machte es ihm der Inquisitor zur größern Schönheit des Banners gelb auf schwarzem Grunde. Und überdies behielt er ihn, als er schon das Geld hatte, noch einige Tage bei sich und legte ihm die Buße auf, jeden Morgen in Santa Croce eine Messe zu hören und sich um die Essensstunde bei ihm einzustellen, worauf er den Rest des Tages tun durfte, was ihm beliebte. Das tat er denn gar gewissenhaft, bis es eines Morgens geschah, daß er bei der Messe ein Evangelium hörte, worin gesungen wurde: ›Ihr werdets hundertfältig nehmen und das ewige Leben ererben‹; und diese Worte behielt er fest im Gedächtnis. Als er nun dem erhaltenen Befehle gemäß zur Essensstunde vor den Inquisitor kam, fragte ihn der, der eben speiste, ob er an diesem Tage die Messe gehört habe. Und er antwortete sofort:

»Ja, Herr.« Und der Inquisitor sagte zu ihm: »Hast du dabei nichts gehört, worüber du im Zweifel wärest oder fragen wolltest?« – »O nein«, antwortete der Biedermann, »ich bin über nichts, was ich gehört habe, im Zweifel, sondern glaube, daß alles völlig wahr ist. Wohl aber habe ich etwas gehört, weswegen ich mit Euch und Euern Brüdern bei dem Gedanken, wie schlimm es Euch in der andern Welt ergehn wird, herzliches Mitleid gefühlt habe und fühle.« Nun sagte der Inquisitor: »Und was ist das für ein Wort, das dich zu diesem Mitleid mit uns bewegt hat?« Der Biedermann sagte: »Herr, das ist das Wort des Evangeliums, das da sagt: ›Ihr werdets hundertfältig nehmem.« Der Inquisitor sagte: »Das ist richtig; aber wieso hat dich dieses Wort zu Mitleid bewegt?« – »Herr«, antwortete der Biedermann, »ich will's Euch sagen: seitdem ich hier bin, habe ich alltäglich gesehn, daß den armen Leuten einmal ein und manchmal zwei große Kessel mit Suppe hinausgegeben werden, die den Brüdern dieses Klosters und Euch gehört, aber überschüssig ist; wenn ihr nun dort für jede Suppe hundert wiederbekommt, so wird es so viel werden, daß ihr alle miteinander werdet drinnen ertrinken müssen.« Obwohl alle, die am Tische des Inquisitors waren, darüber lachten, war doch der Inquisitor heftig erbost, weil er merkte, daß ihre Suppenheuchelei getroffen war; und hätte er nicht schon des ersten Prozesses halber genug Mißbilligung erfahren, so hätte er ihm wegen des für ihn und die andern Taugenichtse so beißenden Witzwortes noch einen zweiten angehängt: so aber befahl er ihm ärgerlich, sich nicht mehr vor ihm sehen zu lassen und zu tun, was er wolle.

## Siebente Geschichte

*Bergamino hänselt Messer Cane della Scala wegen einer plötzlichen Anwandlung von Geiz, indem er ihm eine Geschichte von Primas und dem Abte von Clugny erzählt.*

Die drollige Geschichte Emilias gab der Königin und allen andern genug Anlaß, zu lachen und den heitern Einfall des Kreuzträgers zu loben. Als aber das Gelächter vorüber war und sich jeder beruhigt hatte, begann Filostrato, an dem die Reihe war, folgendermaßen zu reden: Es ist ja eine schöne Sache, meine trefflichen Damen, ein Ziel zu treffen, das unbeweglich ist, aber bewundernswürdig ist es, wenn etwas Außergewöhnliches, das sich plötzlich zeigt, ebenso plötzlich von einem Schützen getroffen wird. Der lasterhafte und schändliche Lebenswandel der Geistlichen bietet als Zeichen ihrer Verworfenheit in mancher Beziehung ein stetiges Ziel, so daß es jedem, der Lust hat, gar leicht ist, ihn zu bereden, ihn zu bespötteln und ihn zu tadeln; obwohl es darum von dem wackern Manne wohlgetan war, daß er den Inquisitor wegen der geheuchelten Mildtätigkeit der Mönche, die den Armen das geben, was sie wegwerfen oder den Schweinen geben sollten, gehänselt hat, so glaube ich doch, daß der, von dem ich, durch die vorige Geschichte angeregt, erzählen will, mehr Lob verdient: er hat nämlich Messer Cane della Scala, den hochherzigen Herrn, wegen einer bei ihm unerhörten plötzlichen Anwandlung von Geiz mit einer Geschichte gehänselt, worin er auf andere das übertrug, was er über sich und ihn zu sagen gedachte, und die Geschichte ist die:

Wie es ein glänzender Ruhm schier in der ganzen Welt verkündet, war Messer Cane della Scala, dem das Glück in gar vielen Dingen hold war, einer der lobenswertesten und hochherzigsten Herren, die man seit Kaiser Friedrich dem Zweiten in Italien gekannt hat. Da er einmal beschlossen hatte, in Verona ein prächtiges, wundersames Fest zu geben, kamen aus allen Himmelsrichtungen eine Menge Leute dorthin, sonderlich Hofgänger jeder Gattung; plötzlich aber stand er, was immer der Grund gewesen sein mag, von seinem Vorhaben ab und beschenkte fast alle, die gekommen waren, und beurlaubte sie. Nur einer von ihnen, Bergamino geheißen, ein weit schlagfertigerer und zierlicherer Redner, als man, ohne ihn gehört zu haben, hätte glauben wollen, erhielt weder irgendein Geschenk noch Urlaub, blieb aber noch weiter dort, weil er hoffte, daß ihm dies noch einmal zu seinem Vorteile ausschlagen werde. Aber Messer Cane hatte sich in den Kopf gesetzt, daß alles, was er ihm gäbe, schlechter angewandt wäre, als wenn er's ins Feuer geworfen hätte; und darüber sagte er ihm weder selbst etwas noch ließ er ihm etwas sagen. Als Bergamino nach etlichen Tagen sah, daß man ihn weder rief noch eine Probe seiner Kunst von ihm forderte, begann er, zumal da die Rechnung in der Herberge für ihn und für seine Pferde und Knechte immer mehr anwuchs, mißmutig zu werden; trotzdem wartete er, weil er es nicht für ratsam hielt, abzureisen. Er hatte, um bei dem Feste anständig auftreten zu können, drei schöne, reiche Kleider mitgebracht, die er von anderen Herren zum Geschenke erhalten hatte: als nun sein Wirt bezahlt sein wollte, gab er ihm zuerst eines davon, mußte ihm aber bald, da er noch länger verweilte, auch das zweite geben, wenn er sich mit ihm verhalten wollte; als er dann an dem dritten zu zehren anfing, entschloß er sich, noch so lange zuzusehn, wie dieses vorhalte, und hierauf abzureisen. An diesem dritten Kleide zehrte er noch, als es geschah, daß er sich eines Tages zu der Zeit, wo Messer Cane speiste, mit mißmutigem Gesichte vor ihm einfand. Als ihn Messer Cane sah, sagte er, mehr um ihn zu hänseln, als um sich von ihm unterhalten zu lassen: »Bergamino, was hast du? Du stehst

so mißmutig da, erzähle uns doch, etwas.« Ohne nur im geringsten nachzudenken, erzählte Bergamino auf der Stelle, als ob er seit langem darauf vorbereitet gewesen wäre, folgende Geschichte, um seiner Sache einen Fortgang zu geben: »Ihr müßt wissen, Herr, daß Primas gar tüchtig in der lateinischen Sprache war und schöner und flinker Verse zu machen verstand als jeder andere: wegen dieser Fähigkeiten war er so beliebt und wohlberufen, daß es, wenn er auch nicht überall von Angesicht bekannt war, doch fast niemand gab, der nicht nach Namen und Ruf gewußt hätte, wer Primas war. Als er einmal in Paris in dürftigen Umständen war, was bei ihm öfters der Fall war, weil seine Trefflichkeit bei den Hochmögenden nicht viel Anerkennung fand, geschah es, daß er von dem Abte von Clugny sprechen hörte, der nach dem Papste das reichste Einkommen haben soll unter allen Prälaten der Kirche Gottes; und von ihm hörte er wundersame und großartige Dinge sagen, wie er immer Hof halte und wie noch keinem, der zu ihm gekommen sei, Speise und Trank verweigert worden wäre, wenn er es nur zu der Zeit, wo der Abt beim Essen gewesen sei, verlangt habe. Als das Primas hörte, dem es eine Lust war, treffliche Männer und Herren kennenzulernen, beschloß er, sich aufzumachen, um die Hochherzigkeit dieses Abtes zu sehn, und fragte, wie weit es von Paris zu seinem dermaligen Aufenthaltsorte sei. Ihm wurde die Antwort, bis zu diesem Landgute von ihm seien es etwa sechs Meilen; darum gedachte Primas, er könne, wenn er am Morgen beizeiten aufbreche, zur Essensstunde dort sein. Weil er keinen Gefährten fand, ließ er sich den Weg zeigen; immerhin fürchtete er, er könnte ihn verfehlen und sich irgendwohin verirren, wo er nicht so bald etwas zu essen fände; damit er nun, wenn das einträte, nicht Hunger leiden müßte, beschloß er, drei Brote mitzunehmen, während er Wasser, an dem ihm übrigens wenig lag, überall zu finden hoffte. Er steckte also die Brote zu sich und machte sich auf den Weg und kam glücklich vor der Essensstunde dort an, wo der Abt war. Und nachdem er eingetreten war, ging er, um alles zu betrachten, im ganzen Hause herum, und als er die große Menge der aufgestellten Tische und die Vorbereitungen in der Küche und die andern Zurüstungen zum Mahle sah, sagte er sich selber: ›Wahrlich, es ist alles richtig, was die Leute sagen.‹ Noch war seine Aufmerksamkeit also beschäftigt, als der Seneschall des Abtes, weil es Essenszeit war, befahl, das Wasser für die Hände herumzugeben; und nachdem das Wasser herumgegeben war, wies er jedem seinen Platz bei Tische an. Und durch Zufall geschah es, daß Primas just gegenüber der Tür zu sitzen kam, wo der Abt herauskommen mußte, um in den Speisesaal zu gelangen. An diesem Hofe war es Gebrauch, weder Wein noch Brot noch sonst Speise oder Trank aufzutragen, bevor sich der Abt zu Tische gesetzt hatte. Als nun der Seneschall alles in Ordnung sah, ließ er dem Abte sagen, das Essen sei, wann es ihm belieben werde, bereit. Der Abt ließ die Tür öffnen, um in den Saal zu treten, und weil er beim Gehn geradeaus sah, so war von ungefähr der erste Mensch, der ihm in die Augen fiel, Primas, dessen Kleidung ziemlich armselig war und den er nicht vom Sehn kannte; und kaum hatte er ihn gesehn, so fuhr ihm ein niedriger und ihm sonst fremder Gedanke in den Sinn, und er sagte bei sich: ›Schau einmal, wem ich da zu essen gebe.‹ Und er kehrte wieder um, ließ das Gemach abschließen und fragte seine Umgebung, ob einer den Strolch kenne, der gegenüber der Tür seines Gemaches an einem Tische sitze. Alle antworteten mit Nein. Primas, den, weil er den Weg gemacht hatte und weil er nicht gewohnt war zu fasten, hungerte, zog nach einigem Warten, als der Abt nicht kam, eins von seinen drei Broten hervor und begann zu essen. Nach einer Weile befahl der Abt einem seiner Diener, nachzusehn, ob Primas weggegangen sei. Der Diener antwortete: ›Nein, Herr, vielmehr ißt er Brot, das er sich mitgebracht zu haben scheint.‹ Nun sagte der Abt: ›Soll er denn von dem seinigen essen, wenn er etwas hat; von dem meinigen wird er heute nichts essen.‹ Dem Abte wäre es aber lieber gewesen, wenn Primas von selber gegangen wäre, weil es ihm nicht wohlgetan schien, ihn wegzuschicken. Als nun Primas ein Brot gegessen hatte und der Abt noch nicht kam, begann er das zweite zu essen: das wurde ebenso dem Abte berichtet, der wieder hatte nachsehn lassen, ob er schon gegangen sei. Endlich begann Primas, da auch das zweite gegessen war und der Abt noch immer nicht kam, auch das dritte zu essen; auch dies wurde dem Abte berichtet, und da begann der bei sich nachzudenken und sich zu sagen: ›Was ist mir denn heute auf einmal in den Sinn gekommen? Was für ein Geiz? Was für ein Ärger? Und wessentwegen? Ich habe doch, seit vielen Jahren, jedem, der es begehrt hat, zu essen gegeben, ohne Rücksicht, ob er ein Edelmann oder ein Bauer, ein Kaufmann oder ein Betrüger gewesen ist, und unzählige Strolche habe ich mit meinen Augen schlemmen sehn, aber nie ist mir ein solcher Gedanke in den Sinn gekommen wie heute; wahrlich, das kann kein unbedeutender Mensch sein, um dessentwillen sich der Geiz meiner bemeistert hat: an dem Manne, der mir ein Strolch scheint, muß etwas Besonderes sein, weil er meinen Sinn also widerspenstig gemacht hat, ihn zu bewirten^ Und nachdem er so zu sich gesprochen hatte, wollte er wissen, wer er sei, und als er erfuhr, daß es Primas sei, der gekommen sei, um seine Hochherzigkeit zu sehn, von der er gehört habe, schämte er sich, weil er ihn schon seit langem als trefflichen Mann gekannt hatte; und voll Verlangen, seinen Fehler wieder gutzumachen, trachtete er, ihn auf mancherlei Weise zu ehren und ließ ihn nach dem Essen adelig kleiden, wie es dem berühmten Primas zukam, und beschenkte ihn mit Geld und einem Rosse und überließ es seinem Gutdünken, zu ziehen oder zu bleiben: glücklich darüber stattete ihm Primas den größtmöglichen Dank ab und kehrte nach Paris, von wo er zu Fuß gekommen war, zu Pferde zurück.« Messer Cane, der ein verständiger Mann war, verstand ohne jedwede Erläuterung sehr wohl, was Bergamino

hatte sagen wollen, und sagte lächelnd zu ihm: »Bergamino, gar füglich hast du mir deine Not und deine Trefflichkeit und meinen Geiz und was du von mir begehrst dargelegt: und wahrlich, noch nie sonst, als jetzt um deinetwillen, hat sich der Geiz meiner bemeistert; aber ich will ihn mit dem Stocke verjagen, den du mir beschrieben hast.« Und er ließ den Wirt Bergaminos bezahlen und stellte es Bergamino, nachdem er ihm eins seiner fürstlichen Kleider und Geld und ein Roß geschenkt hatte, für dieses Mal frei, zu gehn oder zu bleiben.

## Achte Geschichte

*Guiglielmo Borsiere geißelt mit einem witzigen Worte den Geiz Messer Erminos de' Grimaldi.*

Nachdem Lauretta, die neben Filostrato saß, das Lob, das der Findigkeit Bergaminos gespendet worden war, angehört hatte, begann sie, weil sie wußte, daß die Reihe an ihr war, ohne auf einen Befehl zu warten, also zu sprechen: Die eben erzählte Geschichte veranlaßt mich, euch, meine lieben Gesellinnen, sagen zu wollen, wie ein wackerer Mann, auch ein Hofgänger, auf eine ähnliche Art und nicht vergebens einen schwerreichen Kaufmann der Habsucht geziehen hat; läuft auch diese Geschichte auf dasselbe Ende hinaus wie die vorige, so wird sie euch deswegen doch nicht weniger lieb sein dürfen, zumal da sie gut ausgegangen ist.

Es war vor geraumer Zeit in Genua ein Edelmann, Messer Ermino de' Grimaldi mit Namen, der, wie es allgemein hieß, an großem Grundbesitze und an Geld den Reichtum aller andern reichen Leute, die man damals in Italien kannte, weit übertraf; und so wie er es an Reichtum jedem Italiener zuvortat, so überbot er an Geiz und Knauserei den ärgsten Knauser und Geizhals, den es auf der Welt gab, in unerhörter Weise: denn er hielt nicht nur dann, wenn es gegolten hätte, jemand zu bewirten, den Beutel knapp, sondern tat sich auch selber, ganz gegen die allgemeine Gewohnheit der Genueser, die sich prächtig zu kleiden pflegen, in allem, was sein Äußeres betraf, Abbruch, um nur nichts ausgeben zu müssen, und ebenso im Essen und im Trinken. Aus diesem Grunde war sein Zuname de' Grimaldi in Vergessenheit geraten, und bei allen hieß er nur Messer Ermino Avarizia, das ist Herr Ermino Geizhals. Zu dieser Zeit, wo er sein Vermögen dadurch, daß er nichts ausgab, vervielfältigte, geschah es, daß ein wackerer, anständiger und wohlberedter Mann, Guiglielmo Borsiere mit Namen, nach Genua kam, ein Hofgänger, der aber keineswegs den heutigen Leuten dieser Gattung glich, die zur größten Schande aller derer, die jetzt als Edelleute und Herren geachtet und so genannt werden wollen, keinen andern Namen verdienen als den von Eseln, die mehr in dem Schmutze aller Niedertracht des menschlichen Gesindels als an den Höfen aufgewachsen sind: denn während zur damaligen Zeit ihre Hauptbeschäftigung darin bestand, daß sie alle Mühe aufboten, um Frieden zu stiften, wo Krieg oder Zwietracht zwischen Edelleuten entstanden war, oder um Ehen, Verwandtschaften und Freundschaften zu stiften, und daß sie die Gemüter der Verdrießlichen mit hübscher Scherzrede erquickten und die Höfe erheiterten und daß sie auf väterliche Art die Fehler der Schlechten mit scharfem Tadel geißelten, und das alles um geringen Lohn, so trachten sie heute ihre Zeit darauf zu verwenden, dem einen vom anderen Böses zu hinterbringen, Zwistigkeiten zu säen, Abscheulichkeiten zu sagen und, was schlimmer ist, vor den Leuten zu tun, sich untereinander Schlechtigkeiten, Schande und Schmach, ob wahr oder nicht wahr, vorzuwerfen und die Edelleute mit falscher Wohldienerei zu niedrigen und ruchlosen Handlungen zu verleiten; und je größere Gemeinheiten einer sagt oder tut, um so mehr gilt er und um so mehr wird er von elenden, entarteten Herren geehrt und mit hohem Lohne ausgezeichnet; wahrlich eine große, sträfliche Schande der heutigen Welt und ein augenscheinlicher Beweis, daß die Tugenden von hienieden verschwunden sind und die elenden Sterblichen im Unflat der Laster gelassen haben. Um aber auf das zurückzukommen, was ich begonnen habe und wovon mich ein gerechter Unwille weiter abgelenkt hat, als ich gedacht hätte, sage ich, daß der besagte Guiglielmo von allen Edelleuten Genuas geehrt und gern gesehn wurde. Als er sich nun etliche Tage in der Stadt aufgehalten und viel von der Knauserei und dem Geize Messer Erminos gehört hatte, wollte er ihn sehen. Messer Ermino hatte schon erfahren, was für ein trefflicher Mann Guiglielmo Borsiere war, und so empfing er ihn, weil er trotz seinem Geize doch ein Fünkchen Höflichkeit in sich hatte, mit gar freundlichen Worten und heiterem Gesichte und sprach mit ihm von vielen und verschiedenen Dingen und führte ihn dabei zugleich mit einigen Genuesern, die mitgekommen waren, in ein ihm gehöriges neues Haus, das er sehr schön hatte einrichten lassen; und nachdem er ihm dort alles gezeigt hatte, sagte er zu ihm: »Nun, Messer Guiglielmo, wißt Ihr mir, der Ihr so viel gesehn und gehört habt, etwas noch nie Gesehnes anzugeben, was ich in den Saal meines Hauses da malen lassen könnte?« Und Guiglielmo antwortete auf diese Frage, deren Unangemessenheit ihm nicht entging: »Messer, etwas noch nie Gesehnes wüßte ich Euch nicht anzugeben, außer etwa ein gemaltes

Niesen oder dergleichen; wenn es Euch aber recht ist, so werde ich Euch etwas angeben, was wenigstens Ihr, wie ich glaube, noch nie gesehn habt.« Messer Ermino, der nicht erwartete, die Antwort zu bekommen, die er bekommen sollte, sagte: »Ach, ich bitte Euch, sagt mir, was das ist.« Und Guiglielmo sagte auf der Stelle: »Laßt die Freigebigkeit malen.« Als Messer Ermino diese Rede hörte, kam im Augenblick eine solche Scham über ihn, daß sie die Kraft hatte, seinen Sinn schier in das Gegenteil von dem umzuwandeln, was er bisher gewesen war, und er sagte: »Messer Guiglielmo, ich werde sie auf eine Weise malen lassen, daß fortan weder Ihr noch sonst jemand wird sagen dürfen, ich hätte sie weder gesehn noch gekannt.« Und von Stund an war er – eine solche Kraft hatte das Wort Guiglielmos – der freigebigste und huldreichste Edelmann, und niemand von allen, die zu seiner Zeit in Genua lebten, erwies Fremden und Bürgern mehr Aufmerksamkeiten als er.

## Neunte Geschichte

*Der Hohn einer Dame aus der Gascogne verwandelt den Kleinmut des Königs von Zypern in Entschlossenheit.*

Der letzte Befehl der Königin war für Elisa verblieben, und die begann, ohne ihn zu erwarten, wohlgemut also: Gar oft ist es schon geschehn, meine jungen Damen, daß das, was mancherlei Tadel und viele Strafen bei dem also Zurechtgewiesenen nicht auszurichten vermocht hatten, ein einziges, manchmal gar nicht absichtlich, sondern nur zufällig gesagtes Wort ausgerichtet hat. Das erhellt gar wohl aus der Geschichte, die Lauretta erzählt hat, und auch ich gedenke es euch mit einer ganz kurzen zu beweisen; denn gute Geschichten müssen, weil sie stets nützen können, aufmerksamen Sinnes aufgenommen werden, wer immer der Erzähler ist.

Ich sage also, daß es zu den Zeiten des ersten Königs von Zypern, nach der Eroberung des Heiligen Landes durch Gottfried von Bouillon, geschehn ist, daß eine Edeldame aus der Gascogne, die eine Pilgerfahrt zum Heiligen Grabe unternommen hatte, auf der Rückreise nach ihrer Ankunft in Zypern von einigen verworfenen Leuten in niederträchtiger Weise beschimpft wurde; empört darüber, weil ihr keine Genugtuung ward, gedachte sie vom König Gerechtigkeit zu heischen, aber man sagte ihr, daß ihre Mühe verloren wäre, weil der König so schwach und kleinmütig sei, daß er, weit entfernt, die einem andern angetane Schmach nach dem Gesetze zu ahnden, sogar unzählige Male die niederträchtigsten Beleidigungen seiner eigenen Person ruhig hingenommen habe, so daß jedermann dem Ärger, den er etwa habe, dadurch Luft mache, daß er ihm irgendwie Schimpf und Schande antue. Da die Dame, als sie das hörte, an einer Ahndung verzweifelte, beschloß sie, den König, um ihrem Zorne eine Erleichterung zu verschaffen, seiner Jämmerlichkeit halber zu höhnen; darum trat sie weinend vor ihn hin und sagte: »Herr, ich komme nicht zu dir wegen einer Rache, die ich für die Unbill, die mir geschehn ist, erwartete, sondern ich bitte dich, daß du mir statt einer Genugtuung für sie lehrest, wie du es anfängst, die Unbilden, die dir, wie ich hörte, angetan werden, zu ertragen, auf daß ich, von dir unterrichtet, die meinigen geduldig leiden könne, die ich, weiß Gott, wenn es möglich wäre, gern dir schenken würde, weil du ein so trefflicher Dulder bist.« Der König, der bis dahin träge und schlaff gewesen war, begann, als ob er vom Schlafe erwacht wäre, mit der dieser Dame zugefügten Unbill, die er bitter rächte, und wurde nun ein gar harter Verfolger eines jeden, der sich fortan irgendwie gegen die Ehre seiner Krone verging.

## Zehnte Geschichte

*Meister Alberto von Bologna beschämt eine Dame, die ihn wegen seiner Liebe zu ihr hat beschämen wollen.*

Als Elisa schwieg, blieb die letzte Mühe des Erzählens der Königin, und die begann mit frauenhaftem Anstände also zu reden: So wie in hellen Nächten die Sterne der Schmuck des Himmels sind und im Frühling die Blumen der Schmuck des grünen Angers, so ist, meine trefflichen jungen Damen, das gefällige Witzwort die Zier lieblicher Sitten und anmutiger Reden. Und weil das Witzwort kurz ist, so schickt es sich um so besser für die Frauen als für die Männer, je mehr das viele Reden, wenn es nicht unbedingt nötig ist, den Frauen vor den Männern übel ansteht, obwohl es heute nur wenig Frauen oder vielleicht gar keine gibt, die ein Witzwort verständen, oder wenn sie es schon verstehen, zu beantworten wüßten: und das ist eine große Schande für uns und für alle Frauen, die jetzt leben. Denn die Fähigkeiten, die in dem Geiste der

Frauen von einst waren, haben die gegenwärtigen auf die Zier des Leibes verwandt; und je bunter und mehr mit Putz überladen das Kleid ist, womit sich eine angetan sieht, desto mehr glaubt sie vorzustellen und desto mehr Ehre vor den andern beanspruchen zu können, ohne zu bedenken, daß ein Esel, wenn sich jemand fände, der ihm diese Dinge auf- oder umlegte, viel mehr davon trüge als irgendeine von ihnen, deswegen aber noch immer nicht mehr Ehre verdiente als ein Esel. Ich schäme mich ja, es zu sagen, weil ich nichts gegen die andern sagen kann, was ich nicht auch gegen mich sagen würde, aber diese geputzten, diese gemalten, diese buntscheckigen Frauen stehn entweder stumm und verständnislos da wie Steinbilder, oder sie antworten, wenn sie gefragt werden, so, daß es viel besser wäre, sie hätten geschwiegen; und dabei wollen sie sich einreden, es komme von der Reinheit der Seele, daß sie weder unter Frauen noch mit wackeren Männern zu reden verstehn, und ihrer Unbeholfenheit haben sie den Namen Ehrbarkeit gegeben, als ob nur die ehrbar wäre, die sich mit der Magd oder mit der Wäscherin oder mit ihrer Bäckerin unterhielte: hätte das die Natur gewollt, wie sie sich einreden wollen, so hätte sie dem Geschwätze andere Grenzen gesetzt. Freilich heißt es beim Witzworte so wie bei andern Dingen achthaben auf die Zeit und auf den Ort und mit wem man spricht; denn zuweilen geschieht es, daß eine Frau oder ein Mann, die der Meinung gewesen sind, einen andern mit einem scherzenden Worte zum Erröten zu bringen, diese Röte, die sie dem andern zugedacht haben, auf sich selber zurückfallen fühlen, weil sie ihre Kräfte nicht richtig gegen die des andern abgemessen haben. Auf daß ihr euch nun davor zu hüten wisset und auf daß auf euch überdies das Sprichwort keine Anwendung finde, das man gemeiniglich hört, daß nämlich die Frauen in allen Dingen stets den kürzern ziehen, will ich, daß euch diese letzte der heutigen Geschichten, die mich zu erzählen trifft, zur Witzigung diene, damit ihr euch, ebenso wie ihr euch durch den Adel des Geistes von den andern Frauen unterscheidet, auch durch die Vollkommenheit der Sitte vor ihnen auszeichnet. Es sind noch nicht viele Jahre verstrichen, daß in Bologna ein großer und wohl in der ganzen Welt berühmter Arzt war – vielleicht lebt er auch noch heute –, Meister Alberto mit Namen, der von so adeligem Geiste war, daß er es auch als Greis von fast siebzig Jahren, als schon alle natürliche Wärme aus seinem Körper gewichen war, nicht verschmähte, die Flammen der Eiebe in sich aufzunehmen; denn als er bei einem Feste eine sehr schöne verwitwete Dame, die, wie einige sagen, Madonna Malgherida de' Ghisolieri hieß, gesehn und an ihr ein überaus großes Gefallen gefunden hatte, nahm er diese Flammen nicht anders wie ein Jüngling in sein altes Herz auf, so sehr, daß er keine Nacht ruhig schlafen zu können glaubte, wenn er nicht am vorhergehenden Tage das reizende, zarte Gesicht der schönen Dame gesehn hatte. Und darum begann er sich tagtäglich, bald zu Fuß und bald zu Pferde, wie es sich ihm eben schickte, vor ihrem Hause zu zeigen. Auf diese Weise wurde sowohl sie als auch viele andere Damen inne, was der Anlaß seines Vorbeikommens war, und nun machten sie sich zu mehrern Malen darüber lustig, daß ein Mann, so alt an Jahren und an Verstand, verliebt sei, als ob sie geglaubt hätten, daß die wonnige Leidenschaft der Liebe nur in den törichten Herzen der jungen Männer und nirgends anderswo einkehre und hause. Da Meister Alberto seiner neuen Gewohnheit treu blieb, geschah es an einem Festtage, daß er von ihr und vielen anderen Damen, die vor ihrer Haustür saßen, bei seinem Kommen von weitem bemerkt wurde und daß sich deshalb die Damen, die seinige miteingeschlossen, miteinander verabredeten, ihn willkommen zu heißen und ihm Ehre zu erweisen und ihn dann seiner Liebe wegen zu necken; und das taten sie auch: sie erhoben sich allesamt, luden ihn ein und führten ihn in einen kühlen Hof und ließen köstlichen Wein und Konfekt bringen; und zum Schlüsse fragten sie ihn mit hübschen lustigen Worten, wie es denn sein könne, daß er sich in diese schöne Dame verliebt habe, wo er doch wisse, daß sie von vielen schönen adeligen Jünglingen geliebt werde. Der Meister, der merkte, daß er auf eine gar höfliche Weise zum besten gehalten wurde, machte ein heiteres Gesicht und antwortete: »Madonna, daß ich liebe, das darf keinen gescheiten Menschen wundernehmen, und daß ich Euch liebe, erst recht nicht, weil Ihr es verdient. Obgleich nämlich den alten Männern natürlicherweise die Kräfte genommen sind, die das Liebesspiel erheischen würde, so ist ihnen deswegen nicht auch der gute Wille genommen und nicht die Erkenntnis, was liebenswürdig ist, und darin vermögen sie um so viel besser zu urteilen, wie sie mehr Verstand haben als die jungen. Die Hoffnung, die mich als alten Mann verleitete, Euch zu lieben, die Ihr von vielen jungen geliebt werdet, ist die: ich bin zu mehreren Malen dabei gewesen, wann die Damen zum Imbiß Feigbohnen und Lauch aßen; ist nun schon am Lauch überhaupt nichts Gutes, so ist doch das am wenigsten Widerliche und dem Munde Angenehmste sein Kopf: Ihr aber nehmt alle miteinander, von einer verkehrten Lust geleitet, den Kopf in die Hand und eßt die Blätter, die nicht nur nichts wert sind, sondern auch noch garstig schmecken. Weiß ich es denn, Madonna, ob Ihr nicht bei der Wahl Euerer Geliebten ebenso tut? Und tätet Ihr so, so wäre ich der, den Ihr erwählen würdet, und die andern hätten das Nachsehn.« Die Edeldame, die sich ebenso wie die andern schämte, sagte: »Meister, Ihr habt uns sehr gut und höflich für unsern Übermut gezüchtigt, allwege aber ist mir die Liebe eines so weisen und wackern Mannes, wie Ihr seid, teuer, und darum mögt Ihr, soweit es meine Ehre erlaubt, ruhig über mich wie über Euer Eigentum nach Euerm Belieben verfügen.« Der Meister erhob sich mit seinen Begleitern, dankte der Dame, nahm lächelnd in herzlicher Weise Abschied von ihr und entfernte sich. So wurde die Dame, die zu siegen glaubte, besiegt, weil sie nicht achthatte, wen sie neckte; davor werdet ihr euch, wenn

ihr klug sein werdet, trefflich in acht nehmen.

Die Sonne hatte sich schon gegen Abend geneigt, und die Hitze war zum großen Teile vorüber, als die Geschichten der jungen Damen und der drei jungen Männer zu Ende waren. Darum sagte die Königin in liebenswürdiger Weise: »Nun, meine teuern Gesellinnen, bleibt meiner Herrschaft für den heutigen Tag nichts mehr zu tun übrig, als euch eine neue Königin zu geben, die für den morgigen Tag ihr und unser Verhalten nach ihrem Gutdünken zu ehrbarer Lust bestimmen mag; und obwohl es richtig ist, daß der Tag erst mit dem Einbrüche der Nacht endet, so meine ich doch, daß die folgenden Tage zu dieser Stunde beginnen sollen, einmal, weil es nicht gut möglich scheint, daß jemand, dem nicht vorher einige Zeit bleibt, gute Anordnungen für später treffen könne, und dann auch, damit das, was die neue Königin als nötig für den nächsten Tag erachten wird, vorbereitet werden könne. So soll denn zur Ehre Dessen, durch den alle Wesen leben, und zu unserer Freude am morgigen Tage Filomena, die verständige Dame, in unserm Reiche herrschen.« Und nach diesen Worten stand sie auf, nahm den Lorbeerkranz von ihrem Haupte und setzte ihn ehrerbietig auf das Filomenas, die nun zuerst von ihr und dann von allen anderen Damen und ebenso von den jungen Männern als Königin begrüßt wurde und die Versicherung ihres Gehorsams empfing. Filomena war ein wenig vor Schani errötet, als sie sich mit der Herrschaft gekrönt sah; da sie sich aber der kurz vorhin von Pampinea gesprochenen Worte erinnerte, legte sie, um nicht unbeholfen zu scheinen, ihre Scheu ab, bestätigte zuerst alle von Pampinea verliehenen Ämter und ordnete dann, ohne den Aufenthaltsort der Gesellschaft wechseln zu wollen, alles für das Frühmahl und das Abendessen des nächsten Tages an und begann hierauf also zu sprechen: »Meine teuern Gesellinnen, obwohl mich Pampinea, mehr in ihrer Güte als wegen meiner Verdienste, zur Königin über euch alle gemacht hat, bin ich keineswegs gesonnen, in der Art, wie wir leben werden, lediglich meinem Gutdünken zu folgen, sondern euerm zugleich mit dem meinigen; und damit ihr erfahret, was meiner Meinung nach geschehen soll, und damit ihr also nach euerm Belieben etwas hinzufügen oder etwas ablehnen könnet, will ich euch in kurzen Worten sagen, was ich beabsichtige. Wenn ich die ganze Art und Weise, die Pampinea eingehalten hat, gut beobachtet habe, so glaube ich sie gleicherweise löblich und ergötzlich gefunden zu haben; darum gedenke ich sie nicht früher zu ändern, als bis sie uns entweder wegen zu langer Dauer oder aus einem andern Grunde lästig geworden ist. Wann also bestimmt sein wird, wie wir das Angefangene fortsetzen werden, wollen wir uns erheben und ein wenig lustwandeln und, wenn die Sonne untergehen will, im Kühlen speisen, und dann wird es nach einigen Liedchen und anderer Kurzweil wohlgetan sein, zur Ruhe zu gehn. Morgen wollen wir, nachdem wir noch zur kühlen Zeit aufgestanden sind, unserer Lust nachgehn, wie es jedem belieben wird; und so, wie wir es heute getan haben, werden wir zur schicklichen Stunde zum Essen heimkehren, tanzen und nach dem Schlafen, so wie heute, hierherkommen, um uns Geschichten zu erzählen, worin wir nach meiner Meinung hauptsächlich sowohl Vergnügen als auch Nutzen finden. Allerdings will ich mit etwas beginnen, was Pampinea, weil sie zu spät zur Herrschaft erwählt worden ist, nicht hat tun können, nämlich das, wovon wir erzählen sollen, in eine gewisse Grenze einzuschränken und euch diese vorher bekanntzugeben, damit jedes Zeit hat, sich auf eine hübsche Geschichte zu diesem Gegenstande zu besinnen, und dieser Gegenstand soll, wenn es euch recht ist, der sein: da die Menschen seit dem Anbeginne dieser Welt den Wechselfällen des Schicksals unterworfen gewesen sind und bis an ihr Ende unterworfen bleiben werden, so soll jeder von Menschen sprechen, die nach mancherlei Ungemach wider alle Hoffnung ein glückliches Ziel erreicht haben.« Alle Damen und Herren lobten diese Anordnung gleicherweise und sagten, sie würden sie befolgen; nur Dioneo sagte, als alle anderen schwiegen: »So wie alle andern, Madonna, gesagt haben, so sage auch ich, daß diese von euch getroffene Anordnung hübsch und lobenswert ist; trotzdem heische ich von euch als besondere Gnade ein Geschenk, das ich für die ganze Zeit, die unsere Gesellschaft dauern wird, bestätigt haben möchte, daß ich nämlich durch dieses Gesetz nicht gezwungen sei, eine Geschichte zu dem bestimmten Gegenstande zu erzählen, wenn ich nicht will, sondern daß ich die erzählen dürfe, die mir beliebt. Und damit niemand glaube, ich wünschte diese Gnade, weil ich keine Geschichten bei der Hand hätte, so erkläre ich, daß ich von Stund an zufrieden bin, immer der letzte Erzähler zu sein.« Die Königin, die ihn als einen lustigen und kurzweiligen Mann kannte und gar wohl erriet, daß er das aus keinem anderen Grund heischte, als um die Gesellschaft, wenn sie des ernsten Erzählens müde sei, mit einer zum Lachen reizenden Geschichte wieder aufzuheitern, gewährte ihm mit der Einwilligung der anderen freudig diese Gunst. Nachdem sie sich nun von ihrem Sitze erhoben hatte, gingen sie langsamen Schrittes zu einem klaren Bache, der von der Höhe eines Hügels zwischen Felsen und grünen Kräutern in ein von vielen Bäumen beschattetes Tal herabfloß. In seinem Wasser plätscherten sie barfuß und mit nackten Armen herum und belustigten sich untereinander auf mancherlei Art. Und als dann die Stunde des Abendessens kam, kehrten sie in den Palast zurück und aßen mit Lust. Nach dem Essen ließ die Königin die Instrumente bringen und befahl der Gesellschaft, sich zu einem Tanze aufzustellen, den Lauretta führen sollte, während Emilia, von Dioneos Laute begleitet, ein Lied zu singen hatte. Auf diesen Befehl begann Lauretta einen Tanz und führte ihn und Emilia sang dazu mit innigem Gefühl folgendes Lied:

Ich bin in meine eigne Schönheit so verliebt,
Daß eine andre Liebe nimmer
Mich beschleicht. Und jeder Wunsch zerstiebt.
Ich sah in mir, wenn ich ihr Spiegelbild bestaune,
So voll mein teures Hab in das Gemüt gefügt,
Daß kein Erinnern, keine jüngste Laune
Mir ohne diese treue Fröhlichkeit genügt.
Was für ein Ding, wenns mich erfreut,
Vermocht ich je zu kennen,
Das andres Schwärmen mir im Herz erneut?

Nie flieht mir der Besitz, wenn ich zum Trost im Spiel,
Ihn herzhaft zu umwundern schwer begehre:
Er naht mir gleich, als wäre Lust für mich sein Ziel.
Und bleibt so süß zu fühlen, daß mir niemals Rede
Davon berichten kann: noch je von dem Verkehre,
Durch Sterblichen, ein weises Wissen sich ermehre:
Es sei denn, Flamme trieb ihn selbst zur Triebe-Fehde.

Und ich, da ich mit jedem Morgen mehr erbrenne,
Daß meine Augen tastend auf ihn haften,
Ergeb mich ihm, verschenke mich: bekenne,
Daß schon seine Versprechungen Genuß verschafften.
Und nah zu mir, bewähn ich mich in Freuden,
Wie sie noch niemand
Im Traum, beim Schwärmen, ähnlich wüßte zu vergeuden.

Obwohl dieses Lied, dessen Endreime alle freudig wiederholt hatten, manchen viel zu denken gab, gedachte die Königin, als es zu Ende war, nach ein paar andern Tänzen den ersten Tag zu beschließen, weil schon ein Teil der kurzen Nacht verstrichen war; und nachdem die Fackeln angezündet worden waren, befahl sie allen, bis zum Morgen zur Ruhe zu gehn: darum kehrte jeder auf sein Gemach zurück und tat nach ihren Worten.

*Es endet der erste Tag des Dekamerons*

*Es beginnt der*

# zweite Tag des Dekamerons

*wo unter der Herrschaft Filomenas*
*von Menschen erzählt wird,*
*die nach mancherlei Ungemach*
*wider alle Hoffnung*
*ein glückliches Ziel erreicht haben*

Schon hatte die Sonne überallhin mit ihrem Lichte den neuen Tag gebracht und die Vöglein, die auf den grünen Zweigen süße Weisen sangen, gaben davon den Ohren Kunde, als alle Damen und auch die drei jungen Männer aufstanden und in die Gärten gingen, um, langsamen Schrittes durch das tauige Gras stapfend, hier und dort zu lustwandeln und schöne Kränze zu winden. Und so wie sie am vergangenen Tag getan hatten, so taten sie auch heute: nachdem sie noch zur kühlen Zeit gegessen hatten, gingen sie nach einigen Tänzen zur Ruhe, standen nach der dritten Stunde des Nachmittags wieder auf, kamen dann, wie es der Königin beliebte, auf der frischen Wiese zusammen und setzten sich rings um die Königin. Nachdem diese, die schön von Gestalt und gar lieblich von Antlitz war und die Krone ihres Lorbeerkranzes trug, eine Weile nachdenklich geschwiegen und die ganze Gesellschaft ins Auge gefaßt hatte, befahl sie, daß Neifile mit einer Erzählung den Anfang mache; und diese begann, ohne eine Entschuldigung vorzubringen, heiter also zu sprechen:

## Erste Geschichte

*Martellino, der den Krüppel gespielt hat, tut so, als ob er auf dem Leichname des heiligen Heinrich geheilt worden wäre; da sein Trug entdeckt wird, wird er geprügelt und gegriffen und ist in der Gefahr, gehenkt zu werden, kommt aber schließlich los.*

Zu often Malen, meine teuern Damen, ist es geschehn, daß einer, der seinen Spott zu üben trachtete, sonderlich wenn es sich um verehrungswürdige Dinge handelte, den Spott, und dann und wann auch den Schaden dazu, für sich allein behalten hat. Um nun dem Befehle der Königin zu gehorchen und die Geschichten über den uns gestellten Vorwurf mit der meinigen in Gang zu bringen, gedenke ich euch in diesem Sinne zu erzählen, wie einem Mitbürger von uns ein zuerst mißlicher Handel wider all sein Erwarten glücklich verlaufen ist.

Es ist noch nicht lange her, daß in Treviso ein Deutscher war, Heinrich mit Namen, der als armer Mann jedem, der es verlangte, als Lastträger diente; und samt dem galt er bei allen als ein Mann von frommem und rechtschaffenem Lebenswandel. Als es darum mit ihm zum Sterben ging, geschah es, wie die Trevisaner, ob wahr oder unwahr, behaupten, daß in seiner Todesstunde alle Glocken der Domkirche von Treviso zu läuten begannen, ohne von jemand gezogen worden zu sein. Das wurde allgemein für so viel wie ein Wunder gehalten, und jedermann sagte, daß Heinrich ein Heiliger sei; und das Volk der Stadt strömte zu dem Hause zusammen, wo sein Leichnam lag, und sie trugen ihn wie einen heiligen Leichnam in die Domkirche und brachten dort Lahme und Krüppel und Blinde und mit einem andern Übel oder Gebrechen behaftete hin, als ob die allesamt durch die Berührung des Leichnams gesund hätten werden müssen, Bei diesem lärmenden Auflaufe des Volkes geschah es, daß drei unserer Mitbürger, Stecchi, Martellino und Marchese mit Namen, in Treviso ankamen; das waren Leute, die die Höfe der Herren besuchten und die Zuseher damit unterhielten, daß sie sich verstellten und die Leute auf überraschende Weise nachahmten. Da sie, die noch nie dort gewesen waren, alle Welt laufen sahen, verwunderten sie sich, und als sie den Grund davon gehört hatten, sagte Marchese: »Wir wollen uns diesen Heiligen ansehn gehn; ich für meinen Teil sehe aber keine Möglichkeit hinzukommen, weil der Platz, wie ich gehört habe, voll deutscher und anderer Kriegsknechte ist, die der Herr der Stadt dort stehn läßt, um Unruhen vorzubeugen, und überdies ist die Kirche, wie es heißt, so voller Menschen, daß schier niemand mehr hineinkann.« Da sagte Martellino, der das gern gesehn hätte: »Das soll uns nicht hindern; ich werde schon ein Mittel finden, daß wir zu dem heiligen Leichnam gelangen.« Marchese sagte: »Wie denn?« Martellino antwortete: »Ich werde es dir sagen. Ich stelle mich verkrüppelt, und ihr zwei werdet mich stützen, du von der einen Seite und Stecchi von der andern, als ob ich allein nicht gehn könnte, und die Leute sollen glauben, ihr führtet mich dorthin, damit mir der Heilige helfe; und wenn sie uns so sehn, so wird kein einziger sein, der uns nicht Platz machen und uns nicht durchlassen würde.« Dieser Vorschlag gefiel Marchese und Stecchi: unverzüglich verließen sie alle drei die Herberge, und an einer menschenleeren Stelle verrenkte sich Martellino die Hände, die Finger, die Arme und die Beine und überdies den Mund und die Augen und das ganze Gesicht dergestalt, daß es gräßlich anzusehn war und kein Mensch etwas anderes geglaubt hätte, als daß er wirklich am ganzen Leibe verwachsen und verkrüppelt sei. So nahmen ihn Marchese und Stecchi unter den Arm und schleppten ihn zur Kirche hin, indem sie als scheinbar gar mitleidige Menschen jeden, der ihnen im Wege stand, demütig und um Gottes willen baten, ihnen Platz zu machen, und das verweigerte ihnen niemand: und sie kamen in ganz kurzer Zeit, da sie aller Augen auf sich zogen und überall geschrien wurde: »Platz! Platz!« dorthin, wo der Leichnam des heiligen Heinrich lag; und alsbald wurde Martellino von einigen Edelleuten, die um den Leichnam standen, gepackt und auf den Leichnam gelegt, damit er durch ihn das Geschenk der Gesundheit erlange. Alles Volk war gespannt, was mit Martellino geschehn werde, und der begann nach einer kleinen

Weile als ein trefflicher Meister in derlei Dingen zuerst einen Finger zu strecken und dann die Hand und dann den Arm und so alle Glieder nacheinander. Als das das Volk sah, erhob es ein so großes Lobgeschrei für den heiligen Heinrich, daß man keinen Donner gehört hätte. Zufällig war ein Florentiner in der Nähe, der Martellino sehr gut kannte: zuerst freilich, als er so entstellt hergeführt worden war, hatte er ihn nicht erkannt; als er ihn aber wieder gerade sah, erkannte er ihn auf der Stelle und begann zu lachen und zu sagen: »Ei der verfluchte Kerl, hätte nicht jeder, der ihn hat kommen sehn, glauben müssen, er sei wirklich ein Krüppel?« Diese Worte hörten einige Trevisaner und fragten ihn sogleich: »Wie, war er denn kein Krüppel?« Und der Florentiner antwortete ihnen: »Gott behüte; sein Leben lang war er so gerade wie irgendeiner von uns, aber er versteht sich, wie ihr habt sehen können, besser als jeder andere auf diese Possen, sich zu verstellen, wie er nur will.« Als die das hörten, brauchte es nichts weiter: sie drängten sich mit Gewalt vor und begannen zu schreien: »Greift diesen Verräter, diesen Lästerer Gottes und der Heiligen; er war gar kein Krüppel und ist nur, um unsern Heiligen und uns zu höhnen, als Krüppel hergekommen.« Und mit diesen Worten faßten sie ihn, zogen ihn von dort, wo er war, herunter, packten ihn bei den Haaren und rissen ihm alle Kleider vom Leibe und begannen ihn mit den Fäusten zu schlagen und mit den Füßen zu treten, und keiner glaubte ein Mann zu sein, der sich nicht daran beteiligt hätte. Martellino schrie um Gottes willen um Gnade und wehrte sich, was er konnte; aber das war umsonst: es kamen immer noch mehr über ihn. Als das Stecchi und Marchese sahen, sagten sie sich, daß es schlimm um ihn stehe, und wagten aus Furcht für sich selber nicht, ihm beizustehn; vielmehr schrien sie ebenso wie die andern, er müsse totgeschlagen werden, hatten aber nichtsdestoweniger allewege ihre Gedanken darauf gerichtet, wie sie ihn den Händen des Volkes entreißen könnten. Und das Volk hätte ihn sicherlich umgebracht, wenn nicht Marchese auf einen rettenden Ausweg verfallen wäre: da nämlich die ganze Scharwache ausgerückt war, ging Marchese, so schnell er nur konnte, zu dem, der als Vertreter des Stadtvogts dort war, und sagte: »Helft mir um Gottes willen; dort ist ein Spitzbube, der mir meinen Beutel mit hundert Gulden gestohlen hat, ich bitte Euch, greift ihn, damit ich wieder zu meinem Eigentum komme.« Als sie das hörten, liefen sie dorthin, wo der arme Martellino ohne Kamm gestriegelt wurde, brachen mühselig durch den Haufen, rissen ihn ganz zerschlagen und zertreten aus den Händen seiner Widersacher und führten ihn aufs Stadthaus; ihnen folgte eine Menge Leute, die dafürhielten, sie seien von ihm verhöhnt worden, und nun, als sie erfuhren, daß er als Beutelschneider gegriffen worden war, der Meinung waren, sie könnten kein bessers Mittel finden, um ihm ein schlimmes Ende zu bereiten, als zu sagen, er habe auch jedem von ihnen den Beutel gestohlen. Als das der Richter des Stadtvogts, der ein rauher Mann war, hörte, ließ er ihn sofort abführen und begann ihn darüber zu verhören. Aber Martellino antwortete mit Spaßen, als ob er seine Verhaftung für nichts achtete: deswegen erbost, ließ ihn der Richter an den Strick binden und ihn etliche Male ordentlich aufziehn, um ihn zu dem Geständnisse dessen, was sie sagten, zu bringen und ihn dann henken zu lassen. Als er aber wieder auf dem Boden war und ihn der Richter fragte, ob das wahr sei, was sie wider ihn sagten, antwortete er, da ihm das Leugnen nichts hätte nützen können: »Ich bin bereit, Herr, Euch die Wahrheit zu gestehn, aber laßt jeden, der mich anklagt, sagen, wann und wo ich ihm seinen Beutel gestohlen habe, und dann werde ich Euch sagen, was ich getan habe und was nicht.« Der Richter sagte: »Ich bin es zufrieden« und er ließ etliche rufen, und da sagte der eine, er habe ihm den Beutel vor acht Tagen gestohlen, der andere vor sechs, ein dritter vor vier, und einige sagten, es sei heute geschehn. Als das Martellino hörte, sagte er: »Herr, sie lügen alle in ihren Hals hinein; und daß ich die Wahrheit sage, das kann ich damit bewähren, daß ich erst vor ein paar Stunden zum ersten Male in diese Stadt gekommen bin. Und sofort nach meiner Ankunft bin ich zu meinem Unglück diesen heiligen Leichnam ansehn gegangen und bin dort so gestriegelt worden, wie Ihr sehn könnt; und daß das wahr ist, was ich sage, das kann Euch der Meldebeamte bezeugen und sein Buch und auch mein Wirt. Wenn Ihr daher so befindet, wie ich sage, so verzichtet darauf, mich nach dem Betreiben dieser schlechten Leute zu foltern und zu töten.« So standen die Dinge, als Marchese und Stecchi, die erfahren hatten, daß der Richter gegen ihn hart vorgegangen war und ihn schon hatte an den Strick binden lassen, zueinander sagten: »Das haben wir schlecht gemacht: wir haben ihn aus der Pfanne genommen und ihn ins Feuer geworfen.« Daher rannten sie in der ganzen Stadt herum, bis sie ihren Wirt fanden, und dem erzählten sie den ganzen Hergang. Lachend führte er sie zu einem gewissen Sandro Agolanti, der in Treviso wohnte und bei dem Herrn der Stadt in hoher Gunst stand; dem erzählte er alles der Reihe nach und bat ihn mit den zweien, er möge sich Martellinos annehmen. Nachdem Sandro tüchtig gelacht hatte, ging er zu dem Herrn und erlangte es, daß um Martellino geschickt wurde, und so geschah es. Die, die um ihn gingen, fanden ihn, wie er noch im Hemde vor dem Richter stand, ganz verstört und in großer Angst, weil der Richter nichts zu seiner Entschuldigung hören wollte, sondern, vielleicht aus Haß gegen die Florentiner, völlig entschlossen war, ihn henken zu lassen; er wollte ihn auch auf keine Weise dem Herrn ausliefern, bis er endlich gegen seinen Willen dazu gezwungen wurde. Als nun Martellino vor dem Herrn stand und ihm alles der Reihe nach erzählt hatte, bat er ihn statt der höchsten Gnade um die Erlaubnis, ziehen zu dürfen; denn solange er nicht in Florenz sei, werde er immer den Strick um den Hals zu fühlen glauben. Der Herr lachte herzlich über sein Abenteuer; und nachdem er jedem von ihnen ein Kleid

hatte geben lassen, kehrten sie alle drei, unverhofft einer so großen Gefahr entronnen, heil und gesund in ihre Heimat zurück.

## Zweite Geschichte

*Rinaldo d'Asti, der ausgeplündert worden ist, kommt nach Castel Guiglielmo und wird von einer verwitweten Dame beherbergt; nachdem ihm sein Verlust wiedererstattet worden ist, kehrt er heil und gesund nach Hause zurück.*

Über Neifiles Erzählung von dem Abenteuer Martellinos lachten die Damen außerordentlich viel und von den jungen Männern am meisten Filostrato; und diesem, der neben Neifile saß, befahl die Königin, ihr im Erzählen zu folgen. Und er begann unverzüglich: Mich drängt es, meine schönen Damen, eine Geschichte zu erzählen, in der sich Frömmigkeit und Ungemach und Liebe miteinander mischen; und es wird vielleicht nicht so unnützhch sein, sie angehört zu haben, sonderlich für die, die in den unsichern Landen der Liebe reisen, wo der, der nicht das Vaterunser des heiligen Julian gesprochen hat, zu often Malen schlecht herbergt, wenn er auch ein gutes Bett hat.

Zur Zeit des Markgrafen Azzo von Ferrara war also ein Kaufmann, Rinaldo d'Asti mit Namen, in Geschäften nach Bologna gekommen; und als er alles zu Ende gebracht hatte und heimkehrte, geschah es, daß er, nachdem er Ferrara verlassen hatte, auf dem Ritte nach Verona auf einige Leute stieß, die Kaufleute schienen, aber Straßenräuber und ruchlose Bösewichte waren, und denen schloß er sich unter unvorsichtigen Reden an. Da sie sahen, daß er Kaufmann war, und meinten, er müsse Geld bei sich tragen, beschlossen sie, ihn bei der ersten passenden Gelegenheit auszuplündern; damit er nun keinen Verdacht schöpfe, benahmen sie sich wie schlichte und wohlgesittete Menschen, redeten mit ihm nur von ehrbaren und anständigen Dingen und betrugen sich gegen ihn so gefällig und freundlich, wie sie nur wußten und konnten: deswegen schätzte er sich bei dem Umstände, daß er allein mit einem berittenen Diener war, sehr glücklich, sie gefunden zu haben. Indem sie so unterm Reiten, wie es ja im Gespräche geschieht, von einem zum andern übergingen, kamen sie auch auf die Gebete zu reden, die die Menschen an Gott richten, und einer von den Straßenräubern, die ihrer drei waren, sagte zu Rinaldo: »Und Ihr, edler Herr, welches Gebet pflegt Ihr auf der Reise zu sprechen?« Und Rinaldo antwortete ihm: »Um die Wahrheit zu sagen, bin ich in diesen Dingen ziemlich einfältig und ungeschickt und habe wenig Gebete zur Hand, weil ich altvaterisch lebe und zwei Groschen vierundzwanzig Heller gelten lasse; nichtsdestoweniger habe ich es auf der Reise seit jeher in der Gewohnheit, am Morgen, wann ich die Herberge verlasse, ein Vaterunser und ein Ave-Maria für die Seelen der Eltern des heiligen Julian zu beten, und dann bitte ich Gott und diesen Heiligen, mir in der folgenden Nacht eine gute Herberge zu geben. Und gar oft bin ich schon meine Tage auf der Reise in großen Gefahren gewesen, bin ihnen aber allen glücklich entronnen und habe dann in der Nacht an einem guten Orte eine gute Herberge gefunden: und darum bin ich fest überzeugt, daß mir diese Gnade St. Julian, zu dessen Ehre ich die Gebete spreche, bei Gott ausgewirkt hat, und wenn ich sie einmal des Morgens nicht gesprochen hätte, so könnte ich nicht glauben, an diesem Tage eine gute Reise zu tun oder in der Nacht gut anzukommen.« Und der, der ihn gefragt hatte, sagte zu ihm: »Und heute früh, habt Ihr sie da gebetet?« Und Rinaldo antwortete: »Ja freilich.« Und der andere, der schon wußte, was vorgehn sollte, sagte bei sich: ›Du wirst es auch nötig haben; denn wenn es uns nicht fehlschlägt, so wirst du meiner Meinung nach übel genug herbergen‹; und zu ihm sagte er: »Auch ich bin schon viel gereist, aber obwohl ich sie von vielen habe sehr loben hören, habe ich sie noch nie gebetet, und doch ist es mir noch nie geschehn, daß ich anders als gut geherbergt hätte; vielleicht werdet Ihr es heute abend sehn können, wer besser herbergen wird, Ihr, der Ihr sie gebetet habt, oder ich, der ich sie nicht gebetet habe. Freilich bete ich an ihrer Statt das Dirupisti oder das Intemerata oder das De profundis, die, wie mir meine Großmutter zu sagen pflegte, von sonderlicher Kraft sind.« Indem sie so unter mancherlei Gesprächen ihre Straße zogen und die Räuber eine günstige Zeit und Gelegenheit für ihr böses Vorhaben abwarteten, kamen sie, es war schon spät, hinter Castel Guiglielmo zu einer Furt; da die drei sahen, daß die Stunde spät und der Ort einsam und abgelegen war, überfielen sie Rinaldo und plünderten ihn aus, und als sie ihn im Hemde stehn ließen, sagten sie zu ihm: »Geh und sieh zu, ob dir dein heiliger Julian heute nacht eine gute Herberge geben wird; uns wird sie der unserige schon geben.« Und sie setzten über den Fluß und ritten davon. Als Rinaldos Diener seinen Herrn hatte überfallen sehn, hatte er als feiger Geselle nichts getan, um ihm zu helfen, sondern das Pferd, auf dem er saß, herumgerissen und war davongesprengt; er hielt auch nicht eher an, als bis er in Castel Guiglielmo war, wo er, weil es schon spät war, in eine Herberge ging, ohne sich um sonst etwas zu kümmern. Rinaldo, der im Hemde und barfuß dastand und bei dem dicken Schnee, der allwege fiel, und bei der großen Kälte nicht wußte, was tun, begann, da er sah, daß die Nacht hereingebrochen war, zitternd und zähneklappernd

Umschau zu halten, ob er nicht einen Zufluchtsort sehe, wo er, um nicht vor Kälte zu sterben, die Nacht über bleiben könne; da er aber keinen sah, weil kurz vorher in der Gegend der Krieg gewesen und alles niedergebrannt war, machte er sich, von dem Froste angetrieben, trabend auf den Weg nach Castel Guiglielmo, freilich ohne zu wissen, ob sich sein Diener dorthin oder anderswohin geflüchtet habe, aber in der Hoffnung, Gott werde ihm, wenn er nur hineinkommen könne, irgendwie Hilfe schicken. Aber die Finsternis der Nacht überfiel ihn schon etwa eine Meile vor dem Burgflecken, so daß er, als er endlich hinkam, nicht mehr hineinkonnte, weil die Tore geschlossen und die Brücken aufgezogen waren. Darum sah er sich bekümmert und trostlos mit Tränen in den Augen nach einem Orte um, wo er wenigstens nicht dem Schnee ausgesetzt wäre: und von ungefähr sah er über der Mauer des Burgfleckens ein Haus, das ein wenig nach außen vorsprang, und so beschloß er, unter diesem Vorsprunge bis zum Tage zu bleiben; und als er hingekommen war und unter dem Vorsprunge eine leider verschlossene Tür gefunden hatte, setzte er sich traurig und bekümmert an ihrer Schwelle auf etwas Stroh, das er in der Nähe zusammengelesen hatte, in dem er sich dauernd über St. Julian beklagte, der ihm sein Vertrauen so schlecht gelohnt habe. Aber St. Julian hatte ihn in seiner Hut und bereitete ihm ohne viel Säumnis eine gute Herberge. In diesem Burgflecken war eine verwitwete Dame, schön an Leibe, wie nur je eine, die der Markgraf Azzo wie sein Leben liebte und auf ihren Wunsch dort untergebracht hatte; und diese Dame wohnte in dem Hause, unter dessen Vorsprunge Rinaldo Zuflucht gesucht hatte. Zufällig war der Markgraf am Tage vorher hingekommen, um die Nacht bei ihr zuzubringen, und hatte in ihrem Hause in aller Stille ein Bad und ein vortreffliches Abendessen herrichten lassen; als aber schon alles bereit war und die Dame auf nichts sonst wartete als auf den Besuch des Markgrafen, geschah es, daß ein Knecht ans Tor kam und dem Markgrafen eine Nachricht brachte, derentwegen er alsbald reiten mußte, so daß er sich, nachdem er der Dame hatte sagen lassen, sie solle ihn nicht erwarten, unverzüglich auf den Weg machte. Mißmutig darüber entschloß sich die Dame, die nicht wußte, was tun, in das für den Markgrafen bereitete Bad zu steigen und dann zu essen und zu Bette zu gehn; und so stieg sie ins Bad. Die Badestube war aber nahe der Tür, an die sich der arme Rinaldo von außen geschmiegt hatte; darum hörte die Dame, dieweil sie im Bade war, das Wimmern und Zittern Rinaldos, der klapperte, als ob er ein Storch geworden wäre. Deshalb rief sie ihre Magd und sagte zu ihr: »Geh hinauf und sieh nach, wer außerhalb der Mauer auf der Türschwelle ist und was er dort macht.« Die Magd ging und sah, von der schneehellen Nacht begünstigt, Rinaldo im Hemde und barfuß und, wie gesagt, heftig zitternd dasitzen; darum fragte sie ihn, wer er sei. Und Rinaldo sagte ihr, obwohl er vor Zittern kaum ein Wort richtig herausbringen konnte, in möglichster Kürze, wer er sei und wieso und warum er hier sei; und dann begann er sie inständigst zu bitten, sie solle ihn, wenn es nur irgendwie angehe, nicht in der Nacht vor Kälte sterben lassen. Mitleidig geworden, kehrte die Magd zu der Dame zurück und sagte ihr alles. Die Dame, die gleicherweise Mitleid fühlte, erinnerte sich, daß sie den Schlüssel zu dieser Tür hatte, die manchmal dazu diente, den Markgrafen heimlich einzulassen, und sagte: »Geh und öffne ihm leise; das Essen ist da, und niemand ist hier, der es verzehren würde, und Platz, um ihm Herberge zu geben, ist auch da.« Nachdem die Magd ihre Herrin dieser Menschlichkeit halber höchlich gelobt hatte, ging sie Rinaldo öffnen und ließ ihn ein; als nun die Dame sah, daß er schier erstarrt war, sagte sie zu ihm: »Rasch, Freund, steige in das Bad da, es ist noch warm.« Ohne darauf zu warten, daß die Einladung wiederholt würde, tat er das willig; und durch die Wärme des Bades völlig wiederhergestellt, glaubte er vom Tode zum Leben zurückgekehrt zu sein. Die Dame ließ ihm Kleider ihres vor kurzem verstorbenen Mannes bringen, und als er sie angezogen hatte, schien es, als wären sie ihm auf den Leib gemacht gewesen; und während er nun wartete, was ihm die Dame befehlen werde, begann er Gott und dem heiligen Julian zu danken, daß sie ihn vor einer so schlimmen Nacht, wie er erwartet hatte, bewahrt und in eine so treffliche Herberge, wie sie ihm schien, geführt hätten. Nachdem die Dame ein Weilchen geruht hatte, ging sie in ein Gemach, wo sie ein großes Feuer hatte machen lassen, und fragte, was es mit dem Manne sei. Und die Magd antwortete ihr: »Madonna, er hat sich angekleidet und ist ein hübscher Mann und scheint aus gutem Hause und wohlanständig zu sein.« – »Geh also«, sagte die Dame, »und ruf ihn und sag ihm, daß er hierher ans Feuer kommen soll, und er wird zu essen bekommen; gegessen hat er sicherlich nicht.« Als Rinaldo ins Gemach trat, grüßte er die Dame, weil sie ihn, als er sie sah, gar vornehm deuchte, mit großer Ehrerbietung und dankte ihr, so gut er nur konnte, für die ihm erwiesene Wohltat. Als ihn die Dame gesehn und gehört hatte, pflichtete sie dem Urteile ihrer Magd bei; darum empfing sie ihn heiter, hieß ihn, sich ohne Förmlichkeit an ihre Seite zum Feuer zu setzen, und fragte ihn, was für ein Abenteuer ihn hergeführt habe. Und Rinaldo erzählte ihr alles der Reihe nach. Nun hatte die Dame, als Rinaldos Diener im Burgflecken angekommen war, etwas von diesen Dingen gehört, so daß sie ihm nun völligen Glauben schenkte; und sie sagte ihm, was sie von seinem Diener wußte und daß er ihn am Morgen werde leicht wiederfinden können. Als dann der Tisch bestellt war, setzte sich Rinaldo auf ihren Wunsch mit ihr zum Essen. Er war groß an Gestalt und schön und anmutig vom Antlitz und im Benehmen liebenswürdig und gefällig und ein Mann in den mittleren Jahren; und da die Dame zu mehrern Malen hatte ihr Auge auf ihm ruhen lassen und seines Lobes voll war, hatte sie ihm in der begehrlichen Lust, die der erwartete nächtliche Besuch des Markgrafen in ihr erregt hatte, gar bald ihren Sinn zugewandt. Und

als sie sich nach dem Essen mit ihm vom Tische erhoben hatte, beriet sie sich mit ihrer Magd, ob es wohlgetan sein werde, wenn sie, da sie der Markgraf zum besten gehalten habe, das Gute nütze, das ihr das Glück geschickt habe. Da die Magd merkte, wonach das Verlangen der Dame stand, redete sie ihr nach Kräften zu, diesem Verlangen nachzugeben; darum ging die Dame zum Feuer zurück, wo sie Rinaldo allein gelassen hatte, begann damit ihn verliebt anzublicken und sagte zu ihm: »Ach, Rinaldo, warum seid Ihr so nachdenklich? Glaubt Ihr denn, daß das Pferd und die paar Kleider, die Ihr verloren habt, nicht zu ersetzen seien? Tröstet Euch doch, seid guten Mutes, Ihr seid hier zu Hause; und weiter will ich Euch noch sagen, daß es mir, wenn ich Euch in den Kleidern sehe, die Ihr am Leibe habt und die meinem verstorbenen Manne gehört haben, geradeso ist, als wäret Ihr er selber, so daß mich heute abend wohl hundertmal die Lust angekommen ist, Euch zu umarmen und zu küssen, und hätte ich nicht gefürchtet, Euch mißliebig zu werden, so hätte ich es wahrhaftig getan.« Als Rinaldo diese Worte hörte und die funkelnden Augen der Dame sah, ging er, der ja kein Dummkopf war, mit offenen Armen auf sie zu und sagte: »Da ich mir sagen muß, Madonna, daß ich Euch, die Ihr mich aus meiner elenden Lage gerettet habt, für alle Zeit mein Leben zu verdanken habe, wäre es eine große Niedrigkeit von mir, wenn ich nicht alles zu tun trachtete, was Euch lieb ist: und darum willfahrt Euerer Lust, mich zu umarmen und zu küssen; ich werde Euch mehr als gern umarmen und küssen.« Weiter brauchte es kein Wort. Die Dame, die am ganzen Leibe vor Liebesverlangen glühte, warf sich ihm augenblicklich in die Arme; und nachdem sie ihn in verlangender Umschlingung wohl tausendmal geküßt hatte und ebensooft von ihm geküßt worden war, standen sie auf und gingen in die Kammer und legten sich unverzüglich zu Bette und stillten ihr Verlangen, bevor der Tag kam, völlig und zu often Malen. Als aber das Morgenrot zu schimmern begann, standen sie, wie es die Dame wünschte, auf, und sie gab ihm, damit niemand etwas davon mutmaßen könne, ein paar Lumpen als Kleidung, füllte ihm den Beutel mit Geld und ließ ihn mit der Bitte, das Geschehne geheimzuhalten, bei dem Türchen hinaus, wo er hereingekommen war, nicht ohne ihm angegeben zu haben, wie er es halten müsse, um in den Flecken zu kommen und seinen Diener wiederzufinden. Als dann bei hellem Tage die Tore geöffnet waren, ging er, als ob er von weiter her käme, in den Burgflecken und suchte seinen Diener auf; und eben wollte er, nachdem er den Mantelsack ausgepackt und sich umgekleidet hatte, auf das Pferd des Dieners steigen, als es wie durch ein Wunder Gottes geschah, daß die drei Straßenräuber, die ihn am Abende vorher ausgeplündert hatten, in den Burgflecken eingebracht wurden, weil sie bald darauf wegen einer anderen von ihnen begangenen Missetat gegriffen worden waren. Da sie alles freiwillig gestanden, erhielt er sein Pferd, seine Kleider und sein Geld zurück, und er büßte nichts sonst ein als ein Paar Kniebänder, von denen die Räuber nicht wußten, was sie damit gemacht hatten. Rinaldo stieg also, Gott und dem heiligen Julian dankend, zu Pferde und kehrte heil und gesund nach Hause zurück; und die drei Straßenräuber balgten sich am anderen Tage mit dem Winde.

## Dritte Geschichte

*Drei junge Leute, die ihr Hab und Gut verschwenden, geraten in Armut. Ein Neffe von ihnen, der, an allem verzagend, zu ihnen heimkehrt, hat als Gefährten einen Abt, der, wie sich herausstellt, die Tochter des Königs von England ist; sie heiratet ihn und erstattet seinen Oheimen das Verlorene zurück, so daß sie wieder wohlhabend werden.*

Mit Verwunderung hatten die Damen die Schicksale Rinaldos angehört; sie priesen seine Frömmigkeit und dankten Gott und St. Julian, daß sie ihm in seiner größten Not Hilfe gebracht hatten. Deswegen hielten sie aber die Dame, obwohl sie darüber nur verstohlen sprachen, keineswegs für eine Törin, daß sie das Gute, das ihr von Gott ins Haus gesandt worden war, hinzunehmen verstanden hatte. Und während unter leisem Lachen von der guten Nacht, die sie gehabt hatte, gesprochen wurde, dachte Pampinea, die, weil sie neben Filostrato saß, mutmaßte, daß nun die Reihe, wie es auch der Fall war, an sie kommen werde, still für sich nach, was sie erzählen solle; und nach dem Befehle der Königin fing sie nicht minder herzhaft als heiter folgendermaßen zu sprechen an: Je mehr, meine trefflichen Damen, über die Fügungen Fortunas gesprochen wird, desto mehr bleibt dem, der alles recht betrachten will, zu sagen übrig; und darüber wird sich keiner wundern, wenn er verständig bedenkt, daß alle Dinge, die wir törichterweise unser nennen, in den Händen Fortunas sind und demgemäß von ihr nach ihrem verborgenen Ratschlüsse in ununterbrochenem Wechsel von dem einen auf den andern übertragen werden, ohne daß wir darin ein Gesetz erkennten. Obwohl sich das allenthalben und täglich augenscheinlich zeigt und obwohl es auch schon in einigen Geschichten gezeigt worden ist, will ich doch, da es unserer Königin gefällt, daß darüber gesprochen werde, vielleicht nicht ohne Nutzen für die Zuhörer den erzählten Geschichten eine hinzufügen, die euch, wie ich hoffe, gefallen wird.

In unserer Stadt war einmal ein Ritter, Messer Tedaldo mit Namen, der, wie einige wollen, aus dem Geschlechte der Lamberti war; andere behaupten, er sei aus dem der Agolanti gewesen, schließen das aber wohl nur aus dem später von seinen Söhnen betriebenen Gewerbe, das dasselbe war, das die Agolanti immer betrieben haben und betreiben. Indem ich es aber dahingestellt sein lasse, zu welchem von den beiden Häusern er gehört hat, sage ich, daß er zu seiner Zeit einer der reichsten Ritter war und drei Söhne hatte, Lamberto, Tedaldo und Agolante mit Namen; obwohl der älteste noch nicht das achtzehnte Jahr erreicht hatte, waren sie doch schon alle drei hübsche und anmutige Jünglinge, als der reiche Messer Tedaldo starb und ihnen als seinen rechtmäßigen Erben sein ganzes bewegliches und unbewegliches Gut hinterließ. Da sie sich also reich an Barschaften und an Besitzungen sahen, begannen sie, von nichts sonst geleitet als von ihrem eigenen Gefallen, ohne Maß und Zurückhaltung zu verschwenden, indem sie ein großes Gesinde und viel schöne Pferde und Hunde und Beizvögel hielten, mit Gastgelagen und Ritterspielen große Pracht entfalteten und nicht nur das taten, was Edelleuten zukommt, sondern auch alles, was ihnen in ihrem jugendlichen Leichtsinne einfiel. In diesem Leben waren sie noch nicht lange fortgefahren, als der ihnen vom Vater hinterlassene Schatz abnahm; und da ihre Einkünfte allein für den begonnenen Aufwand nicht reichten, begannen sie ihre Besitzungen zu verkaufen und zu verpfänden, und indem sie heute die eine und morgen die andere verkauften, bemerkten sie es kaum eher wie es mit ihnen stand, als bis sie beinahe am Ende waren, und die Armut öffnete ihnen die Augen, die ihnen der Reichtum verschlossen gehalten hatte. Darum rief Lamberto eines Tages die andern zwei und sagte ihnen, was für ein Ansehn ihr Vater genossen hatte und welches sie dagegen und wie groß ihr Reichtum gewesen sei und in was für eine Armut sie ihre ungezügelte Verschwendung gestürzt habe, und dann redete er ihnen, so gut er nur konnte, zu, gemeinschaftlich mit ihm das wenige, was ihnen geblieben sei, noch bevor ihr Elend mehr bekannt werde, zu verkaufen und in die Fremde zu gehn: und so taten sie. Und nachdem sie, ohne von jemand Urlaub geheischt oder ihren Abschied irgendwie gefeiert zu haben, Florenz verlassen hatten, rasteten sie nicht eher, als bis sie in England waren; dort mieteten sie in London ein Häuschen und begannen ihr Geld, von dem sie sonst wenig ausgaben, auf Wucher zu leihen, und dabei war ihnen das Glück so hold, daß sie in ein paar Jahren ein großes Vermögen gewannen. Damit kehrten sie, einer nach dem andern, nach Florenz heim und kauften einen großen Teil ihrer Besitzungen zurück und viele neue dazu und verheirateten sich; und weil sie in England weiter auf Zinsen liehen, schickten sie dorthin einen jungen Neffen von ihnen, Alessandro mit Namen, der ihre Geschäfte wahrnehmen sollte, während sie alle drei in Florenz, ohne sich dessen zu erinnern, zu was für einem Ende sie ihre unmäßigen Ausgaben schon einmal gebracht hatten und, obwohl sie jetzt ein jeder Weib und Kind hatten, verschwenderischer als je ausgaben, so daß sie schließlich bei allen Kaufleuten und für jede beliebige Summe Kredit hatten. Diese Ausgaben half ihnen einige Jahre lang das Geld bestreiten, das ihnen Alessandro schickte, der sich darauf verlegt hatte, den Baronen auf ihre Schlösser und Güter zu borgen, was einen ansehnlichen Gewinn abwarf. Während aber die drei Brüder reichlich ausgaben und, wenn es ihnen an Geld mangelte, Schulden machten, weil sie sich auf die Eingänge aus England verließen, geschah es, daß in England, von aller Welt unvermutet, ein Krieg zwischen dem Könige und einem Sohne von ihm ausbrach, wodurch sich die ganze Insel in zwei Parteien teilte und es der eine mit dem Vater und der andere mit dem Sohne hielt; bei diesen Unruhen wurden Alessandro all die Schlösser der Barone genommen, und auch die andern Gelder liefen nicht mehr ein. Weil aber Alessandro von Tag zu Tag auf einen Friedensschluß zwischen Sohn und Vater hoffte, wo ihm dann alles, Zinsen und Kapital, hätte wiedererstattet werden müssen, verließ er die Insel nicht, und die drei Brüder in Florenz schränkten ihre Ausgaben nicht im mindesten ein und entliehen alle Tage größere Beträge. Da jedoch die gehegte Hoffnung in mehreren Jahren ohne Erfüllung blieb, verloren die drei Brüder nicht nur den Kredit, sondern wurden auch alsbald auf das Betreiben derer, die bezahlt werden wollten, gefangengesetzt; und weil ihre Besitzungen nicht zur Bezahlung langten, blieben sie wegen des Restes im Gefängnis, und ihre Frauen gingen mit den kleinen Kindern in großer Dürftigkeit, die eine aufs Land, die andere dorthin und die dritte dahin, ohne fürder etwas anderes als das elendeste Leben erwarten zu können. Als Alessandro nach mehreren Jahren des Wartens in England sah, daß der Friede noch immer nicht kam, faßte er, da er ein längeres Bleiben für nicht minder lebensgefährlich als unnütz hielt, den Entschluß, nach Italien heimzukehren, und machte sich ganz allein auf den Weg. Der Zufall wollte es, daß er in Brügge zu derselben Zeit, wo er dort ausritt, einen Abt in weißer Ordenstracht ausreiten sah, den viele Mönche geleiteten, während ihm eine zahlreiche Dienerschaft mit einem großen Trosse vorauszog; und hinter dem Abte kamen zwei Ritter aus altem Geschlecht, Verwandte des Königs. Da Alessandro mit den zweien bekannt war, gesellte er sich zu ihnen und wurde von ihnen gern aufgenommen. Dieweil also Alessandro mit ihnen weiterzog, fragte er sie höflich, wer die Mönche seien, die vor ihnen mit so viel Dienerschaft ritten, und was ihr Reiseziel sei. Und der eine Ritter antwortete ihm: »Der, der voranreitet, ist ein junger Vetter von uns, der neulich zum Abte einer der größten Abteien in England gewählt worden ist; und weil er jünger ist, als es die Gesetze bei einer solchen Würde gestatten, ziehen wir mit ihm nach Rom, um es vom Heiligen Vater zu erlangen, daß er ihm seiner allzu großen Jugend wegen Dispens verleihe und ihn dann in seiner Würde

bestätige. Aber davon soll mit niemand gesprochen werden.« Indem nun der neue Abt bald vor und bald hinter seiner Dienerschaft einherritt, wie wir das alltäglich bei Herren, die reisen, geschehn sehn, sah er einmal Alessandro von der Nähe, der sehr jung, schön von Wuchs und Gesicht und in seinen Sitten und seinem Betragen so liebenswürdig war wie nur je einer; und gleich auf den ersten Anblick gefiel er dem Abte auf eine so wundersame Weise wie noch nie jemand, und der Abt rief ihn zu sich und begann mit ihm freundlich zu sprechen und ihn zu fragen, wer er sei, woher er komme und wohin er ziehe. Alessandro entdeckte ihm freimütig seine ganze Lage und tat seiner Frage Genüge und erbot sich ihm, wenn auch seine Kräfte gering seien, zu jedem Dienste. Da ihn der Abt hübsch und wohlgesetzt reden hörte und sein gefälliges Wesen mehr im einzelnen beobachtete und bei sich erwog, daß er ungeachtet des niedrigen Geschäftes, das er getrieben hatte, doch ein Edelmann war, wurde sein Wohlgefallen an ihm immer wärmer; und gerührt von seinem Unglücke, tröstete er ihn gar freundschaftlich und sagte ihm, er solle guten Mutes sein, weil ihn Gott, wenn er ein wackerer Mann sei, wieder an die Stelle, von wo ihn das Geschick herabgestürzt habe, und vielleicht an eine noch höhere erheben werde, und er bat ihn, es möge ihm, der ja nach Toskana reise, gefallen, in seiner Gesellschaft zu sein, weil sie dasselbe Ziel hätten. Alessandro dankte ihm für den tröstlichen Zuspruch und sagte, er sei zu allen seinen Befehlen bereit. Nun geschah es nach einigen Tagen, daß der Abt, dem der Anblick Alessandros unbekannte Regungen in der Brust geweckt hatte, mit seiner Gesellschaft in ein Dorf kam, das mit Herbergen nicht allzu reichlich versehn war. Und da der Abt dort herbergen wollte, ließ ihn Alessandro bei einem Wirte absteigen, mit dem er ziemlich gut bekannt war, und ordnete an, daß ihm der am wenigsten ungeeignete Raum als Schlafgemach hergerichtet werde; und da er eine Art von Seneschall des Abtes geworden war, so brachte er als einer, der trefflich Bescheid wußte, die ganze Begleitung, so gut wie er nur konnte, hier und dort im Dorfe unter. Als dann der Abt gegessen hatte und ein großer Teil der Nacht verstrichen war und alle schlafen gegangen waren, fragte Alessandro den Wirt, wo er schlafen könne. Und der Wirt antwortete ihm: »Das weiß ich wahrhaftig nicht, du siehst, daß alles besetzt ist, und kannst sehn, daß ich und die meinigen auf den Bänken schlafen müssen. Immerhin sind in der Kammer des Abtes etliche Kornsäcke; dort kann ich dich hinführen und ein paar Betten darauflegen, und wenn's dir recht ist, kannst du dich dort, so gut es eben geht, niederlegen.« Und Alessandro sagte zu ihm: »Wie dürfte ich denn in die Kammer des Abtes gehn, wo du doch weißt, daß sie klein ist und daß ihrer Enge halber keiner von seinen Mönchen hat drinnen schlafen können; hätte ich daran gedacht, als die Vorhänge gespannt worden sind, so hätte ich seine Mönche auf den Kornsäcken schlafen lassen, und ich hätte mich dorthin gelegt, wo jetzt sie schlafen.« Und der Wirt sagte zu ihm: »Es ist aber jetzt einmal so, und wenn du nur willst, so wirst du's dort so hübsch haben wie sonst nirgends: der Abt schläft, und die Vorhänge sind zugezogen; ich werde dir leise ein Unterbett hinbringen, und du schläfst dort.« Da Alessandro sah, daß das ohne irgendwelche Ungelegenheiten für den Abt möglich war, willigte er ein und machte sich dort, so leise wie er nur konnte, sein Lager zurecht. Der Abt, der nicht geschlafen, sondern voll Glut an sein junges Verlangen gedacht hatte, hatte das Gespräch zwischen dem Wirte und Alessandro gehört und wußte ebenso, wo sich Alessandro niedergelegt hatte; darüber ganz glücklich, begann er sich zu sagen: ›Gott hat mir die Gelegenheit geschickt, meine Sehnsucht zu stillen; wenn ich sie nicht ergreife, wird sie mir kaum jemals in ähnlicher Weise wiederkehren.‹ Und völlig entschlossen, sie zu ergreifen, rief er, als ihm alles im Hause still zu sein schien, Alessandro mit verhaltener Stimme an und sagte ihm, er solle sich an seine Seite legen; und nach vielen Weigerungen entkleidete sich der und legte sich neben ihn. Der Abt legte ihm die Hand auf die Brust und begann ihn nicht anders zu betasten, als wie es lüsterne Mädchen ihren Buhlen zu tun pflegen; baß erstaunt darüber, besorgte Alessandro, den Abt treibe vielleicht eine schändliche Liebe, ihn also zu betasten. Kaum merkte aber der Abt diese Besorgnis, entweder weil er sie vorausgesehn hatte oder aus irgendeiner Bewegung Alessandros, als er sich lächelnd sein Hemd vom Leib riß, die Hand Alessandros nahm und sie auf seine Brust legte und zu ihm sagte: »Laß ab von deinem törichten Wahn, Alessandro, und suche hier, damit du erkennst, was ich verberge.« Und Alessandros Hand, die auf der Brust des Abtes lag, fand zwei runde und harte glatte Brüstlein, nicht anders, als ob sie aus Elfenbein gewesen wären; und da er sie gefunden und daraus erkannt hatte, daß er neben einem Weibe lag, schlang er alsbald, ohne eine andere Einladung abzuwarten, den Arm um sie und wollte sie eben küssen, als sie sagte: »Bevor du mir näher kommst, höre, was ich dir sagen will. Wie du erkennen kannst, bin ich ein Weib und kein Mann; als Jungfrau bin ich von daheim weggegangen und habe zum Papste ziehen wollen, damit er mich vermähle. War es nun dein Glück oder mein Unglück, ich bin, als ich dich vor einigen Tagen gesehn habe, so in Liebe zu dir entbrannt, daß vielleicht noch nie eine Frau war, die einen Mann also geliebt hätte; und darum habe ich beschlossen, lieber dich als irgendeinen andern zum Gatten haben zu wollen: willst du mich nicht zur Gattin, so entferne dich augenblicklich und suche dein Lager wieder auf.« Obwohl Alessandro sie nicht kannte, schloß er doch aus dem Geleite, das sie hatte, sie müsse eine edle und reiche Dame sein, und daß sie schön war, sah er; darum antwortete er, ohne sich allzu lang zu besinnen, wenn es ihr lieb sei, so sei es sein sehnlichster Wunsch. Nun setzte sie sich im Bette auf, gab ihm einen Ring in die Hand und hieß ihn, sich ihr vor einem Bilde unseres Heilands zu vermählen; und als er das getan hatte, umarmten sie einander und

getrösteten sich zu ihrer beider größten Lust, solange die Nacht noch dauerte. Bei Tagesanbruch erhob sich Alessandro und verließ, nachdem sie über ihr Verhalten Abrede getroffen hatten, die Kammer dort, wo er hereingekommen war, so daß es niemand erfuhr, wo er die Nacht geschlafen hatte, und machte sich, über die Maßen glücklich, mit dem Abte und dessen Geleite wieder auf den Weg, und so kamen sie nach vielen Tagesreisen nach Rom. Nachdem sie dort einige Tage geruht hatten, begab sich der Abt lediglich mit den zwei Rittern und Alessandro zum Papste und begann nach der schuldigen Ehrfurchtserweisung also zu sprechen: »Heiliger Vater, wie Ihr besser als jeder andere wissen werdet, soll jeder, der gut und ehrbar leben will, nach Kräften jede Gelegenheit fliehen, die ihn verleiten könnte, anders zu tun; um das treulich zu halten, bin ich, die ich ehrbar zu leben begehre, in der Tracht, in der Ihr mich seht, heimlich mit einem großen Teile seiner Schätze meinem Vater, dem Könige von England, entflohen, der mich, ein junges Weib, wie Ihr seht, dem Könige von Schottland, einem steinalten Herrn, hat vermählen wollen, und habe mich hierher aufgemacht, damit mich Eure Heiligkeit vermähle. Und es war nicht so sehr das Alter des Königs von Schottland, das mich zur Flucht gegetrieben hat, als die Furcht, ich könnte, wenn ich ihm vermählt wäre, ob der Gebrechlichkeit meiner Jugend etwas tun, was den göttlichen Gesetzen sowohl als auch der Ehre von meines Vaters königlichem Blute zuwider wäre. Und als ich mit diesem Entschlüsse hierherzog, hat mir Gott, der allein und am besten weiß, was jedem nottut, in seiner Barmherzigkeit, wie ich glaube, den vor die Augen geführt, der nach seinem Willen mein Gatte sein soll; und das ist dieser Jüngling gewesen« – und dabei wies sie auf Alessandro –, »den Ihr hier neben mir seht, dessen Sitten und Trefflichkeit jeder großen Dame würdig sind, wenn auch vielleicht der Adel seines Blutes nicht so hell strahlt wie der königliche. Ihn habe ich also genommen, und ihn will ich; und ich werde nie einen andern nehmen, was auch meinen Vater und wen immer davon bedünken will. So wäre eigentlich der Hauptgrund, warum ich aufgebrochen bin, erledigt gewesen; trotzdem habe ich aber gewünscht, meinen Weg zu vollenden, einmal um die heiligen, ehrwürdigen örter, deren diese Stadt voll ist, und Eure Heiligkeit zu besuchen, und dann um das Ehebündnis zwischen Alessandro und mir, das nur vor Gott geschlossen worden ist, vor Euch und dadurch auch vor anderen Menschen kundzutun. So bitte ich Euch denn inständigst, daß das, was Gott und mir gefallen hat, auch Euch genehm sei und daß Ihr uns Euern Segen gebet, auf daß wir mit diesem als einem sicheren Unterpfande der Zustimmung des Herrgotts, dessen Stellvertreter Ihr seid, zu Gottes und Euerer Ehre miteinander leben und einst sterben können.« Alessandro erstaunte, als er hörte, seine Gattin sei die Tochter des Königs von England, und war voll heimlicher wundersamer Freude darüber; mehr aber noch erstaunten die zwei Ritter, und die waren darüber so entrüstet, daß sie, wenn sie anderswo als vor dem Papste gewesen wären, Alessandro und vielleicht auch der Dame schlimm mitgespielt hätten. Auch der Papst war baß erstaunt sowohl über die Tracht der Dame als auch über ihre Wahl; weil er aber sah, daß das Geschehne nicht rückgängig zu machen war, entschloß er sich, ihrer Bitte zu willfahren. Nachdem er daher die Ritter, deren Entrüstung ihm nicht entgangen war, begütigt und mit der Dame und Alessandro versöhnt hatte, ordnete er an, was zu geschehn habe. Und als an dem von ihm bestimmten Tage alle Kardinale und viele andere wackere Männer, die er eingeladen hatte, zu einem von ihm veranstalteten Feste gekommen waren, erschienen auf sein Geheiß die in königliche Pracht gekleidete Dame, die so schön und lieblich aussah, daß verdientermaßen alle ihres Preises voll waren, und Alessandro, der, ebenso glänzend gekleidet, in seinem Äußern und seinem Betragen keineswegs einem jungen Menschen, der auf Wucher geborgt hatte, sondern eher einem Prinzen glich und von den zwei Rittern hoch geehrt wurde; und nun ließ der Papst ihre Vermählung von neuem und mit Gepränge feiern und entließ sie nach einer schönen und prunkvollen Hochzeit mit seinem Segen. Alessandros und ebenso der Dame Wunsch war es, auf der Rückreise von Rom nach Florenz zu kommen, wohin schon das Gerücht die Nachricht gebracht hatte; und dort, wo sie von den Bürgern mit den größten Ehren empfangen wurden, ließ die Dame die drei Brüder, nachdem sie jedermann hatte bezahlen lassen, aus dem Gefängnis befreien und setzte sie und ihre Frauen wieder in ihre Besitzungen ein. Um dessentwillen bei allen wohlbeliebt, reisten Alessandro und seine Dame, indem sie Agolante mitnahmen, von Florenz ab; und als sie nach Paris kamen, wurden sie vom Könige ehrenvoll empfangen. Von dort aus begaben sich die zwei Ritter nach England und wirkten so viel auf den König ein, daß er seiner Tochter wieder seine Gnade zuwandte und sie samt seinem Eidam mit Freude empfing; und seinen Eidam machte er bald darauf in feierlicher Weise zum Ritter und gab ihm die Grafschaft Cornwall. Der war auch ein so trefflicher Mann und verstand es, so viel zu tun, daß er den Sohn mit dem Vater aussöhnte, was für die Insel ein großer Segen war und ihm die Liebe und den Dank des ganzen Volkes erwarb; und Agolante trieb alles wieder ein, was er und seine Brüder zu fordern hatten, und kehrte mit übermäßigen Reichtümern nach Florenz zurück, nachdem ihn Graf Alessandro zum Ritter gemacht hatte. Der Graf führte dann mit seiner Gattin ein rühmliches Leben; und wie einige sagen wollen, hat er teils durch seine Klugheit und Trefflichkeit, teils mit Hilfe seines Schwähers Schottland erobert und ist dort zum Könige gekrönt worden.

## Vierte Geschichte

*Landolfo Ruffolo, der, weil er verarmt ist, Freibeuter geworden ist, wird von Genuesern gefangen und leidet Schiffbruch, rettet sich aber auf einer Kiste voll kostbarer Juwelen; in Korfu nimmt sich seiner ein Weib an, und er kehrt als reicher Mann heim.*

Als Lauretta, die neben Pampinea saß, bemerkte, daß deren Geschichte an ihrem rühmlichen Ende angelangt war, begann sie, ohne erst auf einen Befehl zu warten, folgendermaßen zu sprechen: Keine größere Fügung des Schicksals kann man sich, meine holdseligen Damen, meiner Meinung nach denken, als daß jemand aus dem tiefsten Elend zu königlicher Würde erhoben wird, wie es in der Geschichte Pampineas ihrem Alessandro ergangen ist. Weil sich daher fortan jeder, der zu dem uns gestellten Vorwurfe erzählen wird, innerhalb dieser Grenzen wird halten müssen, so werde auch ich mich nicht schämen, euch eine Geschichte zu erzählen, die, obwohl sie größeres Leid in sich birgt, doch keinen so glänzenden Ausgang hat. Freilich weiß ich, daß sie mit Rücksicht auf die eben erzählte mit geringerer Aufmerksamkeit wird angehört werden; da ich aber nicht anders kann, werde ich wohl entschuldigt sein.

Das Gestade von Reggio bis Gaeta gilt für die schönste Gegend Italiens; dort zieht sich, nahe bei Salerno, ein das Meer überragendes Uferland hin, von den Einheimischen die Küste von Amalfi genannt, voll kleiner Städte, Gärten und Springbrunnen und bewohnt von reichen Leuten, die in dem Eifer, womit sie dem Handel nachgehn, kaum ihresgleichen haben. Unter diesen Städten ist eine, Ravello mit Namen, die zwar auch heute reiche Bürger hat, aber vorzeiten einen hatte, der außerordentlich reich war und Landolfo Ruffolo hieß; da ihm aber seine Reichtümer nicht genügten und er sie zu verdoppeln begehrte, kam es so weit mit ihm, daß er bald mit ihnen zugleich sein Leben eingebüßt hätte. Nachdem er nämlich nach Kaufmannsbrauch einen Überschlag gemacht hatte, kaufte er ein großes Schiff, belud es, auf seine Kosten, mit mancherlei Waren und fuhr damit nach Zypern. Dort fand er, daß noch viele andere Schiffe mit Waren gleicher Güte, wie er gebracht hatte, gekommen waren; deshalb mußte er seine Ladung nicht nur unterm Preis abgeben, sondern sogar, wenn er sie überhaupt losschlagen wollte, geradezu verschleudern, und so war er denn fast zugrunde gerichtet. In dem großen Kummer, den er darüber trug, und weil er sich nicht zu helfen wußte, als er sah, daß er aus einem gar reichen Manne fast zum Bettler geworden war, gedachte er entweder zu sterben oder seinen Verlust durch Räuberei einzubringen, damit er nicht dorthin, von wo er als reicher Mann abgereist war, als Bettler zurückkehre. Und nachdem er einen Käufer für sein großes Schiff gefunden hatte, kaufte er von diesem Gelde und von dem andern, das er aus seinen Waren gelöst hatte, ein leichtes Freibeuterschiff, rüstete und versorgte es aufs beste mit allem, was dieses Handwerk erfordert, und verlegte sich nun darauf, sich jedwedes Eigentum und sonderlich türkisches anzueignen. Und bei diesem Handwerk war ihm das Glück viel günstiger als bei den Kaufmannsgeschäften. Es war kaum ein Jahr um, so hatte er so viele türkische Schiffe geplündert und genommen, daß er das, was er im Handel verloren hatte, nicht nur wieder erworben, sondern auch mehr als verdoppelt hatte. Da er also sah, daß er ein hübsches Vermögen hatte, überzeugte er sich, durch den Schmerz über den ersten Verlust klug geworden, um nicht in einen zweiten zu verfallen, das was er habe, müsse ihm, ohne daß er noch mehr verlangen dürfe, genug sein; so entschloß er sich denn, damit heimzufahren, ließ sich aber, weil er gegen den Handel mißtrauisch war, nicht mehr darauf ein, sein Geld irgendwie anzulegen, sondern machte sich mit demselben Schiffe, womit er es gewonnen hatte, mit flinken Rudern auf den Heimweg. Er war schon in den Archipel gekommen, als sich eines Abends ein Südostwind erhob, der nicht nur seiner Fahrtrichtung entgegengesetzt war, sondern auch die See höher gehn ließ, als sein kleines Schiff hätte aushaken können; darum suchte er in einer vor dem Winde geschützten Bucht einer kleinen Insel Zuflucht, um dort ein besseres Wetter abzuwarten. In dieser Bucht hatte er noch nicht lange gelegen, als dort zwei große genuesische Kauffahrer, die von Konstantinopel kamen, auf der Flucht vor derselben Gefahr, vor der er geflohen war, mit Mühe eintrafen. Als die Genueser das kleine Schiff erblickten, dem jeder Weg zu entkommen abgeschnitten war, und erfuhren, wer sein Eigentümer war, beschlossen sie, als von Natur aus geldgierige und raublustige Menschen, weil sie ihn durch das Gerücht als sehr reichen Mann kannten, das Schiff zu nehmen. Sie landeten einige ihrer Leute und ließen sie, wohlversehn mit Armbrüsten und Schutzwaffen, eine solche Stellung einnehmen, daß niemand hätte das Schiff verlassen können, ohne erschossen zu werden; dann ließen sie ihre Fahrzeuge, denen übrigens auch die Strömung zu Hilfe kam, von Booten schleppen und gelangten so zu dem kleinen Schiffe Landolfos und bemächtigten sich des Schiffes samt allen Ruderknechten in kurzer Zeit mit leichter Mühe, ohne daß ihnen ein Mann entkommen wäre. Und nachdem sie Landolfo auf eins von ihren Schiffen gebracht und das seinige völlig ausgeplündert hatten, versenkten sie es, und ihm blieb nichts als ein dürftiges Wams. Am nächsten Tage drehte sich der Wind, und die Kauffahrer richteten ihre Segel westwärts und setzten ihre Reise den ganzen Tag glücklich fort: gegen Abend aber brach ein Sturm los, der die Wellen hoch gehn ließ und die beiden Kauffahrer voneinander trennte. Und

durch das Ungestüm dieses Sturmes geschah es, daß das Schiff, wo der elende, arme Landolfo war, bei der Insel Kephallenia mit großer Wucht auf eine Sandbank geschleudert wurde und nicht anders als wie ein Glas, das an eine Wand geschleudert wird, zerschellte; im Nu war das Meer voll schwimmender Balken, Kisten und Bretter, und wer von den Leuten, die auf dem Schiffe gewesen waren, schwimmen konnte, suchte nun, wie es bei Schiffbrüchen zu geschehn pflegt, trotz der nächtlichen Finsternis und dem hohen Wogengange den Gegenstand zu fassen, der ihm von ungefähr zur Hand kam. So tat auch der arme Landolfo, der sich vor dem Tode jetzt, wo er ihn vor sich sah, sehr ängstigte, obwohl er ihn am Tage vorher zu often Malen gerufen hatte, weil er willens gewesen war, lieber zu sterben, als arm, wie er sich sah, nach Hause zurückzukehren; in der Hoffnung, daß ihm Gott doch vielleicht, wenn er sich nur vorläufig vor dem Ertrinken bewahre, irgendeine Hilfe zu seiner Rettung schicken werde, klammerte er sich, als er eines Brettes habhaft werden konnte, so wie die andern daran und hielt sich darauf rittlings sitzend, vom Meere und vom Winde bald dorthin, bald dahin getrieben, bis zum lichten Tage. Und als es Tag geworden war und er Umschau hielt, sah er außer den Wolken und dem Meere nichts sonst als eine Kiste, die sich ihm, auf den Wogen schwimmend, dann und wann näherte, worüber er denn sehr erschrak, weil er besorgte, sie könnte am Ende so hart an ihn stoßen, daß sie ihm gefährlich würde; so oft sie ihm daher nahe kam, stieß er sie mit seiner ganzen Kraft, wenn die auch gering war, mit der Hand von sich. Obgleich ihm das ein paarmal gelang, geschah es doch, daß die Kiste von einem Wirbelwinde, der sich in den Lüften erhoben hatte und ins Meer niederfuhr, erfaßt und so jählings gegen das Brett Landolfos geschleudert wurde, daß sich das Brett umdrehte und Landolfo mit Gewalt unter die Wellen tauchte, und als er, mehr durch seine Angst als durch seine Kraft gefördert, schwimmend wieder an die Oberfläche kam, sah er, daß das Brett weit weggetrieben war; da er darum fürchtete, er werde es nicht mehr erreichen können, schwamm er auf die Kiste zu, die ganz in seiner Nähe war, legte sich mit der Brust auf ihren Deckel und trachtete, sie mit seinen Armen nach Möglichkeit waagrecht zu erhalten. In dieser Lage und ohne etwas zu essen, weil er nichts hatte, aber bei häufigerm Trinken, als er gewünscht hätte, verbrachte Landolfo den ganzen Tag und die darauffolgende Nacht in völliger Unkenntnis, wo er sei, da er nichts sah als das Meer, das ihn bald dorthin, bald dahin warf. Schier zum Schwämme geworden und mit beiden Händen an die Kanten der Kiste geklammert, wie es die Ertrinkenden tun, wenn sie einen Gegenstand fassen, gelangte er endlich am nächsten Tage, entweder durch Gottes Willen oder durch die Kraft des Sturmes, an den Strand der Insel Korfu, und zwar an einer Stelle, wo gerade zufällig ein armes Weib ihr Küchengeschirr mit dem Sande und dem Salzwasser wusch und scheuerte. Da sie so etwas, wie da herantrieb, noch nie gesehn hatte, wich sie erschrocken und schreiend zurück. Reden konnte er nicht und sehn nur wenig, und so rief er ihr nichts zu; da ihn aber das Meer ans Land warf, erkannte sie doch, daß es eine Kiste war, und unterschied, als sie näher hinblickte und hinsah, zuerst die über die Kiste gespannten Arme, nahm dann auch das Gesicht wahr und erriet endlich die Wahrheit. Darum tat sie, von Mitleid bewegt, ein paar Schritte in das Meer, das inzwischen ruhig geworden war, packte ihn bei den Haaren und zog ihn samt der Kiste ans Land; nachdem sie dann seine Hände von der Kiste losgemacht hatte, legte sie die Kiste ihrem Töchterchen, das bei ihr war, auf den Kopf, während sie Landolfo nahm und wie ein kleines Kind ins Dorf trug. Sie setzte ihn in ein Bad und rieb und wusch ihn so lange mit warmem Wasser, bis ihm die entwichene Wärme und teilweise auch die verlorenen Kräfte zurückkehrten; und als es ihr an der Zeit schien, nahm sie ihn heraus und erquickte ihn mit ein wenig gutem Weine und mit Konfekt. Und dann pflegte sie ihn noch einige Tage, so gut sie nur konnte, so daß er wieder zu Kräften kam und sich bewußt wurde, wo er war. Nun hielt das gute Weib dafür, die Zeit sei gekommen, ihm seine Kiste, die ihn gerettet hatte, wiederzugeben und ihm zu sagen, er solle sein Glück fürbaß versuchen, und das tat sie auch. Obwohl er sich der Kiste nicht erinnerte, so nahm er sie doch, als sie ihm das gute Weib brachte, weil er der Meinung war, sie könne nicht so wenig wert sein, daß sie ihm nicht für etliche Tage Zehrung verschaffte; als er aber dann inne ward, daß sie sehr leicht war, ließ er schier alle Hoffnung fahren. Nichtsdestoweniger löste er eines Tages, als das gute Weib nicht zu Hause war, den Deckel ab, um zu sehn, was sie enthalte, und da fand er darin viele Edelsteine, gefaßte und lose. Als er die sah und, weil er sich auf Steine verstand, erkannte, daß sie einen großen Wert hatten, wurde er wieder froh und pries Gott, daß er ihn noch nicht ganz habe verlassen wollen. Da ihn aber das Schicksal in kurzer Zeit zweimal hart getroffen hatte, glaubte er aus Furcht vor dem dritten Male viel Vorsicht nötig zu haben, wenn er die Steine in seine Heimat bringen wolle: darum wickelte er sie, so gut er nur konnte, in einige Lumpen und sagte dem guten Weibe, die Kiste brauche er nicht mehr; wenn es ihr aber recht sei, solle sie ihm einen Sack geben und dafür die Kiste nehmen. Das tat sie willig; so hängte er sich denn, nachdem er ihr auf jede mögliche Art gedankt hatte, seinen Sack auf die Schulter, verabschiedete sich von ihr und schiffte sich auf einer Barke nach Brindisi ein. Von dort fuhr er der Küste entlang bis Trani, und dort traf er Landsleute von ihm, die Tuchhändler waren; diesen erzählte er alle seine Abenteuer, nur das mit der Kiste nicht, und darum bekleideten sie ihn um Gottes willen und ließen ihn, nachdem sie ihm überdies ein Pferd geliehen und eine Begleitung verschafft hatten, nach Ravello bringen, wohin er, wie er ihnen gesagt hatte, zurückkehren wollte. Dort, wo er sich für sicher hielt, öffnete er, Gott für sein Geleite dankend, seinen Sack und fand, als

er alles mit größerer Sorgfalt als früher untersuchte, daß er so viele und so kostbare Steine hatte, daß er bei einem Verkaufe zu einem angemessenen Preise, ja selbst zu einem geringem, doppelt so reich war als damals, wo er abreiste. Und nachdem es ihm gelungen war, sie loszuschlagen, schickte er dem guten Weibe in Korfu, die ihn aus dem Meere gezogen hatte, eine hübsche Summe Geldes als Dank für den von ihr empfangenen Dienst, und ebenso denen in Trani, die ihn bekleidet hatten; den Rest behielt er für sich, ohne fürder Handel treiben zu wollen, und lebte damit bis an sein Ende im Wohlstande.

## Fünfte Geschichte

*Andreuccio von Perugia, der nach Neapel gekommen ist, um Pferde zu kaufen, gerät in einer Nacht dreimal in arge Gefahr, entrinnt aber immer und kehrt mit einem Rubin in seine Heimat zurück.*

Die Steine, die Landolfo gefunden hat, begann Fiammetta, die die Reihe des Erzählens traf, haben mir eine Geschichte ins Gedächtnis gerufen, die von nicht viel weniger Gefahren handelt als die Laurettas, sich aber von der ihrigen darin unterscheidet, daß sich diese, wie ihr hören werdet, in dem Zeiträume einer einzigen Nacht, statt wie in der ihrigen vielleicht in mehrern Jahren, ereignet haben.

In Perugia war, wie ich mir habe sagen lassen, ein junger Pferdehändler, Andreuccio di Pietro mit Namen, der, als er erfuhr, daß in Neapel ein guter Pferdemarkt sei, fünfhundert Gulden in seinen Beutel tat und sich – er war noch nie in der Fremde gewesen – mit einigen Kaufleuten dorthin aufmachte; er kam an einem Samstage gegen Abend an und begab sich am nächsten Morgen, von seinem Wirte unterrichtet, auf den Markt. Obwohl er Pferde die Menge sah und ihm auch etliche gefielen, so daß er oftmals um eines feilschte, konnte er doch nie handelseinig werden; um aber zu zeigen, daß er wirklich des Kaufes halber da sei, zog er als ein unerfahrener und wenig vorsichtiger Mensch zu mehrern Malen vor den Leuten, die da kamen und gingen, seinen Beutel mit den Gulden heraus. Derweil er also handelte, geschah es, daß, als er eben wieder seinen Beutel gezeigt hatte, eine junge Sizilianerin, die zwar sehr schön, aber um geringen Lohn jedermann zu Willen war, an ihm vorbeiging, ohne daß er sie bemerkt hätte; als sie seinen Beutel sah, sagte sie sogleich bei sich: ›Wer wäre froher als ich, wenn dieses Geld mein wäre?‹, ging aber schon wieder weiter. Bei diesem Mädchen war eine Alte, auch eine Sizilianerin, und die ließ, kaum daß sie Andreuccio gesehn hatte, das Mädchen gehn und lief auf ihn zu, um ihn zärtlich zu umarmen; das Mädchen, das das sah, blieb abseits stehn und beobachtete alles. Andreuccio, der sich zu der Alten gewandt hatte, begrüßte sie, als er sie erkannte, mit großer Herzlichkeit; und nachdem sie ihm versprochen hatte, zu ihm in die Herberge zu kommen, verließ sie ihn, ohne ein langes Gespräch mit ihm geführt zu haben, und er machte sich wieder ans Handeln, kaufte aber diesen Morgen nichts. Das Mädchen, das zuerst den Beutel Andreuccios und dann seine Vertraulichkeit mit der Alten gesehn hatte, gedachte zu versuchen, ob sie nicht ein Mittel finden könne, dieses Geld ganz oder teilweise zu bekommen, begann daher die Alte vorsichtig auszufragen, wer er sei und woher und was er hier mache und wieso sie ihn kenne. Da die Alte lange Zeit bei seinem Vater in Sizilien und später in Perugia gewesen war, so sagte sie ihr alle Verhältnisse Andreuccios vielleicht ebenso genau, wie er es selber getan hätte; und ebenso erzählte sie ihr, wo er herberge und warum er gekommen sei. Weil demnach das Mädchen sowohl über seine Verwandten als auch über deren Namen völlig unterrichtet war, baute sie darauf ihren Plan, ihre Wünsche mit einer durchtriebenen Bosheit zu befriedigen: nachdem sie heimgekommen war, schickte sie die Alte in Besorgungen für den ganzen Tag weg, damit sie nicht mehr zu Andreuccio gehn könne; dann rief sie eine Magd von ihr, die sie zu derlei Diensten trefflich abgerichtet hatte, und schickte sie gegen Abend in die Herberge, wo sich Andreuccio aufhielt. Die fand ihn, als sie hingekommen war, zufällig ganz allein an der Tür und fragte ihn um ihn selber. Da er ihr sagte, er sei es selbst, zog sie ihn abseits und sagte zu ihm: »Messer, eine edle Dame dieser Stadt möchte gern, wenn es Euch recht wäre, mit Euch sprechen.« Andreuccio, sich betrachtend von oben bis unten, kam dabei, da er sich selber sagte, er sei ein gar wohlgewachsener Bursche, zu dem Schlüsse, die Dame müsse in ihn verliebt sein, als ob es damals in ganz Neapel sonst keinen hübschen Jüngling gegeben hätte; und antwortete also augenblicklich, daß er bereit sei, und fragte sie, wo und wann die Dame mit ihm zu sprechen wünsche. Die Magd antwortete ihm: »Wenn es Euch gefällig wäre, zu kommen, so erwartet sie Euch in ihrem Hause.« Alsbald sagte Andreuccio, ohne etwas davon in der Herberge zu sagen: »So geh denn voraus, ich werde dir nachgehn.« Die Magd führte ihn also in das Haus ihrer Herrin, das in dem Viertel Malpertugio lag, und was für eine anständige Gegend das ist, sagt schon der Name, der auf deutsch etwa so viel heißt wie Schandloch. Er aber, der davon nichts wußte oder ahnte, trat in dem Glauben, an den anständigsten Ort und zu einer liebenswürdigen Dame zu kommen, sogleich hinter der Magd in das Haus; die Magd rief alsbald ihre Herrin und sagte: »Andreuccio ist hier!« so daß er sie, als er die Treppe hinaufstieg, schon auf ihn warten sah. Sie

war noch sehr jung, groß von Wuchs und schön von Gesicht und gar vornehm gekleidet und geschmückt. Als Andreuccio nahe bei ihr war, kam sie ihm mit offenen Armen wohl drei Stufen herab entgegen, fiel ihm um den Hals und blieb so eine Weile, ohne ein Wort zu sprechen, wie von allzu großer Rührung übermannt; dann küßte sie ihn weinend auf die Stirn und sagte mit schluchzender Stimme: »Sei mir willkommen, mein lieber Andreuccio.« Voll Verwunderung über diese Zärtlichkeit antwortete er ganz verdutzt: »Madonna, ich bin glücklich, Euch kennenzulernen.« Nun faßte sie ihn bei der Hand und führte ihn hinauf in ihren Saal und von dort, ohne ein Wort mit ihm zu sprechen, in ihr Gemach, das von Rosen, Orangeblüten und andern Wohlgerüchen duftete. Dort sah er ein prächtiges verhängtes Bett und viele Kleider, die nach Landessitte auf den Stangen hingen, und viel schönen und kostbaren Hausrat; diese Dinge nahm er als Neuling für einen zuverlässigen Beweis, daß sie nichts Geringeres als eine vornehme Dame sein müsse. Und nachdem sie sich miteinander auf eine Truhe am Fußende des Bettes niedergesetzt hatten, begann sie also zu ihm zu sprechen: »Ich weiß ganz genau, Andreuccio, daß du dich über diesen zärtlichen Empfang und über meine Tränen sehr verwunderst: du kennst mich ja nicht und hast wahrscheinlich noch nie etwas von mir gehört; aber du sollst etwas hören, was dich vielleicht noch mehr wundern wird: ich bin nämlich deine Schwester. Und ich sage dir, daß ich nun, wo mir Gott eine so große Gnade erwiesen hat, daß ich vor meinem Tode habe einen meiner Brüder sehn dürfen – obwohl meine Sehnsucht dahin ginge, sie alle zu sehn –, zu jeglicher Stunde, wann immer es geschehn soll, gern sterben will; und wenn du etwa nie etwas von mir gehört hast, so will ich dir alles sagen. Dein und mein Vater Pietro hat, wie du, glaube ich, wissen wirst, lange in Palermo gelebt, und wer ihn dort gekannt hat, hat ihn wegen seiner Güte und Liebenswürdigkeit sehr geliebt und liebt ihn noch; unter denen aber, die ihn herzlich liebten, war die, die ihn am herzlichsten liebte, meine Mutter, die eine Edeldame war und damals Witwe gewesen ist, und sie liebte ihn dermaßen, daß sie sich über die Furcht vor dem Vater und den Brüdern und über ihre Ehre hinwegsetzte und sich mit ihm in ein inniges Verhältnis einließ, als dessen Frucht du nun mich vor dir siehst. Als dann Umstände eintraten, um derentwillen Pietro von Palermo scheiden und nach Perugia heimkehren mußte, verließ er mich, die ich damals ein kleines Kind war, samt meiner Mutter, und seither hat er sich nach dem, was ich vernommen habe, weder meiner noch ihrer erinnert; deswegen würde ich ihn, wenn er nicht mein Vater wäre, herb tadeln, nicht nur weil er mir als seiner Tochter, die ihm doch nicht von einer Magd oder einer schlechten Dirne geboren worden ist, Liebe schuldig gewesen wäre, als vielmehr mit Rücksicht darauf, wie undankbar er sich gegen meine Mutter gezeigt hat, die ihr Vermögen und sich selbst, von aufrichtiger Liebe bewogen, seinen Händen anvertraut hat, ohne überhaupt zu wissen, wer er sei. Aber was hülfe es? Das übel Getane und lange Vergangene ist viel leichter zu tadeln als zu verbessern: es war nun einmal so. Er ließ mich also als kleines Kind in Palermo zurück, und als ich dort so groß geworden war, wie ich bin, gab mich meine Mutter, die eine reiche Dame war, einem wackern Edelmanne aus Girgenti zur Gattin, der, meiner Mutter und mir zuliebe, seinen Aufenthalt in Palermo nahm. Weil er aber ein eifriger Weife war, begann er ein Einverständnis mit unserm König Karl zu pflegen, und das war, weil König Friedrich, noch bevor es hätte einen Erfolg zeitigen können, dahinterkam, der Anlaß, daß wir in einem Augenblicke, wo ich die erste Dame der Insel zu werden hoffte, aus Sizilien fliehen mußten; wir rafften also das Wenige, was wir zusammenraffen konnten, zusammen – das Wenige sage ich im Hinblicke auf das Viele, was wir hatten –, ließen Güter und Paläste im Stich und flüchteten uns hieher, und hier fanden wir König Karl so dankbar gegen uns, daß er uns den Verlust, den wir um seinetwillen erlitten hatten, zum Teile ersetzt und uns Besitzungen und Häuser gegeben hat, und er gibt meinem Manne, deinem Schwager, fortwährend reiche Hilfsgelder, wie du dich wirst überzeugen können. Auf diese Art lebe ich denn hier, wo ich dich, mein süßer Bruder, dank dem Herrgott und nicht dir, zu Gesicht bekommen habe.« Und nach dieser Rede umarmte sie ihn von neuem und küßte ihn unter zärtlichen Tränen auf die Stirn. Als Andreuccio, der sich erinnerte, daß sein Vater wirklich in Palermo gewesen war, hörte, wie zusammenhängend und wohlgeordnet sie diese Fabel erzählte, ohne daß ihr bei irgendeiner Stelle ein Wort versagt oder die Zunge gestockt hätte, und die zärtlichen Tränen, die Umarmungen und die Küsse sah, hielt er, weil er aus eigener Erfahrung den Hang der jungen Leute zur Liebe kannte, alles, was sie ihm sagte, für mehr als wahr; und als sie schwieg, antwortete er ihr: »Daß ich erstaunt bin, Madonna, das darf Euch nicht befremden: denn entweder hat mein Vater, gleichgültig warum, nie von Euerer Mutter oder von Euch gesprochen, oder hat er schon gesprochen, so ist mir wenigstens nie etwas davon zu Ohren gekommen, so daß ich von Euch nicht mehr gewußt habe, als wenn Ihr gar nicht auf der Welt gewesen wäret; um so lieber ist es mir aber, hier eine Schwester gefunden zu haben, je mehr ich hier allein bin und je weniger ich so etwas hoffen konnte. Und fürwahr, ich kenne keinen Mann von noch so hohem Range, dem Ihr nicht teuer sein müßtet, geschweige denn mir, der ich ein geringer Kaufmann bin. Über eines aber bitte ich Euch, mich noch aufzuklären: wie habt Ihr erfahren, daß ich hier bin?« Und sie antwortete ihm: »Heute morgen hat es mich eine arme Frau wissen lassen, die sich oft bei mir aufhält, weil sie nach dem, was sie mir gesagt hat, lange Zeit bei unserm Vater sowohl in Palermo als auch in Perugia gewesen ist; und hätte ich es nicht für anständiger gehalten, daß du zu mir in mein Haus kämest, als ich zu dir in ein fremdes, so wäre ich schon längst zu dir gekommen.« Nach diesen Worten begann sie ihn im

einzelnen um alle seine Verwandten namentlich zu befragen, und Andreuccio, der ihr über alle Auskunft gab, glaubte deswegen immer mehr, was er besser nicht hätte glauben sollen. Da ihre Unterhaltung lange gedauert hatte und die Hitze groß war, ließ sie griechischen Wein und Konfekt bringen und ließ Andreuccio einschenken; als er aber hierauf, weil es Zeit zum Abendessen war, weggehn wollte, litt sie das auf keine Weise, sondern sagte, indem sie ihn mit den Anzeichen der höchsten Betrübnis umarmte: »O ich Ärmste, nun sehe ich es deutlich, wie lieb du mich hast; wer sollte es denn für möglich halten: du bist bei deiner Schwester, die du vorher gar nicht gekannt hast, und in ihrem Hause, wo du eigentlich bei deiner Ankunft hättest absteigen sollen, und du willst weggehn, um in der Herberge zu essen! Du mußt auf jeden Fall mit mir essen; ist auch mein Mann nicht daheim, was mir sehr leid tut, so werde ich dich doch, wie es eben eine Frau trifft, ein wenig zu bewirten wissen.« Da ihr Andreuccio nichts sonst zu antworten wußte, sagte er: »Ich habe Euch so lieb, wie man eine Schwester haben soll; wenn ich aber nicht gehe, so wird man mich den ganzen Abend zum Essen erwarten, und ich werde eine Unhöflichkeit begehn.« Und nun sagte sie: »Na, Gott sei Dank, vielleicht habe ich denn doch noch jemand im Hause, um dort sagen zu lassen, daß man dich nicht erwarten solle; höflicher wäre es freilich und eigentlich deine Schuldigkeit, deinen Gesellen sagen zu lassen, sie sollten hierher essen kommen, und so könntest du auch, wenn du dann durchaus gehn wolltest, mit allen zusammen gehn.« Andreuccio antwortete, diesen Abend wolle er seine Gesellen nicht haben; da es aber einmal ihr Wunsch sei, so solle sie über ihn nach ihrem Belieben verfügen. Nun tat sie, als ob sie in seine Herberge schickte, daß er zum Abendessen nicht erwartet werden solle; dann setzte sie sich nach vielen Gesprächen mit ihm zu Tische, wo sie mit vielen Gerichten reichlich bedient wurden, und sie dehnte das Essen listig bis tief in die Nacht hinein aus. Und als Andreuccio, nachdem sie sich vom Tische erhoben hatten, weggehn wollte, sagte sie, das werde sie keineswegs leiden, weil Neapel nicht der Ort sei, in der Nacht herumzugehn, sonderlich nicht für einen Fremden; auch habe sie, als sie das Essen habe absagen lassen, das gleiche wegen der Herberge getan. Er glaubte es, und weil er, von einem Wahne betört, Gefallen daran fand, bei ihr zu sein, so blieb er. Nach dem Essen gab es noch viele und lange Gespräche, die nicht ohne Absicht geführt wurden; und als die Nacht zum Teile verstrichen war, ließ sie Andreuccio mit einem kleinen Knaben, der ihm, was er wünschen werde, zeigen sollte, in ihrem Gemache schlafen, während sie mit ihren Frauenzimmern in ein andres ging. Da die Hitze groß war, entkleidete sich Andreuccio, als er sich allein sah, bis aufs Wams und zog seine Hosen aus und legte sie zu Häupten ins Bett; da ihn nun das natürliche Bedürfnis ankam, seinen Leib der überflüssigen Last zu entledigen, fragte er den Knaben, wo er das tun könne, und der zeigte ihm in einer Ecke des Gemachs eine Tür und sagte: »Da geht hinein.« Andreuccio, der unbesorgt hineinging, setzte von ungefähr den Fuß auf ein Brett, das sich auf der entgegengesetzten Seite vom Balken gelöst hatte, und fiel samt dem Brette hinunter: und Gott war ihm so gnädig, daß er sich trotz der Höhe des Falles keinen Schaden tat; wohl aber besudelte er sich über und über mit dem Unrat, dessen der Ort voll war. Damit ihr aber das Gesagte und das Folgende besser verstehet, will ich euch beschreiben, wie der Ort beschaffen war: es waren in einem engen Gäßchen auf zwei Balken, die von dem einen Hause zum andern liefen, wie wir oft zwischen zwei Häusern sehn, einige Bretter gelegt und darauf war der Sitz angebracht; und eines von diesen Brettern war das, mit dem er hinunterfiel. Als sich nun Andreuccio unten in dem Gäßchen fand, begann er, mißmutig über den Fall, den Knaben zu rufen; der aber war, kaum daß er ihn hatte fallen hören, zu der Dame gelaufen, um es ihr zu sagen, und die lief alsbald in das Gemach, um nachzusehn, ob die Kleider da seien. Und als sie die Kleider und damit auch das Geld, das er in törichtem Mißtrauen immer bei sich trug, gefunden hatte und also in dem Besitze dessen war, weswegen sie als Palermitanerin Schwester eines Peruginers gespielt und ihre Schlingen ausgelegt hatte, scherte sie sich nicht weiter um ihn, sondern ging augenblicklich die Tür schließen, aus der er zu seinem Falle hinausgetreten war. Da ihm also der Knabe keine Antwort gab, begann Andreuccio lauter zu rufen; aber das war umsonst. Dadurch etwas argwöhnisch geworden, begann er nachgerade zu ahnen, daß er betrogen worden sei und erkletterte eine Mauer, die das Gäßchen von der Straße schied, stieg auf den Weg hinab und ging zu der Haustür, die er sehr gut kannte, und dort rief er lange und rüttelte und pochte heftig, aber vergebens. Da er nun sein Unglück klar einsah, begann er weinend: »O ich Ärmster, in wie kurzer Zeit habe ich fünfhundert Gulden und eine Schwester verloren!« Und nach viel andern Worten begann er von neuem an die Tür zu klopfen und zu schreien und tat das so lange, bis viele Nachbarn in der Runde erwachten und, weil sie den Lärm nicht ertragen konnten, auf standen; und eine von den Dienerinnen der Dame trat, als ob sie ganz verschlafen gewesen wäre, ans Fenster und sagte höhnisch: »Wer pocht denn da unten?« »Ach«, sagte Andreuccio, »kennst du mich denn nicht? Ich bin doch Andreuccio, der Bruder Madonna Fiordalisos.« Und sie antwortete ihm: »Wenn du zuviel getrunken hast, Freund, so geh, schlaf dich aus und komme morgen wieder: ich weiß nicht, wer Andreuccio ist, noch was dein Geschwätz heißen soll; geh in Gottes Namen und sei so gut und laß uns schlafen.« – »Was«, sagte Andreuccio, »du weißt nicht, was ich sage? Du weißt es ganz genau! Wenn aber die Verwandtschaften in Sizilien so sind, daß sie in kurzer Frist vergessen werden, so gib mir wenigstens die Kleider wieder, die ich oben gelassen habe, und ich will gerne gehn.« Aber lachend sagte sie zu ihm: »Mir scheint, Freund, du träumst«; und das sagen und sich umdrehn und das

Fenster zuschlagen war eins. In Andreuccio, dem also der letzte Zweifel über seinen Schaden geschwunden war, wurde der Schmerz darüber so mächtig, daß sich sein großer Zorn zur Wut steigerte, und er nahm sich vor, sich das, was er mit Worten nicht zurückhaben konnte, auf gewaltsamem Wege zu verschaffen; darum ergriff er einen großen Stein und begann die Tür mit viel heftigem Schlägen als früher zu bearbeiten. Da deswegen viele von den Nachbarn, die früher erwacht und aufgestanden waren, glaubten, er sei irgendein Störenfried, der diese Reden erdichte, um das gute Frauenzimmer zu ärgern, traten sie an die Fenster und begannen, nicht anders als wie alle Hunde einer Straße auf einen fremden Hund losbellen, auf ihn einzureden: »Das ist eine große Ungezogenheit, den Weibern um diese Stunde vors Haus zu laufen und ihnen ein solches Geschwätz vorzureden. Geh mit Gott, Freund, und laß uns schlafen, und wenn du etwas mit ihr zu schaffen hast, so komme morgen wieder, aber heute nacht laß uns in Ruh!« Vielleicht durch diese Worte dreist gemacht, trat einer, der im Hause war, ein Zuhälter des guten Frauenzimmers, den Andreuccio weder gesehen noch gehört hatte, ans Fenster und rief mit einer groben, erschrecklichen und wilden Stimme: »Wer ist denn da unten?« Andreuccio, der dieser Stimme halber den Kopf hob, sah einen Menschen, der ihm, obwohl er nur wenig unterscheiden konnte, ein großer Rittersmann zu sein schien, mit einem dicken schwarzen Barte im Gesichte, und sich die Augen rieb und gähnte, als ob er eben aus dem Bette oder von einem tiefen Schlafe aufgestanden wäre; und er antwortete nicht ohne Furcht: »Ich bin ein Bruder der Dame, die hier wohnt.« Aber der andere wartete nicht so lange, bis Andreuccio mit seiner Antwort zu Ende war, sondern schrie viel grimmiger als früher: »Ich weiß nicht, was mich zurückhält, daß ich nicht hinunterkomme und dir so viel Prügel gebe, daß du kein Glied mehr rührst, du widerwärtiger, versoffener Esel, der du sein mußt, weil du uns heute nacht nicht schlafen läßt«; und damit drehte er sich um und schloß das Fenster. Einige Nachbarn, die den Mann besser kannten, sagten freundlich zu Andreuccio: »Um Gottes willen, Freund, mach daß du weiterkommst und laß dich hier nicht umbringen; es ist zu deinem Besten, wenn du gehst.« Über die Stimme und das Gesicht des Kerls war Andreuccio so erschrocken, daß er sich durch den Zuspruch dieser Leute, die ihm aus Mitleid so zu reden schienen, bewegen ließ und sich, betrübter als je ein Mensch und seines Geldes wegen verzweifelt, auf den Rückweg in seine Herberge machte und die Richtung einschlug, woher er am Tage vorher, ohne zu wissen, wohin er gehe, hinter der Magd hergekommen war. Und da er sich wegen des Gestankes, der von ihm ausging, selber widerwärtig war, bog er, in der Absicht, ans Meer zu gelangen und sich dort zu waschen, links in eine Straße ein, Ruga catalana genannt. Indem er so dem untern Teile der Stadt zuschritt, sah er sich von ungefähr zwei Männer, die eine Laterne trugen, entgegenkommen; da er besorgte, sie könnten Häscher sein oder Leute, die etwas Böses im Schilde führten, verbarg er sich still in einem verfallenen Hause, das er in seiner Nähe sah. Aber als ob sie just dorthin auf dem Wege gewesen wären, traten die zwei in eben dieses Haus, und dort lud der eine von ihnen ein Bündel eisernes Werkzeug von der Schulter ab und begann es mit dem andern zu betrachten und mancherlei darüber zu sprechen. Und unter dem Sprechen sagte der eine: »Was soll das bedeuten? Ich rieche den garstigsten Gestank, den ich je gerochen zu haben meine«; und da er nach diesen Worten die Laterne hob, sahen sie den armen Teufel von Andreuccio und sagten ganz betroffen: »Wer ist da?« Andreuccio schwieg; aber sie kamen mit dem Lichte näher zu ihm und fragten ihn, was er hier, also beschmutzt, mache. Nun erzählte ihnen Andreuccio haarklein alles, was ihm begegnet war. Die zwei errieten es, wo ihm das begegnet sein mochte, und sagten zueinander: »Das ist sicherlich bei Scarabone Buttafuoco geschehn.« Und zu ihm gewandt, sagte der eine: »Freund, wenn du auch dein Geld verloren hast, so kannst du doch Gott danken, daß du heruntergefallen bist und nicht wieder hast ins Haus kommen können; denn darüber kannst du ruhig sein: wärest du nicht gefallen, so wärest du, kaum daß du geschlafen hättest, umgebracht worden und hättest also Geld und Leben zugleich verloren. Aber was helfen dir jetzt die Tränen? Willst du einen Heller zurückhaben, so ist das geradeso leicht wie einen Stern vom Himmel zu holen; umgebracht aber kannst du werden, wenn er erfährt, daß du ein Wort davon sprichst.« Und nach diesen Worten berieten sie sich ein wenig und sagten dann zu ihm: »Schau, wir haben Mitleid mit dir; wenn du darum unser Mann sein willst bei dem, was wir tun wollen, so glauben wir sicher zu sein, daß auf deinen Teil viel mehr kommen wird, als du verloren hast.« In seiner Verzweiflung antwortete Andreuccio, er sei bereit. An diesem Tage war der Erzbischof von Neapel, Messer Filippo Minutolo, begraben worden, und er war in reichem Ornate begraben worden und mit einem Rubin am Finger, der mehr als fünfhundert Gulden wert war; diesen Leichnam wollten sie berauben und das taten sie Andreuccio als ihre Absicht kund. Andreuccio machte sich, mehr gewinnsüchtig als wohlberaten, mit ihnen auf den Weg; und als sie gegen den Dom zu gingen, sagte der eine, weil Andreuccio zu garstig stank: »Können wir denn keine Gelegenheit finden, daß sich der, wo immer es sein mag, ein bißchen wäscht, damit er nicht so entsetzlich stinkt?« Der, andere sagte: »Freilich, wir sind ja da bei einem Brunnen, wo man gewöhnlich die Winde und einen großen Eimer vorfindet; gehn wir hin und waschen wir ihn rasch.« Als sie zu dem Brunnen gekommen waren, fanden sie wohl das Seil, aber der Eimer war weggenommen; darum beschlossen sie, Andreuccio an das Seil zu binden und in den Brunnen hinabzulassen: er sollte sich unten waschen und nach dem Waschen das Seil schütteln, worauf sie ihn heraufziehen wollten. Und so taten sie. Als sie ihn aber in den Brunnen

hinabgelassen hatten, geschah es, daß einige Leute von der Scharwache, die sowohl wegen der Hitze als auch weil sie einem nachgelaufen waren, Durst hatten, zu dem Brunnen kamen, um zu trinken. Kaum sahen die zwei, die beim Brunnen warteten, die Wache kommen, so nahmen sie Reißaus, ohne daß sie von denen, die trinken kamen, gesehn worden wären. Inzwischen hatte sich Andreuccio auf dem Grunde des Brunnens gewaschen und rüttelte das Seil. Die oben, die schon ihre Tartschen und Waffen und Panzerröcke abgelegt hatten, begannen das Seil, in dem Glauben, der Eimer voll Wasser sei daran, aufzuwinden. Als Andreuccio sah, daß er nahe dem Brunnenrande war, ließ er das Seil los und schwang sich mit den Händen auf die Mauer. Bei diesem Anblicke packte sie ein so jäher Schrecken, daß sie, ohne ein Wort zu sagen, das Seil ausließen und so rasch, wie sie nur konnten, davonliefen; darob verwunderte sich Andreuccio baß, und hätte er sich nicht so fest angehalten, so wäre er in den Brunnen gefallen, vielleicht nicht ohne einen schweren Leibschaden oder gar den Tod zu erleiden. Als er dann herausstieg und die Waffen fand, die, wie er wußte, nicht seinen Gesellen gehörten, begann er sich noch mehr zu verwundern. In seiner unbestimmten Angst und betrübt über sein Geschick, entschloß er sich, von dort wegzugehn, ohne etwas von den Sachen anzurühren, und ging weiter, ohne zu wissen wohin. Indem er so dahinging, begegnete er seinen zwei Gesellen, die zurückkamen, um ihn aus dem Brunnen zu ziehen; als sie ihn sahen, verwunderten sie sich baß und fragten ihn, wer ihn aus dem Brunnen gezogen habe. Andreuccio antwortete, das wisse er nicht, und sagte ihnen der Reihe nach, wie es zugegangen war und was er beim Brunnen gefunden hatte. Die zwei errieten den Zusammenhang und erzählten ihm lachend, warum sie geflohen waren und wer die waren, die ihn hinaufgezogen hatten; und ohne weiter viel Worte zu machen, gingen sie, da es schon Mitternacht war, zum Dome. Sie kamen mit leichter Mühe hinein und langten bei dem Grabmal an, das aus Marmor und sehr groß war; mit ihrem Eisenwerkzeug hoben sie den Deckel, der gar schwer war, so hoch, daß ein Mann hineinkriechen konnte, und stützten ihn ab. Und als das getan war, begann der eine und sagte: »Wer wird denn hineinsteigen?« Und der andere sagte: »Ich nicht.« – »Ich auch nicht«, sagte der erste; »aber Andreuccio wird hineinsteigen.« – »Das werde ich nicht tun«, sagte Andreuccio; aber da kehrten sich beide gegen ihn und sagten: »Du willst nicht hineinsteigen? Gottestreu, wenn du nicht hineinsteigst, so schlagen wir dich mit einem von den Brecheisen da so auf den Kopf, daß du tot liegen bleibst.« Aus Angst stieg Andreuccio hinein, und unterm Hineinsteigen dachte er bei sich: ›Die lassen mich hineinsteigen, um mich zu betrügen; wenn ich ihnen alles gegeben haben werde, so werden sie, während ich zu tun habe, um herauszukommen, ihre Wege gehn, und mir wird das Nachsehn bleiben.‹ Und darum beschloß er, sich vor allem seinen Teil zu nehmen: und da er sich des kostbaren Ringes erinnerte, wovon er sie hatte reden hören, zog er ihn, kaum daß er unten war, dem Erzbischof vom Finger und steckte ihn sich selber an; nachdem er ihnen dann den Krummstab und die Mitra und die Handschuhe gegeben hatte, kleidete er ihn bis aufs Hemd aus und gab ihnen alles, indem er sagte, es sei nichts mehr da. Die zwei behaupteten, der Ring müsse da sein, und sagten ihm, er solle allenthalben suchen; er aber hielt sie eine Weile in Erwartung, indem er antwortete, er finde ihn nicht, und sich stellte, als suchte er ihn. Nun waren sie nicht minder arglistig als er, und so sagten sie so lange, er solle nur recht gut suchen, bis sie die Zeit ersahen und die Stütze, die den Deckel des Grabmals hielt, wegzogen; dann entwichen sie und ließen ihn also im Grabmal eingeschlossen. Wie Andreuccio zumute war, als er das inne ward, das kann sich jedermann vorstellen. Zu mehreren Malen versuchte er, ob er den Deckel mit dem Haupte und den Schultern heben könne, aber alle Anstrengung war umsonst, und so fiel er endlich, von hartem Schmerze überwältigt, ohnmächtig auf den Leichnam des Erzbischofs; und wer die zwei damals gesehn hätte, würde nur schwer herausgefunden haben, in welchem weniger Leben sei, ob im Erzbischof oder in ihm. Als er dann wieder zu sich kam, fing er bitterlich zu weinen an, weil er nicht zweifelte, daß ihm der Tod auf eine von den zwei Arten gewiß sei: entweder daß er in dem Grabmal, wenn es niemand mehr öffnen komme, vor Hunger und Gestank mitten unter den Würmern des Leichnams werde sterben müssen, oder daß er, wenn jemand komme und er drinnen gefunden werde, als Dieb werde gehangen werden. Derlei traurigen Gedanken hing er noch immer voll tiefen Kummers nach, als er in der Kirche Schritte und das Gespräch von Leuten hörte, die, wie er vermutete, darangingen, das zu tun, was er mit seinen Gesellen getan hatte; darob wuchs seine Furcht nur noch mehr. Als die aber das Grabmal geöffnet und gestützt hatten, gerieten sie in Streit, wer hineinsteigen sollte, und keiner wollte es tun; endlich sagte nach langem Zanke ein Geistlicher: »Wovor fürchtet ihr euch denn? Glaubt ihr denn, daß er euch beißen wird? Die Toten beißen niemand; ich werde selber hineinsteigen.« Und nach diesen Worten legte er sich mit der Brust auf den Rand des Grabmals, so daß der Kopf draußen blieb, und streckte die Beine hinein, um sich hinunterzulassen. Als das Andreuccio sah, sprang er auf und packte den Geistlichen bei einem Beine, als ob er ihn hätte herunterziehn wollen. Kaum merkte das der Geistliche, so stieß er einen gellenden Schrei aus und schwang sich auch schon aus dem Grabmal. Darüber erschraken alle andern so sehr, daß sie, ohne das Grabmal zu schließen, nicht anders ausrissen, als ob ihnen hunderttausend Teufel auf den Fersen gewesen wären. Andreuccio, der das alles sah, schwang sich alsbald, froher als er je gehofft hätte, heraus und verließ die Kirche auf demselben Wege, wie er gekommen war. Es wollte schon Tag werden, als er, der mit dem Ringe am Finger aufs Geratewohl fortging, ans Meeresufer kam, und von dort

kam er wieder in seine Herberge, wo er erfuhr, daß seine Gesellschaft und der Wirt die ganze Nacht seinetwegen in Ängsten gewesen waren. Nachdem er ihnen alles, was ihm begegnet war, erzählt hatte, schlössen sich seine Gesellen der Meinung des Wirtes an, daß er unverzüglich Neapel verlassen müsse. Das tat Andreuccio augenblicklich und kehrte nach Perugia zurück, nachdem er also sein Geld, wovon er hatte Pferde kaufen wollen, in einem Ringe angelegt hatte.

## Sechste Geschichte

*Madonna Beritola, die ihre zwei Söhne verloren hat, wird mit zwei Rehen auf einer Insel gefunden und begibt sich in die Lunigiana; dort tritt einer ihrer Söhne in die Dienste ihres Herrn und liegt bei seiner Tochter und wird ins Gefängnis geworfen. Sizilien empört sich gegen König Karl, und der Sohn, der von seiner Mutter erkannt worden ist, heiratet die Tochter des Herrn; auch sein Bruder wird wiedergefunden, und sie werden wieder vornehme Leute.*

Gleicherweise hatten die Damen und die jungen Männer über die von Fiammetta erzählten Abenteuer Andreuccios gelacht, als Emilia, da die Geschichte zu Ende war, auf Befehl der Königin also begann: Hart und trübselig sind die Wechselfälle des Schicksals; und jedesmal, wenn von ihnen gesprochen wird, erwacht unser Sinn, der bei seinen Liebkosungen leichtlich einschläft; darum meine ich, daß es weder die Glücklichen noch die Unglücklichen verdrießen darf, von diesen Dingen zu hören, weil sie die Glücklichen vorsichtig machen und die Unglücklichen trösten. Wenn auch daher schon viel Merkwürdiges darüber gesagt worden ist, gedenke ich euch doch noch eine ebenso wahre wie rührende Geschichte zu erzählen, in der, trotz ihrem frohen Ende, eine so große und so lang dauernde Bitternis war, daß ich kaum glauben kann, daß diese Bitternis durch die spätere Freude jemals völlig versüßt worden sei.

Ihr müßt also wissen, meine liebsten Damen, daß bei Manfred, der nach dem Tode Kaiser Friedrichs des Zweiten zum König von Sizilien gekrönt worden war, ein Edelmann aus Neapel, Arrighetto Capece mit Namen, in hohem Ansehn stand, der zur Gattin eine schöne edle Dame hatte, die auch aus Neapel war und Madonna Beritola Caracciola hieß. Als dieser Arrighetto, in dessen Händen die Regierung der Insel lag, hörte, daß König Karl der Erste Manfred bei Benevent besiegt und getötet hatte und daß sich ihm das ganze Königreich zuwandte, traf er, weil er der kurzen Treue der Sizilianer wenig traute und weil er nicht einem Feinde seines Herrn Untertan sein wollte, Anstalten zur Flucht. Da aber davon die Sizilianer erfuhren, wurden er und viele andere Freunde und Diener König Manfreds als Gefangene an König Karl ausgeliefert, dem auch bald der Besitz der Insel eingeräumt wurde. Bei einer so großen Veränderung der Dinge ließ Madonna Beritola, die nichts über Arrighettos Schicksal wußte und wegen des Geschehnen in steter Besorgnis war, aus Furcht vor Schande ihr ganzes Eigentum in Stich, bestieg in Dürftigkeit und obwohl sie eben schwanger war, mit ihrem Söhnchen, das etwa acht Jahre alt war und Giusfredi hieß, ein Boot und floh nach Lipari und dort gebar sie einen andern Sohn, den sie Scacciato, das ist der Vertriebene, nannte; und nachdem sie eine Amme genommen hatte, bestieg sie mit allen ein kleines Schiff, um nach Neapel zu ihren Verwandten zurückzukehren. Aber es kam anders, als sie gedacht hatte; denn durch die Kraft des Sturmes wurde das Schiff, das nach Neapel hätte fahren sollen, an die Insel Ponza getrieben, und dort liefen sie, um ein besseres Wetter für die Weiterreise abzuwarten, in eine kleine Bucht ein. Wie die andern ging auch Madonna Beritola auf der Insel ans Land; und als sie einen einsamen, abgelegenen Ort gefunden hatte, gab sie sich dort ganz allein der Trauer um ihren Arrighetto hin. Indem sie das alltäglich so hielt, geschah es, daß, während sie in ihrem Schmerze versunken war, eine Freibeutergaleere, ohne von einem von den Seeleuten oder von sonst jemand bemerkt zu werden, herankam, alle ohne Widerstand gefangennahm und davonfuhr. Als Madonna Beritola, nachdem sie ihre tägliche Klage beendet hatte, an den Strand zurückkam, um, wie sie gewohnt war, nach ihren Kindern zu sehn, fand sie keine Seele mehr vor; zuerst verwundert, dann aber plötzlich die Wahrheit ahnend, blickte sie hinaus aufs Meer und sah, wie die Galeere, die noch nicht weit entfernt war, das kleine Schiff hinter sich herzog. Daraus erkannte sie denn deutlich, daß sie so wie den Gatten auch die Kinder verloren hatte; und da sie sich arm und allein und verlassen sah, ohne daß sie gewußt hätte, wo sie je eines von ihren Lieben wiederfinden sollte, fiel sie, den Namen des Gatten und der Kinder rufend, besinnungslos auf dem Strande hin. Niemand war da, der ihr die entwichenen Kräfte mit kaltem Wasser oder einem andern Mittel zurückgerufen hätte, und ihre Lebensgeister durften in aller Gemächlichkeit schweifen, wohin es ihnen beliebte; nachdem aber die verlorenen Kräfte zugleich mit den Tränen und den Klagen in den elenden Leib zurückgekehrt waren, rief sie die Kinder lange Zeit und suchte sie allenthalben in den Höhlen. Als sie dann erkannte, daß all ihre Mühe eitel war, und als sie sah, daß die Nacht hereinbrach, begann sie sich, hoffend, ohne aber zu wissen was, um sich selber zu kümmern; sie

verließ den Strand und kehrte in die Höhle zurück, wo sie sonst zu weinen und zu klagen pflegte. Die Nacht verstrich ihr unter großer Angst und unbeschreiblichem Schmerze, und als der neue Tag gekommen war, wurde in ihr endlich nach der dritten Morgenstunde, weil sie am Abend vorher nichts gegessen hatte, der Hunger so mächtig, daß sie daranging, einige Kräuter zu suchen; und nach diesem kärglichen Mahle gab sie sich weinend mancherlei Gedanken über ihr künftiges Leben hin. Noch immer damit beschäftigt, sah sie ein Reh kommen und in eine Höhle in der Nähe gehn und nach einer Weile wieder heraus und in den Busch gehn; darum stand sie auf und ging in die Höhle, die das Reh verlassen hatte, und dort sah sie nun zwei Rehkälbchen, die noch keinen Tag alt sein mochten. Etwas Hübscheres und Herzigers als diese zwei Tiere glaubte sie noch nie gesehn zu haben; und da ihr die Milch von ihrer letzten Niederkunft her noch nicht versiegt war, nahm sie sie zärtlich und legte sie an ihre Brust. Die Rehe verschmähten diesen Liebesdienst keineswegs, sondern sogen an ihr, wie sie es bei der Mutter getan hätten; und von Stund an machten sie zwischen ihr und ihrer Mutter keinen Unterschied. Der Edeldame aber schien es, daß sie an dem verlassenen Ort eine Gesellschaft gefunden habe, und bald wurde sie mit dem alten Reh nicht minder vertraut als mit den jungen; sie nährte sich von Kräutern und trank Wasser, weinte jedesmal, wenn sie sich des Gatten und der Kinder und ihres vergangenen Lebens erinnerte, und war entschlossen, auf dieser Insel zu leben und zu sterben. Nach vielen Monaten, die die edle Dame einem Wilde gleich dort zugebracht hatte, geschah es, daß ein pisanisches Schiff, ebenso eines Unwetters halber, an derselben Stelle landete, wo sie gelandet war, und dort mehrere Tage blieb. Auf diesem Schiff war ein Edelmann aus dem Markgrafengeschlechte der Malespini, Currado mit Namen, mit seiner rechtschaffenen, frommen Gemahlin; sie kamen von einer Pilgerfahrt, die sie an alle heiligen örter des Königreichs Apulien geführt hatte, und waren auf dem Heimwege. Eines Tages machte sich Currado, um sich ein wenig aufzuheitern, mit seiner Gemahlin und einigen Dienern und seinen Hunden auf, um ins Innere der Insel zu gehn; und nicht weit von dem Orte, wo Madonna Beritola war, begannen die Hunde Currados die zwei Rehe zu verfolgen, die, nun schon groß geworden, geäst hatten, und die Rehe flohen, von den Hunden gehetzt, nirgends anders hin als in die Höhle, wo Madonna Beritola war. Die sprang sofort auf, nahm einen Stock und jagte die Hunde zurück. Nun kamen Currado und seine Gemahlin, die den Hunden gefolgt waren, dazu, und als sie die Frau sahen, die braun und mager und zottig geworden war, waren sie sehr verwundert; und die Frau war es noch mehr. Nachdem nun Currado auf ihre Bitten seine Hunde zurückgerufen hatte, brachten sie sie durch viele Bitten dahin, ihnen zu sagen, wer sie sei und was sie hier mache; und so entdeckte sie ihnen rückhaltlos ihren Stand und ihr Schicksal und sagte ihnen auch, was für einen harten Vorsatz sie gefaßt hatte. Als das Currado hörte, der Arrighetto Capece sehr gut gekannt hatte, weinte er vor Mitleid und trachtete, sie mit vielen Bitten ihrem harten Vorsatze abwendig zu machen, indem er ihr anbot, sie zu ihren Leuten zu bringen oder in sein Haus aufzunehmen, wo sie, ebenso geehrt wie eine Schwester, so lange verweilen könne, bis ihr Gott ein freudigeres Los bereiten werde. Da die Dame diesem Anerbieten nicht nachgab, ließ Currado seine Gemahlin bei ihr und sagte dieser, sie solle zu essen bringen lassen, die Arme, die nur mehr Lumpen auf sich hatte, in eines ihrer Gewänder kleiden und alles aufbieten, daß sie sich wegführen lasse. Die Edeldame, die also bei Madonna Beritola blieb, ließ, nachdem sie mit ihr viel über ihr unseliges Geschick geweint hatte, Kleider und Speisen kommen und brachte es mit der größten Mühe von der Welt dazu, daß sie sich neu kleidete und aß; und schließlich gelang es ihr nach vielen Bitten, Madonna Beritola, die bestimmt erklärte, nie an einen Ort gehn zu wollen, wo sie bekannt sei, zu bewegen, mit ihr in die Lunigiana zu reisen, wohin auch die zwei Rehkälber mitgenommen werden sollten samt dem alten Reh, das inzwischen zurückgekommen war und sie, nicht ohne große Verwunderung der Edeldame, mit den größten Freudenbezeigungen umschmeichelt hatte. Und als das Wetter günstig geworden war, bestieg Madonna Beritola mit Currado und seiner Gemahlin das Schiff, und sie nahm auch das Reh und die zwei Jungen mit, um derentwillen sie, da nicht alle ihren Namen wußten, Cavriuola, das ist Reh, genannt wurde. Bei gutem Winde kamen sie zur Magramündung, stiegen dort ans Land und begaben sich auf die Burgen Currados. Dort verweilte nun Madonna Beritola bei Currados Gemahlin in Witwentracht wie eine von deren Kammerfrauen, ehrbar und demütig und gehorsam, ohne der Liebe zu ihren Rehen zu vergessen, die sie füttern ließ. Die Freibeuter, die bei Ponza das Schiff, auf dem Madonna Beritola gekommen war, genommen hatten, waren mit allen außer ihr, die sie nicht gesehn und daher dort gelassen hatten, nach Genua gefahren; als dort die Beute unter die Herren der Galeere verteilt wurde, kamen die

Amme Madonna Beritolas und die beiden Kinder zufällig auf das Los eines gewissen Guasparrino d'Oria, und er schickte alle drei in sein Haus, um sie dort wie Sklaven zum häuslichen Dienste zu verwenden. Über die Maßen betrübt, sowohl über den Verlust ihrer Herrin als auch über das traurige Geschick, zu dem sie sich und die zwei Kinder verurteilt sah, weinte die Amme lange Zeit. Da sie aber sah, daß die Tränen nichts nützten und daß sie allesamt Sklaven waren, faßte sie, obwohl sie nur ein armes Weib war, einen klugen und vorsichtigen Entschluß: als sie sich nämlich auf jede mögliche Art getröstet hatte und dann bedachte, an was für ein Ende es mit ihnen gekommen war, überlegte sie bei sich, daß es den beiden Kindern möglicherweise

schaden könnte, wenn es bekannt würde, wer sie seien; da sie überdies hoffte, das Schicksal könne sich, wann immer es sei, ändern und die Kinder könnten, wenn sie am Leben blieben, in ihren vorigen Stand zurückkehren, so entschied sie sich dafür, niemand zu entdecken, wer sie seien, bevor sie nicht die günstige Zeit ersehe, und so sagte sie allen, die sie darum fragten, sie seien ihre Kinder. Und den größern Knaben nannte sie nicht Giusfredi, sondern Giannotto von Procida, während sie keinen Anlaß fand, auch den Namen des jüngeren zu ändern. Und mit der größten Beflissenheit machte sie es Giusfredi begreiflich, warum sie seinen Namen gewechselt hatte und zu was für einer Gefahr es ihm gereichen könnte, wenn er erkannt würde, und schärfte ihm das nicht einmal, sondern zu often Malen und gar häufig ein; und der Knabe, der aufgeweckt war, hielt sich treulich an die Unterweisungen der verständigen Amme. So blieben die beiden Knaben, schlecht gekleidet und noch schlechter beschuht und zu jedem niedrigen Dienste verwandt, mehrere Jahre lang mit ihrer Amme geduldig im Hause Messer Guasparrinos. Da aber Giannotto, als er sechzehn Jahre alt war, einen höheren Sinn hatte, als einem Sklaven zugekommen wäre, verließ er, des schnöden Sklavenlebens überdrüssig, den Dienst Messer Guasparrinos, schiffte sich auf einer Galeere ein, die an einer Fahrt nach Alexandrien teilnahm, und zog nun in verschiedene Länder, ohne aber vorwärts zu kommen. Es waren etwa drei oder vier Jahre vergangen, seitdem er Messer Guasparrino verlassen hatte, und er war ein schöner, hochgewachsener junger Mann geworden, als er endlich, nachdem er vorher noch erfahren hatte, daß sein Vater, den er für tot gehalten hatte, noch am Leben war und von König Karl in schmählicher Gefangenschaft gehalten wurde, fast an seinem Glücke verzweifelnd in die Lunigiana kam; und der Zufall wollte es, daß er in die Dienste Currado Malespinas trat, und bald hatte er sich durch seine Geschicklichkeit dessen Zufriedenheit erworben. Obwohl er nun seine Mutter, die bei Currados Gemahlin war, ein paarmal sah, so erkannte er sie doch ebensowenig wie sie ihn; so sehr hatte das Alter beide seit der Zeit, wo sie sich das letzte Mal gesehn hatten, verändert. Derweil also Giannotto in Currados Diensten stand, geschah es, daß eine Tochter Currados, Spina mit Namen, als Witwe eines gewissen Niccolo da Grignano ins väterliche Haus heimkehrte; die, die sehr schön und liebenswürdig und kaum älter als sechzehn Jahre war, warf ein Auge auf Giannotto und er auf sie, und sie verliebten sich glühend ineinander. Diese Liebe blieb nicht lange ohne Erfüllung; und sie währte monatelang, ohne daß jemand etwas davon gemerkt hätte. Da sie auf diese Weise allzu sorglos wurden, begannen sie sich mit geringerer Vorsicht zu benehmen, als ein solcher Handel erheischt hätte: und als sich die junge Dame eines Tages mit Giannotto in einem schönen und dicht belaubten Busche erging, ließen sie die ganze Gesellschaft hinter sich und schritten voraus; und als sie den andern ein hübsches Stück Weges vorauszusein glaubten, ließen sie sich an einem lieblichen Plätzchen voller Kräuter und Blumen, das von Bäumen umschlossen war, nieder und begannen einander die Wonnen der Liebe zu gewähren. Und obwohl sie schon eine geraume Weile beisammen waren, ließ ihnen die große Lust die Zeit so schnell vergehen, daß sie zuerst von Spinas Mutter und dann von Currado überrascht wurden. Currado, der, als er das sah, über die Maßen erbost war, erteilte drei Dienern, ohne ein Wort zu sagen warum, den Befehl, sie zu ergreifen und gebunden auf eine seiner Burgen zu führen; und vor Zorn und Gram außer sich, beabsichtigte er, sie eines schmählichen Todes sterben zu lassen. Obwohl auch die Mutter Spinas sehr unwillig war und bei dem Vergehn der Tochter jede grausame Strafe für angemessen erachtete, konnte sie doch nicht das zugeben, was Currado, wie sie aus etlichen Worten von ihm entnommen hatte, mit den Schuldigen zu tun gesonnen war, beschleunigte darum ihre Schritte, um den erzürnten Gatten einzuholen, und begann ihn zu bitten, er möge sich nicht in der Hitze zu sehr übereilen, daß er als alter Mann zum Mörder seiner Tochter werde und seine Hand mit dem Blute eines Dieners besudle, sondern er möge seinem Zorne auf eine andere Weise Genüge zu tun suchen, indem er sie zum Beispiel gefangensetzen lassen könne, auf daß sie im Kerker schmachteten und den begangenen Fehler beweinten; mit diesen und viel anderen Worten redete die Dame so lange auf ihn ein, daß sie ihn endlich von dem Vorsatze, die beiden zu töten, abbrachte und er befahl, daß sie an verschiedenen Orten gefangengesetzt und wohl bewacht und bei wenig Speise und viel Ungemach so lange gehalten würden, bis er sich über sie eines anderen beraten werde. Und so geschah es. Was sie für ein Leben in der Gefangenschaft führten unter stetigen Tränen und bei längern Fasten, als ihnen bekömmlich gewesen wäre, das kann sich jedermann vorstellen. Ein Jahr lang hatten Giannotto und Spina, ohne daß sich Currado ihrer erinnert hätte, in also trauriger Weise zugebracht, als es geschah, daß König Peter von Aragonien, durch ein Einverständnis mit Gian von Procida, die Insel Sizilien aufwiegelte und dem König Karl wegnahm, weswegen Currado als Gibelline große Feste anstellte. Als das Giannotto von einem seiner Wächter erfuhr, stieß er einen tiefen Seufzer aus und sagte: »Ach, ich Ärmster! Vierzehn Jahre sind vergangen, seitdem ich armselig durch die Welt wandere und auf nichts sonst warte, als daß das einmal geschieht, und jetzt, wo es geschieht, findet es mich, auf daß ich nimmer etwas Gutes zu hoffen habe, in einem Gefängnis, das ich wohl nie anders als tot verlassen werde.« – »Wieso denn?« sagte der Schließer; »was geht es denn dich an, was die großen Könige tun? Was geht dich Sizilien an?« Und Giannotto sagte zu ihm: »Mir ist, als wollte mir das Herz zerspringen, wenn ich mich erinnere, was dort mein Vater zu schaffen hatte; obwohl ich zur Zeit meiner Flucht ein kleines Kind gewesen bin, erinnere ich mich doch, daß er dort zu Lebzeiten König

Manfreds der Herr gewesen ist.« Der Schließer fuhr fort: »Und wer war dein Vater?« »Meinen Vater«, sagte Giannotto, »kann ich nun getrost nennen, weil ich mich schon in der Gefahr sehe, um derentwillen ich mich gefürchtet habe, ihn zu entdecken. Er hieß – und lebt er noch, so heißt er – Arrighetto Capece, und mein Name ist nicht Giannotto, sondern Giusfredi; und ich zweifle keineswegs, daß ich, wenn ich nur hier heraus wäre und nach Sizilien käme, einen hohen Rang einnehmen würde.« Der Biedermann ließ sich auf nichts weiter ein und erzählte bei der ersten Gelegenheit alles Currado. Als das Currado gehört hatte, ging er, obwohl er sich vor dem Schließer gestellt hatte, als kümmerte er sich nicht darum, zu Madonna Beritola und fragte sie freundlich, ob sie von Arrighetto einen Sohn gehabt habe, der Giusfredi geheißen habe. Weinend antwortete ihm die Dame, daß der ältere von den zweien, die sie gehabt habe, wenn er noch am Leben wäre, so heißen würde und etwa zweiundzwanzig Jahre alt wäre. Als das Currado hörte, bedeuchte ihn, Giannotto müsse Giusfredi sein, und ihm kam in den Sinn, daß er, wenn es so sei, zu derselben Zeit ein großes Werk der Barmherzigkeit tun und seine und seiner Tochter Schande aus der Welt schaffen könne, indem er sie ihm zur Gattin gebe; darum ließ er sich Giannotto heimlich kommen und befragte ihn um jede Einzelheit seines vergangenen Lebens. Und da er aus ganz offenkundigen Anzeichen fand, daß er wirklich Giusfredi, der Sohn Arrighetto Capeces war, sagte er zu ihm: »Giannotto, du weißt, wie groß und welcher Art die Beleidigung ist, die du mir in meiner Tochter angetan hast, während du, den ich gut und freundlich behandelte, als Diener immer meine und der Meinigen Ehre hättest im Auge behalten und fördern sollen; und es wären viele gewesen, die dich, wenn du ihnen das angetan hättest, was du mir angetan hast, hätten eines schmählichen Todes sterben lassen: meine Güte aber hat das nicht zugegeben. Weil es jedoch nunmehr so steht, daß du, wie du mir sagst, der Sohn eines Edelmanns und einer Edeldame bist, will ich, wenn du es auch selber willst, deinen Leiden ein Ende machen und dich aus der elenden Gefangenschaft, in der du dich befindest, lösen und zu gleicher Zeit deine Ehre und die meinige wiederherstellen. Spina, die du in einer verliebten, aber dir und ihr unangemessenen Neigung verführt hast, ist, wie du weißt, Witwe, und ihre Mitgift ist groß und sicher; wie ihre Sitten sind, weißt du, und ihre Eltern kennst du. Von deiner gegenwärtigen Lage schweige ich. Wenn du also willst, so bin ich einverstanden, daß die, die unehrbarerweise deine Geliebte war, nun ehrbarerweise deine Gattin wird und daß du wie mein Sohn mit ihr so lange bei mir bleibst, wie dir belieben wird.« Die Gefangenschaft hatte zwar den Leib Giannottos entkräftet, aber keineswegs seinen angeborenen adeligen Sinn geschwächt und noch weniger die Liebe verringert, die er zu seiner Dame trug. Und obwohl er das, was ihm Currado anbot, glühend ersehnte und obwohl er sich in dessen Gewalt sah, so legte er sich doch in dem, was ihm seine Seelengröße zu sagen eingab, nicht die mindeste Zurückhaltung auf und antwortete: »Weder Ehrgeiz noch Geldgier noch irgendein anderer Grund hat mich jemals vermocht, deinem Leben, Currado, oder dem, was dein ist, verräterisch nachzustellen. Ich habe deine Tochter geliebt und liebe sie und werde sie immer lieben, weil ich erachte, daß sie meiner Liebe würdig ist; und wenn mein Verhalten zu ihr nach der Meinung der großen Menge nicht ganz ehrbar war, so habe ich einen Fehler begangen, der stets der Jugend anhaftet und der nur abgeschafft werden könnte, wenn zuerst die Jugend abgeschafft würde, und der, wenn sich die Alten erinnern wollten, daß auch sie einmal jung waren, und wenn sie an die Vergehn der andern den Maßstab der eigenen und an die eigenen den Maßstab der andern anlegten, nicht so groß wäre, wie ihn du und viele andere hinstellen; und dann habe ich ihn als Freund und nicht als Feind begangen. Das, was du dich zu tun erbietest, habe ich immer ersehnt, und hätte ich geglaubt, daß es mir gewährt werden sollte, so hätte ich es schon längst geheischt; und nun wird es mir um so teuerer sein, je geringer meine Hoffnung darauf war. Hast du aber nicht das im Sinne, was deine Worte ankündigen, so weide mich nicht an einer eitlen Hoffnung, sondern lasse mich ins Gefängnis zurückbringen und mich dort nach Belieben peinigen; denn solange ich Spina lieben werde, so lange werde ich ihr zuliebe auch dich lieben, was immer du mir auch antust, und dich in Ehren halten.« Diese Worte machten auf Currado einen tiefen Eindruck und überzeugten ihn von der Hochherzigkeit Giusfredis und der Glut seiner Liebe, so daß er ihn um so lieber gewann; und darum stand er auf, um ihn zu umarmen und zu küssen, und befahl ohne weitern Verzug, daß Spina in aller Stille geholt werde. Sie war im Gefängnis mager und bleich und schwach geworden und war nun, ebenso wie Giannotto, ein anderer Mensch als früher; und sie schlössen mit gleich freudiger Zustimmung ihre Vermählung in Currados Gegenwart nach unserm Brauche. Nachdem er sie dann mehrere Tage lang, ohne daß jemand etwas von dem, was geschehen war, gemerkt hätte, mit allem, was ihnen nötig und lieb war, hatte versehn lassen und als es ihm an der Zeit schien, auch ihre Mütter froh zu machen, rief er seine Gemahlin und Cavriuola: »Was würdet Ihr sagen, Madonna, wenn ich Euch Euern altern Sohn wiedergäbe, und zwar als Gatten einer meiner Töchter?« Und Cavriuola antwortete ihm: »Ich könnte dazu nichts andres sagen, als daß ich Euch, wenn Ihr mich überhaupt noch mehr verbinden könntet, als Ihr schon getan habt, um so dankbarer wäre, je mehr mir das, was Ihr mir wiedergäbet, lieber wäre als mein eigenes Leben; und gäbet Ihr es mir so wieder, wie Ihr sagt, so würdet Ihr meine geschwundene Hoffnung einigermaßen zurückrufen.« Und damit schwieg sie weinend. Nun sagte Currado zu seiner Gemahlin: »Und was würde dich bedünken, Frau, wenn ich dich mit einem solchen Eidam beschenkte?« Und die Dame antwortete ihm: »Nicht nur einer aus ihrem

Geschlechte, das ja adelig ist, sondern auch ein niedriger Mann wäre mir lieb, wenn er Euch lieb wäre.« Nun sagte Currado: »Ich hoffe Euch diese Freude binnen wenigen Tagen zu machen.« Als er sah, daß die zwei jungen Leute ihr voriges Aussehn wiedergewonnen hatten, kleidete er sie köstlich und dann fragte er Giusfredi: »Würde deine Freude nicht noch vollkommener werden, wenn du deine Mutter hier sähest?« Und Giusfredi antwortete ihm: » Ich kann es gar nicht glauben, daß sie der Schmerz über ihr unseliges Geschick so lange am Leben gelassen habe; wenn es aber doch so wäre, so wäre ich überaus glücklich darüber, weil ich sonderlich auch durch ihren Rat glauben würde, meinen Rang in Sizilien zum großen Teile wiederzuerlangen.« Nun ließ Currado beide Damen kommen. Sie bezeigten der jungen Frau eine wundersame Freude, nicht wenig erstaunt, welche Eingebung Currado zu einem so gütigen Entschlüsse, Giannotto mit ihr zu vermählen, bewegen haben könne. Aber Madonna Beritola begann, eingedenk der Worte Currados, Giannotto zu betrachten, und schon weckte eine geheimnisvolle Kraft in ihr die Erinnerung an die kindlichen Gesichtszüge ihres Knaben, so daß sie sich ihm, ohne erst auf eine Erklärung zu warten, mit offenen Armen an seine Brust warf; und die überquellende Rührung der mütterlichen Freude ließ sie kein Wort herausbringen, sondern erstickte jede Lebenskraft in ihr, und sie fiel wie tot in die Arme ihres Sohnes. Und hatte sie der auch, wie er sich nun verwundert erinnerte, zu often Malen in ebendieser Burg gesehn, ohne sie je erkannt zu haben, so regte sich doch jetzt augenblicklich die Stimme des Blutes in ihm; sich seiner frühern Achtlosigkeit wegen selber scheltend, nahm er sie in die Arme und küßte sie mit zärtlichen Tränen. Nachdem dann Madonna Beritola, um die sich Currados Gemahlin und Spina liebevoll mit kaltem Wasser und andern Mitteln bemühten, die entwichenen Kräfte wiedergewonnen hatte, umarmte sie ihren Sohn von neuem mit vielen Tränen und viel kosenden Worten; und voll mütterlicher Liebe küßte sie ihn tausendmal und öfter, und er überließ sich ehrfürchtig ihrer Zärtlichkeit. Nachdem sich diese frohen Liebkosungen nicht ohne große Teilnahme und Freude der Umstehenden dreimal und viermal wiederholt hatten, erzählten sie einander all ihre Schicksale; und da Currado seinen Freunden zu deren Freude die neue Verschwägerung zu wissen gemacht hatte und eine schöne, glänzende Hochzeit veranstaltete, sagte Giusfredi zu ihm: »Ihr habt mich vieler Dinge froh gemacht, Currado, und habt meine Mutter eine lange Zeit bei Euch in Ehren gehalten; damit Ihr nun nichts ungetan lasset, was Euch für uns zu tun möglich ist, bitte ich Euch, daß Ihr meine Mutter und meine Hochzeit und mich durch die Gegenwart meines Bruders froh machet, den Messer Guasparrino d'Oria zugleich mit mir, wie ich Euch gesagt habe, auf der See geraubt hat und als Sklaven in seinem Hause hält, und daß Ihr dann jemand nach Sizilien schicket, auf daß er sich genau unterrichte über die Verhältnisse und die Lage im Lande und Kunde einziehe, ob mein Vater Arrighetto tot ist oder lebt, und wenn er lebt, in was für einer Lage: und hat er sich über alles genau unterrichtet, so möge er zu uns zurückkehren.« Die Bitte Giusfredis gefiel Currado, und er schickte unverzüglich verständige Leute nach Genua und nach Sizilien. Der, der nach Genua geschickt worden war, suchte Messer Guasparrino auf, erzählte ihm alles der Reihe nach, was Currado für Giusfredi und dessen Mutter getan hatte, und richtete Currados Bitte aus, ihm Scacciato und die Amme zu schicken. Messer Guasparrino verwunderte sich baß, als er das hörte, und sagte: »Gewiß würde ich um Currado alles mögliche tun, was ihm nur beliebte, und so werde ich ihm auch den jungen Menschen, den du verlangst, und seine Mutter, die ich so wie ihn seit vierzehn Jahren im Hause habe, gern schicken; aber sage ihm in meinem Namen, er solle sich in acht nehmen, daß er den Geschichten Giannottos, der sich jetzt Giusfredi nennen läßt, nicht zu viel geglaubt habe oder glaube, weil das ein viel arglistigerer Bursche ist, als sich Currado beifallen ließe.« Und nach diesen Worten und nachdem er befohlen hatte, den wackern Mann zu bewirten, ließ er sich heimlich die Amme rufen und forschte sie bedachtsam über die Sache aus. Als die von dem Aufstande in Sizilien hörte und erfuhr, daß Arrighetto noch am Leben sei, ließ sie die Furcht fahren, die sie bisher gehabt hatte, erzählte ihm, wie sich alles zugetragen hatte, und legte ihm die Gründe dar, die sie zu ihrer Handlungsweise bewogen hatten. Messer Guasparrino, der sah, daß die Reden der Amme mit denen von Currados Abgesandtem trefflich übereinstimmten, begann den Worten Glauben zu schenken; und als er die Sache als ein gar schlauer Mann auf die eine und die andere Weise geprüft hatte und alle Augenblicke neue Dinge fand, die ihn in dem Glauben an die Wahrheit bestärkten, schämte er sich der niedrigen Art, wie er den Jüngling behandelt hatte, so sehr, daß er ihm zur Entschädigung dafür und weil er wußte, wer Arrighetto gewesen war und war, sein elfjähriges schönes Töchterlein mit einer großen Heimsteuer zur Gattin gab. Nachdem er das mit einem großen Feste gefeiert hatte, bestieg er mit dem Jünglinge und der Tochter und dem Gesandten Currados und der Amme eine wohlgerüstete Galeere, um nach Lerici zu fahren; von dort, wo er von Currado empfangen wurde, begab er sich mit seiner ganzen Gesellschaft auf eine nahegelegene Burg Currados, die für das große Fest ausersehn war. Wie glückselig die Mutter war, als sie ihren Sohn wiedersah, wie glücklich die zwei Brüder übereinander waren, wie sie alle drei die treue Amme herzten, was für eine herzliche Freude sie alle Messer Guasparrino und seiner Tochter bezeigten und Messer Guasparrino ihnen, und wie groß der Jubel aller miteinander mit Currado und mit seiner Gemahlin und seinen Kindern und Freunden war, das läßt sich nicht mit Worten ausdrücken; ich überlasse es euch, meine Damen, euch selber ein Bild davon zu machen. Und damit die Freude vollständig werde, wollte es Gott, der, wenn er anfängt, mit vollen Händen

spendet, daß die frohe Nachricht eintraf, Arrighetto sei am Leben und in hoher Stellung. Noch saßen nämlich die Eingeladenen, Männer und Frauen, beim ersten Gerichte, als mitten in dem hellen Jubel der eintraf, der nach Sizilien gereist war, und der erzählte von Arrighetto unter anderm, daß das Volk, als der Aufruhr gegen König Karl in der Stadt losgebrochen sei, wütend zu dem Gefängnis, wo ihn König Karl noch immer gefangengehalten habe, gelaufen sei und die Wächter getötet, ihn befreit und ihn als Hauptfeind des Königs an ihre Spitze gestellt und unter seiner Führung die Franzosen verjagt und erschlagen habe. Darob sei er bei König Peter hoch in die Gunst gekommen, und dieser habe ihn in alle seine Güter und Würden wiedereingesetzt, so daß ihm nun an Ansehn und Wohlstand nichts mangle; und der Abgesandte fügte hinzu, Arrighetto habe ihn mit allen Ehren empfangen und eine unbeschreibliche Freude über seine Gemahlin und seinen Sohn gezeigt, von denen ihm seit seiner Einkerkerung nichts mehr zu Ohren gekommen sei, und Arrighetto habe auch um sie ein Schiff mit einigen Edelleuten geschickt, die sogleich kommen würden. Der Gesandte war mit jubelnden Freudenausbrüchen empfangen und angehört worden; und alsbald ging Currado mit einigen seiner Freunde den Edelleuten entgegen, die um Madonna Beritola und Giusfredi kamen, empfing sie freudig und führte sie zu seinem Gastmahle, das noch nicht bis zur Hälfte gediehen war. Die Freude, sie zu sehn, war bei den Damen und bei Giusfredi, aber auch bei allen andern so groß, daß eine ähnliche noch nie erhört worden ist; bevor sich die Edelleute aber zum Essen setzten, entboten sie Currado und seiner Gemahlin Arrighettos Gruß und dankten ihnen in seinem Namen, so gut sie nur wußten und konnten, für die Ehre, die sie seiner Gemahlin und seinem Sohn erwiesen hätten, und baten sie, über Arrighetto samt allem, was er vermöge, nach ihrem Belieben zu verfügen. Dann wandten sie sich zu Messer Guasparrino, von dessen guter Handlung sie nichts geahnt hatten, und sagten ihm, sie seien überzeugt, daß ihm Arrighetto, wenn er erfahren werde, was er für Scacciato getan habe, einen ebensolchen und noch größern Dank abstatten werde. Dann nahmen sie freudig teil an dem Fest der beiden jungen Paare und aßen mit ihnen. Und nicht nur einen, sondern viele Tage lang dauerten die Lustbarkeiten, die Currado für seinen Eidam und seine Verwandten und seine Freunde anstellte. Als sie aber dann zu Ende waren, schien es Madonna Beritola und Giusfredi an der Zeit, zu scheiden, und sie bestiegen das Schiff unter vielen Tränen Currados und seiner Gattin und Messer Guasparrinos und fuhren weg, indem sie Spina mitnahmen. Begünstigern Winde kamen sie rasch nach Sizilien, und in Palermo wurden sie alle, die Söhne und die Frauen, von Arrighetto mit solcher Glückseligkeit empfangen, daß sie unmöglich zu schildern wäre; dort, heißt es, haben sie alle viele Jahre lang glücklich und, in Dankbarkeit für die empfangenen Wohltaten, als Freunde des Herrgotts gelebt.

## Siebente Geschichte

*Der Sultan von Babylon schickt seine Tochter dem Könige von Algarbien als Gemahlin, und sie gerät durch mannigfache Abenteuer in einem Zeiträume von vier Jahren an verschiedenen Orten neun Männern in die Hände; schließlich wird sie ihrem Vater als Jungfrau zurückgebracht und zieht, so wie früher, zum Könige von Algarbien als seine Gattin.*

Die Geschichte Emilias hätte vielleicht nicht viel länger dauern dürfen, so wären die jungen Damen von dem Mitleide, das sie mit den Schicksalen Madonna Beritolas hatten, bis zu Tränen gerührt worden. Als sie aber beendigt war, gefiel es der Königin, daß Panfilo folge und die seinige erzähle; und darum begann er, der gar gehorsam war: Es ist ein schwierig Ding für uns, meine anmutigen Damen, zu erkennen, was uns nützlich ist; denn oft hat man es schon sehn können, daß viele, die in der Meinung, sie würden, wenn sie nur reich seien, ruhig und sicher leben können, nicht nur Gott in Gebeten darum angefleht, sondern auch, ohne irgend eine Mühe oder Gefahr zu scheuen, ruhelos nach Reichtum getrachtet haben, dann, sobald sie an ihrem Ziele gewesen sind, einen Elenden gefunden haben, der ihnen aus Gier nach ihrem Erbe das Leben genommen hat, das sie, auch als sie noch nicht reich gewesen sind, so sehr geliebt haben. Andere, die sich aus niedrigem Stande durch tausend gefährliche Kämpfe und über die Leichen ihrer Brüder und Freunde zu der Höhe des Thrones aufgeschwungen haben, weil sie das für das höchste Glück hielten, haben, von der steten Unruhe und Angst, der sie sich dort verfallen sahen, zu geschweigen, bei ihrem jähen Tode erkennen müssen, daß man an königlicher Tafel aus goldenen Schalen Gift trinkt. Viele waren auch, die körperliche Kraft und Schönheit, und manche, die äußerlichen Schmuck mit brennender Begierde ersehnten und denen die Einsicht, das Ersehnte sei schlecht, nicht früher gekommen ist, als bis sie eingesehn haben, daß es ihnen den Tod bringen werde oder ihr Leben unselig mache. Um aber nicht im einzelnen von jeder menschlichen Sehnsucht zu sprechen, behaupte ich, daß es keine gibt, die der Sterbliche mit der Gewißheit, sie sei vor allen Schlägen des Schicksals gefeit, erwählen könnte; wenn wir daher recht zu Werke gehen wollten, sollten wir

uns entschließen, das zu nehmen und zu besitzen, was uns Der schenkt, der alles weiß, was uns nottut, und es uns geben kann. Weil nun ihr, meine holdseligen Damen, im Gegensatze zu den Männern, die durch die Sehnsucht nach mancherlei Dingen fehlen, nur durch die Sehnsucht nach einem fehlt, nämlich schön zu sein, darin aber so, daß ihr, ohne euch an der Schönheit, die euch die Natur verliehen hat, genügen zu lassen, überdies trachtet, sie mit wundersamer Kunst zu erhöhen, will ich euch erzählen, wieviel Unglück die Schönheit über eine junge Sarazenin gebracht hat, der es um dieser Schönheit willen in vier Jahren neunmal beschieden war, eine neue Hochzeit zu halten.

Es ist geraume Zeit verstrichen, daß in Babylon ein Sultan war, Beminedab mit Namen, dem in seinen Tagen gar vieles nach seinem Wunsche ging. Unter seinen Kindern war eine Tochter, Alatiel geheißen, die nach dem, was jeder, der sie gesehn hatte, sagte, das schönste Weib war, das damals auf der Welt ersehn wurde. Da ihm nun der König von Algarbien auf außergewöhnliche Weise geholfen hatte, den Arabern, die ihn in großer Menge überfallen hatten, eine schwere Niederlage beizubringen, hatte er sie ihm, der das als besondere Gunst geheischt hatte, zur Gattin gegeben und ließ sie mit einem ehrenvollen Geleite von Männern und Frauen und mit vielem vornehmen und kostbaren Geräte ein wohlgerüstetes und wohlausgestattetes Schiff besteigen; und als er sie ihm schickte, befahl er sie Gott. Die Schiffer spannten, als das Wetter günstig war, die Segel den Winden aus und verließen den Hafen von Alexandrien und fuhren mehrere Tage lang glücklich dahin. Schon waren sie bei Sardinien vorbei und schon glaubten sie, dem Ende ihrer Reise nahe zu sein, als sich eines Tages plötzlich stürmische Winde erhoben, die, da jeder von ihnen über die Maßen ungestüm war, dem Schiffe, auf dem die Dame war, so zusetzten, daß sich die Seeleute zu mehrern Malen verloren gaben. Da sie aber als tüchtige Männer alle Kunst und Kraft aufboten, hielten sie in dem Kampfe mit dem tobenden Meere zwei Tage aus; der Sturm ließ aber, auch als schon die dritte Nacht seit seinem Beginne einfiel, nicht nach, sondern wurde immer stärker, und sie wußten nicht, wo sie seien, konnten das auch wegen des durch die Wolken und die nächtliche Finsternis verdunkelten Himmels weder nach den Regeln der Schiffahrtskunst noch durch die Anschauung bestimmen, als sie – sie waren nicht weit von Majorka – merkten, daß das Schiff aus den Fugen ging. Da sie aus diesem Grunde kein andres Mittel zu ihrer Rettung sahen, setzten sie, deren jeder mehr an sich als an die andern dachte, ein Boot aus, und die Schiffsherren sprangen hinein, entschlossen, sich lieber dem Boote anzuvertrauen, als auf dem lecken Schiffe zu bleiben; hinter ihnen sprangen, einer nach dem andern, alle Männer hinein, so viele ihrer auf dem Schiffe waren, obwohl die, welche schon drinnen waren, mit dem Messer in der Hand den andern wehrten. Und indem sie so den Tod zu fliehen glaubten, liefen sie ihm geradewegs entgegen; weil nämlich das Boot bei der Widrigkeit des Wetters nicht so viele Leute tragen konnte, sank es, und alle miteinander gingen zugrunde. Das Schiff hingegen, auf dem niemand geblieben war als die Dame und ihre Frauen, die allesamt, durch die hochgehende See und vor Angst betäubt, schier leblos dalagen, wurde durch das Ungestüm des Sturmes im schnellsten Laufe an den Strand der Insel Majorka getrieben; und die Wucht, womit es dorthin geschleudert wurde, war so groß, daß es etwa einen Steinwurf vom Ufer in den Sand rannte und dort, vom Meere umtobt, die Nacht über liegen blieb, ohne daß es der Sturm hätte von der Stelle bringen können. Als es heller Tag war und sich der Sturm etwas gelegt hatte, hob die Dame, die schier halbtot war, das Haupt und begann, so schwach sie auch war, bald den einen, bald den andern von ihrer Dienerschaft zu rufen; aber ihr Rufen blieb eitel, weil die Gerufenen zu fern waren. Da sie also von niemand eine Antwort bekam und niemand kommen sah, verwunderte sie sich sehr und begann sich heftig zu ängstigen; und als sie dann, so gut es ihr möglich war, aufstand, sah sie die Damen, die ihre Gesellschaft waren, und alle andern Frauen am Boden liegen. Nach vielem Rufen untersuchte sie eine nach der andern, fand aber, weil die meisten entweder an der Seekrankheit oder vor Angst gestorben waren, nur wenige, die ein Lebenszeichen gaben, so daß ihre Angst noch mehr wuchs; nichtsdestoweniger gab sie sich, weil sie, die sich ganz allein sah und nicht erkannte oder wußte, wo sie sei, durch die Not gezwungen war, sich um Hilfe umzusehn, mit denen, die noch am Leben waren, so viel Mühe, daß sie sie dazu brachte, aufzustehn. Als sie dann aber inneward, daß die nicht wußten, wo die Männer seien, und als sie sah, daß das Schiff ans Land getrieben und voll Wasser war, begann sie mit ihnen bitterlich zu weinen. Und schon war die dritte Stunde des Nachmittags da, ohne daß sie auf dem Strande oder sonstwo jemand gesehn hätten, von dessen Mitleid sie hätten Hilfe verlangen können. Aber um die dritte Stunde kam dort ein Edelmann, Pericone da Visalgo mit Namen, der von ungefähr von einem seiner Güter zurückkehrte, mit mehrern Knechten zu Pferde vorbei; als er das Schiff sah, erriet er sogleich, was geschehn war, und befahl einem seiner Knechte, daß er ungesäumt hinaufzusteigen trachte, um ihm dann zu erzählen, wie es sich damit verhalte. Obwohl es ihm viele Schwierigkeiten machte, erstieg der Knecht das Schiff und fand die edle Dame mit der kleinen Gesellschaft, die sie hatte, ängstlich unter dem Schnabel des Schiffsbugs kauern. Als sie ihn sahen, baten sie ihn weinend zu mehrern Malen um Mitleid; da sie aber merkten, daß sie nicht verstanden wurden, wie auch sie ihn nicht verstanden, so suchten sie ihm ihr Mißgeschick durch Zeichen kundzutun. Der Knecht betrachtete alles, so gut er nur konnte, und erzählte Pericone, was er auf dem Schiffe gesehn hatte; der ließ alsbald die Frauen herunterschaffen und

begab sich mit ihnen auf seine Burg, um sie durch Speise und Ruhe zu erquicken. Aus dem reichen Geräte, dessen kostbarste Gegenstände er, soweit es möglich gewesen war, ihrer habhaft zu werden, gleicherweise hatte auf seine Burg bringen lassen, ersah er, daß die Dame, die er gefunden hatte, eine vornehme Edeldame sein müsse, und er erkannte sie leicht aus der Ehrerbietung, die ihr allein alle andern bewiesen. Und obwohl sie von dem auf dem Meere erlittenen Ungemach bleich und arg mitgenommen war, entgingen ihm doch die Reize ihrer Gestalt nicht; darum war er sofort mit sich einig, sie, wenn sie keinen Gatten habe, zur Frau zu verlangen oder, wenn er sie nicht zur Frau haben könne, zur Geliebten haben zu wollen. Als nun Pericone, der ein Mann von kühnem Gesichte und kräftigem Wüchse war, die Dame einige Tage lang hatte trefflich pflegen lassen und nun, weil sie sich auf diese Weise gänzlich erholt hatte, sah, daß ihre Schönheit über jede Vorstellung erhaben war, bekümmerte es ihn über die Maßen, daß er sie ebensowenig verstehn konnte wie sie ihn und daß es ihm also unmöglich war, zu erfahren, wer sie sei; nichtsdestoweniger ließ er es, von ihrer Schönheit brünstig entflammt, an keiner Anstrengung fehlen, sie durch schmeichelnde und verliebte Gebärden dazu zu bringen, daß sie ihm ohne Widerstand zu Willen sei. Aber das war umsonst, weil sie jede Vertraulichkeit zurückwies; und um so höher loderte Pericones Flamme. Da das die Dame sah, die in den paar Tagen ihres Verweilens an den Sitten der Leute erkannt hatte, daß sie unter Christen war und an einem Orte, wo es ihr nichts genützt hätte, sich, wenn ihr das überhaupt möglich gewesen wäre, zu erkennen zu geben, kam sie zu der Ansicht, daß sie sich mit der Zeit entweder der Gewalt oder der Liebe Pericones werde fügen müssen, und entschloß sich deshalb, der Bitternis ihres Schicksals mit fester Stirn entgegenzutreten; und sie befahl ihren Frauen, deren ihr nicht mehr als drei geblieben waren, keinem Menschen zu entdecken, wer sie seien, es wäre denn, daß sie darin eine offenbare Hilfe zu ihrer Befreiung erkennten, und redete ihnen überdies eindringlich zu, ihre Keuschheit zu bewahren, indem sie ihnen versicherte, sie selber habe sich entschlossen, sich niemand als ihrem Gatten hinzugeben. Die Frauen lobten ihren Vorsatz und sagten, sie würden ihren Befehl nach Kräften befolgen. Pericone, der von Tag zu Tag mehr entbrannte und um so mehr, je näher ihm der Gegenstand seines Verlangens war und je mehr sich ihm der versagte, sann, weil er sah, daß er mit dem schmeichelnden Werben nichts ausrichtete, auf List und Trug, indem er sich die Gewalt fürs Ende aufsparte. Und da er dann und wann bemerkt hatte, daß die Dame Geschmack rui dem Weine fand, den sie, weil es ihr ihr Gesetz verbot, nicht zu trinken gewohnt war, meinte er, sie durch Wein, den Diener der Venus, erobern zu können. Er gab sich also den Anschein, als wäre ihm das gleichgültig, wogegen sich die Dame ungebärdig zeigte, und gab, wie wenn es ein Fest zu feiern gegolten hätte, eine prächtige Abendmahlzeit, und die Dame kam hin; und bei diesem Mahle, das durch vielerlei Veranstaltungen heiter verlief, befahl er dem, der sie bediente, ihr mancherlei Wein gemischt einzuschenken. Der tat das treulich, und sie, die sich dessen nicht versah, nahm, durch die Lieblichkeit des Trunkes verleitet, mehr zu sich, als ihrer Ehrbarkeit bekömmlich gewesen wäre, so daß sie des ganzen vergangenen Ungemachs vergaß und lustig wurde; und als sie einige Mädchen nach der Weise von Majorka tanzen sah, tanzte sie nach der alexandrinischen. Als das Pericone sah, glaubte er sich dem Ziele seiner Wünsche nahe; und indem er Speisen und Getränke in größerm Überflusse auftischen ließ, dehnte er das Mahl bis weit in die Nacht hinein aus. Endlich entfernten sich die Gäste, und er ging mit der Dame allein in die Kammer; der Hitze des Weines war die kühle Ehrbarkeit gewichen, und so entkleidete sie sich vor Pericone ohne eine Spur von Scham, als ob er eine von ihren Frauen gewesen wäre, und ging zu Bette. Pericone säumte nicht, ihr zu folgen; nachdem er alle Lichter ausgelöscht hatte, legte er sich augenblicklich von der andern Seite her neben sie und begann sich ihrer, die nichts dawider sagte, im Liebesspiele zu getrösten. Und da sie vorher nicht gewußt hatte, mit was für einem Hörne die Männer stoßen, tat es ihr nun, wo sie es verspürt hatte, leid, daß sie den Liebkosungen Pericones nicht nachgegeben hatte; und fortan kam es zu often Malen vor, daß sie sich, ohne auf eine Einladung zu warten, selber zu so süßen Nächten einlud, zwar nicht mit Worten, womit sie sich nicht hätte verständlich machen können, aber durch die Tat. Diese große Lust, die Pericone und sie genossen, sollte aber, weil das Geschick nicht damit zufrieden war, sie aus der Gemahlin eines Königs zum Liebchen eines Burgherrn gemacht zu haben, von einer grausameren Liebe abgelöst werden. Pericone hatte einen Bruder, Marato mit Namen, der schön und frisch war wie eine Rose. Dieser, dem sie gleich beim ersten Anblick wohl gefallen hatte, glaubte aus ihrem Gehaben zu entnehmen, daß sie ihn gut leiden könne; weil er der Meinung war, daß ihm das, was er von ihr ersehnte, durch nichts verwehrt werde als durch die regelrechte Bewachung, in der sie Pericone hielt, verfiel er auf einen gräßlichen Gedanken, und dem Gedanken folgte ohne Verzug die verbrecherische Ausführung. Zufällig lag damals in dem Hafen der Stadt ein Schiff, das, mit Waren beladen und nach Chiarenza in der Romania bestimmt, schon die Segel aufgezogen hatte, um bei günstigem Winde in die See zu stechen; mit den Herren dieses Schiffes, zwei jungen Genuesern, ließ sich Marato in Verhandlungen ein und machte ab, daß sie ihn in der nächsten Nacht mit der Dame aufnehmen sollten. Nachdem das besorgt war, begab er sich, völlig mit sich im reinen, was er tun wollte, bei Anbruch der Nacht mit einigen Gesellen, auf die er sich verlassen konnte und die er zu dem, was er zu tun beabsichtigte, aufgefordert hatte, heimlich zum Hause Pericones, der sich von ihm nichts Schlimmem versah, und versteckte sich gemäß der mit seinen Gesellen getroffenen Abrede

im Hause. Als dann die Nacht zum Teile verstrichen war, öffnete er seinen Gesellen und ging mit ihnen dorthin, wo Pericone mit der Dame schlief. Nachdem sie die Kammer geöffnet hatten, töteten sie Pericone im Schlafe und bemächtigten sich der Dame, der sie, weil sie erwacht war und weinte, mit dem Tode drohten, wenn sie Lärm mache; und indem sie einen großen Teil des kostbarsten Eigentums Pericones mitnahmen, eilten sie, ohne daß ihre Anwesenheit bemerkt worden wäre, ans Ufer, und dort bestieg Marato mit der Dame ohne Säumnis das Schiff, während seine Gesellen umkehrten. Da sich gerade ein günstiger frischer Wind erhob, spannten die Schiffer die Segel und fuhren davon. Die Dame grämte sich heftig sowohl über ihr erstes Unglück als auch über das zweite; aber Marato begann sie mit dem heiligen Wirdinderhandhart, den uns Gott gegeben hat, auf eine solche Weise zu trösten, daß sie, rasch mit ihm vertraut geworden, Pericone vergaß. Und sie war schon wieder guter Dinge, als ihr das Schicksal, wie wenn es mit dem vergangenen Unheil nicht zufrieden gewesen wäre, ein neues bereitete; denn da sie, wie wir schon zu mehrern Malen gesagt haben, wunderschön war und sich gar einnehmend betrug, verliebten sich die zwei jungen Schiffsherrn so heftig in sie, daß sie, um alles andere unbekümmert, nur danach trachteten, ihr zu dienen und ihr zu gefallen. Wenn sie auch dabei wohl auf der Hut waren, Marato den Grund merken zu lassen, wurde doch einer der Liebe des andern gewahr und da besprachen sie sich insgeheim und kamen überein, den Gegenstand ihrer Liebe gemeinsam zu erringen, als ob sich das mit der Liebe ebenso machen ließe wie mit Kaufmannswaren oder Gewinn. Und weil sie sahen, daß sie Marato sorglich bewachte, so daß sie in ihrem Plane gehindert waren, gingen sie eines Tages, als das Schiff mit vollen Segeln dahinflog, einträchtig auf Marato zu, der, ohne sich etwas von ihnen zu versehn, auf dem Hinterteile des Schiffes stand und ins Meer blickte, packten ihn von rückwärts und warfen ihn ins Meer; und sie waren schon über eine Meile von ihm entfernt, bevor es jemand merkte, daß Marato ins Meer gefallen war. Als das die Dame erfuhr und keinen Weg sah, ihn wiederzubekommen, begann sie von neuem auf dem Schiffe in Tränen auszubrechen. Die zwei Verliebten kamen auf der Stelle zu ihr, um sie zu trösten, und trachteten, sie, die nicht so sehr den verlorenen Gatten als ihr Unglück beweinte, mit süßen Worten und großen Versprechungen, wenn sie auch nichts davon verstand, zu beruhigen. Und nachdem sie sie durch langes und wiederholtes Zureden einigermaßen getröstet zu haben glaubten, wollten sie miteinander ausmachen, wer als erster bei ihr liegen solle. Und da ein jeder der erste sein wollte und sie sich auf keine Weise einigen konnten, gerieten sie in einen heftigen Wortwechsel, und der brachte sie so in Hitze, daß sie zu den Dolchen griffen und wütend aufeinander losgingen und sich gegenseitig, ohne daß sie die, die auf dem Schiffe waren, hätten trennen können, mehrere Stöße versetzten, wovon der eine auf der Stelle tot zusammenbrach, während der andere, der am Leben blieb, aus vielen Wunden blutete. Darob war die Dame ganz niedergeschlagen, weil sie sich nun allein und ohne Hilfe oder Rat von irgend jemand sah und weil sie Angst hatte, daß sich der Zorn der Verwandten und Freunde der beiden Schiffsherrn gegen sie kehren werde: aber die Bitten des Verwundeten und die bald darauf erfolgte Ankunft in Chiarenza entledigten sie der Furcht vor dem Tode. In Chiarenza ging sie mit dem Verwundeten ans Land und verweilte mit ihm in einer Herberge; alsbald durchlief das Gerücht ihrer Schönheit die Stadt und kam so auch dem Fürsten von Morea, der sich damals dort aufhielt, zu Ohren, so daß er sie zu sehen wünschte. Und als er sie sah, fand er sie viel schöner, als das Gerücht besagt hatte, und verliebte sich augenblicklich so in sie, daß er an nichts andres mehr denken konnte; und da er hörte, auf was für eine Weise sie hergekommen war, hielt er es nicht für unmöglich, in ihren Besitz zu gelangen. Er suchte noch nach Mitteln dazu, als ihm schon die Verwandten des Verwundeten, die das erfahren hatten, anstandslos die Dame schickten; das war ihm überaus lieb, aber ebenso lieb auch der Dame, weil sie so einer großen Gefahr entgangen zu sein glaubte. Obwohl nun der Fürst nicht erfahren konnte, wer sie sei, schloß er doch aus den königlichen Sitten, die sie außer ihrer Schönheit zierten, daß sie eine adelige Dame sein müsse, und darob verdoppelte sich seine Liebe zu ihr; er ließ es auch nicht an Achtung gegen sie fehlen und hielt sie nicht wie ein Liebchen, sondern wie eine rechtmäßige Gattin. Da sich daher die Dame mit Rücksicht auf das vergangene Ungemach gar wohlfühlte, so daß sie sich bald völlig getröstet hatte und wieder ganz heiter wurde, erblühte ihre Schönheit so, daß die ganze Romania keinen andern Gesprächsstoff zu haben schien. Auf diese Weise geschah es, daß den Herzog von Athen, einen schönen, lebhaften Jüngling, der ein Freund und Verwandter des Fürsten war, das Verlangen ankam, sie zu sehn; und indem er so tat, als beabsichtige er einen seiner gewöhnlichen Besuche, kam er mit einer schönen, ehrenvollen Begleitung nach Chiarenza, und dort wurde er ehrenvoll und mit Freuden empfangen. Als sie nun nach einigen Tagen auf die Schönheit der Dame zu sprechen kamen, fragte der Herzog den Fürsten, ob sie gar so wundersam sei, wie man erzähle. Und der Fürst antwortete ihm: »Noch viel wundersamer; aber davon sollen dich meinetwegen nicht meine Worte, sondern deine Augen überzeugen.« Da ihn der Herzog deshalb drängte, gingen sie miteinander zu der Dame, und die, die von ihrem Besuche schon vorher gewußt hatte, empfing sie mit Anstand und heiterm Gesichte; die beiden ließen sie zwar zwischen ihnen Platz nehmen, mußten aber auf das Vergnügen eines Gespräches mit ihr verzichten, weil sie von ihrer Sprache wenig oder nichts verstand. Darum betrachtete sie jeder wie ein Wunderwesen, sonderlich aber der Herzog, der sich kaum einreden konnte, daß sie ein sterbliches Geschöpf sei; und

während er seinen Wünschen durch ihren Anblick Genüge zu tun glaubte, tranken seine Augen bei ihrer Betrachtung unversehens das Gift der Liebe, so daß er sich selber elendiglich verstrickte und sich glühend in sie verliebte. Und als er dann zugleich mit dem Fürsten von ihr weggegangen war und Muße hatte, allein mit sich nachzudenken, erachtete er den Fürsten für den glücklichsten Mann der Welt, weil er ein so schönes Wesen zu seiner Lust besitze; und nach vielen mannigfachen Gedanken überwog endlich die brünstige Liebe die Ehrbarkeit, und er entschloß sich, dieses Glück dem Fürsten zu rauben und sich selber zu gewinnen. Und da ihn seine Ungeduld zur Eile trieb, ließ er Vernunft und Rechtlichkeit völlig beiseite und richtete seine ganzen Gedanken auf tückischen Trug. Und gemäß dem schändlichen Plane, den er bald gefaßt hatte, ließ er eines Tages im Einverständnis mit dem Leibkammerdiener des Fürsten, der Ciuriaci hieß, heimlich alle seine Pferde und sein Gepäck zur Abreise bereithalten; und in der Nacht darauf wurde er mit einem Gesellen, der ebenso wie er bewaffnet war, von dem besagten Ciuriaci leise in das Gemach des Fürsten geführt. Die Dame schlief; den Fürsten hingegen sah er der großen Hitze halber nackt bei einem Fenster, das aufs Meer hinausging, stehn, um sich an dem Lüftchen, das von dorther kam, zu erquicken. Seinen Gesellen hatte er schon früher unterrichtet, was er zu tun haben werde, und so schlich er durch das Gemach zum Fenster, stieß dem Fürsten den Dolch mit solcher Wucht in die Seite, daß die Spitze auf der andern Seite herauskam, packte ihn augenblicklich und stürzte ihn zum Fenster hinab. Der Palast stand am Meere und war sehr hoch, und unter dem Fenster, wo der Fürst gestanden hatte, waren einige Häuser, die durch die Fluten des Meeres eingefallen waren, weshalb sie nur selten oder nie jemand betrat; so kam es, daß es, wie der Herzog vorausgesehn hatte, niemand bemerkte oder hätte bemerken können, wie dort der Leichnam des Fürsten hinabfiel. Als der Gesell des Herzogs sah, daß das geschehn war, warf er dem Leibdiener unter dem Scheine einer Liebkosung einen Strick, den er dazu mitgebracht hatte, um den Hals und zog ihn so fest zu, daß Ciuriaci keinen Lärm machen konnte; der Herzog trat hin und sie erdrosselten ihn und stürzten ihn dort hinab, wo sie den Fürsten hinabgestürzt hatten. Und nach dieser Tat nahm der Herzog, der genau wußte, daß sie weder von der Dame noch von sonst jemand gehört worden waren, ein Licht und ging damit zum Bette und deckte vorsichtig die Dame, die fest schlief, völlig auf; und da er nun alles sah, konnte er seines Preises kein Ende finden, und hatte sie ihm bekleidet gefallen, so gefiel sie ihm nackt über alle Maßen. Darob in heißer Begierde entbrannt, legte er sich, ohne daß ihn seine eben begangene Tat abgeschreckt hätte, mit den noch blutigen Händen an ihre Seite und umarmte sie, die ihn, schlaftrunken, für den Fürsten hielt. Nachdem er eine Zeitlang mit der größten Wonne bei ihr geweilt hatte, stand er auf und ließ einige seiner Begleiter kommen, die mußten die Dame so, daß sie keinen Lärm machen konnte, packen, durch die geheime Tür, durch die er hereingekommen war, hinaustragen und auf ein Pferd heben, und nun machte er sich so leise wie nur möglich mit allen seinen Leuten auf den Weg und kehrte nach Athen zurück. Weil er aber eine Gemahlin hatte, brachte er die Dame, die trauriger war als je eine, nicht nach Athen, sondern auf ein prächtiges Lustschloß, das nicht weit von der Stadt am Meere lag, und dort hielt er sie verborgen und ließ sie auf anständige Art mit allem versehn, was sie brauchte. An dem Tage nach der Tat hatten die Höflinge des Fürsten bis zur dritten Stunde des Nachmittags gewartet, daß der Fürst aufstehe; weil sie aber gar kein Geräusch hörten, öffneten sie endlich die Türen des Gemachs, die nicht versperrt waren. Als sie es leer fanden, vermuteten sie, er habe sich heimlich irgendwohin begeben, um zu seiner Lust ein paar Tage mit der Dame zu verbringen, und machten sich weiter keine Sorgen. Am andern Tage geschah es jedoch, daß ein Narr, der in das verfallene Gemäuer gegangen war, wo die Leichen des Fürsten und seines Dieners lagen, Ciuriaci an dem Stricke herauszog und hinter sich herschleppte; der Leichnam wurde nicht ohne großes Erstaunen von vielen erkannt, und die schmeichelten dem Narren so lange, bis er sie dorthin führte, wo er ihn hervorgezogen hatte, und nun fanden sie zum größten Schmerze der ganzen Stadt auch den Leichnam des Fürsten. Als sie den mit Gepränge bestattet hatten und nun nach den Tätern dieses schändlichen Mordes forschten, brachte sie der Umstand, daß der Herzog von Athen nicht mehr da war, sondern sich heimlich davongemacht hatte, zu der Meinung, er müsse, wie es auch zutraf, die Tat begangen und die Dame entführt haben. Darum setzten sie unverzüglich einen Bruder des toten Fürsten zum Fürsten ein und stachelten ihn, was sie nur konnten, an, Rache zu nehmen; da sich der bald aus vielen Anzeichen überzeugte, daß ihre Vermutung richtig war, rief er seine Freunde und Verwandten und Diener in verschiedenen Gegenden zu den Waffen, sammelte in kurzer Zeit ein ansehnliches, großes und tapferes Heer und überzog den Herzog von Athen mit Krieg. Als der Herzog davon erfuhr, bot er alles zur Gegenwehr auf, und viele Herren kamen ihm zu Hilfe; so schickte auch der Kaiser von Konstantinopel seinen Sohn Konstantin und seinen Neffen Manuel mit einer ansehnlichen, zahlreichen Streitmacht. Die beiden Prinzen wurden vom Herzoge geziemend empfangen, freudiger aber noch von der Herzogin, die Konstantins Schwester war. Dieweil sich die Dinge von Tag zu Tag mehr zum Kriege anließen, nahm die Herzogin die Gelegenheit wahr und ließ die beiden in ihr Gemach kommen und erzählte ihnen unter vielen Tränen mit vielen Worten die ganze Geschichte und den Anlaß des Krieges und wies ihnen den Schimpf, den ihr der Herzog mit dem Frauenzimmer antue, das er sich, seiner Meinung nach insgeheim, halte; und indem sie sich heftig über ihn beklagte, bat sie sie, zu seiner Ehre und zu ihrem Tröste Abhilfe zu schaffen

wie es ihnen nur möglich sei. Weil die jungen Männer wußten, wie sich die Sache zugetragen hatte, fragten sie nicht viel, sondern trösteten die Herzogin so gut, wie sie konnten, und erfüllten sie mit froher Hoffnung; sie unterrichtete sie noch über den Aufenthaltsort der Dame, und dann gingen sie weg. Da sie aber die Dame schon zu often Malen ihrer wundersamen Schönheit wegen hatten preisen hören, hatten sie Lust, sie zu sehn, und baten den Herzog, sie ihnen zu zeigen. Der versprach es ihnen, uneingedenk dessen, was dem Fürsten widerfahren war, weil er sie ihm gezeigt hatte; und nachdem er in den schönen Garten, der bei dem Lustschlosse war, wo die Dame weilte, ein köstliches Mahl bestellt hatte, führte er sie am nächsten Morgen mit einer kleinen Gesellschaft hin, damit sie mit ihr speisten. Konstantin, der neben ihr saß, begann sie voll Staunens zu betrachten und gestand sich, daß er noch nie ein so schönes Wesen gesehn habe und daß nicht nur der Herzog zu entschuldigen sei, sondern daß auch jeder andere entschuldigt werden müßte, der wegen des Besitzes eines so schönen Weibes einen Verrat oder eine andere Schlechtigkeit beginge; und indem er sie ein ums andere Mal ansah und sie stets höher pries, erging es ihm nicht anders, als es dem Herzog ergangen war. Und als er, ganz verliebt, wegging, verbannte er alle Gedanken an den Krieg und dachte nur noch daran, wie er sie dem Herzog nehmen könnte; immerhin verbarg er seine Liebe sorglich vor jedermann. Dieweil er in diesem Feuer glühte, kam die Zeit heran, gegen den Fürsten, der sich schon dem Reiche des Herzogs näherte, ins Feld zu ziehen; darum verließen der Herzog und, dem erteilten Befehle gemäß, Konstantin und alle andern Athen und besetzten die Grenze, um dem Fürsten ein weiteres Vordringen zu verwehren. Als sie dort weilten, kam es Konstantin, der Herz und Gedanken immer bei der Dame hatte, in den Sinn, daß es ihm jetzt, wo der Herzog nicht in ihrer Nähe sei, gar leicht gelingen könnte, seine Wünsche zu stillen; er schützte als Grund seiner Rückkehr eine arge Unpäßlichkeit vor, nahm Urlaub vom Herzog, gab den Befehl über sein Kriegsvolk an Manuel ab und reiste nach Athen zu seiner Schwester. Einige Tage später brachte er seine Schwester im Gespräch auf den Schimpf, den sie vom Herzog durch sein Verhältnis zu der Dame zu leiden meinte, und sagte ihr, wenn sie es wünsche, werde er ihr darin trefflich helfen, indem er sie in ihrem Aufenthaltsorte ausheben und aus dem Lande schaffen werde. In der Meinung, Konstantin wolle das aus Liebe zu ihr und nicht zu der Dame tun, sagte die Herzogin, daß es ihr gar lieb wäre, freilich nur dann, wenn es so geschähe, daß der Herzog nie erführe, daß sie damit einverstanden gewesen sei; und das versprach ihr Konstantin ausdrücklich, und so stimmte die Herzogin zu, daß er tue, wie es ihm am besten dünke. Konstantin ließ in der Stille eine leichte Barke ausrüsten, bemannte sie mit etlichen von seinen Leuten, die er über alles, was sie zu tun hätten, unterrichtete, und schickte sie in die Nähe des Gartens, wo die Dame weilte; dann ging er mit andern zu dem Palaste, wo sie war. Dort wurde er von denen, die die Dame zu bedienen hatten, und dann auch von ihr selber freudig empfangen, und sie ging auf seinen Wunsch mit ihm in den Garten, von ihren Dienern und seinen Gesellen begleitet. Nun führte er sie, unter dem Verwände, er habe im Namen des Herzogs mit ihr zu sprechen, allein gegen eine Tür, die aufs Meer hinausging und schon von seinen Gesellen geöffnet war; und nachdem er die Barke mit dem verabredeten Zeichen herbeigerufen hatte, ließ er die Dame alsbald ergreifen und in die Barke tragen. Und zu ihrer Dienerschaft gewandt, sagte er: »Niemand rühre sich oder gebe einen Laut von sich, wenn er nicht des Todes sein will; denn ich tue das nicht, um dem Herzog sein Mädchen zu nehmen, sondern um die Schmach zu tilgen, die er meiner Schwester antut.« Niemand getraute sich darauf zu antworten; so bestieg denn Konstantin mit den Seinigen die Barke, setzte sich neben die weinende Dame und befahl, die Ruder ins Wasser zu senken und abzufahren. Nicht rudernd, sondern fliegend kamen sie bei Anbruch des nächsten Tages nach Ägina. Dort gingen sie ans Land und ruhten, und Konstantin stillte seine Lust in den Armen der Dame, die ihre unselige Schönheit beweinte; dann bestiegen sie die Barke wieder und kamen binnen wenigen Tagen nach Chios, und dort blieben sie, weil Konstantin, der die Vorwürfe seines Vaters fürchtete und die geraubte Dame zu verlieren besorgte, den Ort für sicher hielt. Ein paar Tage lang weinte die Dame über ihr Mißgeschick; da sie aber Konstantin tröstete, begann sie, so wie sie die andern Male getan hatte, mit Vergnügen zu nehmen, was ihr das Schicksal bescherte. Während diese Dinge also verliefen, kam der damalige Türkenkönig Osbek, der mit dem Kaiser in beständigem Kriege lag, von ungefähr nach Smyrna; und da er dort hörte, daß in Chios Konstantin mit einer Dame, die er geraubt habe, ohne alle Vorsicht ein üppiges Leben führe, setzte er eines Nachts mit einigen bewaffneten Fahrzeugen dorthin über und drang mit seinen Leuten in die Stadt ein. Viele wurden in den Betten gefangen, bevor sie noch gemerkt hatten, daß sie vom Feinde überfallen waren, andere, die erwacht und zu den Waffen gelaufen waren, wurden erschlagen; und nachdem sie die Stadt niedergebrannt und die Beute und die Gefangenen auf die Schiffe gebracht hatten, kehrten sie nach Smyrna zurück. Als dort Osbek, der ein junger Mann war, die Beute durchsah, fand er die schöne Dame; und da er erfuhr, daß es die war, die mit Konstantin im Bette schlafend gefangen worden war, freute er sich außerordentlich, als er sie sah. Und ohne irgendwie zu verziehen, machte er sie zu seiner Gemahlin und feierte die Hochzeit; und nun genoß er mehrere Monate lang die Wonne ihrer Umarmungen. Bevor sich noch diese Dinge ereignet hatten, hatte der Kaiser mit dem Könige Basano von Kappadozien Unterhandlungen gepflogen, wonach dieser Osbek von der einen Seite überfallen sollte, während er ihn von der andern angreifen wollte; aber diese Unterhandlungen waren wegen einiger

Dinge, die Basano forderte, die aber der Kaiser, weil sie ihm nicht recht'paßten, nicht hatte tun wollen, noch nicht bis zum Abschlüsse gediehn. Als aber nun der Kaiser erfuhr, was seinem Sohne geschehn war, tat er, über die Maßen betrübt, alles, was der König von Kappadozien verlangte, und lag ihm nach Kräften an, gegen Osbek loszuschlagen; zugleich schickte er sich an, Osbek von der andern Seite zu bestreiten. Kaum hatte das Osbek erfahren, so sammelte er sein Heer und zog, um nicht von den beiden mächtigen Herrschern in die Mitte genommen zu werden, wider den König von Kappadozien ins Feld; seine schöne Dame ließ er in Smyrna in der Hut eines treuen Dieners und Freundes. Bald darauf kam es zwischen ihm und dem Könige von Kappadozien zu einem Treffen, und er wurde getötet und sein Heer geschlagen und zersprengt; darum begann der siegreiche Basano ungehindert auf Smyrna zu ziehen, und wohin er kam, unterwarf sich ihm alles Volk als dem Sieger. Der Diener Osbeks, Antiochus mit Namen, in dessen Hut die schöne Dame geblieben war, hatte sich, obwohl er ein bejahrter Mann war, beim Anblick ihrer Schönheit, ohne seinem Freunde und Herrn die Treue zu wahren, in sie verliebt; und da er ihre Sprache verstand – was ihr, die schon mehrere Jahre, weil sie weder jemand verstanden hatte, noch von jemand verstanden worden war, wie eine Taubstumme gelebt hatte, sehr lieb war –, begann er seine Zurückhaltung, von der Liebe angetrieben, in wenig Tagen so weit aufzugeben, daß sie beide ihren Verkehr ohne Rücksicht auf ihren Herrn, der in Waffen und im Kriege war, nicht nur freundschaftlich, sondern verliebt werden ließen und unter der Bettdecke aneinander ein wundersames Vergnügen gewannen. Als sie aber hörten, Osbek sei geschlagen und getötet worden und Basano komme, um sich aller Dinge zu bemächtigen, faßten sie miteinander den Entschluß, Basano nicht zu erwarten; sie nahmen also einen großen Teil der Schätze Osbeks, die dort waren, und begaben sich heimlich miteinander nach Rhodus. Dort waren sie noch nicht lange, als Antiochus auf den Tod krank wurde; da nun gerade ein Kaufmann aus Zypern, den er herzlich liebte und der ein vertrauter Freund von ihm war, bei ihm weilte, gedachte er ihm, als er sah, daß es mit ihm zu Ende ging, sein Vermögen und seine geliebte Dame zu hinterlassen. Und schon dem Tode nahe, rief er beide und sagte zu ihnen: »Ich sehe, daß es für mich keine Rettung mehr gibt; darüber bin ich gar betrübt, weil mir das Leben nie so viel Freude gemacht hat wie jetzt. Immerhin sterbe ich ruhig, weil ich – sterben muß ich ja doch einmal – in den Armen der beiden sterbe, die ich mehr liebe als sonst jemand auf der Welt, in den deinen nämlich, teuerster Freund, und in denen dieser Frau, die ich, seitdem ich sie kenne, mehr als mich selber geliebt habe. Freilich ist es mir schwer, daß sie hier, wenn ich sterbe, als eine Fremde und hilflos und ratlos zurückbleiben soll, aber das wäre mir noch schwerer, wenn ich nicht dich hier wüßte, der du, wie ich glaube, mir zuliebe ebenso für sie sorgen wirst, wie du es für mich selber tätest; darum bitte ich dich, was ich nur kann, laß dir, wenn es geschieht, daß ich sterbe, mein Vermögen und diese Frau empfohlen sein und handle mit beiden so, wie du glaubst, daß es meiner Seele zum Tröste sein wird. Und dich, teuerste Frau, bitte ich, vergiß mich nicht nach meinem Tode, auf daß ich mich im Jenseits rühmen kann, daß ich hier von der schönsten Frau, die die Natur je gebildet hat, geliebt werde. Wenn ihr mir in diesen beiden Stücken zuverlässige Hoffnung geben werdet, so werde ich getrost von hinnen gehn.« Der Kaufmann und die Dame weinten gleicherweise, als sie diese Worte hörten; und nachdem er ausgeredet hatte, trösteten sie ihn und versprachen ihm auf ihr Wort, daß sie, wenn er sterben sollte, alles tun würden, worum er sie gebeten habe. Es dauerte nicht lange, so verschied er, und sie ließen ihn ehrenvoll begraben. Einige Tage darauf hatte der zyprische Kaufmann alle seine Geschäfte in Rhodus abgewickelt und wollte auf einem kleinen katalanischen Schiffe, das eben dort war, abreisen; da fragte er die schöne Dame, was sie tun wolle, weil er nach Zypern heimkehren müsse. Die Dame antwortete, wenn es ihm recht sei, werde sie gern mit ihm ziehen, weil sie hoffe, daß er sie Antiochus zuliebe als Schwester behandeln und betrachten werde. Der Kaufmann antwortete, er sei alles zufrieden, was ihr recht sei; und um sie vor jedem Unglimpf, der ihr vor ihrer Ankunft in Zypern zustoßen könnte, zu schützen, sagte er, sie sei seine Gattin. Nachdem sie zu Schiffe gestiegen waren, erhielten sie ein Kämmerchen im hintern Raum und dort schliefen sie, damit nicht ihr Benehmen ihre Worte Lügen strafe, miteinander in einem ganz kleinen Bette. Auf diese Weise geschah etwas, was bei ihrer Abreise von Rhodus weder das eine noch das andere im Sinne gehabt hatte, nämlich daß sie, verlockt von der Finsternis und der Gelegenheit und der Bettwärme, deren Kräfte nicht gering sind, der Freundschaft und der Liebe für den toten Antiochus vergaßen und, wie von gleich großer Lust hingerissen und eins das andere erregend, Hochzeit hielten, noch bevor sie Baffa, die Heimat des Zypriers, erreicht hatten; und nachdem sie dort angelangt waren, blieb die Dame bei dem Kaufmanne. Nun geschah es von ungefähr, daß dort ein Edelmann, Antigonus mit Namen, in Geschäften eintraf; so hoch auch sein Alter war, so war doch sein Sinn noch höher, sein Vermögen aber nur gering, weil ihm das Glück in vielen Unternehmungen, deren er sich im Auftrage des Königs von Zypern unterzogen hatte, zuwider gewesen war. Der ging eines Tages, als der zyprische Kaufmann just mit Waren nach Armenien gereist war, bei dem Hause, wo die schöne Dame wohnte, vorüber und bekam sie von ungefähr an einem Fenster zu Gesichte; ihrer Schönheit halber begann er seinen Blick auf sie zu heften, und schon kam ihn auch die Erinnerung an, er müsse sie schon einmal gesehn haben, ohne daß er sich aber in irgendeiner Weise hätte erinnern können wo. Die schöne Dame, die sich jetzt, nachdem sie lange der Spielball des Schicksals gewesen war, dem Ziele näherte, wo ihre Leiden

ein Ende haben sollten, erinnerte sich, als sie Amigonus sah, daß sie ihn in Alexandrien im Dienste ihres Vaters als einen keineswegs geringen Mann gesehn hatte; da darob jäh in ihr die Hoffnung erwachte, durch seinen Rat noch in den königlichen Stand zurückkehren zu können, benutzte sie die Gelegenheit, daß ihr Kaufmann abwesend war, und ließ Antigonus, so rasch es ihr möglich war, rufen. Er kam, und sie fragte ihn schüchtern, ob er, wie sie glaube, Antigonus von Famagusta sei. Antigonus antwortete mit Ja und sagte weiter: »Ich glaube Euch zu kennen, Madonna, kann mich aber nicht entsinnen woher; darum bitte ich Euch, daß Ihr mir, wenn es Euch nicht unangenehm ist, ins Gedächtnis rufet, wer Ihr seid.« Als die Dame hörte, daß er es wirklich war, fiel sie ihm heftig weinend um den Hals und fragte den höchlich Verwunderten nach einer Weile, ob er sie nicht in Alexandrien gesehn habe. Kaum hatte Antigonus diese Frage gehört, so erkannte er auch schon in ihr Alatiel, die Tochter des Sultans, von der man glaubte, daß sie im Meer umgekommen sei, und wollte ihr die schuldige Ehrerbietung erweisen; sie aber litt es nicht und bat ihn, sich ein bißchen zu ihr zu setzen. Antigonus tat es und fragte sie ehrerbietig, wie und wann und woher sie hierher gekommen sei, wo doch ganz Ägypten überzeugt gewesen, sie sei schon vor mehrern Jahren im Meere ertrunken. Die Dame sagte zu ihm: »Ich wünschte, es wäre so, statt daß ich ein solches Leben hätte führen müssen, wie ich es habe führen müssen, und ich glaube, mein Vater würde dasselbe wünschen, wenn er es je erführe«; und nach diesen Worten begann sie von neuem bitterlich zu weinen. Darum sagte Antigonus zu ihr: »Verzagt nicht zu früh, Madonna: erzählt mir, wenn es Euch beliebt, Euere Schicksale und wie Euer Leben gewesen ist; vielleicht ist die Sache nicht so arg, daß wir ihr nicht mit Gottes Hilfe eine günstige Wendung geben könnten.« – »Als ich dich sah, Antigonus«, sagte die schöne Dame, »war es mir so, als hätte ich meinen Vater gesehn, und die zärtliche Liebe, die ich ihm schulde, hat mich veranlaßt, mich dir zu entdecken, obwohl ich mich hätte verborgen halten können, und wenig Leute wären gewesen, bei deren Anblick ich eine solche Freude gehabt hätte, wie die, dich vor jedem andern erblickt und erkannt zu haben; und darum will ich dir wie einem Vater alles entdecken, was ich bei meinem unseligen Geschicke immer verheimlicht habe. Siehst du dann, wenn du es gehört hast, irgendein Mittel, mich in meinen frühem Stand zurückzuversetzen, so bitte ich dich, es anzuwenden, siehst du keins, so bitte ich dich, nie jemand zu sagen, daß du mich gesehn oder von mir etwas gehört hast.« Nach diesen Worten erzählte sie ihm, immer unter Tränen, alles, was ihr seit dem Schiftbruche bei Majorka bis zu diesem Augenblick zugestoßen war. Darüber begann Antigonus vor Rührung zu weinen; und nach einigem Nachdenken sagte er: »Da es bei Eurem Mißgeschick verborgen geblieben ist, wer Ihr seid, Madonna, so übernehme ich es, Euch Eurem Vater wiederzugeben, dem Ihr teuerer sein sollt als je, und Euch auch zur Gemahlin des Königs von Algarbien zu machen.« Und da sie ihn fragte, wieso, setzte er ihr alles ordnungsgemäß auseinander; und damit sich nicht aus einem Verzüge Zwischenfälle einstellen könnten, kehrte er alsbald nach Famagusta zurück und begab sich zum Könige, und zu dem sagte er: »Herr, wenn es Euch beliebte, so könntet Ihr zu gleicher Zeit Euch eine große Ehre und mir, der ich um Euch arm bin, einen großen Vorteil bereiten, ohne daß es Euch viel kostete.« Der König fragte wieso. Nun sagte ihm Antigonus: »In Baffa ist die schöne junge Tochter des Sultans angekommen, von der lange das Gerücht gegangen ist, sie sei ertrunken; um ihre Ehre zu bewahren, hat sie lange gar großes Ungemach gelitten, und jetzt ist sie in dürftigen Umständen und begehrt zu ihrem Vater heimzukehren. Wenn es Euch recht wäre, sie ihm unter meiner Hut zu schicken, so wäre das für Euch eine große Ehre und für mich ein großer Nutzen; und ich glaube nicht, daß der Sultan einen solchen Dienst je vergäße.« Von königlichem Edelsinne geleitet, antwortete der König sogleich, daß es ihm recht sei; und er ließ sie ehrenvoll abholen und nach Famagusta geleiten, und dort wurde sie von ihm und der Königin mit großartigen Ehren und festlichem Gepränge empfangen. Als sie dann von dem Königspaare über ihre Erlebnisse befragt wurde, antwortete sie nach der Unterweisung, die sie von Antigonus erhalten hatte, und erzählte alles auf diese Art. Und einige Tage später schickte sie der König auf ihre Bitte mit einem schönen, ehrenvollen Geleite von Männern und Frauen unter Führung von Antigonus dem Sultan zurück; ob sie von diesem mit Jubel empfangen worden ist, darum frage niemand, und Antigonus und seiner Gesellschaft geschah wie ihr. Nachdem dann die Dame einige Tage der Ruhe gepflegt hatte, wollte der Sultan wissen, wieso sie am Leben geblieben sei und wo sie so lange verweilt habe, ohne ihn jemals etwas wissen zu lassen, wie es ihr ergehe. Nun begann die Dame, die die Unterweisungen von Antigonus wohl im Gedächtnis behalten hatte, zu ihrem Vater also zu sprechen: »Es war etwa am zwanzigsten Tage nach meiner Abreise, Vater, als eines Nachts unser Schiff, durch einen wilden Sturm leck geworden, an einen Strand im Westen getrieben wurde, nahe bei einem Orte, der Aiguesmortes heißt; und was aus den Männern, die auf dem Schiffe waren, geworden ist, weiß ich nicht, sondern ich erinnere mich nur, daß bei Tagesanbruch die Einheimischen, die das geborstene Schiff gesehen hatten, aus der ganzen Gegend gelaufen kamen, um es auszuplündern, und daß ich, die ich wie vom Tode wieder zum Leben erwacht war, mit zweien meiner Frauen ans Ufer gebracht wurde, worauf uns alsbald etliche Jünglinge packten und uns, der eine die, der andere die andere, nach verschiedenen Richtungen davonschleppten. Was aus meinen Frauen geworden ist, habe ich nie erfahren; mich packten trotz meinem Widerstreben zwei Jünglinge und schleiften mich, obwohl ich immerfort weinte, bei den Flechten dahin. Eben wollten sie mich über eine Straße in einen großen Wald

schleifen, als vier Männer zu Pferde daherkamen; kaum hatten sie die gesehn, so ließen sie auch schon ab von mir und nahmen Reißaus. Die vier, die mich ihrem Aussehn nach gar würdige Männer zu sein deuchten, sprengten, als sie das sahen, zu mir hin und fragten mich viel, und ich sagte viel, aber sie verstanden mich ebensowenig wie ich sie. Nachdem sie lange Rat gehalten hatten, setzten sie mich auf eins von ihren Pferden und brachten mich in ein Kloster von Frauen, die nach ihrem Gesetze in einem Orden leben; was die vier dort gesagt haben, weiß ich nicht, aber ich wurde von allen gütig aufgenommen und immer ehrenvoll behandelt und habe dann mit ihnen zusammen eine lange Zeit dem heiligen Hartschalk im tiefen Tale gedient, der der Liebling der Frauen dieses Landes ist. Als ich eine Weile bei ihnen gewesen war und mir schon ihre Sprache ein wenig angeeignet hatte, fragten sie mich, wer ich sei und woher: da ich wußte, wo ich war, und fürchtete, sie könnten mir, wenn ich die Wahrheit sagte, als einer Feindin ihres Glaubens die Tür weisen, antwortete ich, ich sei die Tochter eines angesehnen Edelmanns in Zypern, und als er mich zu meinem Gatten nach Kreta geschickt habe, seien wir hierher verschlagen worden und hätten Schiffbruch gelitten. Und ich habe in vielen Stücken aus Furcht vor schlimmerm Schaden ihre Gebräuche eingehalten. Als mich dann ihre Oberin, die sie Äbtissin nennen, fragte, ob ich nach Zypern heimkehren wolle, antwortete ich, daß das mein sehnlichster Wunsch sei; weil sie aber um meine Ehre besorgt war, wollte sie mich niemand, der nach Zypern reiste, anvertrauen, bis endlich, es sind etwa zwei Monate her, etliche vornehme französische Edelleute mit ihren Frauen, deren eine eine Muhme der Äbtissin war, ins Kloster kamen. Als die Äbtissin vernahm, daß sie auf dem Wege nach Jerusalem waren, um das Grab zu besuchen, worein der, den sie für Gott halten, nach seiner Ermordung durch die Juden gelegt worden ist, befahl sie mich ihnen und bat sie, mich in Zypern meinem Vater zu übergeben. Wie mich diese Edelleute geehrt haben und wie freundlich ich von ihnen und ihren Damen aufgenommen worden bin, das zu erzählen wäre eine lange Geschichte. Wir bestiegen also ein Schiff und kamen nach mehrern Tagen in Baff a an; schon sah ich mich am Ende meiner Reise, ohne, weil ich niemand kannte, zu wissen, was ich den Edelleuten hätte sagen sollen, die mich, wie ihnen die würdige Dame aufgetragen hatte, meinem Vater übergeben wollten, als mir Gott, der vielleicht Mitleid mit mir empfand, just in dem Augenblicke, wo wir in Baff a ans Land stiegen, am Ufer Antigonus zu Gesichte brachte, und den rief ich auf der Stelle an und sagte ihm, um nicht von den Edelleuten und ihren Damen verstanden zu werden, in unserer Sprache, er solle mich als seine Tochter empfangen. Er verstand mich alsbald: und nachdem er mich jubelnd begrüßt hatte, erwies er den Edelleuten und ihren Damen alle Ehren, soweit es seine ärmlichen Umstände zuließen; hierauf führte er mich *zum* Könige von Zypern und der hat mich mit solchen Ehren empfangen und Euch zugeschickt, daß ich sie nimmer erzählen könnte. Wenn noch etwas zu sagen übrig ist, so möge es Antigonus erzählen, der dies mein Schicksal zu often Malen von mir gehört hat.« Nun wandte sich Antigonus zum Sultan und sagte: »Herr, sie hat alles so gesagt, wie sie es mir mehrere Male gesagt hat und wie es mir die Edelleute und Damen, mit denen sie gekommen ist, gesagt haben. Nur eines hat sie zu sagen unterlassen, und das, glaube ich, nur deswegen, weil es ihr nicht gut ansteht, es selbst zu sagen; und das ist das, was diese Edelleute und Damen, mit denen sie gekommen ist, von dem ehrbaren Leben, das sie bei den Nonnen geführt hat, und von ihrer Tugend und ihren preislichen Sitten gesagt haben, und wie die Damen und Männer geweint und geklagt haben, als sie, nachdem sie sie mir zurückgegeben haben, von ihr geschieden sind. Wollte ich alles, was sie mir gesagt haben, ausführlich wiederholende würde, vom heutigen Tage gar nicht zu reden, aber auch die kommende Nacht nicht ausreichen; nur so viel will ich noch sagen, daß Ihr Euch nach dem, was die Worte dieser Leute kundgetan haben und was ich außerdem habe sehn können, rühmen dürft, unter allen Herren, die heute eine Krone tragen, nicht nur die schönste, sondern auch die ehrbarste und trefflichste Tochter zu haben.« Über diese Dinge wundersam erfreut, bat der Sultan Gott zu mehrern Malen, ihm die Gnade zu gewähren, daß er sich gegen jeden, welcher seiner Tochter Ehre erwiesen habe, und sonderlich gegen den König von Zypern, der sie ihm ehrenvoll zurückgeschickt hatte, auf würdige Weise erkenntlich zeigen könne; und einige Tage später gab er Antigonus, dem er köstliche Geschenke hatte reichen lassen, Urlaub, nach Zypern heimzukehren, und stattete dem Könige durch Briefe und besondere Gesandte den verbindlichsten Dank ab für das, was er seiner Tochter getan hatte. Da er nach all diesem wollte, daß das Begonnene durchgeführt werde, nämlich daß sie die Gemahlin des Königs von Algarbien werde, machte er dem die ganze Geschichte zu wissen und schrieb ihm überdies, er solle, wenn ihm an ihrem Besitze etwas liege, um sie schicken. Darüber war der König von Algarbien ganz glücklich; er schickte in ehrenvoller Weise um sie und empfing sie mit herzlicher Freude. Und sie, die mit acht Männern vielleicht zehntausendmal geschlafen hatte, legte sich als Jungfrau zu ihm und machte ihn glauben, sie sei es; und dann lebte sie lange als Königin in Freuden mit ihm. Und darum sagt man: ein geküßter Mund büßt nichts ein, sondern erneut sich wie der Mond.

## Achte Geschichte

*Der Graf von Antwerpen geht einer falschen Anklage wegen ins Elend und läßt seine zwei Kinder an verschiedenen Orten in England; als er später unerkannt wiederkehrt, findet er sie in glücklichen Umständen. Er zieht als Stallknecht mit dem Heere des Königs von Frankreich; da, er als unschuldig erkannt wird, erhält er seine frühere Stellung wieder.*

Viel war von den Damen bei den verschiedenen Abenteuern der schönen Dame geseufzt worden: aber wer weiß den Grund dieser Seufzer? Vielleicht war eine oder die andere unter ihnen, die nicht minder aus Verlangen nach also häufigen Hochzeiten, als aus Mitleid mit der Dame geseufzt hat. Aber sei dem, wie es wolle, als über die letzten Worte Panfilos genugsam gelacht worden war und die Königin aus ihnen erkannt hatte, daß seine Geschichte zu Ende war, kehrte sie sich zu Elisa und trug ihr auf, mit einer der ihrigen in der Reihe fortzufahren. Die tat es freudig und begann: Es ist ein weites Feld, wo wir uns heute ergehn, und jeder könnte gar leichthin nicht um einen, sondern um zehn Ringe rennen, so zahlreich sind die seltsamen und harten Lose, die das Geschick den Menschen bereitet; aus dieser ungeheuern Menge hebe ich also eines heraus und sage:

Daß zu der Zeit, wo das Kaisertum von den Franken an die Deutschen übergegangen war, zwischen den beiden Völkern eine gewaltige Fehde und ein ununterbrochener grimmiger Krieg entstanden waren. Dieser Umstände halber rüsteten der König von Frankreich und sein Sohn, sowohl zur Verteidigung des eigenen Landes als auch um das andere anzugreifen, mit aller Anstrengung ihres Reiches und dann auch mit der Hilfe, die ihre Freunde und Verwandten stellen konnten, ein großes Heer aus, mit dem sie gegen die Feinde ins Feld ziehen wollten; und bevor sie auszogen, übertrugen sie die oberste Gewalt *in* dem Königreiche, das sie nicht ohne Führung lassen wollten, als einem Reichsverweser an ihrer Statt dem Grafen Gualtieri von Antwerpen, den sie als einen edlen und klugen Mann und ihren ergebenen Freund und Diener kannten und der ihnen, obwohl er in der Kriegskunst wohlerfahren war, doch mehr für ein gemächliches Amt als für die Beschwerden des Feldes zu taugen schien. Nachdem sie ihre Straße gezogen waren, begann sich Gualtieri mit Sinn und Verstand dem ihm anvertrauten Amte zu widmen, indem er in allen Stücken mit der Königin und ihrer Schwiegertochter Rat pflegte; und obgleich sie seiner Hut und Gewalt befohlen waren, ehrte er sie stets untertänig als seine Herrinnen. Gualtieri war schön von Leibe, etwa vierzig Jahre alt und so höflich und wohlgesittet, wie nur immer ein Edelmann sein kann, und überdies war er der anmutigste und liebenswürdigste Ritter, den man damals kannte, und hielt wie kein anderer auf Schmuck der Kleidung; seine Frau war schon gestorben und hatte ihm nur zwei kleine Kinder, ein Söhnchen und ein Töchterchen, hinterlassen. Indem er nun, während der König von Frankreich und dessen Sohn im Kriege waren, oft den Hof der besagten Damen besuchte, um die Angelegenheiten des Reiches mit ihnen zu besprechen, geschah es, daß die Gemahlin des Sohnes des Königs ein Auge auf ihn warf und sich, weil sie seine Gestalt und seine Sitten entzückt betrachtete, insgeheim glühend in ihn verliebte; und da sie sich jung und frisch wußte und ihn ohne Gattin sah, dachte sie, es werde ihr leicht sein, an das Ziel ihrer Wünsche zu gelangen, und beschloß, ihre Scham, die ihrer Meinung nach das einzige Hindernis war, gänzlich zu verbannen und sich ihm zu entdecken. Und als sie eines Tages allein war und ihr die Zeit günstig schien, schickte sie um ihn, als ob sie mit ihm hätte über andere Dinge sprechen wollen. Der Graf, dessen Gedanken nicht im mindesten mit den ihrigen übereinstimmten, ging ohne Verzug zu ihr und setzte sich auf ihren Wunsch mit ihr auf ein Ruhebett in einem Gemache, wo sie allein waren; zweimal hatte er sie schon um den Grund gefragt, warum sie ihn habe kommen lassen, aber keine Antwort erhalten, bis sie endlich von der Liebe überwältigt, purpurrot vor Scham und schier weinend und am ganzen Leibe zitternd, mit gebrochenen Worten also zu reden begann: »Mein süßer, teuerster Freund und Herr, Ihr seid ein zu kluger Mann, um nicht zu wissen, wie groß die Gebrechlichkeit der Männer und der Frauen ist und daß sie aus mancherlei Gründen bei der einen größer ist als bei der andern, weshalb ja auch ein gerechter Richter verschieden gearteten Leuten für dasselbe Vergehn nicht dieselbe Strafe zuerkennen darf. Wer wird denn bestreiten wollen, daß es bei einem armen Manne oder bei einem armen Weibe, die ihres Lebens Notdurft im Schweiße ihres Angesichts erwerben müssen, härter zu tadeln ist, wenn sie den Verlockungen der Liebe gehorchen, als bei einer Frau, die reich und müßig ist und der nichts abgeht, was ihre Sehnsucht heischt? Sicherlich niemand. Aus diesem Grunde meine ich, daß diese Umstände der Frau, bei der sie zutreffen, sehr zur Entschuldigung dienen müssen, wenn sie sich von ungefähr zur Liebe hinreißen läßt; und was noch zur völligen Entschuldigung fehlt, das tut die Wahl des Geliebten, wenn sie auf einen klugen und wackeren Mann gefallen ist. Weil nun nach meinem Dafürhalten beides in mir vorhanden ist und weil dazu noch viele andere Gründe kommen, die mich zur Liebe verleiten, zum Beispiel meine Jugend und die Abwesenheit meines Gatten, so muß das alles zu meinen Gunsten zusammenwirken, um meine inbrünstige Liebe vor Euren Augen zu rechtfertigen;

und hat das bei Euch den Erfolg, den es bei klugen Männern haben muß, so bitte ich Euch, mir in meinem Anliegen Rat und Hilfe zu leihen. Ich kann es nämlich nicht leugnen, daß ich mich, wegen der Abwesenheit meines Gatten unfähig, dem Stachel des Fleisches und der Macht der Liebe zu widerstehn, die von einer solchen Kraft sind, daß sie die stärksten Männer, geschweige denn die zarten Frauen, zu often Malen überwunden haben und alltäglich überwinden, daß ich mich also in der müßigen Gemächlichkeit, in der Ihr mich seht, habe hinreißen lassen, den Wonnen der Liebe nachzugeben und verliebt zu werden; und obwohl ich einsehe, daß meine Neigung, wenn sie bekannt würde, nicht ehrbar wäre, finde ich doch, wenn sie verborgen ist und bleibt, nichts Unehrbares darin: Amor ist mir ja so gnädig gewesen, daß er mir die Einsicht, die bei der Wahl eines Geliebten vonnöten ist, nicht nur nicht genommen, sondern in reichlichem Maße verliehen hat, indem er mir Euch als den Mann gezeigt hat, der es verdient, von einer Dame, wie ich bin, geliebt zu werden. Wenn ich nicht in einer Täuschung befangen bin, so seid Ihr der schönste, der anmutigste, der liebenswürdigste und klügste Ritter, der im Königreiche der Franken erfunden werden kann; und so wie ich sagen kann, daß ich ohne Gatten bin, so seid Ihr ohne Gattin. Darum bitte ich Euch bei der heißen Liebe, die ich zu Euch trage, versagt mir die Eurige nicht und erbarmt Euch meiner Jugend, die sich wahrlich um Euch verzehrt, wie Eis am Feuer.« Und nach diesen Worten wurde sie von einem Tränenstrome unterbrochen, so daß sie trotz ihrer Absicht, ihn noch mehr mit Bitten zu bestürmen, nicht weiterreden konnte, sondern weinend und ihrer Gefühle schier nicht mehr mächtig mit dem Gesichte an die Brust des Grafen sank. Der Graf, der ein gar getreuer Ritter war, begann ihr diese törichte Liebe mit scharfem Tadel zu verweisen und stieß sie, die ihm um den Hals fallen wollte, zurück; und er bestätigte es ihr mit seinem Eide, er werde sich lieber vierteilen lassen, als sich zu einem solchen Anschlage wider die Ehre seines Herrn herzugeben oder ihn von einem andern zu dulden. Kaum hatte das die Dame gehört, so war auch schon ihre Liebe vergessen, und sie sagte, in wilder Wut entbrannt: »So soll ich denn auf diese Weise meines Verlangens halber von Euch verhöhnt werden, nichtswürdiger Ritter? Da sei Gott vor, daß ich nicht ein Mittel fände, Euch sterben zu lassen, wie Ihr mich sterben lassen wollt, oder Eure Hinrichtung zu erzwingen!« Und nach diesen Worten fuhr sie sich auch schon mit den Händen in die Haare, um sie sich zu zerraufen und auszureißen, zerriß sich die Kleider auf der Brust und begann aus Leibeskräften zu schreien: »Zu Hilfe, zu Hilfe! der Graf von Antwerpen will mir Gewalt antun!« Als das der Graf sah, sprang er auf, so rasch er nur konnte, weniger weil es ihm sein Gewissen geraten hätte, als aus Furcht vor dem höfischen Neide, von dem er besorgte, daß er der Bosheit der Dame mehr Glauben verschaffen werde als seiner Unschuld; er lief aus dem Gemache und aus dem Palaste und floh in sein Haus. Dort stieg er, ohne erst lange zu überlegen mit seinen Kindern zu Pferde und brach schleunigst nach Calais auf. Auf den Lärm der Dame waren viele hingelaufen; als die sie in diesem Zustande sahen und die Ursache ihres Schreiens hörten, schenkten sie deswegen nicht nur ihren Worten vollen Glauben, sondern setzten auch noch hinzu, daß sich der Graf nur deshalb so lange liebenswürdig und zierlich betragen habe, um zu diesem Ziele zu gelangen. Voller Wut liefen sie zu dem Hause des Grafen, um ihn zu verhaften; da sie ihn aber nicht antrafen, plünderten sie das Haus völlig aus und zerstörten es bis auf den Grund. Die Nachricht kam entstellt, wie sie erzählt wurde, zu dem Könige und seinem Sohne ins Feld; arg erbost verurteilten die ihn und seine Nachkommen zu ewiger Verbannung und setzten eine hohe Belohnung für den aus, der ihn ihnen lebend oder tot bringen werde. Der Graf, der sehr bekümmert war, weil er sich als Unschuldiger durch seine Flucht zum Schuldigen gemacht hatte, kam mit seinen Kindern, ohne daß er sich zu erkennen gegeben hätte oder erkannt worden wäre, nach Calais, setzte alsbald nach England über und begab sich in ärmlicher Kleidung nach London: bevor er aber die Stadt betrat, unterwies er die zwei Kinder mit vielen Worten und sonderlich in zwei Dingen: einmal, daß sie die Armut, worein sie das Schicksal zugleich mit ihm ohne Schuld gestürzt habe, geduldig ertragen sollten, und dann, daß sie sich, wenn ihnen ihr Leben lieb sei, in acht nehmen sollten, irgend jemand zu entdecken, woher und wessen Kinder sie seien. Der Sohn, der Luigi hieß, war etwa neun Jahre alt, und die Tochter, deren Name Violante war, etwa sieben; für dieses zarte Alter faßten sie die Unterweisungen ihres Vaters sehr gut auf, wie sie es denn später durch die Tat bewiesen. Und um es ihnen leichter zu machen, glaubte er ihre Namen ändern zu müssen und tat es, und er nannte den Knaben Perotto und das Mädchen Gianetta; und nachdem sie in ihrer ärmlichen Kleidung nach London gekommen waren, verlegten sie sich darauf, Almosen heischen zu gehn, wie wir es jene französischen Bettler tun sehn. Und als sie in dieser Absicht eines Morgens von ungefähr an einer Kirche standen, geschah es, daß eine Dame, die die Gemahlin eines der Marschälle des Königs von England war, beim Austritte aus der Kirche den Grafen und seine zwei Kinder sah, die Almosen heischten; da fragte sie ihn, woher er sei und ob das seine Kinder seien. Er antwortete ihr, daß er aus der Pikardie sei und wegen eines Verbrechens seines ungeratenen altern Sohnes mit diesen beiden, die auch seine Kinder seien, habe fliehen müssen. Die Dame, die ein mitleidiges Herz hatte, faßte das Mägdlein ins Auge und sagte, weil ihr die ob ihrer Schönheit und Artigkeit und Zutraulichkeit wohlgefiel: »Wenn du einverstanden bist, guter Mann, mir deine Tochter zu lassen, so werde ich sie gern nehmen, weil ihr Aussehn viel Gutes verspricht; und wenn sie sich gut aufführen wird, so werde ich sie zur schicklichen Zeit so verheiraten, daß es ihr wohlergehn wird.« Dieses Anerbieten gefiel dem

Grafen sehr, so daß er augenblicklich ja sagte; er übergab sie ihr mit Tränen in den Augen und befahl sie ihrer Güte. Und da er seine Tochter also untergebracht hatte – bei wem, wußte er genau –, beschloß er, nicht länger in London zu bleiben; er durchstrich bettelnd die Insel und kam so, nicht ohne große Beschwerlichkeit, weil er nicht gewohnt war, zu Fuß zu gehn, mit Perotto nach Wallis. Dort war ein anderer Marschall des Königs, der ein ansehnliches Hauswesen und viel Dienerschaft hielt; und an dessen Hofe fand sich der Graf zuweilen mit seinem Sohne des Essens halber ein. Nun hatte der Marschall einen Sohn, und da der mit andern Knaben von Edelleuten jugendliche Spiele trieb, wie Laufen und Springen, begann sich Perrotto zu ihnen zu gesellen, und er zeigte sich in jeder Fertigkeit ebenso gewandt wie die andern oder noch gewandter. Der Marschall sah ihnen ein und das andere Mal zu; und weil er an der Art und dem Betragen des Knaben viel Gefallen fand, fragte er, wer er sei. Es wurde ihm gesagt, er sei der Sohn eines armen Mannes, der manchmal um Almosen komme. Nun ließ der Marschall den Knaben von seinem Vater verlangen, und der Graf, der Gott um nichts andres gebeten hatte, überließ ihn ihm willig, obwohl es ihm schwer war, sich von ihm zu trennen. Nachdem also der Graf den Sohn und die Tochter versorgt hatte, gedachte er sich nicht länger in England aufzuhalten, sondern versuchte, so gut es ging, nach Irland hinüberzukommen; und als er nach Stamford gelangt war, nahm er Dienste als Knecht bei dem Ritter eines Grafen auf dem Lande und verrichtete jeden Dienst, der einem Knechte oder einem Stallburschen obliegen kann. Dort blieb er, ohne jemals von irgend jemand erkannt zu werden, unter großem Ungemach und bei harter Mühe lange Zeit. In dieser Zeit wuchs Violante, die nun Gianetta hieß, bei der Edeldame in London an Jahren, Leib und Schönheit und erwarb sich die Gunst der Dame und ihres Gemahls ebenso wie die aller Leute, die im Hause waren oder sie sonst kannten, in einem solchen Maße, daß es wundersam war, es zu sehn, und niemand, der ihr sittsames Wesen beobachtet hatte, sagte etwas andres, als daß sie des größten Glückes und der höchsten Ehre wert sei. Aus diesem Grunde hatte auch die Edeldame, die über sie nie mehr hatte erfahren können, als was ihr von ihrem Vater, der sie ihr übergeben hatte, mitgeteilt worden war, den Vorsatz gefaßt, sie ihrem vermeintlichen Stande gemäß zu verheiraten. Aber Gott, der als gerechter Beurteiler der menschlichen Verdienste ihre adelige Geburt erwog und daß sie für anderer Fehler unschuldig büßte, beschloß anders: und es ist wohl glaublich, daß er das, was nun geschah, in seiner Güte zugelassen hat, um das edle Fräulein nicht einem niedrigen Manne in die Hände fallen zu lassen. Die Edeldame, bei der Gianetta weilte, hatte von ihrem Gemahle einen einzigen Sohn, den sie und sein Vater herzlich liebten, nicht nur weil er ihr Kind war, sondern auch weil er an Sitte und Trefflichkeit und Wohlgestalt nicht seinesgleichen hatte, so daß er ihre Liebe wegen seiner Tugenden und Vorzüge verdiente. Er war etwas sechs Jahre älter als Gianetta und fand sie so schön und anmutig, daß er sich glühend in sie verliebte und nichts sonst mehr sah als sie. Weil er aber der Meinung war, sie sei von geringer Abkunft, so getraute er sich nicht nur nicht, sie von seinen Eltern zur Gattin zu erbitten, sondern hielt auch seine Liebe aus Furcht vor dem Vorwurfe, daß er sich erniedrigt habe, so geheim, wie es ihm nur möglich war; und dies entflammte ihn mehr, als wenn er sie entdeckt hätte. So geschah es, daß er vor übermäßiger Leidenschaft schwer krank wurde. Obwohl die vielen Ärzte, die zu seiner Heilung gerufen worden waren, sein Wasser zu mehrern Malen untersucht hatten, vermochten sie doch die Krankheit nicht zu erkennen und zweifelten allesamt an seiner Genesung. Darüber waren seine Eltern so betrübt und niedergeschlagen, wie man nur sein kann, und fragten ihn öfter mit beweglichen Bitten um die Ursache seines Leidens; er aber antwortete entweder nur mit Seufzern oder sagte, er fühle, daß er sich gänzlich verzehre. Als nun eines Tages ein gar junger, aber in der Wissenschaft gründlich bewanderter Arzt bei ihm saß und seinen Arm dort hielt, wo sie nach dem Pulse fühlen, geschah es, daß Gianetta, die ihn seiner Mutter zuliebe sorglich pflegte, aus irgendeinem Anlasse in das Gemach trat, wo er lag. Kaum sah er sie, so fühlte er, ohne daß er ein Wort geredet oder sich irgendwie bewegt hätte, die Liebesflamme in seinem Herzen höher lodern, so daß sein Puls schneller zu schlagen begann als sonst; der Arzt bemerkte es sogleich, verhielt sich aber trotz seinem Erstaunen still, um zu sehn, wie lange dieses Schlagen dauern werde. Gianetta verließ das Gemach, und der Puls ging wieder ruhig; das nahm der Arzt für einen Anhaltspunkt, wo die Ursache der Krankheit zu suchen sei. Ohne den Arm des Kranken loszulassen, befahl er nach einer Weile unter dem Verwände, er wolle sie um etwas fragen, Gianetta zu rufen, und sie kam augenblicklich; kaum war sie in das Gemach getreten, so begann auch schon der Puls des jungen Mannes zu klopfen, und als sie sich entfernte, ließ er nach. Nunmehr glaubte der Arzt seiner Sache völlig sicher zu sein; er erhob sich und nahm die Eltern des jungen Mannes beiseite und sagte zu ihnen: »Die Genesung Eures Sohnes hängt nicht von der Hilfe der Ärzte ab, sondern liegt in den Händen Gianettas, die er, wie ich aus gewissen Zeichen klar erkannt habe, glühend liebt, obwohl sie nach dem, was ich sehe, nichts davon ahnt. Nun wißt Ihr, was Ihr zu tun habt, wenn Euch sein Leben lieb ist.« Der Edelmann und seine Gemahlin waren, als sie das hörten, wohl zufrieden, weil sich .also doch ein Mittel zu seiner Rettung gefunden hatte, wenn sie auch von der Aussicht, ihm Gianetta zur Gattin geben zu müssen, sehr bedrückt waren. Sie begaben sich also, nachdem der Arzt weggegangen war, zu dem Kranken, und die Dame sagte zu ihm: »Nie hätte ich es geglaubt, mein Sohn, daß du mir irgendeinen Wunsch von dir verhehlen werdest, und sonderlich nicht, wenn du siehst, daß du dadurch, daß er unerfüllt bleibt, zugrunde gehst; du hättest

doch sicher sein können und kannst sicher sein, daß es, wenn es dich zufriedenzustellen gilt, nichts gibt, was ich, auch wenn es nicht ganz ehrbar wäre, nicht ebenso täte, wie ich es um meiner selbst willen täte. Da du mir aber trotzdem nichts gesagt hast, so war der Herrgott mitleidiger mit dir als du selber und hat mir, auf daß du nicht an dieser Krankheit sterbest, ihre Ursache gewiesen, und die ist nichts andres als eine übermäßige Liebe, die du zu einem Mädchen trägst. Und das offen zu sagen, hättest du dich nicht zu schämen brauchen, weil das dein Alter verlangt und weil ich nicht viel von dir hielte, wenn du dich nicht verliebt hättest. Fürchte dich also nicht vor mir, mein Sohn, sondern entdecke mir ruhig alle deine Wünsche; und die Schwermut tu ab von dir geradeso wie die Bedenken, die du hast und die an deiner Krankheit schuld sind, und fasse Mut und sei überzeugt, daß du mir zu deiner Befriedigung nichts auftragen kannst, was ich nicht, da ich dich mehr liebe als mein Leben, nach meinen Kräften täte. Verbanne die Scham und die Angst und sage mir, ob ich deine Liebe irgendwie fördern kann; und findest du dann nicht, daß ich alles aufbiete, um dich an dein Ziel zu bringen, so schilt mich die grausamste Mutter, die je einen Sohn geboren hat.« Zuerst schämte sich der junge Mann, als er die Worte seiner Mutter hörte; da er aber dann bedachte, daß es niemand besser als sie vermöge, sein Verlangen zu stillen, ließ er seine Scham fahren und sagte zu ihr: »Nichts andres, Frau Mutter, hat mich bestimmt, meine Liebe geheimzuhalten, als daß ich bei den meisten Leuten bemerkt habe, daß sie sich, wann sie bejahrt sind, nicht mehr erinnern wollen, daß sie einmal jung gewesen sind. Da ich Euch aber hierin so verständig sehe, so will ich nicht nur nicht leugnen, daß das, dessen Ihr, wie Ihr sagt, innegeworden seid, wahr ist, sondern werde Euch auch die nennen, die ich liebe, unter der Bedingung jedoch, daß Ihr mir Euer Versprechen nach Kräften erfüllt, weil Ihr mich nur so gesund machen könnt.« Und die Dame, die allzusehr auf etwas vertraute, was ihr so, wie sie dachte, nicht gelingen sollte, antwortete fröhlich, er solle ihr dreist alle seine Wünsche eröffnen; sie werde sich ohne jeglichen Verzug alle Mühe geben, ihm Befriedigung zu verschaffen. »Frau Mutter«, sagte nun der junge Mann, »die große Schönheit und das preisliche Betragen unserer Gianetta und die Unmöglichkeit, sie auf meine Liebe aufmerksam zu machen, geschweige denn, ihr Mitleid zu gewinnen, und meine Blödigkeit, die mich abgehalten hat, diese Liebe jemand zu entdecken, haben mich so weit gebracht, wie Ihr seht; und wenn das, was Ihr mir versprochen habt, auf die eine oder die andere Weise unerfüllt bleibt, so könnt Ihr sicher sein, daß ich nicht mehr lange leben werde.« Die Dame, der in diesem Augenblicke tröstlicher Zuspruch mehr am Platze schien als Vorwürfe, sagte lächelnd: »Deswegen also, mein Sohn, hast du dich krank werden lassen? Tröste dich, und wann du gesund sein wirst, so laß mich machen.« Froher Hoffnung voll, wies der junge Mann in ganz kurzer Zeit Zeichen entschiedener Besserung auf, und die Dame, die darüber ganz glücklich war, entschloß sich zu versuchen, wie sie ihr Versprechen einhalten könne. Nachdem sie sich daher eines Tages Gianetta hatte rufen lassen, fragte sie sie, freundlich scherzend, ob sie einen Liebsten habe. Gianetta, die übers ganze Gesicht rot geworden war, antwortete: »Einem armen Mädchen, gnädige Frau, das wie ich keine Heimat hat und wie ich als Dienerin bei Fremden lebt, steht es nicht wohl an, an Liebe zu denken.« Und die Dame sagte zu ihr: »Wenn Ihr denn keinen habt, so will ich Euch einen geben, der Lust in Euer Leben bringen und Euch erst Eurer Schönheit recht froh machen soll; ein so schönes Mädchen wie Ihr darf ja gar nicht ohne Liebsten sein.« Und Gianetta sagte: »Ihr habt mich, gnädige Frau, der Armut meines Vaters entrissen und mich wie Eure Tochter aufgezogen, und deshalb wäre es meine Pflicht, alles zu tun, was Ihr wünscht; in diesem Stücke kann ich Euch aber nicht willfahren, und ich glaube daran wohlzutun. Wenn es Euch belieben wird, mir einen Gatten zu geben, so werde ich ihn lieben, aber keinen andern; denn da mir von dem Erbe meiner Vorfahren nichts geblieben ist als die Ehrbarkeit, so will ich die hüten und bewahren, solange mein Leben währen wird.« Diese Rede deuchte die Dame das gerade Gegenteil von dem zu besagen, worauf sie, um ihrem Sohne ihr Versprechen zu halten, hinaus wollte, obwohl sie als verständige Dame dem Mädchen innerlich vollen Beifall gab, und sie sagte: »Wie denn aber, Gianetta, wenn unser gnädiger Herr König, der ein junger Ritter ist, von deiner Liebe, weil du so ausbündig schön bist, eine Gunst wollte, würdest du sie ihm verweigern?« Und Gianetta antwortete auf der Stelle: »Gewalt könnte mir der König antun, aber mit meiner Zustimmung würde er von mir nichts sonst erlangen, als was ehrbar ist.« Da die Dame sah, wie ihr Sinn war, verlor sie keine Worte und gedachte sie auf die Probe zu stellen: und sie sagte ihrem Sohne, sie werde sie ihm, wann er genesen sei, allein in die Kammer bringen, und dann solle er trachten, sie seinen Wünschen gefügig zu machen; denn ihr scheine es unehrbar, daß sie sich nach Art einer Kupplerin für ihn verwenden und ihr Mädchen bitten sollte. Damit war der junge Mann keineswegs zufrieden, und augenblicklich trat in seinem Befinden eine arge Verschlimmerung ein; als das die Dame sah, eröffnete sie Gianetta ihren Wunsch. Da sie die aber standhafter fand als je, erzählte sie ihrem Gemahle, was sie getan hatte, und sie beschlossen, obwohl es ihnen schwer fiel, mit gleichmäßigem Einverständnis, sie ihm zur Gattin zu geben, weil es ihnen lieber war, ihn unter seinem Stande verheiratet und am Leben, als ohne Frau tot zu sehn; und nach vielem Hin und Wider taten sie auch so. Gianetta war es wohl zufrieden und dankte frommen Herzens dem Herrgott, daß er ihrer nicht vergessen hatte; bei alledem aber sagte sie niemals etwas andres, als daß sie die Tochter eines Pikarden sei. Der junge Mann genas und machte, seliger als je ein Mensch, Hochzeit und begann die Freuden zu genießen, die ihm ihre Liebe bot. Perotto, der in

Wallis bei dem Marschall des Königs von England verblieben war, hatte sich, ebenso heranwachsend, die Gunst seines Herrn erworben und war ein so schöner Jüngling geworden, wie nur irgendeiner auf der Insel, so daß er weder im Turnier noch im Tjost noch in einer andern Waffentüchtigkeit im ganzen Lande seinesgleichen hatte; darum war er, den sie Perotto den Pikarden nannten, weit und breit bekannt und wohlberufen. Und wie Gott seiner Schwester nicht vergessen hatte, so tat er auch dar, daß er sich ebenso seiner erinnerte. Denn über die Gegend kam eine todbringende Seuche, und die raffte schier die Hälfte der Bevölkerung dahin, abgesehn davon, daß ein großer Teil der übrigen aus Furcht in andere Gegenden floh, so daß das Land gänzlich zur Einöde geworden zu sein schien. An dieser Seuche starben auch sein Herr und dessen Gemahlin und ihr Sohn und viele Brüder und Vettern und Verwandte des Herrn, und niemand blieb übrig als eine schon mannbare Tochter des Marschalls und einige Diener, unter diesen auch Perotto. Als dann das Sterben etwas nachgelassen hatte, nahm das Fräulein auf den freudigen Rat einiger weniger Leute, die das Leben behalten hatten, Perotto wegen seiner trefflichen Eigenschaften zum Gatten und machte ihn zum Herrn alles dessen, was ihr durch Erbschaft zugefallen war. Und es verstrich keine lange Zeit, so setzte der König von England, als er von dem Tode des Marschalls hörte, Perotto den Pikarden, dessen Tüchtigkeit ihm bekannt war, an die Stelle des Verstorbenen und machte ihn zu seinem Marschall. Und das sind in Kürze die Schicksale der beiden unschuldigen Kinder, die der Graf von Antwerpen in niedriger Lage verlassen hatte. Es waren schon achtzehn Jahre verflossen, seitdem der Graf von Antwerpen aus Paris geflohen war, als ihm, der noch in Irland weilte, wo er bei einem elenden Leben viel erduldet hatte, der Wunsch kam, nun als alter Mann, wenn möglich, zu erkunden, was aus seinen Kindern geworden sei. Da er nicht nur sah, daß sich seine Gestalt gänzlich verändert hatte, sondern auch fühlte, daß er durch die lange schwere Arbeit viel kräftiger geworden war als in seiner in Muße verbrachten Jugend, so verließ er den, bei dem er lange gewesen war, begab sich in seiner dürftigen, schlechten Kleidung nach England und ging dorthin, wo er Perotto gelassen hatte, und den fand er als Marschall und großen Herrn und sah, daß er ein gesunder und kräftiger und schöner Mann war; obwohl er darüber hocherfreut war, wollte er sich ihm doch nicht früher zu erkennen geben, als bis er erfahren habe, wie es Gianetta ergehe. Darum machte er sich auf den Weg und rastete nicht, bevor er in London angekommen war; und als er sich dort vorsichtig um die Dame, bei der er seine Tochter gelassen hatte, und um ihr Wohlergehn erkundigte, sagte man ihm, daß Gianetta die Gattin ihres Sohnes sei. Darüber war er sehr froh und hielt nun, wo er seine Kinder am Leben und in guten Umständen gefunden hatte, all sein vergangenes Ungemach für gering; und weil er Sehnsucht hatte, seine Tochter zu sehn, begann er sich als Bettler in der Nähe ihres Hauses herumzutreiben. So bekam ihn eines Tages Giachetto Lamiens – so hieß der Gemahl Gianettas – zu Gesicht; aus Mitleid mit dem armen alten Manne befahl er einem seiner Diener, ihn ins Haus zu führen und ihm um Gottes willen zu essen zu geben, und das tat der Diener willig. Nun hatte Gianetta von Giachetto schon mehrere Kinder, deren ältestes nicht über acht Jahre zählte, und sie waren die hübschesten und artigsten Kinder von der Welt. Kaum sahen sie den Grafen essen, so waren sie auch schon alle in großer Freude um ihn, als ob sie, von einer geheimen Kraft getrieben, geahnt hätten, daß er ihr Großvater war. Und er, der wußte, daß sie seine Enkel waren, begann sie zu liebkosen und zu herzen; darum wollten die Kinder nicht weg von ihm, obwohl sie der, der sie beaufsichtigte, rief. Da das Gianetta in einem Gemache nebenan hörte, kam sie hin und drohte ihnen mit Schlägen, wenn sie nicht täten, was ihr Hofmeister wolle. Die Kinder begannen zu weinen und sagten, sie wollten bei dem wackern Manne bleiben, der sie viel lieber habe als ihr Hofmeister; und darüber lachten die Dame und der Graf. Der Graf war aufgestanden, keineswegs aber wie ein Vater, der seine Tochter begrüßt, sondern wie ein armer Mann, der einer Dame seine Ehrfurcht bezeigt, und hatte bei ihrem Anblicke eine wundersame Wonne im Herzen empfunden. Sie aber erkannte ihn weder damals noch später, weil er sich gegen früher gänzlich verändert hatte; denn er war ein Greis und bärtig und grauhaarig und war mager geworden und gebräunt, so daß er einem fremden Menschen ähnlicher war als dem Grafen. Und da die Dame sah, daß sich die Kinder nicht von ihm trennen wollten, sondern weinten, wenn sie entfernt werden sollten, sagte sie dem Hofmeister, er solle sie eine Weile gewähren lassen. Die Kinder waren noch bei dem wackern Manne, als Giachettos Vater heimkam und die Sache von ihrem Hofmeister erfuhr; da sagte er, weil er Gianetta nicht leiden mochte: »Laß sie gehn in des Unglücks Namen, das ihnen Gott gebe; sie bezeugen ja nur ihre Abkunft. Von der Mutter her stammen sie von einem Bettler ab, und darum ist es kein Wunder, wenn sie gern bei Bettlern sind.« Diese Worte hörte der Graf, und sie kränkten ihn sehr; trotzdem ertrug er diese Unbill achselzuckend ebenso, wie er viele andere ertragen hatte. Giachetto, der erfahren hatte, wie glücklich die Kinder bei dem wackern Manne, nämlich bei dem Grafen, waren, liebte sie sosehr, daß er, obwohl ihm das sehr mißfiel, doch, um sie nicht weinen zu sehn, befahl, daß der wackere Mann, wenn er zu irgendeiner Dienstleistung dableiben wolle, aufgenommen werde. Der antwortete, er bleibe gern, verstehe aber nichts sonst, als Pferde zu warten, womit er sich sein Lebtag beschäftigt habe. Es wurde ihm also ein Pferd zugewiesen, und seine freie Zeit widmete er dem Vergnügen der Kinder. So also, wie erzählt worden ist, leitete das Schicksal den Grafen von Antwerpen und seine Kinder, als es geschah, daß der König von Frankreich, nachdem er zu often Malen mit den Deutschen Waffenstillstand geschlossen hatte, starb, und

an seiner Statt wurde sein Sohn gekrönt, dessen Gemahlin schuld an der Verbannung des Grafen gewesen war. Als dann der letzte Waffenstillstand mit den Deutschen abgelaufen war, fing der König den Krieg mit frischem Ungestüm an, und der König von England schickte ihm als neuer Vetter ein zahlreiches Hilfsvolk, das unter den Befehlen seines Marschalls Perotto und des Sohnes seines andern Marschalls, Giachetto Lamiens, stand. Und mit Giachetto Lamien zog auch der wackere Mann, nämlich der Graf, hin und weilte nun lange als Stallknecht beim Heere, ohne von jemand erkannt zu werden; dort verrichtete er als tüchtiger Mann in Rat und Tat viel mehr Gutes, als seine Pflicht gewesen wäre. In dieser Zeit des Krieges wurde die Königin von Frankreich schwer krank; und da sie selber erkannte, daß es mit ihr zu Ende ging, beichtete sie in frommer Zerknirschung über ihre Sünden dem Erzbischofe von Rouen, der allgemein als gar heilig und gutherzig galt; und neben ihren andern Sünden erzählte sie ihm auch, was für ein großes Unrecht sie dem Grafen von Antwerpen zugefügt hatte. Und sie begnügte sich nicht damit, es ihm zu sagen, sondern erzählte den Hergang auch vor viel andern würdigen Männern und bat sie, beim Könige dahin zu wirken, daß der Graf oder, wenn er nicht mehr am Leben sei, seine Kinder in ihren frühern Stand versetzt würden; und bald darauf schied sie aus diesem Leben und wurde ehrenvoll begraben. Als diese Beichte dem Könige mitgeteilt worden war, ließ er nach einigen schmerzlichen Seufzern über die Unbill, die er dem würdigen Manne angetan hatte, im ganzen Heere und überdies weit und breit im Lande ausrufen, daß er den, der ihm eine genaue Kunde bringe von dem Grafen oder von einem seiner Kinder, für jedes einzeln großartig belohnen werde; denn die von der Königin abgelegte Beichte habe den Grafen dessen entschuldigt, weswegen er ins Elend gegangen sei, und er gedenke ihm seine alte Stellung wiederzugeben und ihn noch mehr zu erhöhen. Der gräfliche Stallknecht, der davon hörte, begab sich, weil er wußte, daß es sich wirklich so verhielt, augenblicklich zu Giachetto und bat ihn, mit ihm zu Perotto zu gehn, weil er ihnen das zeigen wolle, was der König suche. Als sie nun alle drei beisammen waren, sagte der Graf zu Perotto, der schon daran dachte, sich zu entdecken: »Perotto, Giachetto, der hier ist, hat deine Schwester zur Gattin, hat aber noch keine Heimsteuer erhalten; und damit nicht deine Schwester der Heimsteuer ermangle, will ich, daß er und kein anderer diese große Belohnung erhält, die der König um dich versprochen hat, und er soll es kundtun, daß du der Sohn des Grafen von Antwerpen bist, und ebenso soll er auch die Belohnung für Violante, deine Schwester und seine Gattin, haben und die für mich, der ich der Graf von Antwerpen und euer Vater bin.« Kaum hatte ihm Perotto, als er das hörte, fest ins Gesicht gesehn, so erkannte er ihn auch schon und warf sich ihm weinend zu Füßen und umarmte ihn und sagte: »Seid vieltausendmal willkommen, Vater!« Über Giachetto kam, als er zuerst hörte, was der Graf sagte, und dann sah, wie Perotto tat, eine so große Verwunderung zugleich mit einer so großen Freude, daß er kaum wußte, was er tun sollte; schließlich aber schenkte er den Worten Glauben und sank unter Tränen und Scham wegen der unbilligen Reden, die er gegen den Grafen als Stallknecht gebraucht hatte, zu seinen Füßen nieder und bat ihn für alle vergangene Schmach demütig um Verzeihung, und der Graf, der ihn aufhob, gewährte sie ihm gütig. Und nachdem sie einander alle drei ihre mannigfachen Schicksale erzählt und viel geweint und sich viel gefreut hatten, wollten Perotto und Giachetto den Grafen anders kleiden; er aber litt das keineswegs, sondern sein Wille war, daß ihn Giachetto, bis sich der die Sicherheit verschafft habe, daß er die versprochene Belohnung erhalten werde, dem Könige, um den mehr zu beschämen, so wie er sei und im Stallknechtskleide vorführe. So trat denn Giachetto, dem der Graf und Perotto folgten, vor den König und machte sich anheischig, ihm den Grafen und dessen Kinder vorzuführen, wenn er ihn so, wie ausgerufen worden sei, belohnen werde. Auf der Stelle ließ der König die für alle ausgesetzte Belohnung bringen, die den Augen Giachettos wundersam schien, und hieß ihn sie wegtragen, wenn er ihm in Wahrheit den Grafen und dessen Kinder, wie er es versprochen habe, zeigen könne. Nun wandte sich Giachetto um, ließ den Grafen, seinen Stallknecht, und Perotto vortreten und sagte: »Gnädiger Herr, hier sind Vater und Sohn; die Tochter, meine Gattin, die nicht hier ist, sollt Ihr mit Gottes Hilfe bald sehn.« Als das der König hörte, sah er den Grafen an; und obwohl sich der gegen früher sehr verändert hatte, erkannte er ihn nach einigem Ansehn. Und schier mit Tränen in den Augen hob er den Grafen, der vor ihm kniete, auf und küßte und umarmte ihn, und auch Perotto empfing er freundlich, und er befahl, daß der Graf augenblicklich mit Kleidern, Gesinde, Pferden und Gerät so versehn werde, wie es sein Adel erheische; und das wurde unverzüglich getan. Überdies erwies der König auch Giachetto viel Ehre und wollte von ihm erfahren, wie sich alles zugetragen hatte. Und als Giachetto die hohe Belohnung dafür, daß er dem Könige den Grafen und dessen Kinder entdeckt hatte, in Empfang nahm, sagte der Graf zu ihm: »Nimm das, was dir die Großmut unsers gnädigen Herrn, des Königs, gibt, und vergiß nicht, deinem Vater zu sagen, daß deine Kinder, seine und meine Enkel, von der Mutter her nicht von einem Bettler abstammen.« Giachetto nahm die Geschenke und ließ seine Gattin und seine Mutter nach Paris kommen, und auch Perottos Gattin kam hin; und es war eine helle Freude zwischen ihnen und dem Grafen, den der König in alle seine Güter wieder eingesetzt und größer gemacht hatte, als er jemals gewesen war. Dann kehrten alle, von dem Grafen beurlaubt, in ihre Heimat zurück, und er lebte in Paris in höhern Ehren als je bis zu seinem Tode.

## Neunte Geschichte

*Bernabò von Genua verliert, von Ambrogiuolo betrogen, sein Vermögen und befiehlt, daß seine unschuldige Frau umgebracht werde. Sie entgeht dem Tode und dient dem Sultan in Männerkleidung; schließlich entdeckt sie den Betrüger und bringt Bernabò nach Alexandrien, von wo sie und ihr Gatte, nachdem der Betrüger bestraft, worden ist und sie wieder Frauenkleidung angelegt hat, als reiche Leute nach Genua zurückkehren.*

Als Elisa mit ihrer rührenden Geschichte ihre Schuldigkeit erfüllt hatte, nahm Filomena, die Königin, die schön und groß von Gestalt war und deren Gesicht noch lieblicher und heiterer war als das jeder andern Dame, ihre Gedanken zusammen und sagte: Der Vertrag mit Dioneo will gehalten werden, und darum werde ich, weil außer ihm und mir niemand mehr zu erzählen hat, zuerst meine Geschichte vorbringen, und er soll, wie er sich erbeten hat, der letzte sein, der erzählen wird; und nach diesen Worten begann sie also: Bei dem gemeinen Manne ist das Sprichwort im Schwange: »Wer andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein«; und daß das wahr ist, ließe sich mit keinen Vernunftgründen beweisen, wenn es nicht durch wirkliche Ereignisse bewiesen würde. Indem ich nun die gestellte Aufgabe verfolge, möchte ich euch, meine liebwerten Damen, zur gleichen Zeit auch dartun, daß das wirklich wahr ist, was man sagt; und es wird euch nicht unlieb sein dürfen, diese Geschichte gehört zu haben, weil ihr dann wissen werdet, wie sehr man vor Betrügern auf der Hut sein soll.

In Paris waren einmal in einer Herberge etliche italienische Großkaufleute, die, der eine in diesen, der andere in jenen Geschäften, wie sie eben ihr Beruf mit sich bringt, hingekommen waren, und die begannen eines Abends, als sie wie sonst fröhlich gegessen hatten, von mancherlei Dingen zu sprechen; und indem ein Gespräch das andere ergab, kamen sie auch auf ihre Frauen zu reden, die sie daheim gelassen hatten, und einer sagte scherzend: »Ich weiß nicht, was die meinige tut, aber das weiß ich wohl, daß ich, wenn mir hier ein junges Dirnchen, das mir gefällt, unter die Hände kommt, die Liebe, die ich zu meiner Frau trage, beiseite lasse und bei der andern jedes Vergnügen mitnehme, das ich haben kann.« Ein anderer antwortete: »Und ich mache es ebenso; denn wenn ich glaube, daß sich meine Frau ihre Unterhaltung sucht, so tut sie's, und glaube ich's nicht, so tut sie's auch. Drum lieber Gleiches für Gleiches: wie der Esel in den Wald schreit, so hallt es wieder heraus.« Ein dritter kam bei seiner Rede schier zu demselben Spruche, und kurz, alle schienen darin übereinzustimmen, daß ihre Frauen daheim sicherlich die Zeit zu nutzen wüßten. Nur einer, Bernabò Lomellino mit Namen und aus Genua, sagte das Gegenteil und versicherte, er habe durch eine besondere Gnade Gottes eine Dame zur Gattin, die alle Tugenden, die eine Dame haben solle, und zum großen Teile auch die, die einem Ritter oder Junker anständen, in sich vereine, so daß sie vielleicht in Italien nicht ihresgleichen habe. Denn sie sei schön von Leibe und noch sehr jung und flink und lebhaft, und von allem, was eine Dame verstehn solle, wie Handarbeiten aus Seide zu verfertigen oder ähnliche Dinge, sei nichts, was sie nicht besser träfe als jede andere. Überdies, sagte er, gäbe es keinen Knappen, oder sagen wir, Diener, der bei dem Tische eines Herrn besser und sorglicher aufzuwarten verstände als sie, die gar artig, klug und bescheiden sei. Dann pries er sie höchlich, daß sie sehr gut zu reiten und das Federspiel zu halten verstände, und zu lesen, zu schreiben und eine Rechnung zu machen wisse, als wenn sie ein Kaufmann wäre; und von diesem kam er nach vielem andern Lobe auf das, wovon gesprochen wurde, und behauptete mit einem Eide, daß keine reinere oder keuschere erfunden werden könnte, so daß er wahrlich glaube, sie würde sich, auch wenn er zehn Jahre lang oder für immer vom Hause wegbliebe, nimmer mit einem Manne auf dergleichen Streiche einlassen. Unter den Kaufleuten, die dieses Gespräch führten, war ein junger Mann, Ambrogiuolo von Piacenza mit Namen, und der begann bei diesem letzten Lobe, das Bernabò seiner Dame spendete, aus vollem Halse zu lachen und fragte ihn spöttisch, ob ihm dieses Vorrecht vor allen anderen Männern vom Kaiser gewährt worden sei. Ein wenig verletzt sagte Bernabò, nicht der Kaiser, aber der Herrgott, der etwas mehr vermöge als der Kaiser, habe ihm diese Gnade gewährt. Nun sagte Ambrogiuolo: »Ich zweifle keineswegs, Bernabò, daß du glaubst, die Wahrheit zu sagen; aber wie es mir scheint, hast du die Natur der Dinge wenig betrachtet, weil ich dich, wenn du sie betrachtet hättest, nicht für so einfältig hielte, daß du nicht darin so manches wahrgenommen hättest, was dich veranlassen müßte, über diesen Gegenstand mit mehr Zurückhaltung zu sprechen. Und damit du nicht glaubst, daß wir, die wir von unsern Frauen frei heraus gesprochen haben, glaubten, andere oder anders beschaffene Frauen zu haben als du, sondern einsiehst, daß wir, von einer natürlichen Erkenntnis geleitet, so geredet haben, will ich diesen Gegenstand ein wenig mit dir erörtern. Ich habe stets gehört, der Mann sei das edelste unter den sterblichen Wesen, die Gott geschaffen hat, und nach ihm komme das Weib; der Mann ist denn auch, wie man allgemein annimmt und wie es die Tatsachen beweisen, vollkommener, und weil er eine größere Vollkommenheit hat, so muß er auch ohne Fehl mehr Festigkeit und Beständigkeit haben: wirklich sind ja die Weiber wankelmütig, und warum sie es sind, das könnte durch viele Gründe dargelegt werden, die ich

aber jetzt beiseite lassen will. Wenn nun der Mann von einer größern Festigkeit ist und es doch nicht über sich bringt, ich will nicht sagen, einer, die ihn bittet, nicht zu willfahren, aber nach einer, die ihm gefällt, nicht zu verlangen und über dieses Verlangen hinaus nicht alles, was er nur kann, zu tun, um sie sich zu gewinnen, und wenn es ihm so nicht einmal im Monate, sondern tausendmal des Tages ergeht, was erwartest du dann, daß eine Frau, die von Natur aus wankelmütig ist, bei den Bitten, den Schmeicheleien und den Geschenken und bei den tausend andern Mitteln tun kann, die ein kluger Mann, der sie liebt, anwenden wird? Glaubst du, daß sie fest bleiben kann? Wahrhaftig, auch wenn du das behauptest, so glaube ich nicht, daß du es glaubst; und dabei sagst du selber, daß deine Frau ein Weib ist und aus Fleisch und Bein wie die andern. Wenn dem so ist, so müssen die Wünsche, die sie hegt, und ihre Kräfte, diesen natürlichen Begierden zu widerstehn, dieselben sein wie bei den andern; daher ist die Möglichkeit da, daß sie, wie keusch sie auch sei, doch das tut, was die andern tun, und etwas Mögliches darf man nicht so hartnäckig, wie du es tust, leugnen, um das Gegenteil zu behaupten.« Und Bernabò antwortete ihm und sagte: »Ich bin ein Kaufmann und kein Philosoph und werde dir als Kaufmann antworten. Und ich sage, daß ich wohl weiß, daß das, was du sagst, von den Törinnen gelten kann, die keine Scham im Leibe haben; aber die Klugen sind für ihre Ehre so besorgt, daß sie stärker werden als die Männer, die darin gar zu leichtfertig sind. Und zu diesen Frauen gehört die meinige.« Ambrogiuolo sagte: »Wahrlich, wüchse ihnen jedesmal, wann sie sich auf solche Stückchen einlassen, ein Hörn an der Stirn, das Zeugnis ablegte, was sie getan haben, dann würde ich glauben, daß sich nur wenige darauf einließen; aber nicht nur, daß ihnen kein Hörn wächst, man merkt ihnen auch, wenn sie klug sind, nicht die geringste Spur an, und Schande und Entehrung gibt es nur bei Dingen, die offenkundig sind: wenn sie es darum heimlich tun können, so tun sie es, und lassen sie es, so sind sie eben zu dumm dazu. Und sei überzeugt, daß nur die keusch ist, die nie von einem Manne gebeten worden ist oder, wenn sie selber gebeten hat, nicht erhört worden ist. Und obwohl ich aus natürlichen und triftigen Gründen weiß, daß dem so sein muß, würde ich davon nicht mit solcher Bestimmtheit sprechen, wenn ich nicht zu often Malen und bei vielen Frauen die Probe gemacht hätte. Und ich sage dir: wäre ich nur bei deiner gar so heiligen Frau, ich getraute es mich wohl, sie in kurzer Zeit zu dem zu bringen, wozu ich schon genug andere gebracht habe.« Geärgert antwortete Bernabò: »Der Streit mit Worten könnte sich gar zu lange hinziehen: du würdest reden, und ich würde reden, und am Ende käme doch nichts heraus. Weil du aber sagst, daß alle so leicht zu haben sind, und daß du so gewandt bist, so bin ich, um dich von der Keuschheit meiner Frau zu überzeugen, bereit, mir den Kopf abschlagen zu lassen, wenn du sie verleiten kannst, daß sie dir in dieser Beziehung irgendwie zu Willen ist; und kannst du das nicht, so sollst du nicht mehr als tausend Gulden verlieren.« Ambrogiuolo, der sich schon in die Hitze geredet hatte, antwortete: »Ich wüßte nicht, Bernabò, was ich, wenn ich gewänne, mit deinem Blute anfangen sollte; wenn du aber Lust hast, die Probe von dem, was ich gesprochen habe, zu sehn, so setze gegen meine tausend Gulden fünftausend von den deinigen, an denen dir ja weniger liegen muß als an deinem Kopfe. Und obwohl du keine Frist angibst, so will ich mich verpflichten, nach Genua zu ziehen und deine Frau binnen drei Monaten von dem Tage an, wo ich abreisen werde, zu meinem Willen gebracht zu haben, und zum Beweise will ich etliche ihrer Lieblingsdinge mitbringen und so viele und solche Zeichen angeben, daß du selber zugestehn sollst, daß es wahr ist; alles jedoch unter der Bedingung, daß du mir mit deinem Eide versprichst, in dieser Frist weder nach Genua zu kommen, noch ihr über die Angelegenheit etwas zu schreiben.« Bernabò sagte, er sei es gern zufrieden, und obwohl sich die andern Kaufleute alle Mühe gaben, die Sache zu hintertreiben, weil sie einsahen, was daraus für ein Unglück erfolgen könne, so waren doch die zwei so in die Hitze geraten, daß sie sich gegen den Willen der andern mit ihren eigenhändigen Unterschriften einander verpflichteten. Bernabò blieb, nachdem der Vertrag geschlossen war, in Paris, und Ambrogiuolo begab sich, so schnell er nur konnte, nach Genua. Und als er dort ein paar Tage verweilt und sich mit vieler Vorsicht erkundigt hatte, wo die Dame wohne und wie ihr Betragen sei, bekam er dasselbe zu hören, was ihm Bernabò gesagt hatte, und noch mehr; darob deuchte ihn denn, er habe sich in ein törichtes Unternehmen eingelassen. Immerhin machte er sich an ein armes Weib heran, das häufig in das Haus kam und bei der Dame gern gesehn war, und dieses Weib bestach er mit Geld und ließ sich von ihr, da sie zu nichts sonst zu haben war, in einer zu diesem Zwecke kunstreich verfertigten Kiste nicht nur in das Haus, sondern sogar in das Gemach der edeln Dame bringen; seinem Auftrage gemäß bat dort das gute Weib die Dame unter dem Verwände, sie wolle verreisen, ihr die Kiste einige Tage aufzubewahren. Als die Nacht gekommen war, öffnete Ambrogiuolo um die Stunde, wo er dachte, die Dame sei schon eingeschlafen, den künstlichen Verschluß der Kiste, die im Gemache verblieben war, und trat leise in das Gemach, wo ein Licht brannte. Nun begann er die Gelegenheit des Gemaches und die Malereien und was sonst bemerkenswert war, zu betrachten und sich alles ins Gedächtnis zu prägen. Als er sich dann dem Bette genähert hatte und sah, daß sowohl die Dame als auch ihr Töchterchen, das sie bei sich hatte, fest schlief, deckte er sie sachte völlig auf; da sah er denn, daß sie nackt ebenso schön war wie bekleidet. Aber er ersah kein andres Zeichen an ihr, das er später hätte angeben können, als ein Mal unter der linken Brust, das einige goldblonde Härchen umgaben; und als er das gesehn hatte, deckte er sie leise wieder zu, obwohl ihm bei dem Anblicke ihrer Schönheit die Lust

gekommen war, sein Leben aufs Spiel zu setzen und sich zu ihr zu legen. Weil er aber gehört hatte, sie sei in solchen Dingen gar hart und rauh, wagte er es nicht; und nachdem er einen großen Teil der Nacht ungestört im Gemache verbracht und aus einer Truhe eine Börse und ein Oberkleid von ihr genommen hatte, tat er diese Gegenstände samt etlichen Ringen und Gürteln in seine Kiste, stieg wieder hinein und schloß sie so, wie sie vorher gewesen war. Und so tat er zwei Nächte, ohne daß die Dame etwas bemerkt hätte. Am dritten Tage kam das gute Weib verabredetermaßen um ihre Kiste und brachte sie dorthin, woher sie sie genommen hatte; Ambrogiuolo stieg heraus, befriedigte das Weib mit dem, was er ihr versprochen hatte, und kehrte mit den Sachen, die er genommen hatte, so rasch er nur konnte nach Paris zurück. Dort, wo er noch vor der bestimmten Frist eintraf, rief er die Kaufleute zusammen, die bei dem Streite und bei der Wette zugegen gewesen waren, und sagte in Bernabòs Gegenwart, er habe die Wette gewonnen und das vollführt, dessen er sich gerühmt habe; und zum Beweise beschrieb er zuerst die Gestalt des Gemaches und die Malereien und zeigte dann die Sachen, die er mitgebracht hatte, indem er behauptete, er habe sie von ihr erhalten. Bernabò gestand zu, daß das Gemach so sei, wie er sage, und außerdem, daß er die Sachen kenne und daß sie Eigentum seiner Frau gewesen seien, sagte jedoch, Ambrogiuolo könne die Beschaffenheit des Gemaches von einem Diener erfahren und auf dieselbe Weise auch die Sachen erhalten haben; wenn darum Ambrogiuolo nichts andres sage, so scheine ihm das nicht genug, um sich besiegt zu geben. Darauf sagte Ambrogiuolo: »Eigentlich müßte es genug sein; weil du aber willst, daß ich noch mehr sage, so will ich es tun. Ich sage dir also, daß Madonna Ginevra, deine Gattin, unter der linken Brust ein ziemlich großes Mal hat, das etwa von sechs goldblonden Härchen umgeben ist.« Als das Bernabò hörte, war es ihm, als ob ihm ein Messer durchs Herz gefahren wäre, so groß war sein Schmerz; und die Blässe, die jäh sein ganzes Gesicht überzog, wäre, auch wenn er kein Wort gesagt hätte, ein offenkundiges Zeichen gewesen, es sei so, wie Ambrogiuolo gesagt hatte. Und nach einer Weile sagte er: »Meine Herren, das, was Ambrogiuolo sagt, ist wahr; und weil er daher gewonnen hat, so mag er sich seine Zahlung holen, wann es ihm beliebt«; und so wurde Ambrogiuolo am nächsten Tage auf den Heller bezahlt. Und Bernabò verließ Paris und machte sich, das Herz voll Tücke gegen seine Frau, auf den Weg nach Genua. Und als er in die Nähe der Stadt kam, wollte er nicht hineingehn, sondern blieb gute zwanzig Meilen vor der Stadt auf einem seiner Landgüter. Und er schickte einen Diener, dem er völlig vertraute, mit zwei Pferden nach Genua und gab ihm einen Brief mit, worin er seiner Frau schrieb, er sei zurückgekehrt und sie solle mit dem Diener zu ihm kommen. Der Diener wurde von der Dame, als er in Genua eingetroffen war und den Brief übergeben und die Botschaft ausgerichtet hatte, mit großer Freude empfangen, und am nächsten Morgen stieg sie mit ihm zu Pferde und schlug den Weg zu dem Landgute ein; und indem sie ihren Weg unter mancherlei Gesprächen verfolgten, kamen sie in eine gar tiefe und einsame Schlucht, die von Bäumen und hohen Felsen eingeschlossen war. Die schien dem Diener der richtige Ort, um den Befehl seines Herrn gefahrlos zu vollziehen; darum zog er den Dolch, packte die Dame am Arme und sagte: »Madonna, befehlt Euere Seele dem Herrgott; denn hier müßt Ihr Euer Leben lassen.« Als die Dame diese Worte hörte und den Dolch sah, sagte sie entsetzt: »Gnade, um Gottes willen! sage mir doch, bevor du mich umbringst, womit ich dich gekränkt habe, daß du mich umbringen willst.« – »Madonna«, sagte der Diener, »mich habt Ihr nicht im mindesten gekränkt; womit Ihr aber Euern Gatten gekränkt habt, davon weiß ich nicht mehr, als daß er mir befohlen hat, Euch auf diesem Wege ohne Barmherzigkeit umzubringen. Und wenn ich's nicht täte, so ließe er mich, wie er mir gedroht hat, henken. Ihr wißt sehr wohl, wie verpflichtet ich ihm bin und ob ich nein sagen kann, wenn er mir etwas aufträgt; weiß Gott, wie Ihr mich dauert, aber ich kann nicht anders.« Und die Dame sagte weinend zu ihm: »Ach Gnade, um Gottes willen! werde doch nicht, um einem andern zu dienen, zum Mörder an mir, die ich dich nie gekränkt habe! Gott, dem nichts verborgen ist, weiß, ob ich je etwas getan habe, um dessentwillen ich von meinem Gatten einen solchen Lohn verdient hätte. Aber lassen wir das: du kannst, wenn du willst, zu gleicher Zeit Gott und deinem Herrn und mir etwas zuliebe tun, daß du mir nämlich dein Wams und einen Mantel gibst und dafür meine Kleider nimmst und damit zu meinem und deinem Herrn gehst und ihm sagst, du habest mich umgebracht; und ich verspreche dir bei meinem Leben, das du mir also geschenkt haben wirst, ich will von hier so weit weggehn, daß weder zu ihm noch zu dir, ja nicht einmal in diese Gegend je eine Kunde von mir dringen wird.« Der Diener, der sie gar ungern getötet hätte, ließ sich leicht zum Mitleide bewegen; er nahm ihre Gewänder, aber nicht auch das Geld, das sie bei sich hatte, und gab ihr sein Wams und einen Mantel und ließ sie, nachdem er sie noch gebeten hatte, sich aus dieser Gegend zu entfernen, zu Fuß in der Schlucht zurück; und er ritt zu seinem Herrn und sagte ihm, er habe nicht nur seinen Befehl vollzogen, sondern auch ihren Leichnam etlichen Wölfen überlassen, die dazugekommen seien. Bernabò kehrte nach einiger Zeit nach Genua heim; und als man dort von seiner Tat erfuhr, wurde er heftig getadelt. Die Dame, die allein und trostlos zurückgeblieben war, hatte sich bei Anbruch der Nacht, nachdem sie sich so gut es ging unkenntlich gemacht hatte, in ein Dörfchen in der Nähe begeben; als sie sich dort von einem alten Weibe alles Nötige verschafft hatte, hatte sie das Wams abgeschnitten und für ihre Gestalt zurechtgemacht und aus ihrem Hemde ein paar Hosen genäht und sich die Haare geschoren und sich gänzlich in einen Matrosen verwandelt, und dann war sie bis ans Meer

gegangen; dort traf sie von ungefähr einen katalanischen Edelmann, Senor Encarach mit Namen, der sein Schiff, das in geringer Entfernung war, in Alba verlassen hatte, um sich an einer Quelle zu erfrischen. Mit dem fing sie ein Gespräch an, verdingte sich ihm unter dem Namen Sicurano von Finale als Diener und bestieg das Schiff. Dort versorgte sie der Edelmann mit besserer Kleidung, und sie begann ihn so gut und trefflich zu bedienen, daß sie seine besondere Gunst gewann. Nicht lange darauf geschah es, daß der Katalanier mit einer Ladung Waren nach Alexandrien fuhr, und für den Sultan nahm er einige Wanderfalken mit; nach seiner Ankunft machte er sie ihm denn auch zum Geschenk. Nun fand der Sultan, als er ihn einige Male zum Speisen eingeladen hatte, an Sicurano, der stets seinen Herrn, um ihn zu bedienen, begleitete, ein solches Wohlgefallen, daß er sich ihn von dem Katalanier ausbat; und der überließ ihn ihm, obwohl es ihm schwer ankam. Und es dauerte nicht lange, so hatte sich Sicurano durch seine gute Aufführung die Gunst und die Liebe des Sultans in nicht geringerm Maße erworben, als früher die des Katalaniers. Da kam die Zeit heran, wo sich, wie alljährlich, in Akka, das unter der Herrschaft des Sultans stand, eine große Zahl von Kaufleuten, christlichen und sarazenischen, ähnlich wie zu einer Messe zusammenfinden sollten; und damit die Kaufleute und ihre Waren in Sicherheit seien, hatte der Sultan von jeher die Gewohnheit gehabt, außer seinen sonstigen Beamten auch einen seiner Großen mit einer eigenen Wache hinzuschicken. Als es nun an der Zeit war, beschloß er, in dieser Eigenschaft Sicurano zu schicken, der die Sprache schon sehr gut verstand; und so tat er auch. Als demnach Sicurano als Herr der Stadt und als Hauptmann der Wache, die für die Sicherheit der Kaufleute und der Waren zu sorgen hatte, nach Akka gekommen war und dort die Obliegenheiten seines Amtes gut und treulich verrichtete und überall nachsah, traf er viele Kaufleute aus Sizilien und Pisa und Genua und Venedig und dem übrigen Italien, und mit denen unterhielt er sich gern in der Erinnerung an seine Heimat, da geschah es, daß er, als er einmal einen Laden venezianischer Kaufleute betreten hatte, unter andern Kleinoden eine Börse und einen Gürtel sah, die er augenblicklich nicht ohne große Verwunderung als sein Eigentum wiedererkannte; ohne sich jedoch etwas anmerken zu lassen, fragte er höflich, wem sie gehörten und ob sie zu verkaufen seien. Nun war in diesem Laden Ambrogiuolo von Piacenza, der mit einem großen Kaufmannsgut auf einem venezianischen Schiffe nach Akka gekommen war, und als der hörte, daß der Hauptmann der Wache fragte, wem sie gehörten, trat er vor und sagte lächelnd: »Herr, die Sachen gehören mir, aber ich verkaufe sie nicht; wenn sie Euch jedoch gefallen, so macht es mir ein Vergnügen, wenn Ihr sie als Geschenk annehmt.« Da ihn Sicurano lächeln sah, argwöhnte er, der Kaufmann habe ihn an irgendeinem Zuge erkannt; trotzdem veränderte er keine Miene und sagte: »Du lachst vielleicht, weil du siehst, daß ein Kriegsmann um solche Weibersachen fragt?« Ambrogiuolo sagte: »Herr, ich lache nicht darüber, sondern über die Art, wie ich sie gewonnen habe.« Und Sicurano sagte: »So sag es mir denn, so wahr dir Gott alles Gute beschere, wie du sie gewonnen hast, wenn es nicht unziemlich ist.« – »Herr«, sagte Ambrogiuolo, »diese Sachen und noch andere hat mir eine edle Dame in Genua, Madonna Ginevra mit Namen und Gattin Bernabò Lomellinos, in einer Nacht, die ich mit ihr verbracht habe, geschenkt, und sie hat mich gebeten, sie ihr zuliebe zu behalten. Gelacht habe ich aber, weil mir die Torheit Bernabòs eingefallen ist, der so närrisch war, daß er fünftausend Gulden gegen tausend gewettet hat, ich würde seine Frau nicht dazu bringen, daß sie mir zu Willen sei; und ich habe die Wette gewonnen, und der, der viel eher sich selber für seine Dummheit als seine Frau für etwas, was alle Weiber tun, hätte bestrafen sollen, ist von Paris nach Genua heimgekehrt und hat sie, wie ich später vernommen habe, umbringen lassen.« Als das Sicurano hörte, verstand er augenblicklich, was die Ursache von Bernabòs Zorn gegen sie gewesen war, und erkannte klar, daß dieser Mann die Ursache ihres großen Unglücks war; und sie nahm sich vor, ihn dafür nicht straflos zu lassen. Sicurano stellte sich daher, als hätte ihm diese Geschichte sehr gefallen, und bot all seine Schlauheit auf, um mit Ambrogiuolo auf einen freundschaftlichen Fuß zu kommen; das gelang ihm auch so gut, daß ihn Ambrogiuolo, als die Messe zu Ende war, auf sein Zureden mit all seinem Eigentum nach Alexandrien begleitete. Dort ließ ihm Sicurano einen Laden einrichten und gab ihm viel Geld von dem seinigen auf die Hand, so daß Ambrogiuolo, der darin seinen großen Nutzen sah, gern dort blieb. Sicurano, dessen ganzes Trachten dahin ging, Bernabò von seiner Unschuld zu überzeugen, ruhte nicht eher, als bis er ihn mit Hilfe einiger genuesischer Kaufleute, die in Alexandrien waren, unter einem geschickten Vorwande dazu gebracht hatte, hinzukommen; und da Bernabò in gar dürftigen Umständen war, verschaffte er ihm in der Stille bei einem seiner Freunde Unterkunft, bis es ihm an der Zeit scheinen werde, das, was er beabsichtigte, ins Werk zu setzen. Sicurano hatte es aber schon zu veranstalten gewußt, daß Ambrogiuolo die Geschichte dem Sultan erzählte, und der Sultan hatte Vergnügen daran gefunden; als er nun Bernabò zur Stelle wußte, dachte er die Sache nicht länger aufschieben zu dürfen und lag dem Sultan an, sich Ambrogiuolo und Bernabò kommen zu lassen und Ambrogiuolo in Bernabòs Gegenwart, wenn es auf gütliche Weise nicht gehe, mit Strenge zu einem Geständnis zu bringen, wie das, dessen er sich von Bernabòs Frau rühme, in Wirklichkeit gewesen sei. Der Sultan ließ denn auch die beiden kommen und befahl Ambrogiuolo in Gegenwart vieler Leute mit einem ungnädigen Gesichte, die Wahrheit zu sagen, wie er die fünftausend Gulden von Bernabò gewonnen habe; und auch Sicurano war anwesend, auf den Ambrogiuolo am meisten baute, aber der drohte ihm mit einem viel zornigern Gesichte die größten

Martern an, wenn er nicht die Wahrheit sage. Bei Ambrogiuolo, der von dem Benehmen des einen wie des andern erschreckt war, brauchte es nicht vielen Zwanges, daß er, weil er auf keine andere Strafe gefaßt war, als die fünftausend Gulden zurückgeben zu müssen, den ganzen Sachverhalt in Gegenwart Bernabòs und vieler anderer ausführlich erzählte. Und kaum hatte er ausgesprochen, so kehrte sich Sicurano, der als Bevollmächtigter des Sultans auftrat, zu Bernabò und sagte: »Und du, was hast du dieser Lüge halber mit deiner Frau getan?« Und Bernabò antwortete: »Außer mir vor Zorn über den Verlust meines Geldes und vor Scham über die Schmach, die sie mir meiner Meinung nach angetan hat, habe ich sie durch meinen Diener umbringen lassen; und wie er mir gemeldet hat, ist sie auf der Stelle von einem Rudel Wölfe zerrissen worden.« Der Sultan hatte diese Aussagen, die in seiner Gegenwart gemacht worden waren, gehört und verstanden, freilich ohne zu wissen, wo Sicurano, der das Ganze veranstaltet und die Fragen gestellt hatte, hinaus wolle; nun aber sagte Sicurano zu ihm: »Herr, Ihr könnt klärlich ersehn, wieviel Grund die Dame hat, auf ihren Liebhaber und auf ihren Gatten stolz zu sein: der Liebhaber, der ihren guten Ruf lügnerisch verletzte, raubte ihr die Ehre und stürzte gleichzeitig ihren Gatten ins Elend, und dieser, da er der Falschheit des Fremden mehr Glauben beimaß als ihrer Wahrhaftigkeit, die er durch lange Erfahrung hätte kennen müssen, ließ sie umbringen und von den Wölfen fressen; und dazu ist die Liebe und Leidenschaft, die ihr Buhle und Gatte entgegenbringen, so groß, daß sie alle beide seit langem mit ihr verkehren, ohne sie zu erkennen. Auf daß Ihr aber völlig erkennet, was jeder von den beiden verdient hat, so ist es, wenn Ihr mir die besondere Gunst gewähren wollt, den Betrüger zu bestrafen und dem Betrogenen zu verzeihen, meine Absicht, die Frau vor Euch und vor ihnen erscheinen zu lassen.« Der Sultan, der sich vorgenommen hatte, in dieser Sache Sicurano gänzlich zu willfahren, sagte, es sei ihm recht und er solle die Frau kommen lassen. Bernabò, der fest überzeugt war, sie sei tot, war baß erstaunt; und Ambrogiuolo, der schon sein Unheil ahnte und etwas Schummers besorgte, als das Geld bezahlen zu müssen, wartete mit ungeduldiger Verwunderung auf ihre Ankunft, obwohl er nicht wußte, was er davon erhoffen oder fürchten sollte. Als nun der Sultan Sicuranos Bitte gewährt hatte, warf sie sich weinend vor ihm auf die Knie und sagte, indem sie die männliche Stimme in demselben Augenblick aufgab, wo sie nicht mehr als Mann gelten wollte: »Herr, ich bin die arme, unselige Ginevra, die seit sechs Jahren in männlicher Tracht durch die Welt irrt, die von diesem Verräter von Ambrogiuolo fälschlich und boshaft beschuldigt worden ist und die der grausame, ungerechte Gatte einem Diener übergeben hat, um sie von ihm umbringen und von den Wölfen fressen zu lassen.« Und indem sie sich die Kleider aufriß und ihre Brust zeigte, bewies sie dem Sultan und jedem andern, daß sie ein Weib war; und dann kehrte sie sich zu Ambrogiuolo und fragte ihn mit schimpflicher Rede, wann er, wie er sich rühme, mit ihr geschlafen habe. Dieser, der sie erkannt hatte und vor Scham schier stumm geworden war, sagte kein Wort. Über den Sultan, der sie immer für einen Mann gehalten hatte, kam, als er das sah und hörte, eine solche Verwunderung, daß er kaum glauben konnte, das, was er sah und hörte, sei kein Traum, sondern Wirklichkeit. Als sich aber seine Verwunderung legte und er die Wahrheit erkannte, pries er mit überschwenglichem Lobe das Leben und die Standhaftigkeit und das Betragen und die Tugend Ginevras, die bis dahin Sicurano geheißen hatte. Und nachdem sie auf seinen Befehl mit vornehmen Frauengewändern versehn worden war und einige Damen zu ihrer Gesellschaft erhalten hatte, schenkte er, der von ihr gestellten Bitte gemäß, Bernabò das verwirkte Leben. Der hatte sich ihr, als er sie erkannt hatte, weinend zu Füßen geworfen und sie um Verzeihung gebeten, und die gewährte sie ihm gütig, so wenig er sie auch verdient hatte, und hob ihn auf und umarmte ihn zärtlich als ihren Gatten. Dann befahl der Sultan, daß Ambrogiuolo unverzüglich an einem hohen Orte der Stadt an einen Pfahl gebunden und mit Honig bestrichen werde und dort so lange bleiben solle, bis seine Knochen von selber auseinanderfielen; und das wurde getan. Und hierauf befahl er, daß alles, was Ambrogiuolos Eigentum gewesen sei, der Dame gegeben werde; und das war nicht so gering, daß es nicht mehr als zehntausend Dublonen wert gewesen wäre. Und er veranstaltete, um Bernabò als Gatten Madonna Ginevras und Madonna Ginevra als die tugendhafteste Frau zu ehren, ein glänzendes Fest und schenkte ihr an Kleinoden und an goldenem und silbernem Geschirr und an Geld so viel, daß es wieder mehr als zehntausend Dublonen ausmachte. Und als das Fest zu Ende war, ließ er ihnen ein Schiff ausrüsten und gab ihnen Urlaub, nach Genua heimzukehren, wann es ihnen belieben werde; und sie kamen als reiche und frohe Eeute in die Heimat und wurden mit außerordentlichen Ehren empfangen, sonderlich Madonna Ginevra, die jedermann für tot gehalten hatte. Und ihr ganzes Leben lang genoß Madonna Ginevra als Vorbild hoher Tugend allgemeine Verehrung. Ambrogiuolo war noch an demselben Tage, wo er an den Pfahl gebunden und mit Honig bestrichen worden war, von den Fliegen und den Wespen und den Bremsen, die in diesem Lande sehr zahlreich sind, nicht nur unter den größten Qualen getötet, sondern auch bis auf die Knochen aufgezehrt worden; und diese weißen Knochen, die an den Sehnen hingen, gaben noch lange Zeit hernach, da man nicht daran rührte, jedem, der sie sah, ein Zeugnis seiner Ruchlosigkeit. So hat also das Sprichwort recht gehabt, das da sagt: wer andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein.

## Zehnte Geschichte

*Paganino von Monaco raubt die Gattin Messer Ricciardos di Chinzica; als der erfährt, wo sie ist, begibt er sich dorthin, befreundet sich mit Paganino und verlangt sie von ihm zurück. Paganino verspricht sie ihm, wenn sie wolle; sie will aber nicht mit ihm heimkehren und wird nach Messer Ricciardos Tode die Gattin Paganinos.*

Die ganze ehrenwerte Gesellschaft pries die Geschichte, die ihre Königin erzählt hatte, als überaus schön, und besonders tat dies Dioneo, der der einzige war, der an diesem Tage noch zu erzählen hatte. Und als er mit seinen Lobeserhebungen zu Ende war, sagte er: Ein Umstand in der Erzählung der Königin hat mich, meine schönen Damen, veranlaßt, von der Geschichte, die ich im Sinne gehabt habe, abzusehn und euch eine andere zu erzählen: und dieser Umstand ist die Dummheit Bernabòs, bei der es nichts ausmacht, daß sie ihm gut ausgegangen ist; so wie er redet sich nämlich mancher Mann ein, daß seine Frau, während er sich auf seiner Reise durch alle möglichen Länder bald mit der einen, bald mit der andern vergnügt, daheim die Hände in den Schoß lege, geradeso als ob wir, die wir ja unter den Frauen zur Welt kommen und aufwachsen, nicht wüßten, wonach ihr Sinn steht. Mit der Geschichte, die ich euch erzählen werde, will ich euch nun zu gleicher Zeit zeigen, wie groß die Albernheit solcher Männer ist und um wieviel größer die etlicher anderer ist, die in der Meinung, sie vermöchten mehr als die Natur, glauben, mit eitelm Gefasel etwas, was ihnen unmöglich ist, möglich machen zu können und sich abmühen, einen andern zu dem zu machen, was sie selber sind, wenn dies auch dem ganzen Wesen dessen, an dem sie sich versuchen, widerstrebt ist.

Es war also einmal in Pisa ein Richter, Messer Ricciardo di Chinzica mit Namen, der mehr mit geistigen Kräften als mit körperlichen begabt war; der war vielleicht der Meinung, er werde eine Frau mit derselben Arbeit zufriedenstellen, wie er sie in seiner Gelehrtenstube verrichtete, und so trachtete er, der sehr reich war, mit allem Eifer, eine schöne und junge Dame zur Frau zu bekommen, obwohl er, wenn er sich ebenso gut zu beraten gewußt hätte wie andere, gerade diesen beiden Eigenschaften hätte ausweichen sollen. Und sein Wunsch ging in Erfüllung; denn Messer Lotto Gualandi gab ihm eine seiner Töchter, Bartolommea mit Namen, eines der schönsten und lebhaftesten Mädchen in Pisa, wo es ja überhaupt nur wenige gibt, die nicht den Eidechsen gleichen. Nachdem sie der Richter mit großen Festlichkeiten heimgeführt und eine schöne, prunkvolle Hochzeit gefeiert hatte, unterfing er sich in der ersten Nacht, um die Ehe zu vollziehen, ein einziges Mal, sie zu berühren; und es hätte nicht viel gefehlt, so wäre es auch das eine Mal eine Niete gewesen, und am Morgen mußte er sich, mager und dürr und kraftlos wie er war, mit rotem Weine und stärkenden Latwergen und andern Mittelchen wieder zum Leben bringen. Da der Herr Richter nunmehr seine Kräfte besser einschätzte, als er zuvor getan hatte, begann er seine Frau einen Kalender zu lehren, der Kindern, die ungern in die Schule gehn, wohl getaugt hätte und vielleicht in Ravenna gemacht worden war. Denn nach seinen Erklärungen gab es nicht einen Tag, auf den nicht, von einem gar nicht zu reden, sondern mehrere Feste gefallen wären, die, wie er ihr mit mancherlei Gründen erklärte, dadurch gefeiert werden mußten, daß sich Mann und Frau einer derartigen Vereinigung enthielten; dazu kamen noch die Quatember und die Vigilien der Apostel und tausend anderer Heiliger und die Freitage und die Samstage und der Tag des Herrn und die vierzigtägige Fastenzeit und etliche Mondviertel und viele andere Ausnahmen, weil er vielleicht meinte, mit der Frau im Bette gelte es ebenso Ferien zu halten, wie er sie dann und wann in seinem Richteramte hielt. Und diese Weise hielt er lange ein, nicht ohne großes Mißvergnügen der Dame, auf die es kaum einmal im Monat traf; dabei hütete er sie aber wohl, auf daß sie nicht ein anderer die Werktage kennen lehre, so wie er sie die Feiertage gelehrt hatte. Nun geschah es zur Zeit der großen Hitze, daß Messer Ricciardo Lust bekam, auf ein sehr hübsches Landgut in der Nähe des Monte Nero zu gehn und dort, um frische Luft zu schöpfen, etliche Tage zu verweilen; und dorthin nahm er seine schöne Gattin mit. Um ihr nun in der Zeit, die sie sich dort aufhielten, einige Unterhaltung zu bieten, veranstaltete er einen Fischfang, und er fuhr mit den Fischern in einem Kahne hin und sie mit andern Damen in einem andern; und das Vergnügen lockte sie so, daß sie, ohne es gewahr zu werden, etliche Meilen weit ins Meer hinausfuhren. Und während sie voll Aufmerksamkeit zusahen, kam plötzlich eine Galeere Paganinos da Märe daher, der damals ein berühmter Seeräuber war; und als der die Kähne sah, hielt er auf sie zu, und die konnten nicht so schnell fliehen, daß nicht Paganino den erreicht hätte, in dem die Damen waren. Als er nun die schöne Dame sah, nahm er sie, ohne nach sonst etwas zu verlangen, vor den Augen Messer Ricciardos, der schon gelandet war, auf seine Galeere und fuhr davon. Ob der Herr Richter, der auf jedes Lüftchen eifersüchtig war, bei diesem Anblicke betrübt gewesen ist, das braucht keiner Frage. Es war nutzlos, daß er über die Schändlichkeit der Seeräuber sowohl in Pisa als auch an andern Orten Klage führte, und er wußte auch nicht, von wem und wohin ihm seine Gattin entführt worden war. Paganino aber war ganz zufrieden, als er sah, daß sie so schön war; und weil er keine Frau hatte, gedachte er sie immer bei sich zu behalten und begann ihr, die heftig

weinte, mit süßen Worten Trost zuzusprechen. Als dann die Nacht gekommen war, setzte er, dem der Kalender aus dem Gürtel gefallen war und der alle Feste und Feiertage vergessen hatte, seine Tröstungen mit Werken fort, weil es ihn deuchte, die Worte bei Tag hätten nichts gefruchtet; und er tröstete sie auf eine solche Weise, daß sie, bevor sie noch nach Monaco kamen, den Richter samt seinen Gesetzen vergessen und sich freudig in Paganinos Lebensweise geschickt hatte. Und als er sie nach Monaco gebracht hatte, hielt er sie außer den Tröstungen, die er ihr bei Tag und Nacht spendete, auch sonst so ehrlich, wie wenn sie seine Gattin gewesen wäre. Einige Zeit darauf kam dem Herrn Richter zu Ohren, wo seine Frau weilte; und weil er vor Sehnsucht nach ihr glühte, so faßte er in der Meinung, daß kein anderer die Sache richtig anzupacken verstände, den Entschluß, sie selber zu holen. Und er stieg zu Schiffe und fuhr nach Monaco und dort sah er sie und sie ihn; aber sie sagte das am Abende ihrem Paganino und teilte ihm ihre Absicht mit. Kaum hatte Messer Ricciardo am nächsten Morgen Paganino gesehn, so machte er sich auch schon an ihn heran und floß in kurzer Zeit von Beteuerungen einer innigen Freundschaft über, während sich Paganino stellte, als kennte er ihn nicht, und wartete, wo er hinaus wolle; als es dann Messer Ricciardo an der Zeit schien, entdeckte er ihm, so gut und so höflich wie er nur konnte, den Grund seines Kommens, und bat ihn, so viel zu nehmen, wie ihm beliebe, und ihm dafür die Dame zurückzugeben. Paganino antwortete mit freundlichem Gesicht: »Seid willkommen, Messer; und um Euch kurz zu antworten, sage ich Euch folgendes: es ist wahr, daß ich eine junge Frau im Hause habe; ob sie aber Eure oder eines andern Gattin ist, weiß ich nicht, da ich Euch überhaupt nicht kenne und sie auch nicht länger als seit der kurzen Zeit, die sie bei mir ist. Wenn Ihr, wie Ihr sagt, ihr Gatte seid, so werde ich Euch, weil Ihr mir ein liebenswürdiger Mann scheint, zu ihr führen, und ich bin überzeugt, daß sie Euch erkennen wird: sagt sie, daß es so ist, wie Ihr sagt, und will sie mit Euch gehn, so werde ich mich, Euerer Liebenswürdigkeit halber, mit dem begnügen, was Ihr selber mir als Lösegeld für sie geben wollt; trifft das aber nicht zu, so wäre es garstig von Euch, wenn Ihr sie mir nähmet: ich bin ja ein junger Mann und kann mir so gut wie ein anderer eine Frau halten und sonderlich sie, die die liebenswürdigste ist, die ich je gesehn habe.« Darauf sagte Messer Ricciardo: »Sie ist wirklich meine Frau, und wenn du mich zu ihr führst, so wirst du es sehn; augenblicklich wird sie mir um den Hals fallen. Und darum verlange ich nichts andres, als was du selber bestimmt hast.« – »So wollen wir denn gehn«, sagte Paganino. Als sie daher zu Paganino gegangen waren, ließ Paganino die Dame in den Saal, wo sie waren, rufen, und sie trat alsbald, hübsch gekleidet und geschmückt, aus einem Gemache und ging zu Messer Ricciardo und Paganino; aber sie begrüßte Messer Ricciardo nicht anders, als wie sie jeden Fremden begrüßt hätte, der zu Paganino gekommen wäre. Der Richter, der erwartet hatte, sie werde ihn mit hellem Jubel empfangen, verwunderte sich baß, als er das sah, und sagte bei sich selbst: ›Vielleicht haben mich der lange Schmerz, den ich seit ihrem Verluste ertragen habe, und der Gram um sie so verändert, daß sie mich nicht erkennt.‹ Darum sagte er: »Der Fischfang, Frau, zu dem ich dich geführt habe, ist mir teuer zu stehn gekommen; denn nie noch habe ich einen solchen Schmerz ausgestanden wie den, den ich seit dem Tage, wo ich deiner verlustig geworden bin, gefühlt habe. Und du scheinst mich nicht zu erkennen, so fremd sprichst du zu mir. Siehst du nicht, daß ich dein Messer Ricciardo bin, der hierhergekommen ist, um diesem Edelmanne, in dessen Hause wir sind, alles, was er verlangt, zu zahlen, damit ich dich wiederhabe und mitnehmen kann? Und er gibt dich mir, dank seiner Güte, um eine Summe zurück, die ich selber bestimmen darf.« Die Dame kehrte sich zu ihm und sagte mit einem fast unmerklichen Lächeln: »Sprecht Ihr zu mir, Messer? Gebt acht, daß Ihr mich nicht mit einer andern verwechselt; denn ich wenigstens erinnere mich nicht, Euch jemals gesehn zu haben.« Messer Ricciardo sagte: »Gib acht, was du sprichst, und betrachte mich gut; wenn du dich recht erinnern willst, so wirst du wohl sehn, daß ich dein Ricciardo di Chinzica bin.« Die Dame sagte: »Verzeiht, Herr, Euch lange zu betrachten, ist für mich vielleicht nicht so schicklich, wie Ihr Euch einbildet; nichtsdestoweniger habe ich Euch lange genug betrachtet, um zu wissen, daß ich Euch noch nie sonst gesehn habe.« Messer Ricciardo bildete sich ein, sie benehme sich so aus Furcht vor Paganino, in dessen Gegenwart sie nicht gestehn wolle, daß sie ihn erkenne; darum bat er nach einer Weile Paganino um die Gunst, mit ihr unter vier Augen reden zu dürfen. Paganino sagte, ihm sei es recht, unter der Bedingung jedoch, daß er sie nicht gegen ihren Willen küssen dürfe; und er befahl der Dame, mit ihm in ihr Gemach zu gehn und anzuhören, was er ihr sagen wolle, und nach ihrem Belieben zu antworten. Als nun die Dame und Messer Ricciardo allein waren, begann Messer Ricciardo, kaum daß sie sich gesetzt hatten: »Ach, du Herz meines Leibes, du meine süße Seele, du meine Zuversicht, kennst du noch immer deinen Ricciardo nicht, der dich lieber hat als sich selber? Wie kann das sein? Habe ich mich denn gar so verändert? Ach, mein Augapfel, sieh mich doch nur ein wenig an!« Die Dame begann zu lachen und sagte, ohne ihn weitersprechen zu lassen: »Ihr wißt recht gut, daß ich nicht so vergeßlich bin, Euch nicht als Messer Ricciardo di Chinzica, meinen Gatten, zu kennen; aber Ihr kennt mich schlecht, wie Ihr, solange ich bei Euch war, bewiesen habt. Wenn Ihr nämlich der kluge Mann, für den Ihr gelten wollt, wäret oder gewesen wäret, hättet Ihr so viel Erkenntnis haben müssen, um zu sehn, daß ich jung und frisch und kräftig bin, und um demnach zu erkennen, was jungen Frauen außer der Kleidung und Speise not tut, wenn sie es auch aus Scham nicht sagen: und wie Ihr Euch dazu verhalten habt, das wißt Ihr. Und wenn Euch das Studium der Gesetze lieber

war als die Gattin, so hättet Ihr keine nehmen sollen; mir seid ihr freilich nie recht wie ein Richter vorgekommen, sondern eher wie ein Feiertagsausrufer; so gut habt Ihr die Festtage und die Fasten und die Vigilien gewußt. Das eine sage ich Euch: wenn Ihr die Arbeiter, die Eure Ländereien bestellen, so viel Feiertage hättet halten lassen, wie Ihr den, der mein kleines Äckerchen hätte bestellen sollen, habt halten lassen, so hättet Ihr nie ein Körnchen Korn geerntet. Nun hat sich Gott meiner Jugend erbarmt und mich den Mann treffen lassen, mit dem ich in diesem Gemache wohne, wo man nicht weiß, was Festtage sind – mit den Festtagen meine ich die, die Ihr, mehr Gott ergeben als dem Frauendienste, in so großer Zahl gefeiert habt –, über dessen Schwelle weder ein Samstag noch ein Feiertag noch eine Vigilie noch die Quatember und auch nicht die Fasten, die so lang sind, kommen, wo hingegen Tag und Nacht gearbeitet und die Wolle geschlagen wird; und ich könnte Euch sagen, daß es, seitdem es heute nacht zur Mette geläutet hat, nicht bei einem Male geblieben ist. Und darum will ich bei ihm bleiben und mit ihm arbeiten, solange ich jung bin, und die Feiertage und Ablässe und die Fasten will ich mir aufheben, bis ich alt bin; und Ihr mögt von mir aus in Gottes Namen so bald wie möglich gehn und ohne mich Feste feiern, sooft es Euch beliebt.« Bei dieser Rede fühlte Messer Ricciardo einen unbeschreiblichen Schmerz; und als er sah, daß sie schwieg, sagte er: »Ach, meine süße Seele, was sind das für Worte, die du da sprichst? Hast du denn keine Rücksicht auf die Ehre deiner Eltern und die deinige? Willst du denn in einer Todsünde verharren und lieber hier die Metze dieses Mannes sein als in Pisa meine Gattin? Er wird dich, wenn er deiner überdrüssig sein wird, mit Schande und Spott davonjagen; ich werde dich immer liebhaben, und du wirst, was auch mit mir werden mag, immer die Herrin meines Hauses sein. Kannst du denn um dieser ungezügelten und unehrbaren Lust willen deine Ehre lassen und zugleich auch mich, der ich dich mehr liebe als mein Leben? Ach, meine Zuversicht, sprich nicht mehr so und komme mit mir; von nun an werde ich mir, da ich jetzt dein Verlangen kenne, alle Mühe geben. Und darum ändere deinen Entschluß, mein süßes Herz, und komme mit mir; seitdem du mir genommen worden bist, habe ich keine gute Stunde mehr gehabt.« Und die Dame antwortete ihm: »Um meine Ehre braucht sich jetzt, wo es zu spät ist, kein Mensch außer mir mehr zu kümmern; hätten es nur meine Eltern damals getan, als sie mich Euch gegeben haben. So wenig sie sich damals um meine Ehre gekümmert haben, so wenig gedenke ich es jetzt mit der ihrigen zu tun. Und lebe ich jetzt in einer Todsünde, so habe ich mich deswegen noch lange nicht tot gesündigt; macht Euch darüber nicht mehr Sorgen als ich. Und ich sage Euch: hier darf ich mich für Paganinos Gattin halten, und in Pisa habe ich mich für Euere Metze halten müssen; während es in Pisa nur nach Mondvierteln und geometrischen Erwägungen möglich war, unsere Planeten zusammenzubringen, hält mich hier Paganino die ganze Nacht im Arme und drückt mich und beißt mich, und wie er mich hernimmt, das soll Euch der Herrgott erzählen. Ihr sagt, Ihr wolltet Euch alle Mühe geben: ja womit denn? Es dreimal zu versuchen und ihn mit Schlägen in die Höhe zu bringen? Ich kann mir's ja denken, was für ein tüchtiger Ritter aus Euch geworden ist, seitdem ich Euch das letzte Mal gesehn habe. Geht und gebt Euch alle Mühe, Euer Leben zu fristen; auf der Welt scheint Ihr mir sowieso nur zur Miete zu sein, so ausgemergelt und jämmerlich seht Ihr mir aus. Und weiter sage ich Euch noch, daß ich, wenn er mich ließe – obwohl er meiner Meinung nach gar nicht daran denkt, sondern froh ist, wenn nur ich bleibe –, deswegen noch immer nicht zu Euch zurückkäme, aus dem man samt allem Drücken kein Näpfchen Saft herausbrächte; zu meinem größten Leidwesen und Schaden bin ich einmal bei Euch gewesen, und darum würde ich mein Glück anderswo versuchen. Ich sage es Euch also noch einmal: hier gibt es keine Feiertage und keine Vigilien, und darum bleibe ich hier; nun geht aber endlich in Gottes Namen Eures Weges oder ich fange zu schreien an, daß Ihr mir Gewalt antun wollt.« Messer Ricciardo sah ein, daß alles umsonst war, und wurde sich endlich klar, was für eine Narrheit es gewesen war, daß er als abgelebter Schwächling ein junges Weib genommen hatte, und verließ das Gemach mit einem Herzen voll Trauer und Betrübnis; zwar redete er Paganino noch mit vielen Worten zu, aber das nützte ihm keinen Pfifferling, so daß er schließlich von der Dame ließ und, ohne etwas ausgerichtet zu haben, nach Pisa heimkehrte. Dort wurde er vor Schmerz blödsinnig, so daß er, wenn er auf der Straße ging, jedem, der ihn grüßte oder ihn um etwas fragte, nichts sonst antwortete als: »Das schlechte Ding will keinen Feiertag«; und es dauerte gar nicht lange, so starb er. Als das Paganino erfuhr, machte er die Dame, deren Liebe zu ihm er kannte, zu seiner rechtmäßigen Gattin; und ohne sich um Feiertage oder Vigilien oder Fasten zu kümmern, arbeiteten sie, solange die Beine sie trugen, und verbrachten ihre Tage in Freuden. Darum glaube ich, meine lieben Damen, daß Messer Bernabò bei dem Streite mit Ambrogiuolo den Esel beim Schwanz aufgezäumt hat.

Diese Geschichte hatte der ganzen Gesellschaft so viel zu lachen gegeben, daß niemand war, dem nicht die Kinnbacken weh getan hätten, und alle Damen sagten in völliger Einmütigkeit, daß Dioneo die Wahrheit gesagt habe und daß Bernabò ein Esel gewesen sei. Als aber die Geschichte zu Ende war und sich schließlich das Gelächter gelegt hatte, nahm die Königin, die sah, daß die Stunde schon spät war und daß alle erzählt hatten und daß das Ende ihrer Herrschaft da war, pflichtgemäß den Kranz ab und setzte ihn auf das Haupt Neifiles und sagte mit heiterm Gesichte: »Nun, meine liebe Gesellin, sei du die Herrscherin über dies

Völkchen«; und damit setzte sie sich wieder. Neifile errötete ein wenig über die Ehre, die ihr zuteil geworden war, so daß ihr Gesicht einer Rose glich, die im Mai bei Tagesanbruch aufblüht, und sie senkte die muntern Augen, die funkelten wie der Morgenstern. Als aber der rauschende Beifall, der von der Verehrung Zeugnis gab, die die Königin bei allen genoß, verstummt war und sie ihre Befangenheit überwunden hatte, nahm sie einen erhabenem Sitz ein als sonst und sagte: »Da ich denn nun eure Königin bin, will ich euch, ohne mich von der Weise meiner Vorgängerinnen, die ihr durch euern Gehorsam gebilligt habt, zu entfernen, in wenigen Worten kundtun, was ich im Sinne habe, und wenn das euer Ratschlag für gut findet, so wollen wir es ausführen. Wie ihr wißt, ist morgen Freitag und übermorgen Samstag, beides Tage, die wegen der Speisen, die man da genießt, den meisten Leuten ein wenig widerwärtig sind, und dazu kommt noch, daß der Freitag wegen der Leiden Dessen, der für unser Leben gestorben ist, der Erbauung dienen soll; darum würde ich es für recht und ziemlich erachten, wenn wir uns am Freitag zur größeren Ehre Gottes lieber mit Gebeten als mit Geschichten beschäftigen.

Am Samstage haben es wieder die Frauen im Brauche, sich den Kopf zu waschen und ihn von allem Staube und Schmutze zu säubern, der sich bei ihren Verrichtungen in der ganzen Woche angesammelt hat, und gar viele pflegen auch aus Verehrung für die Heilige Jungfrau, die Mutter Gottes, zu fasten und schon, um den darauffolgenden Sonntag zu heiligen, alle Arbeit ruhen zu lassen; weil wir also an diesem Tage die von uns angenommene Lebensweise nicht völlig beibehalten könnten, bin ich der Meinung, es wäre wohlgetan, auch mit den Geschichten auszusetzen. Da wir aber schon vier Tage hier gewesen sein werden, so glaube ich, daß wir, wenn wir es vermeiden wollen, daß uns fremde Leute überraschten, gut daran täten, unsern Aufenthaltsort zu wechseln und anderswohin zu gehn; und wohin wir gehn wollen, das habe ich auch schon erwogen und vorgesehn. Wenn wir dort am Sonntage nach dem Mittagsschlafe versammelt sein werden, so werdet ihr viel Zeit zum Nachdenken gehabt haben, und aus diesem Grunde und dann auch, weil es bei dem weiten Spielräume, der unsern heutigen Geschichten gewährt war, sehr hübsch sein wird, den Erzählern das Feld etwas einzuschränken und von den verschiedenen Fügungen des Schicksals eine einzige Art herauszugreifen, so habe ich mir gedacht, daß wir von denen sprechen wollen, die durch Geschicklichkeit etwas Heißersehntes erlangt oder das Verlorene wiedergewonnen haben. Dioneos Vorrecht unbeschadet, denke jeder daran, über diesen Gegenstand etwas zu erzählen, was der Gesellschaft nützen oder sie wenigstens unterhalten kann.« Alle spendeten der Rede und Absicht der Königin ihren Beifall und beschlossen, daß es so gehalten werden solle. Hierauf ließ die Königin ihren Seneschall rufen und gab ihm genau an, wo er am Abende die Tische decken solle und was er in der ganzen Zeit ihrer Herrschaft zu tun haben werde; und nun erhob sie sich mit ihrer ganzen Gesellschaft und gab jedem die Erlaubnis, das zu tun, was ihm behage. Die Damen und die Herren machten sich auf den Weg in ein Gärtchen, um sich eine Weile zu erlustigen, und dort nahmen sie auch, als die Speisestunde gekommen war, froh und vergnügt ihr Abendessen ein; und nachdem sie sich von den Tischen erhoben hatten, führte Emilia auf der Königin Wunsch den Reigen und Pampinea sang dazu folgendes Lied, worein die andern Damen einstimmten:

Wenn ich nun schweige, welches Weib wird singen,
Da alle meine Wünsche Glück beschwingen!
Drum komme, Traum der Liebe, meines Wohlseins Spender,
Du meiner Hoffnungen erfröhlichtes Gelingen,
Wir wollen nun ein wenig singen.
Und miteinander: nicht über die Bänder
Um Liebende, die abgefallen, noch erfreuen.
Doch klar zu unsrer Flamme dringen,
Ein fröhliches Erglühen, Spielen, nimmer scheuen!
Berausche mich: mein Gott, du innerstes Erklingen.

In deine Flamme, Traum der Liebe, kaum geraten,
Erspiegelte mein Auge, durch dein holdes Walten,
Mir einen Jüngling in die Sinne,
Wie keiner je an Schönheit, Mut und kühnen Taten
Ihm glich: noch übertief an freundlichem Verhalten;
Nun bin ich voll von Minne:
Ihm brennend zugetan. In allen Seelenfalten
Beglückt. Für dich, mein Gott und Herr, gestimmt zum Singen.

Und was mich nun so fröhlich macht und leicht erheitert,
Ist, daß ich ihm gefalle, wie er mir gefällt.

O Liebe, herrlich wird dein Schenken!
Mein großes Wünschen ist auf Erden nicht gescheitert:
Und Friede bleibe mir für eine andre Welt.
Für mein getreues An-ihn-Denken!
Das ihm so einzig gilt. Mein Gott, der uns erhält,
In deinem Reich gib meinem Hoffen noch Gelingen.

Hierauf wurden noch mehrere andere gesungen und mehrere Tänze aufgeführt und verschiedene Instrumente gespielt. Als aber die Königin dafür hielt, es sei Zeit, zur Ruhe zu gehn, wurden alle mit Fackeln in ihre Gemächer geleitet; und indem sie sich die beiden folgenden Tage mit den Dingen beschäftigten, die die Königin besprochen hatte, erwarteten sie den Sonntag voll Verlangen.

*Es endet der zweite Tag des Dekamerons*

*Es beginnt der*

# dritte Tag des Dekamerons

*wo unter der Herrschaft Neifiles*
*von denen gesprochen wird,*
*die durch Geschicklichkeit*
*etwas Heißersehntes erlangt*
*oder das Verlorene wiedergewonnen haben*

Schon begann am Sonntag das Morgenrot vor der nahenden Sonne zu erblassen, als die Königin aufstand und ihre ganze Gesellschaft aufstehen hieß. Früher noch hatte der Seneschall mancherlei Gerät an den Ort, wohin sie gehen sollten, geschickt samt einigen Leuten, die dort das Nötige vorbereiten sollten; als er nun sah, daß die Königin schon aufgebrochen war, ließ er alles übrige zusammenpacken und zog mit der Dienerschaft, die bei den Damen und Herren verblieben war, und mit dem Trosse wie aus einem abgebrochenen Lager weiter. Die Königin und mit und hinter ihr ihre Damen und die drei jungen Männer schlugen, geleitet von dem Gesänge von schier zwanzig Nachtigallen und andern Vöglein, in westlicher Richtung einen Pfad ein, der zwar wenig begangen war, dafür aber mitten durch Blumen lief, die im grünen Grase ihre Kelche der aufsteigenden Sonne öffneten; und plaudernd, scherzend und lachend war die Gesellschaft kaum zweitausend Schritte gegangen, als sie die Königin, noch lange vor der Mitte der zweiten Morgenstunde, zu einem schönen, prächtigen Palaste geführt hatte, der, ein wenig über die Ebene erhaben, auf einem kleinen Hügel lag. Alsbald traten sie ein, und als sie überall herumgegangen waren, durch die großen Säle sowohl als auch durch die säubern und wohlgezierten Gemächer, die alles, was zu einem Gemache gehört, in Hülle und Fülle enthielten, kargten sie nicht mit ihrem Lobe und kamen zu dem Schlüsse, der Besitzer müsse ein gar vornehmer Mann sein. Und als sie dann hinabgestiegen waren und den weiten, freundlichen Hof, das eiskalte Wasser, das dort in reichlicher Menge hervorsprudelte, und die Keller voll des besten Weines gesehn hatten, steigerten sie ihre Lobeserhebungen. Nun setzten sie sich, nach Ruhe verlangend, auf einen Altan, der den ganzen Hof beherrschte und allenthalben mit den Blumen, die die Jahreszeit bot, und mit Laub geschmückt war; da kam auch schon der treffliche Seneschall und empfing und erquickte sie mit köstlichem Konfekt und trefflichem Weine. Hierauf ließen sie sich einen von Mauern umgebenen Garten öffnen, der sich an den Palast anschloß, und traten ein; und sie fanden ihn gleich beim Eintritte in seiner Gesamtheit von so wunderbarer Schönheit, daß sie mit größter Aufmerksamkeit an die Betrachtung der Einzelheiten gingen. Ringsherum und nach allen Richtungen im Innern liefen pfeilgerade, breite Wege, überlaubt von Weinreben, die für dieses Jahr eine reiche Traubenernte versprachen; und da sie damals in der Blüte standen, strömten sie zusammen mit den andern Gewächsen, die im Garten dufteten, einen solchen Wohlgeruch aus, daß sich die Gesellschaft mitten unter alle Spezerei des Morgenlandes versetzt wähnte. Und diese Gänge waren, so wie oben durch das Rebendach, an den Seiten überall mit Hecken von weißen und roten Rosen und Jasmin gleichsam geschlossen, so daß man sich unter dem lieblichen, würzigen Schatten nicht nur am Morgen, sondern auch wann die Sonne am höchsten stand, nach Belieben ergehn konnte, ohne von den Strahlen getroffen zu werden. Wie viele und was für Pflanzen dort wuchsen und wie sie verteilt waren, das zu schildern wäre zu weitläufig: aber von allen nennenswerten, die unser Himmelsstrich gedeihen läßt, war nicht eine, die dort nicht im Überflusse vorhanden gewesen wäre. Mitten in dem Garten – und das war nicht sein geringster Vorzug – war eine Wiese von zartem Grase, deren beinahe ins Schwarze übergehendes Grün vielleicht von tausenderlei bunten Blumen unterbrochen war; und sie war ringsum von grünen, strotzenden Orangen- und Zitronenbäumen umschlossen,, die mit ihren Früchten, alten sowohl als auch unreifen, und ihren dabei noch immer blühenden Zweigen zugleich das Auge durch den Schatten und den Geruchssinn durch den Duft letzten. Und mitten in dieser Wiese war ein Brunnen aus weißem Marmor, ein Meisterwerk der Bildhauerkunst. Darin sprang, ich weiß nicht ob durch natürliche Kraft oder durch eine künstliche Anlage, aus einer Figur, die auf einer in der Mitte errichteten Säule stand, ein so mächtiger Wasserstrahl zum Himmel empor, daß eine geringere Menge eine Mühle im Gange erhalten hätte, und fiel dann, nicht ohne ein liebliches Geplätscher, in den klaren Brunnen zurück. Das Wasser, das der Brunnen nicht fassen konnte, lief auf verborgenem Wege bis zum Rande der Wiese, trat dort ans Licht und umfloß sie in schönen, künstlich angelegten Gräben; ähnliche Gräben führten es in jeden Teil des Gartens, bis es sich endlich an einem Punkte sammelte und den schönen Garten verließ, um als klares Bächlein in die Ebene niederzufließen, nachdem es noch vorher zu nicht geringem Nutzen des Besitzers mit großer Wucht zwei Mühlen getrieben hatte. Der Anblick dieses Gartens, der so schön angelegt war, der Pflanzen und des Springbrunnens mit dem daraus abfließenden Bächlein machte jeglicher Dame und den drei jungen Männern so viel Vergnügen, daß sie sich einmütig gestanden, sie wüßten sich nicht vorzustellen, daß ein irdisches Paradies, wenn das möglich wäre, anders aussehen könnte als dieser Garten, und sie seien außerstande, eine Schönheit zu erdenken, die ihm hinzugefügt werden könnte. Indem sie so in aller Zufriedenheit lustwandelten, aus mannigfaltigen Zweigen schöne Kränze windend und den Vöglein lauschend, die wohl in Zwanzigerlei Weisen um die Wette zu singen schienen, entdeckten sie noch eine reizende Schönheit, die sie, von den andern gefesselt, bisher nicht wahrgenommen hatten: sie sahen nämlich, daß der Garten wohl an hundert Arten hübscher Tiere enthielt, und einer konnte den andern aufmerksam machen, daß hier Kaninchen hervorkamen, dort Hasen liefen, an einem andern Plätzchen Rehe lagerten und wieder anderswo junge Hirsche ästen und daß sich außer diesen noch viele andere Gattungen unschädlicher Tiere, alle fast zahm, in froher Lust tummelten; und das erhöhte ihr Vergnügen in erklecklichem Maße. Nachdem sie aber, bald dies, bald jenes betrachtend, lange genug umhergegangen waren, ließen sie die Tische bei dem schönen Brunnen decken und gingen, wie es der Wunsch der Königin

war, essen, nicht ohne vorher sechs Liedchen gesungen und ein wenig getanzt zu haben; sie wurden in trefflicher, schöner und geruhiger Weise bedient und die guten und köstlichen Gerichte steigerten ihre Heiterkeit, so daß sie sich, nachdem sie sich erhoben hatten, von neuem der Musik und dem Gesänge und dem Tanze ergaben, bis es der Königin wegen der Hitze, die sich einstellte, Zeit schien, daß, wer wolle, schlafen gehe. Einige taten dies auch, andere, die die Schönheit des Ortes eingenommen hatte, wollten nicht gehn, sondern blieben, um sich, während die andern schliefen, mit Romanlesen oder mit Spielen, sowohl Schach als auch Brett, zu beschäftigen. Nachdem sie aber, als die dritte Stunde nach Mittag verstrichen war, aufgestanden waren und sich das Gesicht mit kaltem Wasser erfrischt hatten, kamen sie, wie es der Wunsch der Königin war, auf der Wiese bei dem Springbrunnen zusammen und setzten sich in der gewohnten Weise und warteten auf den Befehl, zu dem von der Königin bestimmten Gegenstande zu erzählen. Und der erste, dem die Königin diese Pflicht auferlegte, war Filostrato, und der begann folgendermaßen:

## Erste Geschichte

*Masetto von Lamporecchio stellt sich stumm und wird Gärtner in einem Nonnenkloster, und die Nonnen trachten alle um die Wette, bei ihm zu liegen.*

Es gibt, meine schönsten Damen, genug Männer und Frauen, die so töricht sind, daß sie ernstlich glauben, ein junges Mädchen, dem man den weißen Schleier um den Kopf gelegt und die schwarze Kutte angezogen hat, sei nicht anders mehr ein Weib und fühle die weiblichen Lüste nicht anders mehr, als ob sie sich dadurch, daß sie ins Kloster gegangen sei, in einen Stein verwandelt hätte; und hören diese Leute etwas, was ihrem Glauben zuwider ist, so erbosen sie sich so, wie wenn ein verruchtes, fluchwürdiges Verbrechen wider die Natur begangen worden wäre, ohne an sich selber zu denken, die auch die unumschränkte Freiheit, alles zu tun, was sie wollen, nicht ersättigen kann, und ohne die große Gewalt, die Muße und Einsamkeit haben, in Betrachtung zu ziehen. Und wieder gibt es genug andere, die ebenso ernstlich glauben, daß Hacke und Spaten, grobe Speisen und schwere Mühsal den Leuten, die auf dem Felde arbeiten, die begehrlichen Lüste nähmen und ihnen Verstand und Einsicht vergröberten. Wie sehr sich aber alle die, die so etwas glauben, täuschen, das will ich euch, da mir der Auftrag der Königin geworden ist, mit einer kleinen Geschichte beweisen, ohne mich jedoch von dem Gegenstande, den sie bestimmt hat, zu entfernen.

Hier in unserer Gegend war und ist noch ein Nonnenkloster, wohlberufen durch seine Frömmigkeit – nennen werde ich es nicht, um nicht seinen Ruf irgendwie zu schmälern –, dessen hübschen Garten vor gar nicht langer Zeit, als dort nicht mehr als acht Nonnen und ihre Äbtissin, lauter junge Frauen, waren, ein biederer Mann bestellte; da der aber mit seinem Lohne nicht zufrieden war, so rechnete er mit ihrem Verwalter ab und kehrte nach Lamporecchio zurück, wo er daheim war. Unter denen, die ihn freundlich bewillkommten, war ein kräftiger, stämmiger Bauernbursche, der für einen vom Lande wohlgebaut war, Masetto mit Namen, und der fragte ihn, wo er so lange gewesen sei. Der Biedermann, der Nuto hieß, sagte es ihm, und Masetto fragte ihn, worin sein Dienst im Kloster bestanden habe. Und Nuto antwortete ihm: »Ich arbeitete in ihrem hübschen, großen Garten, ging dann und wann um Holz in den Busch, schöpfte Wasser und verrichtete noch andere solcher kleinen Dienste; aber die Nonnen gaben mir so wenig Lohn, daß ich kaum die Schuhe bezahlen konnte. Dazu sind sie allesamt jung, und ich glaube, sie haben den Teufel im Leibe, weil man ihnen nichts recht machen kann; wenn ich zuzeiten im Garten arbeitete, sagte die eine: ›Setz das daher‹, und die andere: ›Setz das dorthin‹, und die dritte nahm mir die Hacke aus der Hand und sagte: ›Das ist nicht gut so‹, und auf diese Art ärgerten sie mich dann so lange, bis ich die Arbeit stehn ließ und aus dem Garten ging. So habe ich denn, wegen des einen sowohl als auch wegen des andern, nicht länger bleiben wollen und bin hierher gekommen. Ihr Verwalter hat mich ja wohl bei meinem Weggehn gebeten, wenn mir einer unterkomme, der dazu tauge, ihn ihm zu schicken, und ich habe es ihm auch versprochen; aber da kann er lange warten, daß ich ihm einen besorge oder schicke!« Als Masetto die Erzählung Nutos hörte, überkam ihn eine so große Lust, bei den Nonnen zu sein, daß er fast vergehn wollte; denn aus Nutos Erzählung glaubte er schließen zu dürfen, daß ihm das, wonach ihn gelüstete, glücken könnte. Weil er aber fürchtete, er verderbe es sich, wenn er Nuto etwas davon sage, sagte er zu ihm: »Das war wohlgetan von dir, daß du hergekommen bist! Wie sollte denn ein Mann mit Frauenzimmern auskommen? Leichter käme man noch mit Teufeln aus; von sieben Malen wissen sie ja sechsmal nicht, was sie selber wollen.« Nachdem jedoch ihr Gespräch zu Ende war, begann er nachzudenken, wie er's anfangen sollte, um bei ihnen sein zu können; zwar wußte er, daß er alle Dienstleistungen, die Nuto genannt hatte, trefflich verstand, so daß ihm nicht bange war, deshalb abgewiesen zu werden, aber er besorgte, daß er seiner großen Jugend und seines hübschen Aussehns halber nicht werde aufgenommen werden. Darum folgerte er nach vielem Hinundhersinnen also: das Kloster ist weit entfernt von hier, und niemand kennt

mich dort; wenn ich mich stumm stelle, so werde ich sicherlich aufgenommen. Indem er bei dieser Folgerung stehn blieb, ging er mit einem Beile auf der Schulter, ohne jemand zu sagen, wohin er gehe, in ärmlicher Kleidung zum Kloster: dort angelangt, trat er ein, und von ungefähr traf er den Verwalter im Hofe; dem deutete er mit Gebärden, wie sie die Stummen machen, er möge ihm um Gottes willen zu essen geben, wofür er ihm, wenn es nötig sei, Holz spalten werde. Der Verwalter gab ihm bereitwillig zu essen und stellte ihn dann vor ein paar Blöcke, mit denen Nuto nicht hatte zurechtkommen können; Masetto aber, der ein baumstarker Mensch war, hatte sie im Nu klein gemacht. Nun nahm ihn der Verwalter mit in den Busch, wo er zu tun hatte, und ließ ihn dort Holz schlagen; und da werden sich hundert Mittel finden, daß niemand etwas davon erfährt, wenn wir's nicht selber sagen.« Die andere war nun schon lüsterner als die Anstifterin, zu versuchen, was für ein Tier der Mann sei, und so sagte sie: »Also gut; wie machen wir's denn?« Und sie bekam zur Antwort: »Du siehst, es geht gegen die dritte Nachmittagsstunde, und die Schwestern, glaube ich, schlafen alle außer uns; sehn wir nach, ob jemand im Garten ist, und ist niemand hier, was brauchen wir weiter zu tun, als ihn bei der Hand zu nehmen und in die Hütte da zu führen, wo man bei Regen untersteht? Die eine bleibt dann drinnen bei ihm, und die andere hält Wache; er ist so dumm, daß er sich in alles fügen wird, was wir wollen.« Masetto, der das ganze Gespräch gehört hatte und entschlossen war, zu gehorchen, wartete auf nichts sonst, als daß ihn eine von ihnen nehmen werde. Und als sie überall Umschau gehalten und sich überzeugt hatten, daß sie von keiner Seite gesehn werden konnten, trat die, die das Gespräch angefangen hatte, auf ihn zu und weckte ihn, und er sprang augenblicklich auf. Sie nahm ihn unter Liebkosungen bei der Hand und führte ihn, der einfältig lachte, in die Hütte; dort tat er denn, ohne sich lange einladen zu lassen, alles, was sie wollte. Nachdem sie ihren Willen gehabt hatte, machte sie als treue Gesellin der andern Platz, und Masetto, der weiter den Tölpel spielte, tat, was sie wünschten. Darum entschlossen sie sich, bevor sie weggingen, den Versuch, wie der Stumme reiten könne, zu wiederholen; und indem sie dann öfter darüber sprachen, gestanden sie einander, die Wonne sei wirklich so groß, ja noch größer gewesen, als sie gehört hätten, weshalb sie denn auch fortan zu günstiger Zeit die Gelegenheit wahrnahmen und den Stummen oft zu ihrer Lust besuchten. Eines Tages aber geschah es, daß ihnen dabei eine ihrer Gesellinnen vom Zellenfenster aus zusah und sie zwei andern zeigte. Zuerst sprachen sich die drei miteinander dahin aus, daß sie sie bei der Äbtissin verklagen müßten: dann aber änderten sie ihren Rat und einigten sich mit ihnen und wurden Teilhaberinnen an Masettos Gütchen. Und durch verschiedene Umstände wurden auch die übrigen drei Schwestern zu der Gesellschaft gebracht. Schließlich fand die Äbtissin, die von diesen Dingen noch nichts gemerkt hatte, eines Tages, als sie bei großer Hitze ganz allein im Garten umherging, den armen Masetto, dem die geringe Tagesarbeit wegen der allzu häufigen nächtlichen Ritte hart ankam, im Schatten eines Mandelbaumes langausgestreckt schlafen, und der Wind hatte ihm das Hemd zurückgeschlagen, so daß er völlig entblößt war. Bei diesem Anblicke wurde die Dame, die sich allein sah, von derselben Begierde befallen, die ihre Nonnen befallen hatte, und sie weckte Masetto und nahm ihn mit sich in ihr Gemach. Und dort behielt sie ihn zum größten Leidwesen der Nonnen, die sich darüber beklagten, daß er nicht zur Gartenarbeit komme, etliche Tage lang, um die Wonnen, derenthalben sie vorher jede verdammt hatte, zu kosten und wieder zu kosten, bis sie ihn endlich in seine Kammer entließ. Da sie ihn aber immer wieder in Anspruch nahm und mehr von ihm wollte, als auf ihren Teil gekommen wäre, sah Masetto, dem es unmöglich war, so viele zu befriedigen, endlich ein, daß ihm aus seinem Stummsein, wenn er dabei bliebe, ein allzu großer Schaden erwachsen könnte. Als er daher eines Nachts bei der Äbtissin war, löste er das Band seiner Zunge und begann also: »Ich habe mir sagen lassen, Madonna, daß ein Hahn gar wohl zehn Hennen genügt, daß es aber zehn Männer nur schlecht oder mühselig vermögen, ein Weib zu ersättigen; und ich soll ihrer neune bedienen! Das kann ich um nichts in der Welt länger mehr aushaken; ich bin ja auch durch das, was ich bisher geleistet habe, so weit heruntergekommen, daß ich nunmehr weder wenig noch viel leisten kann. Und darum laßt mich entweder in Gottes Namen ziehen oder trefft in dieser Sache ein Abkommen.« Da die Äbtissin den Menschen, den sie für stumm gehalten hatte, sprechen hörte, war sie ganz verdutzt und sagte: »Was ist das? Ich habe geglaubt, du seiest stumm.« – »Madonna«, sagte Masetto, »ich war es auch, aber nicht von Geburt, sondern von einer Krankheit, die mir die Sprache genommen hat; und erst heute nacht fühle ich, daß sie mir wiedergegeben ist, und dafür lobe ich Gott von ganzem Herzen.« Die Dame glaubte ihm und fragte ihn, was das heißen solle, daß er neun zu bedienen habe. Masetto erzählte ihr den ganzen Handel. Als das die Äbtissin hörte, ward sie inne, daß sie keine Nonne hatte, die nicht viel klüger gewesen wäre als sie; ohne darum Masetto ziehen zu lassen, entschloß sie sich als verständige Dame, mit ihren Nonnen ein Abkommen zu treffen, damit nicht das Kloster durch ihn in einen schlimmen Leumund komme. Und da in diesen Tagen ihr Verwalter gestorben war, einigten sie sich, nachdem sie einander alles, was unter ihnen vorgegangen war, entdeckt hatten, im Einverständnis mit Masetto dahin, den Leuten in der Umgebung weiszumachen, daß ihm nach langer Stummheit durch ihre Gebete und wegen der Verdienste des Heiligen, dem das Kloster geweiht war, die Sprache wiedergegeben worden sei, und machten ihn zu ihrem Verwalter; und seine Pflichten verteilten sie auf eine Weise, daß er sie ertragen konnte. Obwohl er auf diese Art manches

Mönchlein erzeugte, ging doch die Sache so gut vonstatten, daß davon nicht früher etwas ruchbar wurde, als nach dem Tode der Äbtissin; um diese Zeit war er schon dem Alter nahe und verlangte danach, mit seinem Reichtum heimzukehren, und dieser Wunsch wurde ihm auch willig gewährt. So kam denn Masetto nach einer klug angewandten Jugend in seinem Alter als reicher Mann und Vater, ohne sich damit geplagt zu haben, die Kinder zu nähren und Geld für sie auszugeben, in die Heimat zurück, die er mit einem Beile auf der Schulter verlassen hatte, und er sagte jedem, der es hören wollte, so verfahre Christus mit denen, die ihm Hörner aufsetzten.

## Zweite Geschichte

*Ein Stallknecht liegt bei der Gemahlin König Agilulfs; Agilulf entdeckt es, bleibt jedoch ruhig. Er findet den Schuldigen und schneidet ihm die Haare ab; der aber tut den andern desgleichen und rettet sich also.*

Als die Geschichte Filostratos, bei der die Damen manchmal errötet waren, manchmal aber auch gelacht hatten, zu Ende war, gefiel es der Königin, daß Pampinea mit dem Erzählen fortfahre. Die begann mit lächelndem Munde und sagte: Es gibt Leute, die unverständig genug sind, immer zeigen zu wollen, daß sie Kenntnis und Kunde von Dingen haben, die sie gerade nicht zu wissen brauchten; und wenn sie daher dann und wann die Vergehen anderer, die sonst unbekannt geblieben wären, tadeln, vermehren sie nur die eigene Schande, statt sie, wie sie glauben, zu vermindern. Und daß das wahr ist, gedenke ich euch, meine reizenden Damen, durch das Gegenteil zu beweisen, indem ich euch erzählen will, wie klug sich ein trefflicher König bei der Verschlagenheit eines Mannes, den ihr vielleicht für geringer halten werdet als Masetto, benommen hat.

Agilulf, König der Langobarden, schlug sein Hoflager, wie seine Vorgänger getan hatten, in Pavia auf, der lombardischen Stadt; zur Gattin hatte er Theudelinde, die Witwe Autharis, der gleicherweise König der Langobarden gewesen war, eine sehr schöne, kluge und gar ehrbare Dame, der aber durch einen Buhlen ein böses Abenteuer widerfahren ist. In der Zeit nämlich, wo im Langobardenreiche durch die Tapferkeit und die Klugkeit König Agilulfs Wohlstand und Ruhe herrschten, geschah es, daß sich ein Stallknecht der Königin, der trotz seiner niedrigen Abkunft einen höhern Sinn trug, als zu seinem niedrigen Dienste gepaßt hätte, und von Gestalt schön und groß wie der König war, maßlos in seine Herrin verliebte. Und weil ihm sein geringer Stand die Erkenntnis, daß seine Liebe aller Vernunft widerstritt, nicht genommen hatte, entdeckte er sie als kluger Mann keinem Menschen und wagte es nicht einmal, sie der Königin durch Blicke zu verraten. Und obwohl er ohne Hoffnung lebte, jemals ihre Huld zu gewinnen, so rühmte er sich doch vor sich selber, daß er seinen Sinn auf einen so erhabenen Gegenstand gerichtet hatte; und weil er ganz in den Liebesflammen glühte, trachtete er mehr als jeder von seinen Gesellen alles zu tun, was seiner Meinung nach der Königin gefallen konnte. Daraus ergab sich, daß die Königin, wenn sie reiten sollte, viel lieber das Pferd, das er wartete, ritt als irgend ein andres: und wenn das geschah, so rechnete er es sich zur höchsten Gnade an und wich nicht von ihrem Steigbügel, weil er sich schon selig fühlte, wenn et nur ihr Gewand berühren durfte. Wie wir es aber oft geschehn sehn, daß die Liebe um so mehr zunimmt, je mehr sich die Hoffnung vermindert, so geschah es auch diesem armen Stallknechte, so daß es ihm gar schwer wurde, die große Leidenschaft in der Heimlichkeit, die er beobachtete, zu ertragen, ohne von einer Hoffnung gefördert zu werden; und außerstande, sich von dieser Liebe loszureißen, beriet er sich zu often Malen mit sich selber, zu sterben. Und indem er nachdachte, wie er das tun sollte, entschloß er sich endlich, so sterben zu wollen, daß es dadurch offenbar werde, daß er um der Liebe willen sterbe, die er für die Königin gehegt habe und hege; und er nahm sich vor, es auf die Weise zu tun, daß er dabei sein Glück versuche, ob er sein Verlangen ganz oder zum Teile stillen könne. Er unternahm es aber keineswegs, der Königin etwas zu sagen oder ihr seine Liebe durch einen Brief zu wissen zu machen, weil er wußte, daß es eitel gewesen wäre, ihr etwas zu sagen oder zu schreiben; sondern er wollte den Versuch machen, ob er durch List bei ihr liegen könne. Und dabei konnte es sich um keine andere List handeln, als ein Mittel zu finden, daß er, als ob er der König wäre, der, wie er wußte, nicht immer bei ihr schlief, zu ihr gelangen und in ihr Gemach gehn könne. Um deshalb zu sehn, wie und in welcher Kleidung der König gehe, wann er zu ihr gehe, verbarg er sich mehrere Male des Nachts in einem großen Saale des königlichen Schlosses, der zwischen dem Gemache des Königs und dem der Königin war; und da sah er eines Nachts, daß der König sein Gemach in einen weiten Mantel gehüllt verließ und in der einen Hand eine brennende Kerze und in der andern eine Gerte hielt und zum Gemache der Königin ging und, ohne ein Wort zu sagen, ein- oder zweimal mit der Gerte an die Tür klopfte, und daß ihm unverzüglich geöffnet und die Kerze aus der Hand genommen wurde. Als er das gesehn und ihn auf ähnliche Weise hatte zurückkommen sehn, gedachte er es ebenso zu machen. Er verschaffte sich also

einen ähnlichen Mantel, wie jener war, den er beim Könige gesehn hatte, und eine Kerze und ein Stäbchen; und nachdem er sich im Bade wohl gewaschen hatte, damit nicht etwa der Geruch des Mistes die Königin anwidere oder ihr die Täuschung verrate, verbarg er sich mit diesen Dingen so wie sonst in dem großen Saale. Und als er merkte, daß alles schlief, und es ihm an der Zeit schien, entweder sein Verlangen zu stillen oder dem ersehnten Tode hochgemut den Weg zu bahnen, schlug er mit Stein und Stahl, die er mitgebracht hatte, Feuer, zündete seine Kerze an, zog den Mantel, in den er sich gehüllt hatte, zusammen, ging zur Tür des Gemaches und klopfte zweimal mit der Gerte. Eine ganz verschlafene Kammerfrau öffnete ihm und nahm ihm das Licht aus der Hand und verbarg es; und so bestieg er, nachdem er die Vorhänge zurückgeschlagen und den Mantel abgelegt hatte, ohne ein Wort zu sagen, das Bett, wo die Königin schlief. Da er des Königs Gewohnheit kannte, daß er, wenn er verdrießlich war, nichts hören wollte, stellte er sich verdrießlich; und so redete weder er noch sie ein Wort, als er sie sehnsüchtig in die Arme schloß und zu mehrern Malen erkannte. Und obwohl ihm der Abschied schwer ankam, so erhob er sich doch aus Furcht, ein allzu langes Verweilen könnte der Grund werden, daß sich ihm die genossene Lust in Trübsal verkehre, und nahm seinen Mantel und das Licht, ging, ohne etwas zu sagen, weg und kehrte so rasch wie nur möglich in sein Bett zurück. Dort konnte er kaum angelangt sein, als der König, der aufgestanden war, ins Gemach der Königin kam, die darüber baß erstaunt war; und als er ins Bett gestiegen war und sie freudig begrüßt hatte, sagte sie, die sich bei seiner Freude ein Herz gefaßt hatte: »Aber Herr, was ist denn heute nacht los? Eben habt Ihr mich erst verlassen, und obwohl Ihr Euch an mir mehr ergötzt habt als sonst, kehrt Ihr so bald wieder zurück! Nehmt Euch in acht, was Ihr tut.« Als der König diese Worte hörte, war es ihm auch schon klar, daß die Königin durch eine Ähnlichkeit des Benehmens und der Gestalt getäuscht worden war; aber als kluger Mann entschloß er sich sofort, die Königin nichts merken zu lassen von dem, was sie ebensowenig wie sonst jemand gemerkt hatte. Gar mancher Dummkopf hätte das nicht getan, sondern gesagt: ›Ich war ja gar nicht hier; wer ist das, der hier war? Wie ist es denn zugegangen, und was war weiter?‹ Und das Ende davon wäre gewesen, daß er dadurch die Dame zu Unrecht gekränkt und ihr überdies einen Anlaß gegeben hätte, auch ein andermal das zu begehren, was sie schon verkostet hatte; und mit dem, was ihm, wenn es verschwiegen blieb, nie zur Schande ausschlagen konnte, hätte er sich, wenn er geredet hätte, eine große Schmach zugezogen. Der König antwortete also, mehr innerlich verstört als im Gesichte oder in den Worten: »Scheine ich Euch nicht Manns genug, Frau, wiederzukommen, wenn ich auch erst da war?« Und die Dame antwortete ihm: »O ja, Herr, aber allwege bitte ich Euch, auf Eure Gesundheit achtzuhaben.« Nun sagte der König: »So will ich denn meinetwegen Euerm Rate folgen und für dieses Mal weggehn, ohne Euch weiter zu belästigen.« Und das Herz voll Zorn und Erbitterung wegen dessen, was ihm, wie er sah, geschehn war, nahm er seinen Mantel wieder und verließ das Gemach; und er beabsichtigte, in der Stille zu erkunden, wer der Täter sei, von dem er überzeugt war, er müsse vom Hause sein und habe das Haus, wer immer er sei, noch nicht verlassen können. Nachdem er daher ein Laternchen mit einem kleinen Lichte genommen hatte, begab er sich in einen langen Gang in seinem Schlosse, der über den Pferdeställen war und wo schier seine ganze Dienerschaft in verschiedenen Betten schlief; und weil er meinte, daß sich bei dem, der das, was die Dame gesagt hatte, getan habe, der Anstrengung halber weder Puls noch Herzschlag beruhigt haben könnte, legte er, an dem einen Ende des Ganges beginnend, nach und nach einem jeden die Hand auf die Brust, um zu fühlen, ob sein Herz poche. Alle andern schliefen fest, nur der, der bei der Königin gewesen war, schlief noch nicht; als er daher den König kommen sah, begann er sich, weil er erriet, was der König suchte, heftig zu fürchten, so daß sein Herzklopfen, das von der Anstrengung herrührte, durch die Angst noch ärger wurde, und er zweifelte nicht im mindesten, der König werde ihn, wenn er das merken werde, unverzüglich töten. Und obwohl ihm mancherlei, was er tun wollte, durch den Kopf ging, faßte er doch, als er den König unbewaffnet sah, den Entschluß, sich schlafend zu stellen und zu warten, was er tun werde. Der König hatte schon viele befühlt, ohne einen gefunden zu haben, den er für den Schuldigen gehalten hätte, bis er endlich zu ihm kam; und als er fühlte, daß sein Herz heftig klopfte, sagte er bei sich: ›Der ist's.‹ Da er aber nicht im Sinne hatte, das, was er tun wollte, jemand wissen zu lassen, tat er ihm nichts sonst, als daß er ihm mit einer Schere, die er mitgebracht hatte, die Haare, die damals lang getragen wurden, auf einer Seite zum Teile abschnitt, um ihn an diesem Zeichen am nächsten Morgen zu erkennen; und nachdem das getan war, ging er weg und kehrte in sein Gemach zurück. Der Stallknecht, dem nichts entgangen war, erriet als verschlagener Mensch klärlich, warum er ihn also gezeichnet hatte: darum erhob er sich, ohne sich lange zu besinnen, holte eine von den Scheren, die zufällig der Pferde wegen im Stalle waren, und ging leise zu allen, so viele ihrer in dem Gange schliefen, und schnitt ihnen allen in gleicher Weise die Haare über dem Ohre ab; und nachdem er das, ohne bemerkt worden zu sein, getan hatte, legte er sich wieder schlafen. Kaum war der König am Morgen aufgestanden, so befahl er, daß seine ganze Dienerschaft, noch bevor die Schloßtore geöffnet würden, vor ihm erscheine, und so geschah es. Als sie nun allesamt barhäuptig vor ihm standen, begann er Umschau zu halten, um den zu finden, den er geschoren hatte; da er aber sah, daß der größere Teil von ihnen die Haare auf dieselbe Weise abgeschnitten hatte, sagte er sich voll Verwunderung: »Ist auch der, den ich suche, niedrigen Standes, so zeigt er doch eine hohe Klugheit.‹ Und weil er sah, daß

er den, den er suchte, ohne Aufsehn nicht herausbekommen konnte, und weil es nicht seine Absicht war, sich um einer geringfügigen Rache willen eine große Schmach zuzuziehen, beschied er sich damit, ihn mit einem Worte zu ermahnen und ihm zu zeigen, daß er alles wisse; und so sagte er, zu allen gewandt: »Wer es getan hat, soll es nicht mehr tun; und nun geht mit Gott.« Ein anderer hätte sie an den Strick spannen, peinlich befragen und verhören lassen, und indem er das getan hätte, hätte er entdeckt, was jeder verdecken soll; und hätte er ihn wirklich entdeckt und sich an ihm völlig gerächt, so hätte er seine Schmach nicht verringert, sondern um vieles vermehrt und die Ehre seiner Gemahlin befleckt. Die, die diese Rede hörten, verwunderten sich darüber und fragten lange untereinander herum, was der König damit habe sagen wollen: aber es war sonst keiner, der die Rede verstanden hätte, als der eine, den sie anging. Als kluger Mann entdeckte er niemand etwas davon, solange der König lebte, und setzte auch nie mehr sein Leben in einem solchen Handel aufs Spiel.

## Dritte Geschichte

*Unter dem Scheine der Beichte und eines besonders lautern Gewissens bringt eine Dame, die in einen jungen Mann verliebt ist, einen sittenstrengen Mönch dazu, daß er ihr unwissentlich behilflich ist, ihre Lust völlig zu stillen.*

Als Pampinea schwieg, priesen fast alle den Mut und die Vorsicht des Stallknechts nicht minder als die Klugheit des Königs, bis sich die Königin zu Filomena kehrte und ihr auftrug, fortzufahren; Filomena begann also mit Anmut folgendermaßen: Ich gedenke euch einen Streich zu erzählen, den eine schöne Dame einem sittenstrengen Mönche wahrhaftig gespielt hat und der jeden Laien um so mehr freuen muß, je mehr diese Mönche, die ja größtenteils ausgemachte Tröpfe sind und sich aberwitzig betragen, alles besser zu tun und zu wissen glauben als die andern, denen sie doch bei weitem nachstehen müßten, weil sie bei der Niedrigkeit ihrer Sinnesart nicht einmal imstande sind, sich ihren Unterhalt zu erwerben, sondern wie die Schweine überall unterkriechen, wo es für sie etwas zu essen gibt. Diese Geschichte erzähle ich euch, meine anmutigen Damen, nicht nur weil ich an der Reihe bin, sondern auch um euch zu zeigen, daß es, von den Männern gar nicht zu reden, aber auch unsereiner gelingen kann und gelungen ist, die Mönche, denen wir übermäßig leichtgläubigen Frauen allzuviel Vertrauen schenken, zum besten zu halten.

In unserer Stadt, wo mehr Trug als Lieb oder Treue ist, war, es sind noch nicht viele Jahre her, eine adlige Dame, die von Natur wie nur je eine mit Schönheit geziert und mit Zucht, Hochsinn und Witz begabt war; obwohl ich ihren Namen ebenso wie die der andern, die in diese Geschichte verwickelt sind, nennen könnte, will ich es nicht tun, weil noch einige von ihnen am Leben sind, die sich deshalb einen Pack Ärger aufladen würden, obwohl man mit Lachen darüber hinweggehen sollte. Diese Dame also, die sich ihrer vornehmen Abkunft bewußt war und sich an einen Wollenweber verheiratet sah, konnte es nicht verwinden, daß ihr Gatte ein Handwerker war, weil sie keinen Mann von niedrigem Stande, und wäre er noch so reich gewesen, einer adeligen Dame für wert erachtete; und da sie überdies sah, daß er samt all seinem Reichtum zu nichts sonst taugte, als die Farben in einem bunten Gewebe zu verteilen oder die Fäden aufzuspannen oder mit den Spinnerinnen über das Gespinst zu streiten, nahm sie sich vor, seine Umarmungen in keinerlei Weise mehr zu dulden, außer wenn sie es ihm gar nicht verweigern könne, sich aber dafür zu ihrer Entschädigung einen zu suchen, der ihr dessen würdiger scheine als der Weber: und so verliebte sie sich in einen gar wackeren Edelmann mittlern Alters, und das so, daß sie des Nachts vor Gram nicht schlafen konnte, wenn sie ihn am Tage nicht gesehen hatte. Der Edelmann aber kümmerte sich nicht darum, weil er nichts davon ahnte, und sie, die sehr vorsichtig war, getraute sich aus Furcht vor den möglichen Gefahren nicht, es ihn durch eine Botin oder einen Brief wissen zu lassen. Als sie aber bemerkt hatte, daß er viel mit einem Klosterbruder verkehrte, der seines frommen Lebenswandels halber trotz seiner Dummheit und Ungeschlachtheit allgemein in dem Rufe eines trefflichen Mönches stand, meinte sie, daß der den besten Vermittler zwischen ihr und ihrem Geliebten werde abgeben können, und nachdem sie überlegt hatte, wie sie es anzustellen habe, ging sie zu einer schicklichen Stunde in seine Kirche, ließ ihn rufen und sagte ihm, sie wolle ihm, wenn es ihm beliebe, beichten. Der Mönch, der beim ersten Anblick erkannte, daß sie eine vornehme Dame war, hörte sie bereitwillig an; und nach der Beichte sagte sie zu ihm: »Vater, ich muß mich an Euch in einer Sache, die Ihr hören sollt, um Rat und Hilfe wenden. Ich habe Euch gesagt, wer ich bin, und weiß, daß Ihr meine Verwandten ebenso kennt wie meinen Mann, der mich mehr als sein Leben liebt und von dem ich nichts verlangen kann, was er mir nicht als schwerreicher Mann, der er ist, auf der Stelle erfüllte, weshalb ich ihn denn mehr liebe als mich selber; und wenn ich etwas, was seiner Ehre oder seinem Gefallen zuwider wäre, nur dächte, geschweige denn beginge, so gäbe es keine Missetäterin, die den Scheiterhaufen mehr verdiente als ich. Nun werde ich aber von einem Menschen – wer er ist, weiß ich wirklich nicht, aber

er scheint mir von Stande, ist groß von Gestalt und hübsch, trägt Kleider aus feinem braunem Tuche und verkehrt, wenn ich mich nicht täusche, viel mit Euch –, der mir vielleicht die Gesinnung, die ich habe, nicht zutraut, regelrecht belagert, so daß ich weder an die Tür oder ans Fenster treten noch das Haus verlassen kann, ohne daß ich ihn augenblicklich vor mir hätte, und ich wundere mich nur, daß er nicht schon da ist; und sein Benehmen ist mir sehr unangenehm, weil es ganz danach angetan ist, eine ehrbare Frau ohne ihre Schuld in üble Nachrede zu bringen. Ich habe mir schon vorgenommen gehabt, ihm das einmal durch meine Brüder sagen zu lassen, aber wieder bedacht, daß die Männer dann und wann Botschaften auf eine Weise ausrichten, daß die Antworten schlecht ausfallen, woraus dann ein Wortwechsel entsteht, der schließlich in Tätlichkeiten übergeht; um es daher zu vermeiden, daß sich ein Unheil oder Ärgernis ergebe, habe ich geschwiegen und mich entschlossen, es lieber Euch als jemand anderm zu sagen, einmal, weil Ihr sein Freund zu sein scheint, und dann auch, weil es sich für Euch sehr wohl schickt, wegen einer solchen Sache, nicht nur einem Freunde, aber selbst Fremden Vorstellungen zu machen. Darum bitte ich Euch um Gottes willen, verweist ihm sein Benehmen und bittet ihn, daß er es fortan ändere. Es gibt genug Frauen, die etwa zu solchen Dingen neigen und denen es ein Vergnügen machen wird, wenn er sein Augenmerk auf sie richtet und um sie buhlt, während es mir, deren Sinn in keinerlei Weise zu so etwas neigt, äußerst verdrießlich ist.« Und nachdem sie das gesagt hatte, senkte sie den Kopf, als ob sie hätte weinen wollen. Der fromme Bruder begriff sofort, wen sie meinte, und lobte sie höchlich um ihres guten Vorsatzes halber und versprach ihr, weil er alles, was sie sagte, für reine Wahrheit hielt, er werde es schon dahin bringen, daß ihr der Mensch keinen Verdruß mehr machen werde; und da er wußte, daß sie sehr reich war, pries er ihr, indem er ihr von seiner Dürftigkeit erzählte, die Almosen und die Werke der Barmherzigkeit. Und die Dame sagte zu ihm: »Ich bitte Euch um Gottes willen, tut so, wie Ihr gesagt habt; und leugnet er, so sagt ihm ins Gesicht, daß ich es selber gewesen bin, die es Euch gesagt und sich darüber beschwert hat.« Als sie dann ihre Beichte beendet und die Buße empfangen hatte, erinnerte sie sich der Ermunterung zu barmherzigen Werken, die ihr von dem Mönche zuteil geworden war, und füllte ihm unauffällig die Hand mit Geld und bat ihn, Messen zu lesen für die Seelen ihrer Verstorbenen; und dann erhob sie sich von seinen Füßen und ging heim. Der fromme Mönch erhielt bald darauf den gewohnten Besuch des Edelmanns; und nachdem sie miteinander eine Weile über dies und das gesprochen hatten, nahm er ihn beiseite und verwies ihm mit gütigen Worten die Nachstellungen und die Blicke, womit er die Dame nach ihrer Erzählung belästigt glaubte. Der Edelmann verwunderte sich, weil er sie noch nie angesehn hatte und nur selten bei ihrem Hause vorbeizukommen pflegte, und wollte seine Unschuld beteuern; aber der Mönch ließ ihn nicht reden, sondern sagte: »Stelle dich nicht verwundert und verliere keine Worte, um es zu leugnen, was du doch nicht kannst; ich habe es nicht etwa von den Nachbarn erfahren, sondern sie selber hat es mir unter bittern Klagen über dich gesagt. Und obwohl sich diese Tändeleien überhaupt nicht für dich schicken, so sage ich dir noch das: wenn ich je eine über derlei Albernheiten erbost gefunden habe, so ist sie es; darum bitte ich dich um deiner Ehre und ihrer Ruhe willen, bleib weg und laß sie in Frieden.« Der Edelmann, der klüger war als der Mönch, brauchte nicht allzulange, um die Schlauheit der Dame zu begreifen, und sagte mit einigen Zeichen der Beschämung, er werde sich weiter nicht damit abgeben; und als er den Mönch verlassen hatte, ging er zu dem Hause der Dame, die stets, um ihn, wenn er vorübergehe, zu sehn, an einem Fensterchen verweilte. Und da sie ihn kommen sah, zeigte sie ihm ein so freudiges und holdseliges Gesicht, daß er leicht begreifen konnte, er habe die Worte des Mönches richtig begriffen; und von diesem Tage an machte er's sich zur Gewohnheit, unter irgendeinem Vorwande zu seiner Freude und zum wonnigen Tröste der Dame durch ihre Straße zu gehn. Da es aber die Dame bald bemerkt hatte, daß sie ihm ebenso gefiel wie er ihr, so verlangte sie danach, ihn noch mehr zu entflammen und ihm keinen Zweifel über die Liebe, die sie zu ihm trug, zu lassen; darum nahm sie Zeit und Gelegenheit wahr, begab sich wieder zu dem frommen Mönche und hob, nachdem sie sich zu seinen Füßen gesetzt hatte, zu weinen an. Als das der Mönch sah, fragte er sie gütig, was sie Neues bringe, und sie antwortete: »Das Neue, Vater, was ich bringe, kommt von niemand sonst als von Euerm gottvermaledeiten Freunde, über den ich mich vor ein paar Tagen bei Euch beschwert habe; ich muß jetzt schon glauben, daß er zu nichts anderm geboren ist, als mich zu reizen und zu Dingen zu verleiten, um derentwillen ich nimmer froh sein könnte und es nimmer wagen würde, Euch unter die Augen zu treten.« – »Wie?« sagte der Mönch, »hat er denn nicht aufgehört, dir Verdruß zu machen?« – »Wahrhaftig, nein«, sagte die Dame, »sondern seitdem ich mich bei Euch über ihn beklagt habe, geht er wie zum Trotze, vielleicht weil er es übelgenommen hat, daß ich mich über ihn beklagt habe, für jedes Mal, das er früher vorübergegangen ist, wohl siebenmal vorüber. Und wollte nur Gott, daß er sich damit begnügt hätte, vorüberzugehn und mich anzustarren, aber seine Verwegenheit und Unverschämtheit ist so weit gegangen, daß er mir gestern ein Frauenzimmer mit seinem aberwitzigen Gefasel ins Haus geschickt hat, die mir von ihm aus eine Börse und einen Gürtel gebracht hat, als ob es mir an Börsen und Gürteln mangelte; darüber bin ich so aufgebracht gewesen und bin es noch, daß ich glaube, ich hätte ihm, wenn ich mich nicht der Sünde gefürchtet und mich Euch zuliebe zurückgehalten hätte, den Teufel an den Hals gehetzt. Aber ich habe mich beherrscht und habe nichts tun oder sagen wollen, ohne Euch vorher davon unterrichtet zu haben. Und die Börse und den Gürtel

hatte ich dem Frauenzimmer, die damit gekommen war, schon wiedergegeben, damit sie sie ihm zurückstelle, und ich hatte sie schon mit barschen Worten verabschiedet, als mir die Furcht kam, sie könnte sie sich behalten und ihm sagen, ich hätte sie angenommen, wie es ja dieser Weiber meiner Meinung nach öfter tun, so daß ich sie zurückrief und sie ihr voll Wut aus der Hand nahm; und ich habe sie mitgebracht, damit Ihr sie ihm zurückstellet und ihm saget, daß ich nichts von ihm brauche, weil ich, dank dem Herrgott und meinem Manne, so viel Börsen und Gürtel habe, daß ich ihn darin ersticken könnte. Und dann verzeiht mir auch väterlich, daß ich, wenn er davon nicht absteht, alles meinem Manne und meinen Brüdern sagen werde, mag daraus entstehn, was da will; mir ist es viel lieber, daß er, wenn er's nicht anders haben will, Unannehmlichkeiten hat, als daß ich seinetwegen in einen schlechten Leumund käme.« Und nachdem sie das gesagt hatte, zog sie, allwege heftig weinend, eine schöne, kostbare Börse und einen hübschen, wertvollen Gürtel unter ihrem Mantel hervor und warf sie dem Mönche in den Schoß; und der Mönch, der alles, was die Dame sagte, durchaus glaubte und über die Maßen erbost war, nahm sie und sagte: »Mich wundert es nicht, meine Tochter, wenn du dich darüber ärgerst, und ich kann dich auch deshalb nicht tadeln; ich lobe es vielmehr höchlich, daß du meinen Rat suchst. Ich habe ihn vor ein paar Tagen ausgescholten, aber er hat mir schlecht gehalten, was er mir versprochen hat; darum gedenke ich ihm sowohl wegen des alten als auch wegen dessen, was er neuerdings getan hat, den Kopf dermaßen zu waschen, daß er dir keinen Verdruß mehr machen soll. Und du wolle dich mit Gottes Segen nicht so weit vom Zorne hinreißen lassen, daß du jemand von den Deinigen etwas davon sagst; denn daraus könnte ein zu großes Unheil entstehen. Sei auch nicht bange, daß dir daraus eine üble Nachrede erfolgen werde; denn ich werde stets, vor Gott sowohl wie vor den Menschen, ein unwandelbarer Zeuge deiner Ehrbarkeit sein.« Die Dame tat, als ob sie sich etwas beruhigte, ließ dieses Gespräch und sagte, weil sie seine und seiner Brüder Habsucht kannte: »In dieser Nacht, Herr, sind mir mehrere meiner Verwandten erschienen, und mir scheint es, daß sie in arger Pein sind und nichts sonst verlangen als Almosen, und sonderlich meine Mutter, die mir so bekümmert und elend aussieht, daß es zum Erbarmen ist. Ich glaube, daß sie eine arge Pein leidet, weil sie sieht, wie mich dieser Feind Gottes versucht, und darum möchte ich, daß Ihr für ihre Seele und die der andern die vierzig Messen von St. Gregor leset und Euere Gebete verrichtet, damit sie Gott aus diesem peinigenden Feuer nehme.« Und nach diesen Worten drückte sie ihm einen Gulden in die Hand. Der Bruder nahm ihn froh und bestärkte sie mit trefflichen Worten und vielen Exempeln in ihrer Frömmigkeit und entließ sie, nachdem er ihr seinen Segen gespendet hatte. Und als sie weggegangen war, schickte er, ohne zu ahnen, daß er gefoppt wurde, um seinen Freund; als der gekommen war und ihn so erbost sah, erriet er sofort, er werde Neuigkeiten von der Dame hören, und wartete, was ihm der Mönch sagen werde. Dieser wiederholte, was er ihm das andere Mal gesagt hatte, und schalt ihn mit bösen, harten Worten wegen dessen, was er nach der Erzählung der Dame getan haben sollte. Der Edelmann, der noch nicht sah, wo der Mönch hinauswollte, leugnete zwar, die Börse und den Gürtel geschickt zu haben, aber nur lau, um ihn nicht, wenn er sie von der Dame erhalten habe, mißtrauisch zu machen. Aber der Mönch, der arg in die Hitze kam, sagte: »Wie kannst du das leugnen, du schlechter Mensch? Da sind die Sachen, sie hat sie mir selber weinend gebracht; kennst du sie nicht?« Der Edelmann tat, als schämte er sich sehr, und sagte: »Ja denn, ich kenne sie und gestehe, daß ich unrecht getan habe; und weil ich jetzt sehe, wie sie denkt, schwöre ich Euch, daß Ihr von diesen Dingen nie mehr ein Wort hören werdet.« Nun gab es noch ein langes Gerede, bis schließlich Bruder Dummkopf Börse und Gürtel seinem Freunde gab, nicht ohne ihm viele gute Ermahnungen erteilt und ihn eindringlich gebeten zu haben, er solle künftighin von diesen Dingen abstehn; und nachdem der ihm das versprochen hatte, entließ er ihn. Der Edelmann, der sowohl über das schöne Geschenk als auch weil er nunmehr die Gewißheit zu haben glaubte, daß ihn die Dame liebte, ganz selig war, hatte, als er den Mönch verließ, nichts eiliger zu tun, als die Dame sehn zu lassen, daß er beide Gegenstände habe; darüber war die Dame sehr vergnügt und noch mehr darüber, daß ihr Plan einen günstigen Erfolg versprach. Und während sie, um den Handel zu einem Ende zu bringen, auf nichts sonst wartete, als daß ihr Mann verreise, geschah es, daß der nicht lange darauf aus irgendeinem Anlasse nach Genua reisen mußte. Und kaum war er am Morgen zu Pferde gestiegen und weggeritten, so ging sie auch schon zu dem frommen Bruder und sagte nach einem langen Geschluchze unter Tränen: »Ich sage Euch, Vater, ich kann es nicht mehr aushaken; weil ich Euch aber neulich versprochen habe, nichts zu tun, ohne es Euch vorher zu sagen, bin ich gekommen, um mich bei Euch zu rechtfertigen, und damit Ihr einsehet, daß ich Ursache habe, zu weinen und mich zu beklagen, will ich Euch sagen, was mir Euer Freund, oder besser dieser leibhaftige Teufel, heute morgen vor der Mettezeit getan hat. Ich weiß nicht, durch welchen unseligen Zufall er es erfahren hat, daß mein Mann gestern morgen nach Genua gereist ist, aber heute früh ist er um die Stunde, die ich Euch gesagt habe, in meinen Garten gekommen, ist an einem Baume bis zum Fenster meiner Kammer, die auf den Garten hinausgeht, geklettert, und er hat das Fenster schon offen gehabt und in die Kammer steigen wollen, als ich aufgewacht bin und zu schreien begonnen habe, und ich hätte auch geschrien, wenn er nicht noch von draußen aus um Gottes- und Euretwillen um Gnade gebeten und seinen Namen genannt hätte; so habe ich denn Euch zuliebe geschwiegen und bin nackt, wie ich erschaffen bin, hingelaufen und habe ihm das Fenster

vor der Nase zugeschlagen. Und ich glaube, er ist zum Teufel gegangen, weil ich ihn nicht mehr gehört habe. Nun seht selber, ob das anständig ist und ob man sich's gefallen lassen darf; ich wenigstens gedenke es nicht mehr zu leiden, habe ich mir doch Euch zuliebe schon mehr als zuviel von ihm gefallen lassen.« Als das der Mönch hörte, wurde er so zornig wie nie zuvor und wußte nichts sonst zu sagen, als daß er sie zu mehrern Malen fragte, ob sie genau erkannt habe, daß es kein anderer gewesen sei. Und die Dame antwortete ihm: »Na, gottlob, ich kenne ihn doch wohl so gut, um ihn nicht zu verwechseln. Ich sage Euch, er war es, und sollte er's leugnen, so glaubt ihm nicht.« Nun sagte der Mönch: »Da ist nichts andres zu sagen, meine Tochter, als daß es eine allzu große Verwegenheit und eine allzu große Schlechtigkeit ist, und du hast recht getan, daß du ihn weggejagt hast. Ich möchte dich aber bitten, daß du, weil dich Gott vor Schande bewahrt hat, meinem Rate, den du schon zweimal befolgt hast, auch diesmal noch folgest und es, statt dich an einen von deinen Verwandten zu wenden, mir überlassest, zu versuchen, ob ich diesen abgeketteten Teufel, den ich für einen Heiligen gehalten hätte, bändigen kann: gelingt es mir, ihn von seinem viehischen Vorsatze abzubringen, dann ist es gut; gelingt es mir nicht, so gebe ich dir jetzt schon samt meinem Segen die Erlaubnis, so zu tun, wie es dich gut dünkt.« – »Wohlan denn«, sagte die Dame, »für dieses Mal will ich Euch nicht erzürnen und Euch nicht ungehorsam sein; macht aber, daß er sich hütet, mir fürder Verdruß zu bereiten, weil ich nicht gesonnen bin, in dieser Angelegenheit noch einmal zu Euch zu kommen«; und ohne weiter etwas zu sagen, ging sie weg, dem Anscheine nach arg erzürnt. Sie war kaum zur Kirche hinaus, als der Edelmann daherkam; der Mönch rief ihn sofort an und nahm in beiseite und überschüttete ihn mit garstigen Vorwürfen, indem er ihn einen Schuft und einen Wortbrüchigen und einen Verräter hieß. Der Edelmann, der, weil er schon zweimal erfahren hatte, was die Grobheiten des Mönchs bedeuteten, sehr gespannt war, trachtete ihn durch ungereimte Antworten zum Sprechen zu bringen und begann: »Woher kommt Euch dieser Zorn, Herr, habe ich vielleicht Christum ans Kreuz geschlagen?« Und der Mönch antwortete: »So ein unverschämter Mensch! da höre nun einer, was er sagt! Spricht er nicht geradeso, als ob es ein oder zwei Jahre her wäre und als ob er wegen der Länge der Zeit sein nichtswürdiges Bubenstück vergessen hätte? Ist es vielleicht in den paar Stunden deinem Gedächtnis entfallen, was du um die Mettenzeit angestellt hast? Wo warst du denn heute früh kurz vor Tagesanbruch?« Der Edelmann antwortete: »Was weiß ich, wo ich gewesen bin; aber der Bote ist gar rasch zu Euch gekommen.« – »Freilich«, sagte der Mönch, »der Bote ist schon zu mir gekommen; weil der Mann nicht da ist, hast du wohl geglaubt, die Dame werde dir augenblicklich um den Hals fallen. Sieht er nicht aus, als ob er kein Wässerlein trüben könnte, der tugendsame Herr, der ein Nachtwandler und ein Garteneinbrecher und ein Baumkletterer geworden ist! Glaubst du mit deiner Frechheit die Sittsamkeit dieser Dame zu Falle zu bringen, daß du in der Nacht auf den Bäumen zu ihren Fenstern hinaufsteigst? Es ist nichts auf der Welt, was ihr widerwärtiger wäre als du, und du gibst es nicht auf, es immer wieder zu versuchen. Reden wir nicht davon, daß sie dir's bei jeder Gelegenheit gezeigt hat, aber wahrhaftig, meine Ermahnungen hast du dir besonders gut zu Herzen genommen. Aber laß dir's gesagt sein: bis jetzt hat sie, nicht vielleicht aus Liebe zu dir, sondern auf meine Bitten hin, zu allem geschwiegen, was du getan hast; künftighin jedoch wird sie nicht mehr schweigen, und ich habe ihr die Erlaubnis erteilt, nach ihrem Gutdünken zu tun, wenn du noch einmal irgendwie ihr Mißfallen erregst. Was wirst du denn tun, wenn sie's ihren Brüdern sagt?« Da der Edelmann nunmehr alles, was er brauchte, erfahren hatte, beruhigte er den Mönch, so gut er nur wußte und konnte, mit vielen weitläufigen Versprechungen und ging weg; kaum war es aber in der nächsten Nacht Mettenzeit, so trat er in ihren Garten und kletterte auf den Baum und schwang sich durch das offene Fenster in das Gemach und warf sich in die Arme seiner Schönen. Und sie, die ihn mit heißer Sehnsucht erwartet hatte, empfing ihn freudig mit den Worten: »Großen Dank dem Herrn Mönch, daß er dir den Weg zu mir so gut gezeigt hat.« Und indem sie sich eins am andern entzückten, getrösteten sie sich miteinander zu ihrer größten Lust unter häufigen Spaßen über die Einfalt des Bruders Dummkopf und mit Hohn und Spott für Rocken und Kämme und Wollkratzen. Dann verabredeten sie sich und trafen solche Maßnahmen, daß sie sich, ohne erst wieder zu dem Herrn Bruder gehn zu müssen, noch viele Nächte zu gleichen Wonnen zusammenfinden konnten, wie sie Gott in seiner heiligen Barmherzigkeit mir und allen christlichen Seelen, die danach verlangen, bald bescheren möge.

## Vierte Geschichte

*Don Felice lehrt Bruder Puccio eine Buße, die ihm die Seligkeit gewinnen soll; Bruder Puccio unterzieht sich dieser Buße, und unterdessen läßt es sich Don Felice mit seiner Frau gut geschehn.*

Als Filomena ihre Geschichte beendet hatte und schwieg, pries Dioneo mit schönen Worten die Klugheit

der Dame und auch das Gebet, das Filomena am Schlüsse gesprochen hatte; dann blickte die Königin lächelnd Panfilo an und sagte: Nun, Panfilo, fahre zu unserer Lust mit einem hübschen Spaße fort. Panfilo antwortete unverzüglich, das tue er gern, und begann: Es gibt viele Leute, Madonna, die, während sie selber ins Paradies zu kommen trachten, andere hineinbringen, ohne daß sie es gewahr würden; so ist es auch, wie Ihr hören werdet, vor gar nicht langer Zeit einer Landsmännin von uns ergangen.

Wie ich mir habe sagen lassen, war in der Nähe von San Brancazio ein guter, reicher Mann, Puccio di Rinieri mit Namen, der seinen Sinn im Laufe der Zeit ganz auf die geistlichen Dinge gestellt hatte, so daß er schließlich in den dritten Orden des heiligen Franziskus eintrat; und indem er, der nun Bruder Puccio genannt wurde, diesem geistlichen Lebenswandel nachhing, besuchte er, weil sein Hauswesen nur aus seiner Frau und einer Magd bestand, so daß er kein Handwerk zu betreiben brauchte, fleißig die Kirche. Und weil er ein Dummkopf und grobschrötiger Mensch war, sagte er seine Vaterunser her, ging in die Predigten und hörte Messen und fehlte nie, wann die Laienbrüder Loblieder sangen, und fastete und geißelte sich, und man erzählte sich, daß er Geißelbruder sei. Seine Gattin, Monna Isabetta mit Namen, eine noch junge Frau von achtundzwanzig bis dreißig Jahren, die frisch und hübsch und rundlich, wie sie war, einem Franzapfel glich, war wegen der Frömmigkeit ihres Mannes und vielleicht auch wegen seines Alters gar oft länger auf schmale Kost gesetzt, als sie gewünscht hätte; und wenn sie schlafen oder etwa mit ihm Kurzweil treiben wollte, erzählte er ihr Christi Leben oder die Predigten des Bruders Anastasius oder Magdalenas Klage oder sonst derlei Dinge. In dieser Zeit kam von Paris ein Mönch heim, Don Felice genannt, ein Klostergeistlicher von San Brancazio, der schön von Leibe und gar jung war und einen scharfen Geist und ein tiefes Wissen hatte, und dem schloß sich Bruder Puccio eng an. Und weil ihm der Geistliche jeden Zweifel trefflich löste und sich überdies, als er innegeworden war, mit wem er's zu tun hatte, als sonderlich frommer Mann zeigte, begann ihn Bruder Puccio dann und wann in sein Haus mitzunehmen und ihn, wie es sich traf, zum Mittagmahle oder zum Abendessen einzuladen; und ihrem Manne zuliebe hatte ihm bald auch die Frau ihr Vertrauen geschenkt und ließ es nicht an Aufmerksamkeiten für ihn fehlen. Da also der Mönch seinen Verkehr in Bruder Puccios Hause fortsetzte und die Frau so frisch und rundlich sah, erriet er wohl, woran es ihr vor allem mangelte, und um Bruder Puccio die Mühe abzunehmen, beschloß er ihr darin, wenn es möglich sein werde, auszuhelfen. Und indem er ihr zuweilen listig einen Blick zuschoß, brachte er's dahin, daß er in ihrem Herzen dasselbe Verlangen entzündete, das in seinem brannte; und als er das gemerkt hatte, nahm er die Gelegenheit wahr und sagte ihr seine Wünsche. Obgleich er sie wohlgeneigt fand, ihn gewähren zu lassen, war es doch unmöglich, ein Mittel dazu zu finden, weil sie sich sonst nirgends auf der Welt mit ihm zusammenzusein getrauen wollte, als in ihrem Hause; und in ihrem Hause war es unmöglich, weil Bruder Puccio niemals verreiste; darüber war denn der Mönch sehr bekümmert. Nach vielem Sinnen verfiel er aber doch auf ein Mittel, mit der Frau in ihrem Hause ohne jeglichen Verdacht, sogar bei Anwesenheit Bruder Puccios, Zusammensein zu können. Und als ihn Bruder Puccio eines Tages besuchen gekommen war, sprach er also zu ihm: »Ich habe schon oft bemerkt, Bruder Puccio, daß dein ganzes Trachten dahin geht, die ewige Seligkeit zu erlangen; mich dünkt aber, daß du da einen langen Weg gehst, wo es doch einen sehr kurzen gäbe. Freilich wollen es der Papst und die Kirchenfürsten, die ihn kennen und einschlagen, nicht, daß er den Leuten gezeigt werde; denn die Klerisei, die ja zum größten Teile von Almosen lebt, wäre auf der Stelle zugrunde gerichtet, weil ihr die Laien fortan weder Almosen noch sonst etwas zuwenden würden. Da du aber mein Freund bist und mir viel Ehre erzeigt hast, würde ich ihn dir weisen, wenn ich nur glauben könnte, daß du ihn keinem Menschen auf der Welt entdecktest und ihm folgen wolltest.« Voller Begierde begann Bruder Puccio damit, daß er den Mönch inständigst bat, ihm ihn zu zeigen, schwor ihm dann, daß er davon, außer mit seiner Einwilligung, niemals jemand etwas sagen werde, und schloß mit der Beteuerung, er werde ihn sicherlich einschlagen, wenn er nur so sei, daß er ihm folgen könne. »Weil du mir also das versprichst«, sagte der Mönch, »so will ich ihn dir mitteilen. Du mußt wissen, daß nach den heiligen Kirchenvätern jeder, der selig werden will, die folgende Buße tun muß; aber versteh mich nur recht: ich sage nicht, daß du nach der Buße nicht ein ebensolcher Sünder wärest, wie du jetzt bist, wohl aber wird es geschehn, daß die Sünden, die du bis zur Stunde der Buße begangen hast, alle bereinigt und dir der Buße halber vergeben sein werden; die hingegen, die du nachher begehn wirst, werden dir nicht zu deiner Verdammnis angerechnet, sondern mit dem Weihwasser abgewaschen werden, so wie es jetzt bei den läßlichen zutrifft. Vor allem soll also der Mensch, wenn er die Buße beginnt, seine Sünden gewissenhaft beichten; dann muß er fasten und strenge Enthaltsamkeit zu üben beginnen und das vierzig Tage lang fortsetzen, und in dieser Zeit darfst du, von andern Frauen gar nicht zu reden, aber auch deine eigene nicht anrühren. Weiter mußt du in deinem eigenen Hause einen Ort haben, wo du des Nachts den Himmel sehn kannst, und dorthin mußt du gegen Sonnenuntergang gehn, und dort muß ein breites Brett sein, das so aufgestellt ist, daß du dich, wenn du davorstehst, mit dem Rücken anlehnen und die Arme, die du, wenn du willst, durch Pflöckchen unterstützen magst, wie ein Gekreuzigter ausstrecken kannst, während die Füße auf dem Boden bleiben; und in dieser Weise mußt du, die Augen gen Himmel gerichtet, bis zur Mettenzeit stehn

bleiben, ohne dich zu regen. Und wärest du ein gelehrter Mann, so müßtest du dabei gewisse Gebete sprechen, die ich dir geben würde; weil du es aber nicht bist, so wird es deine Aufgabe sein, dreihundert Vaterunser und dreihundert Ave-Maria zu Ehren der Dreifaltigkeit zu sprechen und, den Himmel unverwandt betrachtend, stets deine Gedanken darauf zu richten, daß der Herrgott der Schöpfer des Himmels und der Erde gewesen ist, und dich zu erinnern, was Christus in derselben Stellung wie du am Kreuze gelitten hat. Wann es dann zur Mette läutet, kannst du, wenn du willst, gehn und dich, ohne dich zu entkleiden, auf dein Bett werfen und schlafen, und am Morgen sollst du in die Kirche gehn und mindestens drei Messen hören und fünfzig Vaterunser und ebensoviele Ave-Maria beten; hierauf kannst du lautern Sinnes deine Geschäfte verrichten, wenn du welche zu verrichten hast, und dann zu Mittag essen. Zur Vesper mußt du aber wieder in der Kirche sein und gewisse Gebete sprechen, die ich dir in einer Abschrift geben werde und ohne die alles unnütz wäre; und nach Sonnenuntergang fängst du wieder von vorne an. Und tust du das, so wie ich es getan habe, so hoffe ich, daß du, noch bevor du ans Ende der Buße gekommen bist, von der ewigen Seligkeit wundersame Dinge verspüren sollst, wenn du nämlich alles mit andächtigem Herzen getan hast.« Nun sagte Bruder Puccio: »Das ist nicht allzu schwer, dauert nicht allzu lang und läßt sich ganz leicht machen; darum will ich in Gottes Namen am Sonntag damit anfangen«; und er verließ den Mönch und ging nach Hause und erzählte seiner Frau alles der Reihe nach, was ihm selbstverständlich erlaubt worden war. Die Frau verstand sehr wohl, was der Mönch mit dem regungslosen Stillstehn bis zur Mette sagen wollte; und weil ihr dieses Mittel gar gut zu sein schien, sagte sie, sie sei mit diesen und allen andern guten Werken, die er für sein Seelenheil verrichte, einverstanden und wolle, wenn sie schon sonst nichts tue, wenigstens mit ihm fasten, auf daß ihm Gott in seiner Buße gnädig sei. Da sie also völlig einig waren, begann Bruder Puccio, als der Sonntag gekommen war, seine Buße, und der hochwürdige Herr, der sich mit der Frau verabredet hatte, kam sie an den meisten Abenden zu einer Stunde, wo er nicht gesehn werden konnte, besuchen, aß und trank mit ihr von den guten Sachen, die er mitgebracht hatte, und legte sich mit ihr nieder; um die Mettenzeit stand er auf und machte sich davon, und Bruder Puccio ging zu Bette. Nun war der Ort, den Bruder Puccio für seine Buße gewählt hatte, neben der Kammer, wo seine Frau lag, und nichts war dazwischen als eine ganz dünne Mauer; als daher einmal der Mönch mit der Frau und sie mit. ihm allzu eifrig schäkerte, war es Bruder Puccio, als ob die Dielen zitterten, so daß er, der eben das erste Plündert seiner Vaterunser hergesagt hatte, innehielt und, ohne sich zu rühren, die Frau anrief und fragte, was sie mache. Die Frau, die gar schalkhaft war und vielleicht just das Tier von St. Benedikt oder eigentlich von St. Giovanni Gualberti, der die grauen Mönche gestiftet hat, ritt, antwortete: »Meiner Treu, Mann, ich werfe mich herum, was ich nur kann.« Darauf sagte Bruder Puccio: »Wieso wirfst du dich herum? Was soll denn dies Herumwerfen heißen?« Heiter lachend antwortete sie, die eine wackere Frau war und etwa einen Grund zu lachen hatte: »Wie, Ihr wißt nicht, was das heißen soll? Habe ich Euch doch tausendmal sagen hören: Wer abends hungrig schlafen geht, findet keine Ruh im Bett.« Bruder Puccio glaubte, das Fasten sei schuld daran, daß sie nicht schlafen könne und sich darum im Bette herumwerfe, und so sagte er treuherzig: »Ich habe dir ja gesagt, Frau, du sollst nicht fasten; weil du es aber nun einmal hast tun wollen, so denke nicht daran und sieh zu, daß du einschläfst; du gibst ja dem Bette einen Ruck nach dem andern, daß das ganze Haus zittert.« Nun sagte die Frau: »Kümmert Euch nicht darum; ich weiß recht gut, was ich tue; tut nur Ihr das Eurige, ich werde schon das meinige tun, so gut ich kann.« Bruder Puccio war ruhig und machte sich wieder an seine Vaterunser; und die Frau und der hochwürdige Herr ließen sich von dieser Nacht an in einem andern Teile des Hauses ein Bett machen, und dort unterhielten sie sich trefflich, solange Bruder Puccios Buße dauerte, und der Mönch entfernte sich immer erst, wenn die Frau in ihr altes Bett ging, wo sich bald darauf Bruder Puccio nach vollbrachter Buße einfand. Indem sie in dieser Weise alle drei fortfuhren, Bruder Puccio in seiner Buße und die andern zwei in ihrer Lust, sagte die Frau zu often Malen scherzend zum Mönche: »Du läßt Bruder Puccio Buße tun, und wir sinds, denen das Paradies zuteil geworden ist.« Und weil sie sich dabei gar wohl befand, gewöhnte sie sich so an die Kost, die ihr der Mönch reichte, daß sie, die von ihrem Manne lange schmal gehalten worden war, auch als dessen Buße zu Ende war, Mittel und Wege fand, sich mit ihm anderswo zu sättigen; und da sie vorsichtig zu Werke ging, war ihr Vergnügen von langer Dauer. So ist es denn, damit sich nicht die Schlußworte von denen des Eingangs unterscheiden, dazu gekommen, daß Bruder Puccio, der mit seiner Buße ins Paradies zu kommen gedachte, sowohl den Mönch, der ihm den nächsten Weg dorthin gezeigt hatte, als auch seine Frau hinein brachte, die er gar sehr an dem darben ließ, womit sie der hochwürdige Herr als barmherziger Mann reichlich versorgte.

## Fünfte Geschichte

*Zima schenkt Messer Francesco Vergellesi ein Roß und erhält dafür die Erlaubnis, mit Messer Francescos Gattin sprechen zu dürfen; als sie schweigt, antwortet er sich selber*

*in ihrem Namen, und der Ausgang entspricht seiner Antwort.*

Panfilo hatte nicht ohne Gelächter der Damen die Geschichte von Bruder Puccio zu Ende gebracht, als die Königin mit dem Anstände einer Dame Elisa fortzufahren gebot. Und die begann in ihrer etwas spöttischen Weise, die übrigens nicht von einem bösartigen Gemüt, sondern von einer alten Gewohnheit herrührte, also zu sprechen: Viele, die viel verstehn, glauben, daß andere gar nichts verständen, und so werden sie zu often Malen, während sie andere zu foppen glauben, am Ende gewahr, daß sie selber gefoppt worden sind; darum halte ich es für eine große Torheit, wenn sich einer ohne Not unterfängt, die Geisteskräfte eines andern zu versuchen. Weil aber nicht jedermann meiner Meinung sein dürfte, will ich euch, ohne mich von dem bestimmten Vorwurfe zu entfernen, erzählen, was einem pistojesischen Ritter begegnet ist.

In Pistoja war im Geschlechte der Vergellesi ein Ritter, Messer Francesco mit Namen, ein überaus reicher, kluger und verschlagener, aber außerordentlich habsüchtiger Mann. Als sich der Stadtvogt nach Mailand begeben sollte, hatte er sich mit allem versehn, was er, um wohlanständig zu reisen, brauchte, und es fehlte ihm nur noch ein Roß, das für ihn schön genug gewesen wäre; da er nun keines fand, das ihm gefallen hätte, wußte er sich nicht recht Rat. Damals war in Pistoja ein junger Mann, Ricciardo genannt, der von geringer Abkunft, aber sehr reich war und sich so schmuck und sorgfältig kleidete, daß er allgemein nur Zima oder zu deutsch Stutzer hieß; der hatte die Gemahlin Messer Francescos, die wunderschön und gar tugendhaft war, lange Zeit vergeblich geliebt und umworben. Nun hatte er eines der schönsten Rosse von Toskana, und das war ihm seiner Schönheit halber sehr wert; und da es allgemein bekannt war, daß er um die Gattin Messer Francescos buhlte, sagte dem einer, wenn er das Roß von ihm verlange, so werde er es um der Liebe willen, die Zima zu seiner Gemahlin trage, erhalten. Von Habsucht verleitet, ließ Messer Francesco Zima rufen und verlangte, er solle ihm sein Roß verkaufen; so tat er aber nur, damit es ihm Zima zum Geschenk anbiete. *Zima.* war das, was er hörte, sehr lieb, und er antwortete dem Ritter: »Wenn Ihr mir alles gäbet, was Ihr auf der Welt besitzt, so wäre mir mein Roß für Euch nicht feil; wohl aber könnt Ihr es, wenn Euch das beliebt, als Geschenk haben unter der einen Bedingung, daß ich, bevor Ihr es nehmt, mit Eurer Gunst und in Eurer Gegenwart einige Worte mit Eurer Gemahlin sprechen darf, jedoch so weit von jedermann entfernt, daß mich niemand hört als sie.« Von Habsucht verleitet und in der Hoffnung, ihn zum besten zu halten, antwortete der Ritter, das sei ihm recht, und er könne mit ihr so viel sprechen wie ihm beliebe; und er ließ ihn im Saale seines Palastes, ging ins Gemach seiner Gemahlin, sagte ihr, wie leicht er das Roß gewinnen könne, und befahl ihr, zu kommen und *Zima.* anzuhören, sich aber wohl in acht zu nehmen, daß sie ihm auf irgend etwas, was er sage, antworte, weder viel noch wenig. Die Dame mißbilligte den Handel sehr, sagte jedoch, da sie sich dem Belieben des Gatten fügen mußte, sie werde es tun; und sie folgte ihm in den Saal, um zu hören, was Zima sagen wolle. Nachdem der die Verabredung mit dem Ritter noch einmal festgemacht hatte, setzte er sich mit der Dame in einer Ecke des Saales, genügend entfernt von jedermann, nieder und begann also zu reden: »Mir scheint es eine ausgemachte Sache, meine treffliche Dame, daß Ihr so klug seid, daß Ihr schon seit langem habt bemerken können, wie sehr mich schon Euere Schönheit, die ohne Fehl die jeder andern Dame, die ich bis jetzt gesehn habe, überstrahlt, zur Liebe für Euch entflammt hat, ganz zu geschweigen von den preislichen Sitten und den einzigen Tugenden, die in Euch sind und die die Kraft hätten, das Herz jedweden hochgemuten Mannes einzunehmen; darum brauche ich Euch nicht erst mit Worten darzulegen, daß meine Liebe die größte und heißeste ist, die je ein Mann zu einer Dame getragen hat, und so wird sie unfehlbar bleiben, solange mein elendes Leben diese Glieder aufrechterhalten wird, und noch länger, weil ich Euch, wenn man dort so liebt wie hier, in alle Ewigkeit lieben werde. Und so könnt Ihr überzeugt sein, daß Ihr nichts habt, sei es Euch teuer oder gering, was Ihr so sehr Euer nennen und womit Ihr allewege so schalten könntet, wie es bei mir, ob ich etwas wert bin oder nicht, zutrifft und ebenso bei allem, was mir gehört. Und damit Ihr darüber einen völlig klaren Beweis habet, sage ich Euch, daß ich es als die größte Gunst erachten würde, wenn Ihr mir etwas, was Euch lieb und mir möglich wäre, beföhlet, als ob die ganze Welt meinen Befehlen Untertan wäre. Bin ich deshalb so Euer eigen, wie Ihr hört, daß ich es bin, so werde ich es wohl wagen dürfen, meine Bitten Euch, meine hohe Herrin, vorzutragen, von der allein mir all meine Ruhe, all mein Glück und all mein Heil kommen kann. So bitte ich Euch denn, o mein teueres Kleinod, o einzige Zuversicht meiner Euch so innig ergebenen Seele, die sich im Liebesfeuer nur durch die Hoffnung auf Euch erhält, mir so viel Güte zu schenken und die Härte, die Ihr gegen mich, der ich der Eurige bin, stets bewiesen habt, so weit zu mildern, daß ich, durch Euer Mitleid erquickt, sagen kann, Euere Schönheit habe mir, so wie sie mich zur Liebe entflammt habe, auch das Leben wiedergegeben, das, wenn sich Euer stolzer Sinn nicht meiner Bitte neigt, ohne Fehl dahinschwinden wird, so daß ich sterben werde und man Euch wird meine Mörderin nennen können. Und abgesehen davon, daß Euch mein Tod nicht zur Ehre gereichen könnte, glaube ich auch, daß Ihr dann und wann Gewissensbisse fühlen würdet; es würde Euch leid tun, so gehandelt zu haben, und Ihr würdet wohl manchmal, besser beraten, sagen: ach, wie

schlecht habe ich getan, daß ich mit meinem Zima keine Barmherzigkeit gehabt habe. Und weil diese Reue fruchtlos wäre, so müßte sie zum Anlasse größern Kummers werden. Damit nun das nicht eintrete, so verschmäht nicht, mir zu helfen, solange Ihr könnt, und erbarmt Euch meiner, bevor ich sterbe; denn bei Euch allein steht es, mich zum seligsten oder zum unglücklichsten Menschen, der da lebt, zu machen. Ich hoffe, Euere Huld wird groß genug sein, um nicht zu leiden, daß mein Lohn für eine solche und so große Liebe der Tod sei, sondern um mit einer freundlichen und gnädigen Antwort meine Lebensgeister zu erquicken, die voll Bangen in Euerm Anblicke zittern.« Damit schwieg Zima, und nach einigen tiefen Seufzern rollten ihm Tränen aus den Augen, und er begann zu warten, was ihm die Dame antworten werde. Die Dame, die sein langes Werben, seine Waffenspiele und seine Morgenständchen ebensowenig wie all die andern Dinge, die er ihr zuliebe angestellt hatte, zu rühren vermocht hatten, wurde durch die innigen Worte des feurigen Liebhabers gerührt und begann etwas zu fühlen, was sie noch nie gefühlt hatte, nämlich, was die Liebe sei. Und obwohl sie, um dem Befehle des Gatten nachzukommen, schwieg, konnten doch ihre leisen Seufzer nicht verhehlen, was sie Zima gern durch eine Antwort kundgetan hätte. Der verwunderte sich, als er nach einigem Warten sah, daß keine Antwort erfolgte; bald jedoch begann er die List zu merken, deren sich der Ritter bedient hatte. Da er ihr aber ins Gesicht schaute und sah, wie sich ihre funkelnden Blicke zuweilen auf ihn richteten, und da er überdies die Seufzer vernahm, die sie mit unterdrückter Kraft aus der Brust entließ, schöpfte er ein wenig Hoffnung und faßte, also gefördert, einen neuen Plan und begann sich im Namen der Dame, die alles hörte, selber folgendermaßen zu antworten: »Ohne Zweifel bin ich es, mein liebster Zima, schon vor langer Zeit innegeworden, daß deine Liebe zu mir groß und echt ist, und nun erkenne ich es aus deinen Worten noch besser und bin so froh darüber, wie ich es sein muß. Wenn du mich übrigens hart und grausam gefunden hast, so will ich nicht, daß du glaubest, ich sei im Herzen ebenso gewesen, wie ich mich im Gesichte gezeigt habe; ich habe dich vielmehr stets geliebt und wert gehalten wie sonst keinen, habe mich aber sowohl aus Furcht vor einem andern als auch um meine Ehre zu bewahren, so benehmen müssen. Jetzt aber kommt die Zeit, wo ich imstande sein werde, dir klärlich zu zeigen, ob ich dich liebe und dich für die Liebe, die du zu mir getragen hast und trägst, zu belohnen, und darum sei getrost und guter Hoffnung; denn Messer Francesco wird, wie du weißt, binnen wenigen Tagen als Stadtvogt nach Mailand reisen, wozu du ihm ja aus Liebe zu mir das schöne Roß geschenkt hast, und wann er fort sein wird, so verspreche ich dir sonder Fehl auf mein Wort und bei der Liebe, die ich zu dir trage, daß du ein paar Tage darauf bei mir sein wirst und daß wir unsere Liebe in froher und völliger Befriedigung stillen werden. Und damit ich dir darüber nicht noch eine Botschaft zu schicken brauche, so sage ich dir gleich jetzt: mach, daß du an dem Tage, wo du am Fenster meiner Kammer, die auf den Garten hinausgeht, zwei ausgebreitete Handtücher sehn wirst, am Abende, wenn es dunkel ist, wohl auf der Hut, daß dich niemand sieht, durch die Gartentür zu mir kommst; du wirst sehn, daß ich dich erwarte, und wir werden die ganze Nacht lang eins am andern unsere helle Freude haben, wie wir es ersehnen.« Als Zima im Namen der Dame so gesprochen hatte, begann er wieder für sich zu sprechen und antwortete also: »Meine heißgeliebte Dame, die übermäßige Freude über Euere gütige Antwort hat mich so überwältigt, daß ich kaum die Antwort herausbringen kann, um Euch meinen schuldigen Dank abzustatten; könnte ich aber auch so sprechen, wie ich es begehrte, so fände ich doch weder Zeit noch Ziel, um Euch so zu danken, wie ich wollte und wie es mir geziemte: und so bleibe es Euerm verständigen Ermessen überlassen, das zu erkennen, was ich trotz meinem Verlangen mit Worten nicht ausdrücken kann. Und ich sage Euch nur das eine, daß ich ohne Fehl trachten werde, das zu tun, was Ihr mir aufgetragen habt; und wenn ich dann vielleicht durch ein so großes Geschenk, wie Ihr mir gewährt habt, mehr Mut gewonnen habe, werde ich mich nach Kräften bemühn, Euch den größten Dank abzustatten, den ich nur vermag. Nun habe ich Euch für jetzt nichts mehr zu sagen; und darum, meine geliebte Dame, schenke Euch Gott das Beste, was Ihr an Freude und Glück ersehnt, und seid Gott befohlen.« Bei alledem sagte die Dame nicht ein einziges Wort; so stand denn Zima auf und ging auf den Ritter zu. Und als der sah, daß er aufgestanden war, schritt er ihm entgegen und sagte lachend: »Nun, was meinst du, habe ich dir mein Versprechen gehalten?« – »Nein, Messer«, antwortete Zima, »denn Ihr habt mir versprochen, mich mit Eurer Gemahlin sprechen zu lassen, und habt mich mit einem Marmorbilde sprechen lassen.« Diese Rede gefiel dem Ritter ungemein, und hatte er schon vorher eine gute Meinung von seiner Gemahlin gehabt, so faßte er nun noch eine bessere, und er sagte: »Jetzt ist aber doch das Roß mein, das dir gehört hat.« Und Zima antwortete ihm: »Ja, Messer; hätte ich aber geglaubt, daß ich aus der Gunst, die Ihr mir gewährt habt, einen solchen Nutzen ziehen würde, wie ich ihn gezogen habe, so hätte ich es Euch, ohne Euch erst um etwas zu bitten, zum Geschenke gemacht. Und wollte nur Gott, ich hätte es getan; denn jetzt habt Ihr das Roß gekauft, und ich habe es nicht verkauft.« Darüber lachte der Ritter; und weil er nun mit einem Rosse versehn war, so machte er sich in ein paar Tagen auf den Weg und reiste nach Mailand, um sein Amt anzutreten. Die Dame, die ohne Aufsicht zu Hause geblieben war, dachte oft und oft an die Worte Zimas und an die Liebe, die er zu ihr trug, und an das Roß, das er aus Liebe zu ihr verschenkt hatte; und da sie ihn gar häufig bei ihrem Hause vorbeigehn sah, sagte sie zu sich selber: ›Was tu ich? Warum verliere ich meine Jugend? Er ist nach Mailand gereist und kommt die nächsten sechs Monate nicht heim;

und wann wird er mir die wieder erstatten? Wann ich alt sein werde? Und überdies, wann werde ich je wieder einen solchen Geliebten finden wie Zima? Ich bin allein und brauche mich vor niemand zu fürchten: ich wüßte nicht, warum ich mir's nicht gut geschehn lassen sollte, wann ich es kann; die Freiheit, die ich jetzt habe, werde ich nicht immer haben. Erfahren wird es niemand; und wird es wirklich bekannt, so ist es doch besser zu genießen und zu bereuen, als zu bereuen, daß man nicht genossen hat.‹ Und als sie so mit sich selber zu Rate gegangen war, hängte sie eines Tages, wie Zima gesagt hatte, zwei Handtücher ans Kammerfenster; Zima sah sie mit Freuden und ging, als es Nacht geworden war, heimlich und allein zu der Tür ihres Gartens, und da er die offen fand, zu der Tür, die ins Haus führte, und dort fand er die Dame auf ihn warten. Als sie ihn kommen sah, ging sie ihm entgegen und empfing ihn mit jubelnder Lust; und unter hunderttausend Umarmungen und Küssen folgte er ihr die Stiege hinauf, und sie legten sich unverzüglich nieder und gelangten ans letzte Ziel der Liebe. Und das war nicht, wie es das erstemal gewesen war, auch das letzte; denn zu beider größter Wonne kam Zima, solange der Ritter abwesend war, und auch nach seiner Heimkunft zu often Malen wieder.

## Sechste Geschichte

*Ricciardo Minutolo liebt die Gattin Filippello Fighinolfis. Da er erfährt, daß sie auf ihren Mann eifersüchtig ist, macht er ihr weis, daß sich Filippello am nächsten Tage mit seiner Frau in einem Bade treffen werde, so daß sie hingeht; während sie nun glaubt, mit ihrem Manne beisammen gewesen zu sein, findet sie, daß sie bei Ricciardo gewesen ist.*

Elisa hatte nichts mehr zu sagen, und die Königin befahl, nachdem sie Zimas Schlauheit gelobt hatte, daß Fiammetta mit einer Geschichte fortfahre; und die antwortete lachenden Mundes: Gern, Madonna, und begann also: Es ist ganz gut, wenn wir unsere Stadt, die, wie an allen andern Stücken, so auch an Geschichten zu allerlei Nutzanwendung reich ist, auf eine Weile verlassen und, wie Elisa getan hat, etwas von den Dingen, die sich sonst in der Welt zugetragen haben, erzählen; und darum will ich mich nach Neapel wenden und euch erzählen, wie eine von diesen Scheinheiligen, die sich so spröde gegen die Liebe zeigen, durch die List ihres Liebhabers dazu gebracht worden ist, früher die Früchte der Liebe zu kosten, bevor sie ihre Blüten gekannt hat: und diese Geschichte soll euch zugleich zur Witzigung vor Dingen, die sich ereignen können, und zur Unterhaltung über die, die sich ereignet haben, dienen.

In Neapel, der uralten Stadt, die vielleicht so annehmlich oder noch annehmlicher ist als irgendeine in Italien, war einmal ein junger Mann, ausgezeichnet durch den Adel des Blutes und glänzend durch großen Reichtum, Ricciardo Minutolo mit Namen. Obwohl er eine wunderschöne und liebreizende junge Frau zur Gattin hatte, verliebte er sich doch in eine andere, die nach der allgemeinen Ansicht alle neapolitanischen Damen an Schönheit weit übertraf und Catella hieß; sie war die Gattin eines jungen, gleicherweise adeligen Mannes, Filippello Fighinolfi genannt, den sie als ehrbare Frau über alles liebte und wert hielt. Da nun Ricciardo Minutolo diese Catella liebte und alles tat, was die Gunst und Liebe einer Dame gewinnen kann, trotzdem aber nicht imstande war, irgendwie ans Ziel seiner Wünsche zu kommen, verzweifelte er fast; und weil er es entweder nicht verstand oder nicht vermochte, sich von dieser Liebe loszumachen, so wußte er weder zu sterben noch Freude am Leben zu finden. So also war es noch immer um ihn bestellt, als es eines Tages geschah, daß ihm einige Damen seiner Verwandtschaft eindringlich zuredeten, er solle doch dieser Liebe entsagen, weil seine Bemühungen eitel bleiben müßten; denn Catella kenne kein andres Glück als ihren Filippello, auf den sie so eifersüchtig sei, daß sie von jedem Vöglein, das in der Luft fliege, argwöhne, es könnte ihr ihn wegnehmen. Kaum hörte Ricciardo von der Eifersucht Catellas, so faßte er auch schon einen Plan, der ihm zum Ziele seiner Wünsche verhelfen sollte: er begann sich nämlich zu stellen, als hätte er an der Liebe zu Catella verzweifelt und diese Liebe einer andern Dame zugewandt; und der zuliebe begann er Waffenspiele und Lanzenbrechen zu halten und auch sonst all das zu tun, was er um Catella zu tun gewohnt gewesen war. Und das tat er noch gar nicht lange, so war ganz Neapel und auch Catella der Meinung, er liebe nicht mehr Catella, sondern die andere Dame über alle Maßen; und er fuhr darin so lange fort, bis das allgemein so als eine ausgemachte Sache galt, daß, von andern nicht zu reden, auch Catella ihre Scheu, mit der sie ihm seiner Liebe halber begegnet hatte, ablegte und ihn, wann sie ging oder kam, in nachbarlicher Freundschaft so wie alle andern Leute grüßte. Nun geschah es in der heißen Jahreszeit, daß Ricciardo erfuhr, unter den vielen Gesellschaften von Damen und Rittern, die nach neapolitanischem Brauche an den Meeresstrand gegangen waren, um sich dort zu erlustigen und das Mittagsmahl und das Abendessen einzunehmen, sei auch Catellas Gesellschaft und sie selber, und deshalb ging er mit seinen Freunden hin; und nachdem er sich erst eine Weile hatte bitten lassen, als ob ihm nicht viel daran gelegen wäre, dazubleiben, schloß er sich den Damen Catellas an. Alsbald begannen ihn die, Catella so wie die

andern, seiner neuen Liebe wegen zu necken, und er tat so, als ob er lichterloh entflammt wäre, so daß es um so weniger an Stoff zur Unterhaltung gebrach. Als sich aber mit der Zeit, wie es an diesem Orte zu geschehn pflegt, die eine Dame dahin, die andere dorthin entfernt hatte und nur Catella mit wenigen andern bei ihm verblieben war, ließ er vor ihr ein Wort von einer Liebschaft ihres Gatten Filippello fallen; darob brach jäh ihre Eifersucht aus, und alsbald glühte sie am ganzen Leibe vor Verlangen, zu erfahren, was Ricciardo damit habe sagen wollen. Eine Weile hielt sie sich wohl zurück, dann aber war sie es nicht mehr imstande und bat Ricciardo bei der Liebe seiner am meisten geliebten Dame, er solle so gütig sein und sie über das, was er von Filippello gesagt habe, aufklären. Und er sagte zu ihr: »Ihr habt mich bei einer Frau beschworen, um derentwillen ich Euch nichts verweigern darf, was Ihr von mir verlangt: und darum bin ich bereit, es Euch zu sagen, jedoch nur, wenn Ihr mir versprecht, daß Ihr davon weder zu ihm, noch zu jemand anderm je ein Wort verlauten laßt, außer wenn Ihr sehn werdet, daß es sich wirklich so verhält, wie ich Euch erzählen werde; und wenn Ihr das zu sehn wünscht, so werde ich Euch angeben, wie es geschehn kann.« Der Dame gefiel sein Verlangen, um dessentwillen sie alles um so mehr für wahr hielt, und sie schwur, es niemals zu sagen. Nachdem sie also, um nicht gehört zu werden, abseits gegangen waren, begann Ricciardo folgendermaßen: »Wenn ich Euch noch so liebte, Madonna, wie ich Euch geliebt habe, brächte ich es nicht übers Herz, Euch etwas zu sagen, wovon ich glaubte, daß es Euch kränken könnte; weil aber diese Liebe vorbei ist, so werde ich weniger bedenklich sein, Euch in allem die Wahrheit zu entdecken. Ich weiß nicht, ob es Filippello jemals übelgenommen hat, daß ich Euch liebte, oder ob er vermutet hat, Ihr hättet meine Liebe erwidert; sei dem aber, wie es wolle, mich hat er davon nie etwas merken lassen. Jetzt jedoch, nachdem er vielleicht gewartet hat, bis ich seiner Meinung nach nicht mehr so argwöhnisch bin, zeigt es sich, daß er das tun will, was er zweifellos voraussetzt, daß ich ihm getan hätte: er will nämlich, daß ihm meine Frau zu willen sei, und nach dem, was ich innegeworden bin, hat er sie seit gar nicht langer Zeit heimlich mit wiederholten Botschaften bestürmt, und die habe ich alle von ihr erfahren, und sie hat ihm stets so geantwortet, wie ich es ihr aufgetragen habe. Heute früh aber habe ich, bevor ich hiehergekommen bin, in meinem Hause ein Weib in einem angelegentlichen Zwiegespräche mit meiner Frau gefunden und war auch sofort mit mir im reinen, was für ein Weib das war; darum habe ich meine Frau gerufen und sie gefragt, was die von ihr wolle. Und sie hat mir gesagt: ›Das ist die Kupplerin dieses Filippello, den du mir mit deinem Antwortgeben und Hoffnungmachen auf den Hals geladen hast, und er läßt mir sagen, er wolle durchaus wissen, was ich zu tun gedenke, und er würde es, wenn es mir recht wäre, so einrichten, daß wir uns insgeheim in einem hiesigen Bade treffen könnten; und darum bittet und plagt er mich. Wenn du mich aber nicht, warum, weiß ich nicht, angehalten hättest, mich in diesen Handel einzulassen, hätte ich ihn mir schon längst auf eine Weise vom Halse geschafft, daß er mich nimmer angesehn hätte.‹ Jetzt bin ich aber doch der Meinung gewesen, das gehe zu weit, als daß es geduldet werden dürfte, und habe mich entschlossen, es Euch zu sagen, auf daß Ihr erkennet, wie Euere unwandelbare Treue belohnt wird, die mich dem Tode nahe gebracht hat. Damit Ihr aber nicht glaubet, das seien leere Worte oder Märchen, sondern damit Ihr, wenn Euch der Wunsch danach ankommt, die Wahrheit sehn und greifen könnet, habe ich meine Frau veranlaßt, dem Frauenzimmer, das auf sie wartete, die Antwort zu geben, sie sei bereit, sich morgen nachmittag gegen die dritte Stunde, wenn alle Leute schliefen, in diesem Bade einzufinden; und daraufhin ist das Frauenzimmer ganz vergnügt weggegangen. Nun glaube ich nicht, daß Ihr glaubet, ich würde sie hinschicken; wäre ich aber an Euerer Stelle, so würde ich es so einrichten, daß er mich an der Stelle der Frau fände, die er zu finden glaubt, und hätte ich eine Zeitlang bei ihm geweilt, dann würde ich ihn merken lassen, bei wem er gewesen ist, und würde ihm all die Ehre erzeigen, die er verdient. Und wenn Ihr das tätet, wäre er, glaube ich, so beschämt, daß die Unbill, die er Euch antun will, zu gleicher Zeit mit der, die er mir antun will, gerächt wäre.« Als das Catella hörte, schenkte sie seinen Worten augenblicklich, wie es die Art der Eifersüchtigen ist, vollen Glauben, ohne zu bedenken, wer es war, der zu ihr sprach, oder daß er sie betrügen konnte, und begann auch sofort gewisse Dinge, die vorher geschehn waren, damit zusammenzureimen; und in jähem Zorne entbrannt, antwortete sie, die Sache koste sie keine gar große Mühe und sie werde alles so tun, und wenn er komme, werde sie ihn also beschämen, daß er sein ganzes Leben lang, so oft er eine Frau sehe, daran denken solle. Wohlzufrieden damit und voll Zuversicht, daß sein Plan gut sei und Erfolg haben werde, bestärkte sie Ricciardo mit vielen Worten in ihrem Entschlüsse und in ihrem Glauben; nichtsdestoweniger aber bat er sie, niemals zu sagen, daß sie es von ihm gehört habe, und das versprach sie ihm auf ihr Wort. Am nächsten Morgen ging Ricciardo zu der guten Frau, die das Bad hielt, das er Catella angegeben hatte, und sagte ihr, was er zu tun beabsichtige, und bat sie, ihm darin nach ihren Kräften beizustehn. Die gute Frau, die ihm von früher her sehr verpflichtet war, sagte, sie werde gern alles tun, und verabredete mit ihm, was zu tun und zu sagen sein werde. Sie hatte in dem Hause, wo das Bad war, eine Kammer, die sehr dunkel war, weil kein Fenster Licht hineinließ. Diese Kammer machte sie nach Ricciardos Anweisung zurecht und stellte das beste Bett hinein, das ihr zur Verfügung stand, und Ricciardo legte sich, nachdem er gegessen hatte, nieder, um Catella zu erwarten. Die war am Abende, weil sie Ricciardos Worten mehr Glauben beimaß, als gut gewesen wäre, voller Zorn heimgekommen; bald darauf

kam auch Filippello, von ungefähr ebenso voller Gedanken, heim und bezeigte ihr vielleicht nicht dieselbe Freundlichkeit, wie er gewohnt war. Als sie das sah, wurde ihr Argwohn nur noch größer, und sie sagte sich bei sich selber: ›Wahrhaftig, er hat nur mehr die Frau im Kopf, mit der er sich morgen zu vergnügen und zu erlustigen gedenkt; aber das wird sicherlich nicht geschehn‹; und mit diesem Gedanken und mit Grübeln, was sie ihm sagen solle, wenn sie sich ihm hingegeben habe, beschäftigte sie sich schier die ganze Nacht. Um es aber kurz zu machen, so rief Catella, als die dritte Nachmittagsstunde gekommen war, ihre Begleitung und ging, ohne ihren Plan zu ändern, in das Bad, das ihr Ricciardo angegeben hatte; und da sie dort die gute Frau traf, so fragte sie sie, ob Filippello an diesem Tage schon dagewesen sei. Und die Frau, die von Ricciardo unterwiesen worden war, sagte zu ihr: »Seid Ihr die Dame, die hier mit ihm sprechen soll?« Catella antwortete: »Ja, ich bin es.« – »Also«, sagte die Frau, »so geht hinein zu ihm.« Catella, die etwas suchen ging, was sie nicht zu finden gewünscht hätte, ließ sich zu der Kammer führen, wo Ricciardo war, trat mit verhülltem Haupte ein und schloß die Tür inwendig ab. Als Ricciardo sie kommen sah, sprang er freudig auf, nahm sie in seine Arme und sagte leise: »Willkommen, meine Seele!« Da Catella viel daran lag, sich richtig als eine andere zu geben, umarmte und küßte sie ihn und überhäufte ihn mit Beweisen ihrer Zärtlichkeit, freilich ohne ein Wort zu sprechen, weil sie fürchtete, er könnte sie, wenn sie spräche, erkennen. Die Kammer war sehr dunkel, und darüber waren beide froh; und selbst nach längerem Aufenthalte gewannen die Augen auch nicht einen Teil ihrer Kraft zurück. Ricciardo führte sie zum Bette und dort verweilten sie, ohne so zu sprechen, daß die Stimmen sie hätten verraten können, lange Zeit miteinander zu beider größter Lust und Wonne. Als es aber Catella an der Zeit deuchte, ihren Zorn auszulassen, begann sie, von glühender Wut entflammt, also zu reden: »Ach, wie elend ist das Los der Frauen, und wie dumm sind die meisten, wenn sie ihre Männer lieben! Ich Unselige! acht Jahre sind es schon, daß ich dich mehr als mein Leben liebe, und du brennst und verzehrst dich, wie ich nun weiß, in der Liebe zu einer andern, du ruchloser Schurke, der du bist! Mit wem glaubst du denn, daß du beisammengewesen bist? Du bist bei der gewesen, die du seit langer Zeit mit falschen Liebkosungen getäuscht hast, indem du ihr eine Liebe zeigtest, die einer andern gehörte. Ich bin Catella und nicht Ricciardos Gattin, du treuloser Verräter! Horch, ob du meine Stimme erkennst; ich bin es wirklich. Tausend Jahre scheint es mir zu währen, bis ich dich bei hellichtem Tage so beschämen kann, wie du es verdienst, du schändlicher, räudiger Hund, du! Ach, ich Elende! für wen habe ich so viel Jahre lang eine so innige Liebe gehegt? Für diesen ruchlosen Hund, der mir in der Meinung, eine andere im Arme zu halten, in dieser kurzen Zeit, die ich hier bei ihm bin, mehr Liebkosungen und Zärtlichkeiten geschenkt hat, als in der ganzen übrigen Zeit, die ich seine Frau bin. Heute bist du üppig gewesen, abtrünniger Hund, und zu Hause, da bist du schwach und matt und kraftlos! Na, gottlob, daß du deinen Acker und nicht, wie du gemeint hast, einen fremden bestellt hast. Jetzt wundere ich mich nicht mehr, daß du heute nacht nicht zu mir gerückt bist: du hast eben gedacht, anderswo abzuladen, und hast als frischer Ritter ins Feld ziehen wollen; aber das Wasser ist, dank dem Herrgott und meiner Vorsicht, heruntergelaufen, wie es sollte. Was antwortest du nicht, du Schuft? Warum sagst du denn nichts? Bist du stumm geworden bei meiner Rede? Bei Gott, ich weiß nicht, was mich zurückhält, daß ich dir nicht die Nägel in die Augen bohre und sie dir herausreiße! Diese Büberei hast du recht heimlich anzuzetteln geglaubt; aber bei Gott, was der eine weiß, weiß auch der andere. Gelungen ist sie dir nicht: ich habe bessere Hunde auf deiner Spur gehabt, als du gedacht hättest.« Ricciardo freute sich in seinem Innern über das, was sie sagte, und umarmte und küßte sie, ohne ihr etwas zu antworten, und zeigte sich immer zärtlicher. Darum fuhr sie in ihrer Rede fort und sagte: »Freilich, jetzt glaubst du wohl, du ekelhafter Hund, der du bist, du wirst mich mit deinen geheuchelten Zärtlichkeiten beschwichtigen und beruhigen und trösten; da bist du aber im Irrtum: ich werde mich darüber nicht früher beruhigen, als bis ich dir in Gegenwart aller Verwandten, Freunde und Nachbarn, so viele wir ihrer haben, meine Meinung gesagt habe. Bin ich denn nicht ebenso schön, du Schuft, wie die Frau Ricciardo Minutolos? Bin ich nicht ebenso adelig? Warum antwortest du nicht, schändlicher Hund? Was hat sie denn voraus vor mir? Weg mit dir, rühr mich nicht an, für heute hast du genug Lanzen gebrochen. Ich weiß ganz gut, daß du das, was du jetzt, wo du weißt, wer ich bin, tätest, nur mit Gewalt tätest; aber wenn mir Gott seine Gnade schenkt, werde ich dir schon den Brotkorb höher hängen. Und ich weiß nicht, was mich zurückhält, mir Ricciardo kommen zu lassen, der mich mehr liebt als sich selber und sich nie hat rühmen dürfen, daß ich ihn auch nur ein einziges Mal angesehn hätte; und ich weiß nicht, ob es ungerecht von mir wäre, wenn ich mir ihn kommen ließe. Du hast geglaubt, hier seine Frau zu haben, und soweit es an dir gelegen hat, ist es so, als ob du sie wirklich gehabt hättest; wenn ich mich also ihm hingäbe, so hättest du kein Recht, mir etwas vorzuwerfen.« Und sie stand nicht ab, zu reden und sich bitter zu beklagen, bis endlich Ricciardo, der bedachte, es könnte viel Unheil erfolgen, wenn er sie mit dieser Meinung gehn ließe, beschloß, sich ihr zu entdecken und sie aus ihrem Irrtum zu reißen; und er nahm sie in den Arm und hielt sie so gut, daß sie ihm nicht entschlüpfen konnte, und sagte: »Erzürnt Euch nicht, meine süße Seele; das, was ich durch meine einfältige Liebe nicht habe erreichen können, das hat mich Amor mit List zu erreichen gelehrt, und ich bin Euer Ricciardo.« Als das Castella hörte und ihn an der Stimme erkannte, wollte sie augenblicklich aus dem Bette springen, konnte es aber nicht; deshalb wollte sie schreien,

aber Ricciardo schloß ihr mit der Hand den Mund und sagte: »Was einmal geschehn ist, Madonna, kann nicht mehr ungeschehn gemacht werden, auch wenn Ihr Euer ganzes Leben lang schreit; und wenn Ihr schrieet oder sonstwie machtet, daß irgendwer etwas davon erführe, so würde daraus zweierlei erfolgen. Das eine wäre – und das dürfte Euch sehr nahegehn – daß Eure Ehre und Euer Ruf verloren wären; denn wenn Ihr auch sagtet, daß ich Euch durch Trug hierhergebracht hätte, so würde ich sagen, das sei nicht wahr, sondern ich hätte Euch durch Versprechungen von Geld und Geschenken bewogen, herzukommen, und weil die nicht so reichlich ausgefallen seien, wie Ihr gehofft habet, seiet Ihr zornig geworden und habet mir diesen Zank und Auftritt gemacht: und wie Ihr selber wißt, sind die Leute eher geneigt das Schlechte zu glauben als das Gute; und darum würde man lieber mir glauben als Euch. Weiter würde daraus eine Todfeindschaft zwischen Euerm Gatten und mir erfolgen, und die Sache könnte so weit gehn, daß ich ihm ebenso leicht das Leben nähme wie er mir, und das dürfte Euch weder Freude machen noch gleichgültig sein. Und deshalb, Herz meines Leibes, wollet nicht zugleich Euch in Schande bringen und Euern Gatten und mich in Gefahr und Zwistigkeiten stürzen. Ihr seid nicht die erste und werdet nicht die letzte sein, die getäuscht worden ist, und ich habe Euch nicht getäuscht, um Euch das Eurige zu nehmen, sondern aus übermäßiger Liebe, die ich zu Euch trage und als Euer demütigster Diener stets tragen will. Und obwohl es schon eine lange Zeit her ist, daß ich ebenso wie mein Eigentum und alles, was ich kann und tauge, Euer und Euch zu Diensten bin, ist es doch meine Absicht, daß das fortan noch in höherm Maße als bisher zutreffen soll. Ihr seid sonst so klug, daß ich überzeugt bin, Ihr werdet es auch diesmal sein.« Während Ricciardo also sprach, weinte Catella heftig; und so aufgebracht und gekränkt sie auch war, gab sie doch den triftigen Worten Ricciardos so viel Gehör, daß sie einsah, es könnte das, was Ricciardo sagte, eintreten, und darum sagte sie: »Ich weiß nicht, Ricciardo, wie es mir der Herrgott gestatten wird, daß ich die Unbill und den Trug, die du mir angetan hast, ertragen kann: hier, wohin mich meine Einfalt und meine blinde Eifersucht geleitet haben, will ich nicht schreien; aber du kannst sicher sein, daß ich nimmer froh sein werde, wenn ich mich nicht in einer oder andern Weise für das, was du mir angetan hast, gerächt sehe. Und darum laß mich und halte mich nicht länger: du hast gehabt, was du begehrt hast, und hast mich nach deinem Belieben mißhandelt; es ist Zeit, daß du mich läßt: laß mich, ich bitte dich.« Ricciardo, der sah, daß sie im Herzen noch allzu unwillig war, hatte sich vorgenommen, sie nicht zu lassen, bevor sie sich mit ihm ausgesöhnt habe; darum begann er sie mit süßen Worten zu begütigen und redete so lange und bat sie so lange und beschwor sie so lange, bis sie sich endlich überwunden gab und sich mit ihm versöhnte. Und nun blieben sie mit gleichem Einverständnis noch eine geraume Zeit zu ihrer größten Wonne beisammen. Und da nun die Dame erfahren hatte, um wieviel würziger die Küsse des Geliebten als die des Gatten sind, verwandelte sie ihre Härte gegen Ricciardo in süße Liebe und liebte ihn von diesem Tage an mit inniger Zärtlichkeit und richtete es mit Vorsicht und Bedachtsamkeit so ein, daß sie sich noch zu often Malen ihrer Liebe erfreuten. Und Gott beschere auch uns Freude an der unserigen!

## Siebente Geschichte

*Tedaldo verläßt nach einem Zerwürfnis mit seiner Dame Florenz; einige Zeit später kehrt er in Pilgertracht zurück. Er spricht mit der Dame, klärt sie über ihren Irrtum auf, rettet ihren Gatten, der überwiesen ist, ihn getötet zu, haben, vom Tode und versöhnt ihn mit seinen Brüdern; darauf genießt er in Vorsicht mit seiner Dame das Glück der Liebe.*

Kaum schwieg Fiammetta, der der Beifall aller ward, als schon die Königin, um keine Zeit zu verlieren, das Amt des Erzählens Emilia übertrug; und die begann: Ich will in unsere Stadt zurückkehren, von wo sich meine zwei Vorgängerinnen entfernt haben, und euch schildern, wie ein Landsmann von uns seine verlorene Dame wiedererlangt hat. Es war also in Florenz ein junger Edelmann, Tedaldo degli Elisei mit Namen, der in eine Dame, Monna Ermellina geheißen und Gattin eines gewissen Aldobrandino Palermini, über die Maßen verliebt war und sich auch, wie er es seines preislichen Betragens halber verdiente, ihres ersehnten Besitzes erfreute. Diesen Wonnen widersetzte sich aber das Schicksal, das ja stets den Glücklichen feind ist; denn die Dame, die eine Zeitlang jeden Wunsch Tedaldos erfüllt hatte, entzog ihm auf einmal, was immer die Ursache sein mochte, ihre ganze Gunst und weigerte sich überdies, eine Botschaft von ihm nur zu sehn, geschweige denn zu hören. Darüber verfiel er in tiefe Schwermut und Betrübnis; aber seine Liebe war so geheim geblieben, daß niemand die wirkliche Ursache seiner Schwermut erriet. Und als er sich auf mancherlei Art die größte Mühe gegeben hatte, ihre Liebe, die er unverschuldeterweise verloren zu haben glaubte, wiederzuerlangen, aber all seine Anstrengungen eitel sah, faßte er, um nicht der, die die Ursache seiner Leiden war, die Freude zu machen, daß sie sehe, wie er sich verzehre, den Entschluß, der Welt den

Rücken zu kehren. Ohne darum einem Freunde oder einem Verwandten ein Wort zu sagen, ausgenommen einem Gesellen von ihm, dem er nichts verbarg, ging er eines Tages, nachdem er so viel Geld wie nur möglich zusammengerafft hatte, auf und davon; er gelangte unter dem angenommenen Namen Filippo di Sanlodeccio nach Ancona, und dort lernte er einen reichen Kaufmann kennen, und dem verdang er sich als Diener und fuhr mit ihm auf seinem Schiffe nach Zypern. Der Kaufmann fand ein solches Gefallen an seinen Sitten und seinem Betragen, daß er ihm nicht nur einen hohen Lohn aussetzte, sondern ihn auch an seinem Handel beteiligte und ihm überdies einen großen Teil seiner Geschäfte anvertraute; die verwaltete Tedaldo so trefflich und eifrig, daß er in wenigen Jahren ein tüchtiger, reicher und angesehner Kaufmann wurde. Obwohl er sich bei dieser Tätigkeit oft seiner grausamen Dame erinnerte und viel Liebesgram litt und sehnsüchtig verlangte, sie wiederzusehn, war doch seine Standhaftigkeit so groß, daß er in diesem Kampfe sieben Jahre lang Sieger blieb. Nun geschah es eines Tages, daß er in Zypern ein Lied singen hörte, das er einst gemacht und worin er ihre beiderseitige Liebe und seine Wonnen geschildert hatte; und da kam ihm der Gedanke, es könne nicht sein, daß sie ihn vergessen hätte, und er entbrannte in einer solchen Sehnsucht, sie wiederzusehn, daß er, außerstande, es noch länger zu ertragen, nach Florenz heimzukehren beschloß. Und nachdem er alle seine Angelegenheiten geordnet hatte, begab er sich mit einem einzigen Diener nach Ancona, schickte von dort alle seine Sachen, kaum daß sie angelangt waren, zu einem Freunde seines Handelsgesellschafters nach Florenz und folgte in der Tracht eines Pilgers, der vom Heiligen Grabe zurückkommt, heimlich mit seinem Diener nach; und als sie in Florenz angekommen waren, kehrte er in einer Herberge ein, die zwei Brüdern gehörte und nicht weit vom Hause seiner Dame war. Und sein erster Gang war vor ihr Haus, um sie, wenn möglich, zu sehn; aber er sah Fenster und Türen und alles verschlössen, so daß er besorgte, sie sei gestorben oder weggezogen. Ganz nachdenklich gestimmt, ging er zum Hause seiner Brüder, und dort sah er sie alle vier ganz schwarz gekleidet vor der Tür, worüber er sich baß verwunderte; und da er sich sagte, er habe sich in Kleidung und Aussehn so sehr gegen früher verändert, daß er nicht leicht werde wiedererkannt werden, so trat er dreist zu einem Schuster und fragte ihn, warum sie schwarz gekleidet seien. Und der Schuster antwortete ihm: »Sie sind schwarz gekleidet, weil – es sind noch keine vierzehn Tage her – ein Bruder von ihnen, der lange weggewesen ist und Tedaldo geheißen hat, getötet worden ist; und wenn mir recht ist, so habe ich gehört, daß sie vor Gericht bewiesen haben, daß ihn ein gewisser Aldobrandino Palermini, der auch schon im Gefängnis ist, getötet hat, weil er seiner Frau gewogen war und unerkannt zurückgekommen ist, um bei ihr zu sein.« Tedaldo verwunderte sich sehr, daß ihm jemand so ähnlich sehn sollte, daß er für ihn gehalten worden sei; und Aldobrandinos Unglück tat ihm leid. Es war schon Nacht, als er, nachdem er noch erfahren hatte, daß die Dame am Leben und gesund war, den Kopf voll mancherlei Gedanken, in die Herberge zurückkam; er aß mit seinem Diener zu Abend, und dann wurde ihm im obersten Stockwerke des Hauses ein Raum zum Schlafen angewiesen. Sowohl wegen der vielen Gedanken, die ihm im Hirne herumgingen als auch wegen der schlechten Beschaffenheit des Bettes, vielleicht auch, weil das Essen mager gewesen war, konnte er, auch als schon die halbe Nacht verstrichen war, keinen Schlaf finden, und während er also wach lag, war es ihm gegen Mitternacht, als hörte er Leute vom Dache aus ins Haus steigen, und dann sah er durch die Ritzen seiner Kammertür ein Licht heraufkommen. Darum trat er leise an eine Spalte, um zu beobachten, was es gebe, und da sah er, daß das Licht von einer sehr hübschen jungen Frau gehalten wurde und daß drei Männer, die vom Dache herabgestiegen waren, auf sie zukamen; nachdem sie sich freundlich begrüßt hatten, sagte der eine zu der jungen Frau: »Heute können wir endlich, Gott sei gelobt, ruhig sein, weil wir als gewiß erfahren haben, daß Aldobrandino Palermini von den Brüdern Tedaldo Eliseis überwiesen worden ist, ihn getötet zu haben, und daß er gestanden hat und daß das Urteil schon geschrieben ist; nichtsdestoweniger aber heißt es schweigen, weil wir, wenn es aufkäme, daß wir es gewesen sind, in derselben Gefahr wären wie jetzt Aldobrandino.« Und nachdem sie das der Frau, die sich darüber sehr froh zeigte, gesagt hatten, stiegen sie hinunter und gingen schlafen. Tedaldo, der alles gehört hatte, begann sich Betrachtungen hinzugeben, wie zahlreich und mannigfach die Irrtümer sind, worein der Verstand der Menschen verfallen kann, indem er zuerst an seine Brüder dachte, die einen andern an seiner Statt beweint und begraben und dann auf einen falschen Verdacht hin einen Unschuldigen angeklagt und dessen Todesurteil durch unwahres Zeugnis herbeigeführt hatten, und hierauf an die blinde Strenge nicht nur der Gesetze, sondern auch der Richter, die zu often Malen in ihrer Eigenschaft als eifrige Erforscher der Wahrheit in Grausamkeit verfallen und dem Falschen Bewährung verschaffen und sich Diener Gottes und der Gerechtigkeit nennen, wo sie doch der Unbilligkeit und des Teufels Verweser sind. Und dann richtete er seine Gedanken auf die Rettung Aldobrandinos und legte sich zurecht, was er zu tun haben werde. Und nachdem er am Morgen aufgestanden war, ging er, als es ihn an der Zeit deuchte, allein und ohne seinen Diener, den er zurückließ, zum Hause seiner Dame; und da er von ungefähr die Tür offen fand, trat er ein, und nun sah er in einem Saale des Erdgeschosses seine Dame auf dem Boden sitzen, und sie war so in Tränen und Kümmernis aufgelöst, daß er fast vor Mitleid geweint hätte, und er näherte sich ihr und sagte: »Grämt Euch nicht, Madonna; Euer Trost ist nahe.« Als das die Dame hörte, hob sie das Gesicht und sagte weinend: »Du bist wohl ein fremder Pilger, guter Mann; was weißt du

von Trost oder von meinem Kummer?« Nun antwortete der Pilger: »Ich bin aus Konstantinopel, Madonna, und bin eben erst als Abgesandter Gottes hier angekommen, um Euere Tränen in Lächeln zu verwandeln und Euern Gatten vom Tode zu retten.« – »Wenn du aus Konstantinopel bist«, sagte die Dame, »und eben erst angekommen bist, woher weißt du denn, wer mein Mann ist und wer ich bin?« Da erzählte ihr der Pilger vom Anfange an die Geschichte von Aldobrandinos Not und sagte ihr, wer sie sei, wie lange sie vermählt sei und andere ihrer Umstände mehr, die er gar gut wußte; darüber verwunderte sie sich baß und warf sich vor ihm, den sie für einen Propheten hielt, auf die Knie und bat ihn um Gottes willen, wenn er zu Aldobrandinos Rettung gekommen sei, so möge er sich beeilen, weil die Zeit kurz sei. Der Pilger, der sich als rechter Heiliger gab, sagte: »Steht auf, Madonna, und weinet nicht und höret gut, was ich Euch sagen werde, und hütet Euch wohl, es irgend jemand zu sagen. Nach dem, was mir Gott enthüllt hat, ist das Ungemach, das Ihr leidet, wegen einer Sünde, die Ihr einst begangen habt, über Euch gekommen, und Gott hat sie mit dieser Trübsal zum Teile bestrafen wollen, und er will, daß Ihr sie völlig gutmachet; und tut Ihr das nicht, so werdet Ihr in eine viel ärgere Pein verfallen.« Nun sagte die Dame: »Ich habe viele Sünden, Herr, und ich weiß nicht, welche Gott vor den andern gutgemacht haben will; darum sagt sie mir, wenn Ihr sie wißt, und ich werde alles, was ich nur kann, tun, um sie gutzumachen.« – »Ich weiß genau, Madonna«, sagte der Pilger, »was es für eine Sünde ist, will Euch nicht deshalb darum befragen, um sie noch genauer zu wissen, sondern nur damit Ihr dadurch, daß Ihr sie selber sagt, mehr Gewissensbisse fühlet. Aber kommen wir zur Sache. Sagt mir, erinnert Ihr Euch, einmal einen Geliebten gehabt zu haben?« Als das die Dame hörte, stieß sie einen tiefen Seufzer aus, und sie verwunderte sich baß, weil sie nicht geglaubt hätte, daß es irgend jemand bekannt geworden sei, obwohl es in den Tagen, wo der, den man für Tedaldo begrub, getötet worden war, wegen ein paar Wörtchen, die Tedaldos Gesell, der ja davon wußte, unklugerweise hatte fallen lassen, ein derartiges Gerede gegeben hatte; und sie antwortete: »Ich sehe, daß Euch Gott alle Geheimnisse der Menschen offenbart, und darum will ich Euch die meinigen nicht verbergen. Es ist wahr, daß ich den unglückseligen jungen Mann, dessen Tod meinem Gatten zur Last gelegt wird, in meiner Jugendzeit über alles geliebt habe; und seinen Tod habe ich so beweint, wie es mein Schmerz heischte: denn wie rauh und unwirsch ich mich auch vor seiner Abreise gegen ihn gezeigt habe, so hat ihn doch weder seine Abreise noch seine lange Abwesenheit noch selbst sein unseliger Tod aus meinem Herzen reißen können.« Und der Pilger sagte zu ihr: »Den unglückseligen Jüngling, der getötet worden ist, habt Ihr nie geliebt, wohl aber Tedaldo Elisei. Aber sagt mir, was war der Grund, daß Ihr Euch mit ihm überwerfen habt? Hat er Euch denn jemals beleidigt?« Und die Dame antwortete ihm: »O nein, er hat mich nie beleidigt; der Anlaß zum Bruche waren vielmehr die Reden eines vermaledeiten Mönchs, dem ich zu dieser Zeit einmal gebeichtet habe: denn als ich ihm erzählt habe, wie lieb ich ihn hätte und wie innig unser Umgang sei, hat er mir den Kopf so vollgeschrien, daß ich noch jetzt zittere, und hat mir gesagt, wenn ich nicht davon abstände, müßte ich geradeswegs in den Rachen des Teufels und in den tiefsten Höllenschlund zu ewiger Feuerspein fahren. Da habe ich eine solche Angst bekommen, daß ich den festen Entschluß gefaßt habe, den Umgang mit ihm völlig aufzugeben; und um der Versuchung zu entgehn, habe ich weder Brief noch Botschaft von ihm annehmen wollen. Freilich wäre es, wenn er ausgeharrt hätte, statt, wie ich vermute, in Verzweiflung davonzugehn, möglich gewesen, daß ich mich, wenn ich dann gesehn hätte, daß er verzehrt worden wäre wie Schnee an der Sonne, hätte erweichen lassen; verlangte ich doch nach nichts in der Welt heißer als nach ihm.« Nun sagte der Pilger: »Das ist gerade jene eine Sünde, Madonna, um derentwillen Ihr jetzt leidet. Ich weiß ganz gewiß, daß Euch Tedaldo zu gar nichts gezwungen hat; als Ihr Euch in ihn verliebt habt, habt Ihr das aus freiem Willen getan, weil er Euch gefallen hat; und es ist auf Euern eigenen Wunsch geschehn, daß er zu Euch gekommen ist und sich in einen innigen Umgang mit Euch eingelassen hat, worin Ihr ihm dann mit Worten und Werken so viel Huld gezeigt habt, daß Ihr seine Liebe, wenn er Euch schon früher geliebt hat, wohl vertausendfacht habt. Und wenn es so war – und ich weiß, daß es so war –, was für ein Grund hat Euch veranlassen dürfen, Euch ihm so rauh zu entreißen? Das hättet Ihr vorbedenken und, wenn Ihr geglaubt hättet, Ihr würdet es als eine schlechte Handlung bereuen müssen, unterlassen sollen. So, wie er der Eurige war, so wart Ihr die Seinige: es wäre ja Euer gutes Recht gewesen, ihn nicht mehr als den Eurigen zu betrachten; aber ihm Euch, die Ihr sein wart, zu entziehen, das war, wenn er nicht damit einverstanden war, Raub und Unbill. Nun müßt Ihr wissen, daß ich ein Mönch bin und über das ganze Gehaben der Mönche Bescheid weiß, und wenn ich darüber zu Euerm Nutzen etwas ausführlicher spreche, so ist das nicht so unschicklich, wie wenn es ein anderer täte; und ich spreche gern darüber, damit Ihr die Mönche besser kennen lernet, als Ihr sie bisher gekannt zu haben scheint. Einst waren ja die Mönche fromme, treffliche Leute; aber die, welche heute Mönche heißen und für Mönche gelten wollen, haben von ihnen nichts als die Kutte, und auch die ist keine Mönchskutte mehr: obwohl die Stifter der Orden bestimmt haben, daß die Kutte knapp und ärmlich und aus grobem Tuche sein sollen, um von einer Seele zu zeugen, die den zeitlichen Dingen in dem Augenblicke entsagt hat, wo der Körper in ein so niedriges Gewand gehüllt worden ist, machen sie sie heutzutage weit und zweifach und aus dem feinsten Glanztuch und haben ihr einen gefälligen und priesterlichen Schnitt gegeben, und sie schämen sich nicht, damit in den Kirchen und auf den Plätzen zu prangen, wie es die

Weltkinder mit ihren Kleidern machen; und so wie der Fischer mit seinem Netze möglichst viel Fische auf einen Zug aus dem Flusse fangen will, so trachten auch sie danach, in den ausgebreiteten Bausch der Kutte möglichst viel Betschwestern und Witwen und andere dumme Weiber und Männer zu verwickeln, und sie zeigen in nichts sonst einen größern Eifer. Und also haben sie, damit ich die ganze richtige Wahrheit sage, nicht die Kutten der Mönche, sondern nur die Farben der Kutten. Und während die alten ihr Augenmerk auf das Seelenheil der Menschen richteten, richten es die jetzigen auf die Weiber und den Reichtum; und sie haben ihr ganzes Trachten darauf gesetzt und setzen es darauf, die Gemüter der Dummen mit Geschrei und mit dem, was sie ihnen ausmalen, zu erschrecken und ihnen beizubringen, daß Almosen und Messen die Sünden wegnehmen, damit ihnen, die nicht aus Frömmigkeit, sondern aus Niedrigkeit und Trägheit im Orden untergekrochen sind, der eine Brot bringe, der andere Wein schicke und der dritte die Opfermahlzeit für die Seelen seiner Verstorbenen gebe. Freilich ist es sicherlich wahr, daß Almosen und Gebete die Sünden wegnehmen; wenn aber die, die sie aufwenden, sähen oder wüßten, für wen sie sie aufwenden, würden sie sie lieber für sich behalten oder ebenso vielen Schweinen vorwerfen. Und weil die Mönche wissen, daß die Anteile an einem großen Reichtum desto ausgiebiger sind, je geringer die Zahl der Besitzer ist, so trachtet ein jeder einzelne mit Geschrei und Schreckmitteln andere von dem fernzuhalten, was er für sich allein begehrt. Sie wettern vor den Männern auf die Wollust, damit sich die davon abkehren und die Weiber ihnen verbleiben; sie verdammen den Wucher und den unehrlichen Gewinn, damit sie, wenn sie zu Wiedererstattern des also erworbenen Geldes genommen werden, eben dieses Geld, das nach ihrer Angabe den, der es hat, ins Verderben stürzt, darauf verwenden können, sich weitere Kutten machen zu lassen und Bistümer und andere größere Prälaturen zu erkaufen. Und tadelt man sie dieses und andern Unfugs halber, so glauben sie sich jeder schweren Schuld zu entladen, wenn sie antworten: »Handelt nach unsern Worten und nicht nach unsern Werkens als ob die Schafe mutiger und trotziger sein könnten als die Hirten. Und zumeist wissen sie sehr wohl, wie viele derjenigen, denen sie also antworten, diese Antwort ganz anders verstehen, als sie sie meinen. Die Mönche von heute wollen ja, daß ihr tuet, was sie sagen, daß ihr ihnen nämlich die Börsen mit Geld füllet, ihnen euere Geheimnisse anvertrauet, die Keuschheit bewahret, geduldig seiet, die Beleidigungen vergebet, euch übler Nachrede enthaltet – lauter gute, ehrbare, Gott wohlgefällige Dinge; warum aber wollen sie das? Damit sie tun können, was sie, wenn es die andern Leute täten, nicht tun könnten. Wer wüßte nicht, daß die Faulheit ohne Geld nicht bestehn kann? Gibst du daher dein Geld zu deiner Lust aus, so kann der Mönch im Orden nicht faulenzen. Machst du dich an die Weiber heran, so haben die Mönche bei ihnen nicht ihres Bleibens. Bist du nicht geduldig und vergibst du keine Beleidigung, so wird es der Mönch nicht wagen, dir ins Haus zu kommen und deine Familie zu besudeln. Warum lasse ich mich aber in Einzelheiten ein? Bei vernünftigen Leuten wird ihnen sowieso diese Entschuldigung, jedesmal wann sie sie vorbringen, zur Anklage. Warum bleiben sie nicht weltlich, wenn sie sich nicht zutrauen, daß sie enthaltsam und fromm sein könnten? Oder wenn sie schon durchaus im Orden leben wollen, warum befolgen sie nicht die heiligen Worte des Evangeliums: ›Christus fing beides an, zu tun und zu lehren‹? Zuerst sollen sie also selber tun und dann andere unterweisen. Ich habe meine Tage unter ihnen wohl tausend gesehn, die nicht nur den weltlichen Frauen, nein auch den Nonnen mit ihrer Liebe und Buhlerei nachgestellt haben; und das waren just die, die auf den Kanzeln am meisten wetterten. Und solchen Leuten sollten wir vertrauen? Wer's tut, tut was er will, aber Gott weiß, ob er klug daran tut. Aber gesetzt auch, Madonna, es müsse zugestanden werden, was Euch Euer schreiender Mönch gesagt hat, daß es nämlich eine schwere Sünde sei, die eheliche Treue zu brechen, ist es denn nicht eine viel schwerere, einen Menschen zu berauben? Eine viel schwerere, ihn zu töten oder ins Elend zu jagen, damit er durch die Welt irre? Das wird jedermann zugestehn. Wenn eine Frau mit einem Manne umgeht, so ist das eine natürliche Sünde; ihn zu berauben oder zu töten oder zu verstoßen, das entspringt aber einer Bosheit des Herzens. Daß Ihr Tedaldo beraubt habt, indem Ihr ihm Euch, die Ihr durch Euern freien Willen sein Eigen gewesen seid, entzogen habt, das ist Euch schon vorhin bewiesen worden. Weiter sage ich aber auch, daß Ihr ihn, soweit es auf Euch angekommen ist, getötet habt, weil es nicht an Euch gelegen hat, daß er sich nicht, da Ihr Euch täglich grausamer gegen ihn gezeigt habt, mit eigener Hand getötet hat; und die Gesetze wollen, daß der, der die Ursache einer schlechten Tat ist, ebenso schuldig ist wie der, der sie begeht. Und daß Ihr ebenso die Ursache seid, daß er sieben Jahre lang im Elende durch die Welt geirrt ist, das läßt sich nicht leugnen. So habt Ihr denn in jeglichem von diesen drei Dingen eine viel größere Sünde begangen, als wenn Ihr den Umgang mit ihm fortgesetzt hättet. Aber sehn wir einmal: hat es etwa Tedaldo so verdient? Sicherlich nein: Ihr selber habt es schon gestanden; übrigens weiß ich auch, daß er Euch mehr als sein Leben liebte. Niemals ist eine Frau so verehrt und erhoben und verherrlicht worden, wie er's mit Euch getan hat, wenn er sich in einer Gesellschaft befand, wo er ehrlich und ohne Verdacht zu erregen von Euch sprechen durfte. All sein Gut, all seine Ehre, all seine Freiheit hatte er in Euere Hände gelegt. War er nicht adelig? War er nicht schön vor den andern in dieser Stadt? War er nicht trefflich in allem, was jungen Leuten ansteht? Nicht geliebt? Nicht wert gehalten? Nicht gern gesehn bei jedermann? Auch darauf werdet Ihr nicht mit Nein antworten. Wie habt Ihr denn nun wegen des Geschwätzes eines dummen, unnützen und mißgünstigen Mönches

einen grausamen Entschluß gegen ihn fassen können? Ich begreife nicht, daß es Frauen gibt, die so verblendet sind, daß sie die Männer verschmähen und geringachten; sollten sie sich doch bei dem Gedanken, was sie selber sind und was für einen Adel vor allen andern Geschöpfen Gott dem Manne gegeben hat, glücklich preisen, wenn sie von einem geliebt werden, und ihn wie nichts sonst wert halten und ihm mit allem Eifer zu gefallen trachten, damit er ihnen nie seine Liebe entziehe. Was aber Ihr auf das Geschwätz eines Mönches hin getan habt, der sicherlich nichts andres war als ein gewöhnlicher Topfgucker und Tellerlecker, das wißt Ihr; vielleicht hat es ihn nur gelüstet, den Platz einzunehmen, von dem er einen andern zu vertreiben trachtete. Diese Sünde also ist es, die die göttliche Gerechtigkeit, die alle ihre Handlungen mit gerechter Erwägung zum Ende fügt, nicht hat ungestraft lassen wollen: und so wenig Tedaldo schuld daran war, daß Ihr versucht habt, Euch ihm zu entziehn, so wenig ist Euer Mann schuld an der Gefahr, in der er um Tedaldos willen gewesen ist und noch ist, und an Euerer Angst. Wollt Ihr nun dieser Angst entledigt sein, so müßt Ihr mir folgendes treulich versprechen und noch treulicher tun: wenn es jemals geschieht, daß Tedaldo von seiner langen Verbannung heimkehrt, so müßt Ihr ihm Euere Gunst, Euere Liebe und Euere Huld und Zärtlichkeit wieder schenken und ihm wieder den Platz bei Euch einräumen, den er bis zu der Zeit innegehabt hat, wo Ihr in Eurer Einfalt dem albernen Mönche geglaubt habt.« Der Pilger war mit seiner Rede zu Ende und die Dame hatte seine Gründe, die sie durchaus wahr deuchten, so in sich aufgenommen, daß sie wirklich die von ihm so genannte Sünde für die Ursache ihrer Not erachtete; und sie sagte: »Freund Gottes, ich erkenne deutlich, daß alles so ist, wie Ihr gesagt habt, erkenne auch aus Euern Darlegungen, was die Mönche, die ich bis jetzt allesamt für fromme Leute gehalten habe, zum großen Teile eigentlich sind; und ich erkenne zweifellos, daß ich durch meine Handlungsweise gegen Tedaldo einen schweren Fehler begangen habe, und den würde ich, wenn ich nur könnte, gern auf die Art gutmachen, wie Ihr gesagt habt: aber wie könnte das möglich sein? Tedaldo kann nimmer heimkehren: er ist tot; und weil es also unmöglich ist, so sehe ich nicht ein, warum ich es versprechen sollte.« Und der Pilger sagte zu ihr: »Tedaldo ist, wir mir Gott geoffenbart hat, keineswegs tot, Madonna, sondern am Leben und gesund, und nichts würde ihm fehlen, wenn er Euere Gunst hätte.« Nun sagte die Dame: »Habt acht, was Ihr sagt; ich habe ihn vor meiner Tür mit mehreren Dolchstichen ermordet gesehn, und ich habe ihn in diesen Armen gehalten und ihm das tote Gesicht mit vielen Tränen gebadet, was vielleicht den Anlaß zu den unehrbaren Reden gegeben hat, die seither über mich im Umlaufe sind.« Nun sagte der Pilger: »Sagt, was Ihr wollt, Madonna, ich versichere Euch, Tedaldo ist am Leben; und wenn Ihr mir dieses Versprechen geben und auch wirklich halten wollt, so hoffe ich, sollt Ihr ihn bald sehen.« Nun sagte die Dame: »Ich gebe es Euch und werde es gern halten; und es könnte nichts geschehn, was mir eine ähnliche Freude bereiten würde, als meinen Gatten unversehrt frei und Tedaldo am Leben zu sehn.« Nun schien es Tedaldo an der Zeit, sich zu entdecken und die Dame ihres Gatten wegen mit einer sicherern Hoffnung zu trösten, und er sagte: »Um Euch Euers Gatten wegen zu trösten, Madonna, muß ich Euch ein Geheimnis eröffnen, das Ihr Euer Leben lang beileibe niemand kundtun dürft.« Sie waren in einem abgelegenen Räume und, weil die Dame volles Vertrauen zu der Frömmigkeit, die ihr der Pilger zu haben schien, gefaßt hatte, ganz allein; darum zog Tedaldo einen Ring hervor, den er von der Dame in der letzten Nacht, wo sie beisammen gewesen waren, zum Geschenk erhalten und den er die ganze Zeit sorgsam bewahrt hatte, zeigte ihr ihn und sagte: »Kennt Ihr den, Madonna?« Kaum sah ihn die Dame, so erkannte sie ihn auch schon wieder und sagte: »Ja, Herr, ich habe ihn einst Tedaldo geschenkt.« Nun sprang der Pilger auf, warf den Pilgermantel und den Hut von sich und sagte mit florentinischer Aussprache: »Und kennt Ihr mich auch?« Als ihn die Dame sah und erkannte, war sie ganz entsetzt und fürchtete sich vor ihm, wie man sich vor den Toten fürchtet, wenn man sie umgehn sieht wie die Lebendigen; und anstatt ihn als ihren aus Zypern heimgekommenen Tedaldo zu begrüßen, wollte sie furchtsam fliehen, als ob er aus dem Grabe zurückgekehrt wäre. Und Tedaldo sagte zu ihr: »Zweifelt nicht, Madonna, ich bin Euer Tedaldo, lebendig und gesund, und ich bin nicht gestorben und nicht tot, was immer Ihr und meine Brüder glauben möget.« Und die Dame faßte sich etwas, und als sie sich seine Stimme ins Gedächtnis zurückrief und ihn genauer betrachtete, gewann sie die Gewißheit, daß er wirklich Tedaldo war; und sie fiel ihm weinend um den Hals und küßte ihn und sagte: »Willkommen, mein süßer Tedaldo.« Er erwiderte Umarmung und Kuß und sagte: »Jetzt ist nicht die Zeit zu einem innigem Empfange: ich will gehn und machen, daß Euch Aldobrandino gesund und heil wiedergegeben werde, und darüber, hoffe ich, sollt Ihr noch vor morgen abend Nachrichten hören, die Euch lieb sein werden, unter der Bedingung übrigens, daß ich, wenn ich, wie ich glaube, noch heute gute habe, heute nacht zu Euch kommen und sie Euch mit größerer Gemächlichkeit, als ich jetzt könnte, erzählen darf.« Und er nahm wieder Mantel und Hut, küßte die Dame noch einmal und schied von ihr, die er mit guter Hoffnung getröstet hatte, und begab sich in das Gefängnis, wo Aldobrandino war und mehr der Furcht vor dem bevorstehenden Tode als der Hoffnung auf eine mögliche Rettung nachsann; mit der Erlaubnis der Gefangenenwärter trat er als Tröster ein, setzte sich zu ihm und sagte: »Aldobrandino, ich bin dein Freund und von Gott, dessen Barmherzigkeit deine Unschuld gerührt hat, zu dir gesandt; wenn du mir daher aus Ehrfurcht vor ihm ein geringes Geschenk, das ich von dir heischen werde, gewähren willst, so sollst du ohne Fehl noch vor dem

Abende des morgigen Tages statt des Todesurteils, das du erwartest, deine Freisprechung hören.« Und Aldobrandino antwortete: »Da du dich, trefflicher Mann, um meine Rettung annimmst, so mußt du wohl, obgleich ich dich nicht kenne und mich nicht entsinne, dich je gesehn zu haben, mein Freund sein, wie du sagst. Und das Verbrechen, um dessentwillen ich, wie man sagt, zum Tode verurteilt werden soll, habe ich wahrhaftig nicht begangen; andere Sünden habe ich freilich genug auf dem Gewissen, und die haben mich vielleicht an dieses Ende gebracht. Aber ich sage dir in Ehrfurcht vor Gott: hätte Gott jetzt Erbarmen mit mir, so würde ich das Allergrößte, geschweige denn etwas Geringes, willig tun, von versprechen gar nicht zu reden; und darum heische, was dir gefällt, und ich werde es unweigerlich einhalten, wenn es geschieht, daß ich loskomme.« Nun sagte der Pilger: »Das, was ich will, ist nichts weiter, als daß du den vier Brüdern Tedaldos verzeihest, daß sie dich in der Meinung, du seist der Ermordung ihres Bruders schuldig, in diese Lage gebracht haben, und daß du sie, wenn sie dich deshalb um Verzeihung bitten, als deine Brüder und Freunde erkennest.« Und Aldobrandino antwortete ihm: »Wie süß die Rache ist und wie inbrünstig sie ersehnt wird, das weiß niemand als der, der die Beleidigung erlitten hat; nichtsdestoweniger aber will ich ihnen, damit Gott meine Rettung bewirke, gern verzeihen und verzeihe ihnen zu dieser Stunde, und wenn ich hier lebendig herauskomme und frei bin, so will ich mich in dieser Sache so benehmen, wie dir belieben wird.« Damit war der Pilger zufrieden, so daß er ihn, ohne ihm noch sonst etwas sagen zu wollen, bat, guten Mutes zu sein, weil er sicherlich vor Ablauf des nächsten Tages eine völlig sichere Nachricht von seiner Befreiung hören werde. Und nachdem er ihn verlassen hatte, begab er sich auf die Signoria und sagte zu dem Ritter, der an diesem Tage Gericht hielt, insgeheim: »Signor, jedermann hat ja wohl die Pflicht, sich bereitwillig alle Mühe zu geben, damit die Wahrheit an den Tag komme; und sonderlich gilt das von denen, die die Würde innehaben, die Ihr innehabt, auf daß nicht die Unschuldigen, sondern die, die das Verbrechen begangen haben, bestraft werden. Damit das nun zu Euerer Ehre und denen, die es verdient haben, zum Unheile geschehe, bin ich zu Euch gekommen. Wie Ihr wißt, ist die Signoria gegen Aldobrandino Palermini gar streng vorgegangen und glaubt als wahr befunden zu haben, daß er der sei, der Tedaldo Elisei ermordet hat, und ist im Begriffe, ihn zu verurteilen; das ist aber zweifellos falsch, wie ich Euch noch vor Mitternacht zu beweisen hoffe, indem ich Euch die Mörder des jungen Mannes in die Hände liefern will.« Der wackere Ritter, den Aldobrandino dauerte, lieh den Worten des Pilgers ein williges Ohr; und nachdem er mit ihm viel über die Sache gesprochen hatte, nahm er nach seinen Anweisungen die zwei Brüder, denen die Herberge gehörte, und ihren Knecht ohne Widerstand im ersten Schlafe gefangen. Er wollte sie, um den Hergang zu erfahren, auf die Folter strecken lassen, aber sie ließen es nicht dazu kommen, sondern gestanden jeder einzeln und dann alle miteinander rückhaltlos ein, sie seien es, die Tedaldo Elisei, freilich ohne ihn zu kennen, ermordet hätten. Um den Grund befragt, sagten sie, er habe die Frau eines von ihnen zu einer Zeit, wo sie nicht in der Herberge gewesen seien, arg gekränkt und sie zwingen wollen, ihm zu Willen zu sein. Als das der Pilger gehört hatte, beurlaubte er sich bei dem Edelmanne und ging heimlich zum Hause Madonna Ermellinas; sonst war schon alles im Hause schlafen gegangen, aber sie fand er auf ihn wartend, gleich sehnsüchtig, eine gute Nachricht von ihrem Gatten zu hören, wie sich mit ihrem Tedaldo völlig zu versöhnen. Und als er bei ihr war, sagte er mit frohem Gesichte: »Freue dich, Geliebte, denn morgen wirst du gewiß deinen Aldobrandino gesund und heil wiederhaben«; und um ihr die Sache mehr glaubhaft zu machen, erzählte er ihr ausführlich, was er getan hatte. Über diese beiden also angetanen und also unerwarteten Ereignisse, daß sie nämlich Tedaldo wiederhatte, dessen Tod sie wahrhaftig beweint zu haben glaubte, und daß sie Aldobrandino, dessen Tod sie binnen wenigen Tagen beweinen zu müssen glaubte, aller Gefahr ledig sah, war die Dame so selig, wie nur je eine gewesen ist, und sie umarmte und küßte ihren Tedaldo zärtlich, und sie gingen miteinander zu Bette und schlössen, indem sie eins am andern alle Lust und Wonne fanden, einen lieblichen, seligen Frieden. Und als der Tag anbrach, stand Tedaldo auf, und nachdem er der Dame seine Absicht dargelegt und sie von neuem gebeten hatte, alles unverbrüchlich geheimzuhalten, verließ er, noch immer in Pilgertracht, ihr Haus, um, wenn es an der Zeit sein werde, Aldobrandinos Angelegenheit wahrzunehmen. Die Signoria, die nun die Tat völlig aufgeklärt sah, ließ, kaum daß es Tag geworden war, Aldobrandino frei; und den Missetätern wurden wenige Tage darauf an dem Orte, wo sie den Mord begangen hatten, die Köpfe abgeschlagen. Da also Aldobrandino zu seiner und seiner Gattin und all seiner Freunde und Verwandten Freude in Freiheit war und sie alle deutlich erkannten, daß das nur durch die werktätige Hilfe des Pilgers geschehn war, so führten ihn Aldobrandino und seine Gattin in ihr Haus und baten ihn, dort so lange zu verweilen, wie es ihm belieben werde, sich in der Stadt aufzuhalten; und sie konnten nicht satt werden, ihn zu ehren und ihm Freude zu bereiten, sonderlich nicht die Dame, die ja wußte, wem es geschah. Als es ihm aber nach einigen Tagen an der Zeit schien, zwischen seinen Brüdern, die, wie er vernommen hatte, nicht nur Aldobrandinos Freilassung als einen ihnen angetanen Schimpf auffaßten, sondern sich auch aus Furcht bewaffnet hatten, und Aldobrandino Frieden zu stiften, verlangte er von ihm die Erfüllung seines Versprechens. Aldobrandino antwortete ohne weiteres, er sei dazu bereit. Und der Pilger hieß ihn für den nächsten Tag ein schönes Gastmahl veranstalten und sagte ihm, es sei sein Wunsch, daß er und seine männliche und weibliche Verwandtschaft die vier Brüder und ihre

Frauen als Gäste empfingen, und setzte noch hinzu, er werde alsbald hingehn, um sie in Aldobrandinos Namen zur Versöhnung und zum Mahle einzuladen. Und da Aldobrandino mit allem, was ihm beliebte, einverstanden war, ging er unverzüglich zu den vier Brüdern und redete mit solchen Worten, wie sie der Gegenstand erheischte, so lange auf sie ein, bis er sie endlich durch unwiderlegliche Gründe zu der Ansicht gebracht hatte, sie müßten Aldobrandino um Verzeihung bitten und seine Freundschaft wiedererlangen; sodann lud er sie samt ihren Frauen ein, am andern Tage bei Aldobrandino zu speisen, und sie nahmen ohne Zögern an, weil sie Vertrauen zu ihm hatten. Am nächsten Morgen kamen also zuerst die vier Brüder Tedaldos, schwarz gekleidet, wie sie immer gingen, mit einigen Freunden von ihnen um die Essensstunde ins Haus Aldobrandinos, der sie erwartete; und dort warfen sie vor allen, die, um ihnen Gesellschaft zu leisten, von Aldobrandino eingeladen waren, ihre Waffen weg und gaben sich in die Hände Aldobrandinos, indem sie ihn um Verzeihung für alles baten, was sie wider ihn getan hätten. Aldobrandino empfing sie mit Tränen der Rührung; er küßte sie alle auf den Mund und vergab ihnen, ohne viel Worte zu machen, die empfangene Unbill. Dann kamen ihre Schwestern und Frauen, alle in brauner Kleidung, und die wurden von Madonna Ermellina und den andern Damen freundlich empfangen. Und Männer wie Frauen wurden gar köstlich bewirtet, und nichts sonst trübte das Mahl als die Schweigsamkeit wegen der frischen Trauer, die durch die dunkeln Kleider von Tedaldos Verwandten vergegenwärtigt wurde, und diese Trauer hatte auch schon einige veranlaßt, den Plan und das Mahl des Pilgers zu tadeln, was dem nicht entgangen war; als aber die Zeit gekommen war, die Trauer, wie er beschlossen hatte, zu verbannen, erhob er sich, während die Gesellschaft noch die Früchte aß, und sagte: »Nichts hat diesem Mahle gefehlt, um es fröhlich zu machen, als Tedaldo; und den will ich euch jetzt zeigen, weil ihr ihn die ganze Zeit, die er unter euch gewesen ist, nicht erkannt habt.« Und damit warf er den Mantel und die sonstige Pilgertracht ab und stand in einem Wamse aus grünem Zendeltaffet vor ihnen; und mit hellem Staunen starrten sie ihn alle an, und ob sie ihn auch allmählich erkannten, so getraute sich doch vorerst niemand, ihn wirklich für Tedaldo zu halten. Als er das sah, erzählte er ihnen mancherlei von ihrer Verwandtschaft, von Dingen, die unter ihnen geschehn waren, und von seinen Erlebnissen. Jetzt endlich eilten ihn seine Brüder und die andern Männer mit Freudentränen zu umarmen, und ebenso taten dann auch die Damen, die Nichtverwandten und die Verwandten, bis auf Madonna Ermellina. Als das Aldobrandino sah, sagte er: »Was ist das, Ermellina? Warum zeigst du Tedaldo nicht ebenso deine Freude wie die andern Damen?« Und die Dame antwortete ihm, so daß es alle hörten: »Es ist keine hier, die sich mehr gefreut und ihm diese Freude lieber gezeigt hätte als ich, die ich ihm mehr als jede andere verbunden bin, weil es sein Werk ist, daß ich dich wiederhabe; aber die unehrbaren Reden, die in den Tagen, wo wir den vermeintlichen Tedaldo beweinten, geführt worden sind, machen, daß ich mich zurückhalte.« Und Aldobrandino sagte zu ihr: »Geh doch, glaubst du denn, daß ich den Kläffern glaube? Er selber hat dadurch, daß er meine Rettung bewirkt hat, klar und deutlich gezeigt, daß das Gerede, das ich übrigens sowieso nicht geglaubt habe, unwahr ist: steh auf und geh, umarme ihn.« Die Dame, die nichts andres begehrte, war nicht saumselig, ihrem Gatten zu gehorchen; sie erhob sich und bewillkommte ihn, wie die andern Damen getan hatten, mit Umarmung und Kuß. Diese Hochherzigkeit gefiel Tedaldos Brüdern und ebenso allen Männern und Frauen, die dort waren, über die Maßen und tilgte auch jede Spur, die das Gerede etwa in dem Gemüte des einen oder des andern zurückgelassen hatte. Nachdem also Tedaldo von jedermann bewillkommt worden war, riß er mit eigener Hand seinen Brüdern die schwarzen Kleider vom Leibe und seinen Schwestern und Schwägerinnen die braunen, und bat sie, sich andere kommen zu lassen. Und als sie dann neu gekleidet waren, ging es an ein Singen und Tanzen und andere Lustbarkeiten mehr, so daß das Gastmahl, dessen Anfang so schweigsam gewesen war, ein lautes Ende nahm. Und hierauf gingen sie alle in ihrer jubelnden Freude in das Haus Tedaldos, um dort zu Abend zu essen; und auf diese Art dehnten sie das Fest noch mehrere Tage lang aus. Die Florentiner starrten Tedaldo mehrere Tage lang wie einen vom Tode Auferstandenen und wie ein Wunderwesen an; und bei vielen, sogar auch bei seinen Brüdern, blieb im Herzen noch ein gelinder Zweifel, ob er es sei oder nicht, und sie glaubten es noch immer nicht völlig, hätten es auch vielleicht noch eine Weile nicht geglaubt, wenn sich nicht etwas zugetragen hätte, das ihnen die Aufklärung brachte, wer der Ermordete gewesen war, und das geschah so: Eines Tages kamen Reisige aus der Lunigiana bei ihrem Hause vorbei, und die traten auf Tedaldo, als sie ihn sahen, zu und sagten: »Grüß Gott, Faziuolo.« Und Tedaldo antwortete ihnen in Gegenwart seiner Brüder: »Ihr verwechselt mich mit jemand anderm.« Als sie ihn sprechen hörten, schämten sie sich und baten ihn um Verzeihung, wobei sie sagten: »Wahrhaftig, noch nie haben wir gesehn, daß ein Mensch einem andern so geglichen hätte, wie Ihr einem Gesellen von uns gleicht, der Faziuolo heißt und aus Pontremoli ist; er ist vor etwa vierzehn Tagen oder wenig darüber hierhergekommen, und wir haben bis jetzt nicht erfahren können, was es mit ihm ist. Allerdings haben wir uns über Euere Kleidung verwundert, weil er Soldat ist wie wir.« Der älteste Bruder Tedaldos trat, als er das hörte, vor und fragte sie, wie dieser Faziuolo gekleidet gewesen sei. Da beschrieben sie ihm einen solchen Anzug, wie ihn der Ermordete am Leibe gehabt hatte, und daraus und aus andern Zeichen erhellte, daß der nicht Tedaldo, sondern Faziuolo war; so schwand denn den Brüdern und allen andern jeglicher Argwohn. Tedaldo, der als

schwerreicher Mann heimgekommen war, verharrte in seiner Liebe und genoß sie mit seiner Dame bei vorsichtigem Benehmen lange Zeit, ohne daß es noch einmal zu einer Entzweiung gekommen wäre. So lasse Gott auch uns die unserige genießen!

## Achte Geschichte

*Ferondo wird, da er ein gewisses Pulver verschluckt hat, für tot begraben, und der Abt, der sich mit seiner Frau ergötzt, zieht ihn aus dem Grabe, setzt ihn gefangen und macht ihm weis, er sei im Fegefeuer; nachdem er auferstanden ist, zieht er einen Sohn, den der Abt mit seiner Frau gezeugt hat, als den seinigen auf.*

So lang auch die Geschichte Emilias gewesen war, so hatte sie doch niemand ihrer Länge halber mißfallen, sondern alle Damen mußten zugeben, daß sie in Anbetracht der Menge und Mannigfaltigkeit der berichteten Dinge kurz erzählt worden war; als sie aber zu Ende war, gab die Königin durch einen einfachen Wink Lauretta zu verstehn, was sie wünschte, so daß die also begann: Mir kommt, meine teuern Damen, eine Geschichte in den Sinn, die ich euch erzählen will, obwohl sie viel mehr einer Lüge als einem wahren Berichte, der sie doch ist, ähnlich sieht; und erinnert habe ich mich daran, als ich gehört habe, es sei einer für einen andern beweint und begraben worden. Ich will euch also erzählen, wie einer lebendig für tot begraben worden ist, wie er dann nach seiner und vieler anderer Meinung das Grab als Auferstandener und nicht als ein Lebendiger verlassen hat, und wie schließlich der, der als ein Schuldiger hätte verdammt werden sollen, als Heiliger verehrt worden ist.

In einer Abtei in Toskana, die, wie wir deren viele sehn, an einem wenig besuchten Orte lag und noch liegt, war ein Mönch zum Abte gemacht worden, der in allen Dingen ein gar frommer Mann war, bis auf den Umgang mit den Weibern; darin wußte er sich aber so vorsichtig zu benehmen, daß niemand davon etwas ahnte, geschweige denn davon Kenntnis hatte, und daß er in allen Stücken als ein gerechter und frommer Mann galt. Da nun der Abt mit einem steinreichen Bauer, Ferondo mit Namen, der sich angelegentlich um seine Freundschaft beworben hatte, vertraut umging – Ferondo war aber ein über die Maßen alberner und ungeschlachter Mensch, und der Abt ließ sich auch seine Vertraulichkeit nur gefallen, weil er sich dann und wann an seiner Einfalt ergötzte –, geschah es, daß dabei der Abt ersah, daß Ferondo eine hübsche junge Frau hatte; und in die verliebte er sich so glühend, daß er Tag und Nacht an nichts mehr sonst dachte. Als er aber hörte, Ferondo sei, wie einfältig und dumm er auch sonst in allem sei, doch in der Liebe zu ihr und in der Art sie zu hüten völlig klug, verzweifelte er schier. Trotzdem brachte er in seiner Schlauheit Ferondo dazu, daß er manchmal mit seiner Frau zum Vergnügen in den Garten der Abtei kam; und da redete er dann sehr salbungsvoll so viel von der Glückseligkeit des ewigen Lebens und dem frommen Wandel vieler Männer und Frauen der Vorzeit, daß die Frau Lust bekam, bei ihm zu beichten, und Ferondo um die Erlaubnis dazu bat. Er gab sie ihr, und sie ging zu dem Abte beichten, was dem eine große Freude war, setzte sich zu seinen Füßen und begann, bevor sie noch auf etwas andres zu sprechen kam, folgendermaßen: »Hätte mir Gott, Herr, einen wirklichen Mann oder gar keinen gegeben, so wäre es vielleicht leichter für mich, unter Euerer Anleitung den Weg zu beschreiten, der den Menschen, wie Ihr gesagt habt, zum ewigen Leben führt; wenn ich aber betrachte, was für ein Mann und wie dumm Ferondo ist, so kann ich mich eine Witwe nennen und bin doch verheiratet, nämlich so weit, daß ich bei seinen Lebzeiten keinen andern nehmen darf. Dazu ist er, albern wie er ist, ohne jeden Grund so über die Maßen eifersüchtig auf mich, daß ich mit ihm nicht anders als in Verdruß und Ungemach leben kann. Bevor ich daher zur andern Beichte komme, bitte ich Euch so inständig, wie ich nur kann, seid so gut und gebt mir darin einen Rat, weil mir, wenn ich nicht vor allem die Möglichkeit habe, gut zu handeln, weder die Beichte noch sonst ein gutes Werk etwas helfen wird.« Diese Rede war dem Abte so recht nach seinem Herzen, und es schien ihm, als habe ihm das Glück den Weg zu dem am heißesten ersehnten Ziele gebahnt, und er sagte: »Ich glaube es, meine Tochter, daß es für eine schöne und feinfühlige Frau, wie Ihr seid, ein großer Kummer ist, einen blödsinnigen Mann zu haben; für einen viel größeren halte ich aber, einen eifersüchtigen zu haben: da nun der Eurige das eine wie das andere ist, glaube ich Euch gern, was Ihr von Euerm Verdrusse sagt. Dawider sehe ich aber, um es kurz zu sagen, nur den einen Rat und das eine Mittel, Ferondo von seiner Eifersucht zu heilen. Die Arznei, die ihn heilen soll, verstehe ich gar wohl zu machen, wenn Ihr nur das Herz habt, das, was ich Euch sagen werde, geheimzuhalten.« Die Frau sagte: »Vater, zweifelt nicht daran; eher würde ich mein Leben lassen, als jemand zu sagen, was Ihr zu sagen mir verboten habt. Aber wie könnte das geschehn?« Der Abt antwortete: »Wenn wir wollen, daß er geheilt werde, so muß er unbedingt ins Fegefeuer.« – »Und wie könnte er«, sagte die Frau, »lebendig dorthin kommen?« Der Abt sagte: »Er muß sterben, und da kommt er hin; und wenn er so viel Pein erlitten haben wird, daß er von seiner Eifersucht geheilt ist, dann werden wir den Herrgott mit gewissen

Gebeten bitten, ihn wieder lebendig zu machen, und er wird es tun.« – »So soll ich denn Witwe werden?« sagte die Frau. »Ja«, antwortete der Abt, »auf eine Zeitlang, und da werdet Ihr Euch wohl hüten müssen, Euch wieder zu verheiraten; Gott würde es sehr übelnehmen, und Ferondo, zu dem Ihr bei seiner Rückkehr zurückkehren müßtet, wäre eifersüchtiger als je.« Die Frau sagte: »Wenn er nur von dieser Abscheulichkeit geheilt wird, damit ich nicht immer eingesperrt sein muß, so bin ich alles zufrieden; tut, was Euch beliebt.« Nun sagte der Abt: »Ich will es also tun; aber was soll ich denn von Euch als Lohn für einen solchen Dienst bekommen?« – »Vater«, sagte die Frau, »was Ihr wollt, wenn ich es nur kann; aber was könnte eine meinesgleichen für einen solchen Mann, wie Ihr seid, tun, daß es seiner würdig wäre?« Und der Abt sagte zu ihr: »Ihr könnt, Madonna, für mich nichts Geringeres tun, als was ich für Euch zu tun auf mich nehme; denn so wie ich darauf bedacht bin, etwas zu tun, was zu Euerm Nutz und Frommen sein soll, so könnt ihr etwas tun, wa? mir zum Heile und zu meines Lebens Fristung sein wird.« Nun sagte die Frau: »Wenn dem so ist, so bin ich bereit.« – »So schenkt mir also Euere Liebe«, sagte der Abt, »und befriedigt mich mit Euch selber, für die ich am ganzen Leibe glühe und mich verzehre.« Als das die Frau hörte, antwortete sie ganz erschrocken: »O weh, Vater, was verlangt Ihr da? Ich habe geglaubt, Ihr seiet ein Heiliger; ziemt es sich aber für heilige Männer, von den Frauen, die zu ihnen um Rat kommen, derlei Dinge zu heischen?« Und der Abt sagte zu ihr: »Verwundert Euch nicht, Herzallerliebste; die Heiligkeit wird dadurch nicht geringer, weil sie in der Seele wohnt und das, was ich verlange, eine Sünde des Leibes ist. Aber sei es, wie immer es wolle, Eure holde Schönheit hat eine solche Macht, daß mich die Liebe zwingt, so zu tun. Und ich sage Euch, daß Ihr Euch mehr als andere Frauen Euerer Schönheit rühmen dürft, da sie den Heiligen gefällt, die doch die Schönheiten des Himmels zu schauen gewohnt sind; überdies bin ich, wenn ich auch Abt bin, doch ein Mann wie alle andern, und wie Ihr seht, bin ich noch kein Greis. Und es darf Euch nicht schwerfallen, mir meinen Willen zu tun, vielmehr solltet Ihr selber danach verlangen, weil ich Euch in der Zeit, wo Ferondo im Fegefeuer sein wird, des Nachts Gesellschaft leisten und Euch den Trost spenden will, den er Euch spenden sollte; und davon wird auch nie jemand etwas ahnen, weil jedermann von mir dieselbe Meinung hat, die Ihr noch vorhin gehabt habt, und vielleicht eine noch höhere. Verschmäht also nicht die Gnade, die Euch Gott schickt; denn es gibt genug Frauen, die das ersehnen, was Ihr haben könnt und auch haben werdet, wenn Ihr klugerweise meinem Rate glaubt. Überdies habe ich schöne und kostbare Kleinode, und die soll niemand anders haben als Ihr. So tut denn, mein süßer Trost, für mich, was ich gern für Euch tue.« Die Frau blickte zu Boden und wußte nicht, wie nein sagen; und es ihm zu gewähren, deuchte sie auch nicht in der Ordnung: und der Abt, der sah, daß sie ihn angehört hatte und mit der Antwort zauderte, fügte den schon gesagten Worten, da er sie schon halb bekehrt zu haben glaubte, noch viele andere hinzu und brachte ihr auch, bevor er noch mit seiner Rede zu Ende war, die Meinung bei, was er verlange, sei ganz in der Ordnung. Darum sagte sie verschämt, sie sei bereit, nach seinen Befehlen zu tun; sie könne es aber nicht früher, als bis Ferondo im Fegefeuer sei. Und ganz zufrieden sagte der Abt: »Wir werden es schon machen, daß er bald dort sein soll; macht nur, daß er morgen oder dieser Tage auf eine Weile zu mir kommt.« Und mit diesen Worten steckte er ihr einen wunderschönen Ring zu und entließ sie. Voller Freude über das Geschenk und in der frohen Hoffnung, noch andere zu erhalten, kehrte die Frau zu ihren Gefährtinnen zurück und begann ihnen Wunderdinge zu erzählen von der Heiligkeit des Abtes und ging mit ihnen heim. Wenige Tage darauf kam Ferondo in die Abtei, und kaum sah ihn der Abt, so traf er auch schon Anstalt, um ihn ins Fegefeuer zu schicken: er suchte ein Pulver von wunderbarer Kraft hervor, daß ihm im Morgenlande von einem großen Fürsten gegeben worden war, der behauptet hatte, daß es der Alte vom Berge zu gebrauchen pflege, wenn er jemand im Schlafe in sein Paradies schicken oder daraus entfernen wolle, und daß es, in größerer oder geringerer Menge gegeben, den, der es genommen habe, ohne ihm irgendwie zu schaden, auf kürzere oder längere Zeit so fest einschläfere, daß niemand sagen könne, er habe noch Leben in sich; und davon nahm er so viel, daß es auf einen dreitägigen Schlaf reichte, und gab es auf seiner Zelle Ferondo, der sich nichts versah, in einem Glase noch nicht geklärten Weines zu trinken und führte ihn dann in den Kreuzgang und begann sich mit mehrern von seinen Mönchen an seinen Torheiten zu ergötzen. Es dauerte nicht lange, so wirkte das Pulver, und dem armen Ferondo kam ein so jäher und schwerer Schlaf ins Haupt, daß er stehend einschlief und schlafend umfiel. Der Abt, der sich sehr erschrocken stellte, ließ ihn aufgürten und ließ frisches Wasser bringen und ihm ins Gesicht spritzen und noch viel andere Mittel anwenden, als ob er ihn aus einer Ohnmacht, die etwa durch die aus dem Magen oder anderswoher aufsteigenden Dünste verursacht worden wäre, wieder zum Bewußtsein hätte bringen wollen; da aber Abt und Mönche sahen, daß er bei alledem nicht zu sich kam, und da sie, als sie ihm den Puls fühlten, kein Lebenszeichen fanden, waren sie alle überzeugt, daß er tot sei. Sie schickten darum seiner Frau und seinen Verwandten Botschaft, und die kamen alsbald alle hin und weinten ein wenig, und dann ließ ihn der Abt in den Kleidern, die er am Leibe hatte, in eine Gruft legen. Die Frau kehrte nach Hause zurück und sagte, sie wolle sich von dem Kinde, das sie von ihm hatte, niemals trennen; und so blieb sie zu Hause und begann sich ihrem Söhnchen und der Verwaltung des Reichtums, den Ferondo hinterlassen hatte, zu widmen. In aller Stille stand der Abt in der Nacht auf und holte einen bolognesischen Mönch, zu dem er viel Vertrauen

hatte und der an dem nämlichen Tage aus Bologna eingetroffen war, und nun zogen sie Ferondo zu zweit aus seinem Grabe und trugen ihn in ein stockfinsteres Gewölbe, das für Mönche, die gefehlt hatten, zum Gefängnis bestimmt war; und nachdem sie ihm seine Kleider ausgezogen und ihn wie einen Mönch gekleidet hatten, legten sie ihn auf ein Bund Stroh und ließen ihn, bis er zu sich kommen werde. Und der bolognesische Mönch, der vom Abte über seine Obliegenheiten unterwiesen worden war, wartete einstweilen, ohne daß irgend jemand etwas von der Sache gewußt hätte, bis er zu sich kommen werde. Am nächsten Tage ging der Abt mit einigen seiner Mönche wie zu einem Besuche zu der Frau, die er betrübt und schwarz gekleidet fand; und nachdem er sie ein bißchen getröstet hatte, mahnte er sie leise ihres Versprechens wegen. Die Frau, die sich frei und weder von Ferondo noch sonst jemand behindert sah, gab, da sie am Finger des Abtes einen andern schönen Ring bemerkt hatte, zur Antwort, sie sei bereit; und sie machte mit ihm ab, daß er in der nächsten Nacht kommen solle. Als es daher Nacht geworden war, ging der Abt, in Ferondos Kleidern und von seinem Mönche begleitet, zu ihr und lag mit der größten Lust und Wonne bis zur Mettenzeit bei ihr, und dann kehrte er in die Abtei zurück. Diesen Weg machte er in der gleichen Absicht ziemlich oft; und von den Leuten, denen er dabei dann und wann sowohl beim Kommen als auch beim Gehn begegnete, wurde er für Ferondo gehalten, der, um Buße zu tun, in dieser Gegend umgehe, und das einfältige Landvolk erzählte sich allerlei Geschichten; davon wurde auch der Frau berichtet, die freilich wohl wußte, wie sich die Sache verhielt. Als Ferondo zu sich gekommen war und sich, ohne zu wissen, wo er sei, in dem Gewölbe gefunden hatte, war der bolognesische Mönch mit einer entsetzlichen Stimme eingetreten und hatte ihn gepackt und ihm mit mitgebrachten Ruten eine derbe Tracht Schläge gegeben. Weinend und schreiend hatte Ferondo nichts andres getan als gefragt: »Wo bin ich?« Die Antwort des Mönches war: »Im Fegefeuer!« – »Was?« sagte Ferondo, »bin ich denn tot?« Der Mönch sagte: »Jawohl.« Darum begann Ferondo über sich und seine Frau und sein Söhnchen zu weinen und schwatzte das ungereimteste Zeug von der Welt. Und der Mönch brachte ihm etwas zu essen und zu trinken. Als das Ferondo sah, sagte er: »Ach, essen denn die Toten?« Und der Mönch sagte: »Ja; das, was ich dir bringe, hat deine ehemalige Frau heute morgen in die Kirche geschickt, damit Messen für deine Seele gelesen würden, und der Herrgott hat gewollt, daß es dir vorgesetzt werde.« Nun sagte Ferondo: »Gott vergelte es ihr. Ich habe sie ja, bevor ich gestorben bin, richtig gern gehabt, so daß ich sie die ganze Nacht im Arme hielt und nichts sonst tat, als sie küssen, und ich tat auch wohl etwas andres, wann mich die Lust ankam.« Und dann begann er, da ihn sehr gelüstete, zu essen und zu trinken; aber der Wein schmeckte ihm nicht recht, und so sagte er: »Daß sie Gott schände, daß sie dem Priester nicht von dem Fasse an der Mauer gegeben hat.« Als er jedoch gegessen hatte, packte ihn der Mönch von neuem und gab ihm mit denselben Ruten noch eine tüchtige Anzahl Streiche. Und Ferondo sagte nach vielem Schreien: »Warum tust du mir denn das?« Und der Mönch sagte: »Weil es der Herrgott befohlen hat, daß dir alltäglich zweimal so getan werde.« – »Und warum?« sagte Ferondo. Und der Mönch sagte: »Weil du eifersüchtig warst, wo du doch weit und breit die beste Frau gehabt hast.« – »O weh!« sagte Ferondo, »du sagst die Wahrheit, und die süßeste war sie auch: sie war zuckriger als Lebkuchen, aber ich habe nicht gewußt, daß es der Herrgott übelnimmt, wenn der Mann eifersüchtig ist; sonst wäre ich es nicht gewesen.« Und der Mönch sagte: »Das hättest du bedenken sollen, dieweil du in der andern Welt warst, und dich bessern; und wenn es je geschieht, daß du wieder hinkommst, so sieh zu, daß du dich erinnerst, was ich dir jetzt tue, und laß dein Eifern.« Und Ferondo sagte: »Ja, kommt denn einer, der gestorben ist, wieder hin?« Und der Mönch sagte: »Ja, wenn Gott will.« – »Ach«, sagte Ferondo, »wenn ich jemals zurückkäme, ich wäre der beste Ehemann von der Welt; nie würde ich sie schlagen, nie grob sein mit ihr, außer wegen des Weines, den sie heute morgen geschickt hat, und Licht hat sie auch keins geschickt, so daß ich im Finstern essen muß.« Und der Mönch sagte: »Geschickt hat sie welche; aber sie sind zu den Messen verbrannt worden.« – »Ach«, sagte Ferondo, »da wirst du recht haben; und wahrhaftig, wenn ich zurückkomme, so lasse ich sie machen, was sie will. Aber sag mir, wer bist denn du, der du mir das tust?« Und der Mönch sagte: »Ich bin auch ein Toter und war aus Sardinien, und weil ich meinen Herrn seiner Eifersucht halber gelobt habe, bin ich von Gott zu der Strafe verdammt worden, daß ich dir zu essen und zu trinken geben und dich also prügeln muß, bis er sich über dich und über mich anders beraten wird.« Und Ferondo sagte: »Sind denn nicht mehr hier als wir zwei?« Und der Mönch sagte: »Ja freilich, zu Tausenden, aber du kannst sie ebenso wenig hören oder sehn wie sie dich.« Nun sagte Ferondo: »Und wie weit sind wir denn von uns daheim entfernt?« – »O je«, sagte der Mönch, »das sind ein paar Meilen mehr als in die Kackerei.« – »Gottstreu, das ist weit genug«, sagte Ferondo; »da dächte ich, wir müßten ja schon aus der Welt sein, so weit ist das.« Bei solchen und ähnlichen Gesprächen wurde Ferondo mit Essen und Schlägen an die zehn Monate verwahrt gehalten, und in dieser Zeit besuchte der Abt die schöne Frau gar häufig mit gutem Glücke und ließ es sich mit ihr so gut geschehn wie nur möglich. Aber wie es schon das Schicksal wollte, wurde die Frau schwanger; sie merkte es auch sofort und sagte es dem Abte, und da schien es denn beiden die höchste Zeit, daß Ferondo aus dem Fegefeuer ins Leben zurückgerufen werde und zu ihr wiederkehre, damit sie sagen könne, sie sei von ihm schwanger. In der nächsten Nacht ließ also der Abt Ferondo mit verstellter Stimme in seinem Gefängis anrufen und ihm sagen: »Sei getrost,

Ferondo, denn es ist Gottes Wille, daß du zur Erde wiederkehrest; und wann du wiedergekehrt bist, so wird dir deine Frau einen Sohn gebären, und den sollst du Benedikt heißen, weil dir Gott diese Gnade um der Gebete deines frommen Abtes und deiner Frau willen und dem heiligen Benedikt zuliebe erzeigt.« Als das Ferondo hörte, war er glückselig und sagte: »Das ist mir wirklich lieb; Gott vergelte es dem Herrgott und dem Abte und dem heiligen Benedikt und meiner käsesüßen, lebzeltenen, zuckerigen Frau!« Und der Abt ließ ihm in den Wein, den er ihm schickte, so viel von dem Pulver tun, daß es ihn etwa auf vier Stunden einschläfern mußte; und nachdem sie ihm seine alten Kleider wieder angelegt hatten, trugen ihn der Abt und der Mönch in aller Stille in die Gruft zurück, worein er begraben worden war. Bei Tagesanbruch kam Ferondo zu sich und sah durch einen Spalt in der Gruft zum ersten Male nach zehn Monaten wieder Licht; da er sich darum für lebendig hielt, begann er zu schreien: »Macht mir auf, macht mir auf!« und stemmte sich sogleich so fest gegen die Gruftdecke, daß er sie, weil sie nicht schwer war, hob. Eben machte er die letzten Anstrengungen, sie wegzuschieben, als die Mönche, die das Morgengebet verrichtet hatten, hinzugelaufen kamen; und sie erkannten die Stimme Ferondos und sahen ihn auch schon aus dem Grabe steigen, so daß sie voll Schrecken über das unerhörte Ereignis Reißaus nahmen und zum Abte eilten. Der tat, als stünde er just vom Gebete auf, und sagte: »Habt keine Angst, Kinder; nehmt Kreuz und Weihwasser und folgt mir und wir wollen sehn, was uns Gottes Allmacht dartun will«, und so taten sie. Ferondo, der ja den Himmel *so* lange Zeit nicht gesehn hatte, war ganz bleich aus dem Grabe gestiegen. Und kaum sah er den Abt, so lief er ihm entgegen und warf sich ihm zu Füßen und sagte: »Vater, wie mir geoffenbart worden ist, waren es Euere Gebete und die des heiligen Benedikt und meiner Frau, die mich von der Pein des Fegefeuers erlöst und ins Leben zurückgebracht haben, und darum bitte ich Gott, daß er Euch alles Gute bescheren möge, jetzt und immerdar.« Der Abt sagte: »Gepriesen sei Gottes Allmacht! Geh denn, mein Sohn, da dich Gott zurückgeschickt hat, und tröste deine Frau, der, seitdem du aus diesem Leben geschieden bist, die Tränen nicht versiegt sind, und führe fortan einen gottgefälligen Wandel.« Und Ferondo sagte: »Man hat es mir schon so gesagt, Herr, laßt mich nur machen; bin ich nur erst einmal bei ihr, so küsse ich sie auch gleich ab, so lieb habe ich sie.« Der Abt, der mit seinen Mönchen zurückblieb, schien sich vor Staunen nicht fassen zu können und ließ in aller Frömmigkeit das Miserere singen. Unterdessen ging Ferondo heim in sein Dorf; und wer ihn sah, der floh vor ihm, wie man's wohl vor schrecklichen Unholden tut, aber er rief alle zurück und versicherte ihnen, er sei vom Tode erstanden. Und auch seine Frau hatte Angst vor ihm. Als sich aber die Leute ein wenig über ihn beruhigt hatten und sahen, daß er wirklich lebendig war, fragten sie ihn um mancherlei Dinge, und er, der fast als kluger Mann wiedergekommen war, antwortete allen und erzählte ihnen Neuigkeiten von den Seelen ihrer Verwandten und erfand aus sich selber die allerschönsten Märchen über das Treiben im Fegefeuer und erzählte vor allem Volke, was ihm vor seiner Auferstehung durch den Mund des Bengels Viechael verkündet worden sei. Und er nahm sein Gut wieder in Besitz; und seiner Meinung nach schwängerte er seine Frau, und von ungefähr geschah es, daß sie zu der gehörigen Zeit – was nämlich die Toren gehörige Zeit nennen, die glauben, das Weib trage das Kind auf den Tag genau neun Monate – eines Knaben genaus, und der wurde Benedetto Ferondi genannt. Die Wiederkehr Ferondos und seine Reden ließen, da schier jedermann glaubte, er sei von den Toten auferstanden, den Ruf von des Abtes Heiligkeit grenzenlos wachsen. Und Ferondo war von seiner Eifersucht, derenthalben er so viel Schläge bekommen hatte, gänzlich geheilt, so daß der Abt recht behielt, der seiner Frau versprochen hatte, er werde fortan nicht mehr eifern; darüber war die Frau sehr froh und lebte mit ihrem Manne, wie vorher, in allen Ehren, freilich nicht ohne sich, wann es füglich war, mit ihrem Abte zu treffen, der ihr in ihrer größten Not so treulich und sorgsam gedient hatte.

## Neunte Geschichte

*Giletta von Narbonne heilt den König von Frankreich von einer Fistel und verlangt Beltramo von Roussillon zum Gatten; der heiratet sie wider Willen und zieht aus Verdruß nach Florenz. Dort legt sich Gilletta statt eines jungen Mädchens, um die er buhlt, zu ihm; da sie ihm so zwei Söhne gebiert, gewinnt er sie lieb und erkennt sie als seine Gemahlin an.*

Da die Königin Dioneos Vorrecht nicht verletzen wollte, so hatte, als Lauretta mit ihrer Geschichte fertig war, niemand außer ihr noch zu erzählen; ohne darum erst zu warten, bis sie von ihren Untertanen aufgefordert werde, begann sie fröhlich also: Wer könnte denn noch, nachdem wir die Geschichte Laurettas gehört haben, eine erzählen, die gefiele? Es ist wahrhaftig ein Glück, daß die ihrige nicht die erste war, sonst hätten wohl wenige gefallen; und so, fürchte ich, wird es denen ergehn, die heute noch zu erzählen sind. Aber sei dem, wie es wolle, ich werde euch trotzdem erzählen, was mir zu dem bestimmten Vorwurfe

einfällt.

In Frankreich war ein Edelmann, Isnardo Graf von Roussillon mit Namen, der, weil er kränklich war, stets einen Arzt bei sich hatte, Meister Gerardo von Narbonne mit Namen. Der Graf hatte ein einziges Kind, einen schönen, artigen Knaben, Beltramo geheißen; mit dem wurden einige gleichaltrige Kinder aufgezogen, unter denen ein Töchterchen des Arztes war, die Gilletta hieß. Dieses Mägdlein hegte für Beltramo eine unendliche Liebe, die viel heißer war, als bei ihrem zarten Alter schicklich gewesen wäre; als aber der Graf gestorben war, mußte Beltramo, den der Verstorbene den Händen des Königs befohlen hatte, nach Paris ziehen, und darüber war sie ganz untröstlich. Und da bald darauf auch ihr Vater starb, wäre sie, wenn sie nur einen anständigen Vorwand hätte finden können, gar gern nach Paris gereist, um Beltramo wiederzusehn; sie wurde jedoch als einzige Erbin des väterlichen Reichtums zu sehr beobachtet, als daß sie einen ehrbaren Weg gesehn hätte. Unterdessen hatte sie, die schon ins mannbare Alter gekommen war, ohne daß sie Beltramo hätte vergessen können, viele, mit denen sie ihre Verwandten hatten vermählen wollen, zurückgewiesen, nie aber einen Grund angegeben. Nun geschah es, daß ihr zu einer Zeit, wo sie mehr als je für Beltramo glühte, der, wie sie vernommen hatte, ein ungemein schöner Jüngling geworden war, die Nachricht zu Ohren kam, dem Könige von Frankreich sei von einer Wucherung auf der Brust, die schlecht behandelt worden sei, eine Fistel zurückgeblieben, die ihm viel Beschwerden und Schmerzen mache, und es habe sich, obwohl sich schon viele Ärzte daran versucht hätten, noch keiner gefunden, der das Übel hätte heilen können, sondern es habe sich bei allen verschlimmert; und darum wolle der König, der an allem verzage, weder Rat noch Hilfe mehr annehmen. Das war dem Fräulein über die Maßen lieb; denn so hatte sie nicht nur einen triftigen Grund, nach Paris zu reisen, sondern sie hoffte auch, daß es ihr, wenn die Krankheit die sei, die sie meinte, leicht gelingen werde, Beltramo zum Gatten zu bekommen. Bei dem Umstände, daß sie von ihrem Vater viel gelernt hatte, wurde es ihr nicht schwer, aus etlichen Krautern, die bei dem Übel, das es ihrer Meinung nach sein konnte, nützten, ein Pulver zu bereiten; und als sie damit fertig war, stieg sie zu Pferde und ritt nach Paris. Und das erste, was sie dort tat, war, daß sie sich Mühe gab, Beltramo zu sehn; und dann trat sie vor den König und bat ihn um die Gunst, ihr sein Übel zu zeigen. Als der König die Schönheit und Anmut der jungen Dame sah, konnte er nicht nein sagen und zeigte es ihr. Kaum hatte sie es gesehn, so hatte sie auch schon die Zuversicht, es heilen zu körinen, und sie sagte: »Wenn es Euch beliebt, gnädiger Herr, so hoffe ich zu Gott, daß ich Euch, ohne daß Ihr irgendwie Schmerzen oder Beschwerden hättet, in acht Tagen hergestellt haben werde.« Der König lachte innerlich über ihre Worte und sagte bei sich: »Was die größten Ärzte der Welt nicht gekonnt und nicht verstanden haben, wie sollte das ein junges Mädchen verstehn?« Er dankte ihr also für ihren guten Willen und antwortete, er habe sich vorgenommen, keinen ärztlichen Rat mehr zu befolgen. Und das Fräulein sagte zu ihm: »Ihr verschmäht meine Kunst, gnädiger Herr, weil ich ein Weib und noch jung bin; aber ich erinnere Euch, daß ich mich nicht auf meine Wissenschaft, sondern auf Gottes Hilfe und auf die Wissenschaft Meister Gerardos von Narbonne verlasse, der mein Vater und zu seinen Lebzeiten ein wohlberufener Arzt war.« Nun sagte der König bei sich: »Vielleicht hat sie mir der Herrgott geschickt; warum sollte ich nicht versuchen, was sie versteht? Sagt sie doch, sie werde mich in kurzer Zeit und ohne Beschwerden heilen.« Und schon mit sich einig, es zu versuchen, sagte er: »Und wenn Ihr Uns nicht heilt, so daß Wir Unsern Vorsatz umsonst gebrochen hätten, was wollt Ihr dann, daß mit Euch geschehe?« – »Gnädiger Herr«, sagte das Fräulein, »laßt mich bewachen. Und wenn ich Euch nicht binnen acht Tagen heile, so laßt mich verbrennen; heile ich Euch aber, was werde ich da zum Lohn erhalten?« Und der König antwortete: »Ihr scheint Uns noch unverheiratet zu sein: wenn es Euch also gelingt, so werden Wir Euch einen trefflichen, angesehenen Gatten geben.« Und das Fräulein sagte: »Es ist mir wahrhaftig lieb, gnädiger Herr, daß Ihr mich verheiraten wollt; zum Gatten will ich aber nur den, den ich von Euch verlangen werde, ohne daß ich einen Euerer Söhne oder sonst jemand aus dem königlichen Hause verlangen dürfte.« Das versprach ihr der König ohne weiteres. Das Fräulein begann ihn nach ihrer Weise zu behandeln, und in kurzer Zeit, noch vor der bestimmten Frist, hatte sie ihm die Gesundheit wiedergegeben. Und der König sagte, als er sich geheilt fühlte: »Jungfrau, Ihr habt den Gatten wohl verdient.« Und sie antwortete ihm: »So habe ich denn, gnädiger Herr, Beltramo von Roussillon verdient, den ich schon in meiner Kindheit zu lieben begonnen habe und seither immer von Herzen liebte.« Dem König schien es nichts Geringes, ihr Beltramo zu geben; weil er's ihr aber versprochen hatte und sein Wort nicht brechen wollte, so ließ er sich ihn rufen und sagte zu ihm: »Beltramo, Ihr seid nun erwachsen und ein ganzer Ritter; darum wollen Wir, daß Ihr zurückkehrt, um Euere Grafschaft zu regieren, und eine Jungfrau mit heimführt, die Wir Euch zur Gattin bestimmt haben.« Beltramo sagte: »Und wer ist die Jungfrau, gnädiger Herr?« Und der König antwortete ihm: »Die, die mich durch ihre Arzneien geheilt hat.« Obwohl sie dem jungen Grafen, der sie kannte und gesehn hatte, sehr schön schien, sagte er doch, weil er wußte, daß sie keinem Geschlechte entstammte, das seinem Adel ebenbürtig gewesen wäre, voll Verdruß: »Wollt Ihr mir denn, gnädiger Herr, eine Ärztin zur Gattin geben? Da sei Gott vor, daß ich jemals so eine nähme.« Und der König sagte zu ihm: »So wollt Ihr denn, daß Wir es an unserm Worte mangeln ließen, das

Wir, um unsere Gesundheit wiederzuerlangen, der Jungfrau, die nun als Lohn Euch zum Gatten verlangt, verpfändet haben?« – »Gnädiger Herr«, sagte Beltramo, »Ihr mögt mir nehmen, was ich besitze, und mich, der ich ja Euer Dienstmann bin, schenken, wem Ihr wollt; das aber versichere ich Euch, daß ich mich mit dieser Heirat nie abfinden werde.« »Ihr werdet es«, sagte der König, »weil die Jungfrau schön und klug ist und Euch herzlich liebt; darum hoffen Wir, daß Ihr mit ihr viel glücklicher leben werdet als mit einer Dame von einer höhern Abkunft.« Beltramo schwieg, und der König ließ große Zurüstungen zum Hochzeitsfeste machen. Und als der bestimmte Tag gekommen war, vermählte sich Beltramo, so ungern er es auch tat, in Gegenwart des Königs mit der Jungfrau, die ihn mehr als sich selber liebte. Und kaum war das geschehn, so heischte er gemäß dem Plane, den er sich gemacht hatte, unter dem Verwände, in seine Grafschaft heimkehren und die Ehe dort vollziehen zu wollen, Urlaub vom Könige; und er stieg zu Pferde und begab sich nicht in seine Grafschaft, sondern nach Toskana. Und da er erfuhr, daß die Florentiner mit den Sienesern im Kriege lagen, beschloß er, sich auf ihre Seite zu schlagen; er wurde mit Freuden und Ehren empfangen und blieb, da sie ihn zum Hauptmanne eines Kriegshaufens gemacht und ihm einen guten Sold ausgesetzt hatten, lange in ihren Diensten. Wenig zufrieden mit dieser Wendung der Dinge, hatte sich die junge Frau in der Hoffnung, ihn durch ihr Betragen in die Grafschaft heimzurufen, nach Roussillon begeben, und dort war sie von allen als Gebieterin empfangen worden. Als sie nun fand, daß in der langen herrenlosen Zeit alles der Mißwirtschaft und Verwahrlosung verfallen war, schaffte sie mit großem Eifer und großer Sorgfalt überall Abhilfe, so daß die Untertanen sehr zufrieden waren und sie sehr wert hielten und ihr eine große Liebe zuwandten, während sie den Grafen hart tadelten, daß er sich nicht mit ihr zufrieden gebe. Nachdem die Dame im ganzen Lande die Ordnung wiederhergestellt hatte, zeigte sie das dem Grafen durch zwei Ritter an und ließ ihn bitten, es ihr anzuzeigen, wenn sie schuld daran sei, daß er nicht in seine Grafschaft komme, weil dann sie ihm zu Gefallen gehn würde. Und in verstockter Härte sagte der Graf zu den Rittern: »Darin mag sie tun, was ihr gefällt; ich für meinen Teil werde nicht früher zu ihr zurückkehren, als bis sie diesen Ring am Finger und ein Kind, das sie von mir bekommen hat, auf dem Arme trägt.« Der Ring war ihm aber wegen einer geheimen Kraft, die ihm, wie ihm angegeben worden war, innewohnte, so wert, daß er sich nie von ihm trennte. Die Ritter verstanden, daß das eine harte Bedingung war, die in zwei schier unmöglichen Dingen bestand; da sie aber sahen, daß sie ihn durch ihre Worte nicht von seinem Vorsatze abbringen konnten, kehrten sie zu der Dame zurück und berichteten ihr seine Antwort. Tief betrübt beschloß sie nach langem Sinnen zu versuchen, ob ihr die zwei Dinge gelingen könnten, die ihr den Gatten wiedergeben sollten. Und nachdem sie mit sich einig war, was sie zu tun hatte, versammelte sie etliche von den ältesten und besten Männern ihrer Grafschaft und erzählte ihnen mit rührenden Worten alles der Reihe nach, was sie schon um der Liebe des Grafen willen getan hatte, und legte ihnen dar, was die Folge davon gewesen sei; und zum Schlüsse sagte sie, es sei nicht ihre Absicht, daß der Graf dadurch, daß sie hier weile, in ewiger Verbannung bleiben solle, sondern sie gedenke den Rest ihres Lebens zu ihrem Seelenheile mit Pilgerfahrten und barmherzigen Werken zu verbringen. Dann bat sie sie noch, die Hut und Regierung des Landes zu übernehmen und dem Grafen anzuzeigen, daß sie ihm den Besitz frei und ledig gelassen und sich mit der Absicht, nie wieder nach Roussillon zu kommen, entfernt habe. Die wackeren Männer, die während ihrer Rede viel Tränen vergossen hatten, baten sie inständig, sich anders zu beraten und zu bleiben; aber sie richteten nichts aus. Nachdem sie sie Gott befohlen hatte, machte sie sich mit einem Vetter und einer Kammerfrau, die, so wie sie, Pilgertracht angelegt hatten, wohlversehn mit Gold und kostbaren Kleinodien auf den Weg, ohne daß jemand gewußt hätte, wohin sie gehe; und sie rastete nicht eher, als bis sie in Florenz war. Dort kehrte sie voll Verlangen, etwas von ihrem Herrn zu erfahren, aufs Geratewohl in einer Herberge ein, die eine biedere Frau hielt, und gab sich für eine arme Pilgerin aus. Nun geschah es am nächsten Tage, daß sie Beltramo mit seinem Gefolge bei der Herberge vorbeireiten sah; und obwohl sie ihn gar gut erkannte, fragte sie die Wirtin, wer er sei. Und die antwortete: »Das ist ein fremder Edelmann, der sich Graf Beltramo nennt, ein freundlicher, leutseliger und in der Stadt allgemein geliebter Herr; und er ist in ein Mädchen in der Nachbarschaft, ein adliges, aber armes Fräulein, sterblich verliebt. Sie ist ja ein gar sittsames Mädchen, und nur ihre Armut ist schuld daran, daß sie, anstatt verheiratet zu sein, bei ihrer Mutter, einer überaus klugen und trefflichen Dame, lebt; aber vielleicht hätte sie, wenn diese Mutter nicht wäre, doch schon getan, was der Graf wünscht.« Die Gräfin ließ sich diese Worte wohl gesagt sein und fragte nun genauer um jede Einzelheit; und als sie haarklein unterrichtet war, faßte sie ihren Plan. Sie erkundigte sich um das Haus und den Namen der Dame, deren Tochter der Graf liebte, und ging eines Tages unauffällig in Pilgertracht hin; sie begrüßte die Dame und die Tochter, bei denen es gar ärmlich aussah, und sagte zu der Dame, sie möchte, wenn es ihr beliebe, mit ihr sprechen. Die edle Dame erhob sich und sagte, sie sei bereit, sie anzuhören; und als sie allein in ein Gemach getreten waren und sich gesetzt hatten, begann die Gräfin: »Wie mir scheint, Madonna, seid Ihr ebenso wie ich kein Schoßkind des Glücks; wenn Ihr aber wolltet, so könntet Ihr vielleicht Euch und mir helfen.« Die Dame antwortete, sie ersehne nichts mehr, als sich auf ehrbare Weise zu helfen. Die Gräfin fuhr fort: »Ich muß Euch aber vertrauen können; wenn ich mich, nachdem ich mich in Euere Hände gegeben habe, täuschte, so würdet Ihr sowohl Euch als auch mir alles verderben.« – »Sagt mir nur

unbesorgt, was Euch beliebt«, sagte die Edeldame; »von mir sollt Ihr nie getäuscht werden.« Nun erzählte ihr die Gräfin, wer sie sei und was ihr seit dem Beginne ihrer Liebe widerfahren sei, auf so bewegliche Art, daß die Edeldame, die es teilweise schon von andern gehört hatte und daher ihren Worten glaubte, Mitleid mit ihr zu fühlen anfing. Und die Gräfin fuhr, als sie ihre Schicksale erzählt hatte, also fort: »Nun habt Ihr außer meinem sonstigen Unglücke auch gehört, was das für zwei Dinge sind, die ich, wenn ich meinen Gatten haben will, haben muß; und die kann ich mir wohl durch niemand anders als durch Euch verschaffen, wenn das wahr ist, was ich mir habe sagen lassen, daß nämlich mein Gatte, der Graf, Euere Tochter über die Maßen liebt.« Und die Edeldame sagte: »Ob der Graf meine Tochter liebt, das weiß ich nicht, Madonna, aber sein Benehmen ist ganz danach; was wünscht Ihr aber, daß ich deswegen tun soll?« – »Madonna«, antwortete die Gräfin, »ich werde es Euch sagen; zuerst aber will ich Euch zu wissen tun, was für Folgen es meiner Absicht nach für Euch haben soll, wenn Ihr mir darin dient. Ich sehe, daß Euere Tochter schön und mannbar ist, und nach dem, was ich vernommen habe und zu bemerken glaube, liegt die Ursache, daß Ihr sie im Hause behaltet, nur in dem Mangel einer Mitgift. Ich gedenke ihr nun als Lohn für den Dienst, den Ihr mir leisten sollt, von meinem Gelde ungesäumt die Heimsteuer zu geben, die Ihr selbst für geziemend erachten werdet, um sie anständig zu verheiraten.« Bei ihrer Dürftigkeit gefiel der Dame dies Anerbieten; immerhin antwortete sie, weil sie eines edeln Sinnes war: »Sagt mir, Madonna, was ich für Euch tun kann, und ist es ehrenhaft für mich, so werde ich es gerne tun, und Ihr mögt nachher tun, was Euch belieben wird.« Nun sagte die Gräfin: »Mir handelt es sich darum, daß Ihr meinem Gatten, dem Grafen, durch jemand, dem Ihr vertraut, sagen lasset, Euere Tochter sei willens, alle seine Wünsche zu erfüllen, wenn sie sicher sein könne, daß er sie wirklich so liebe, wie er vorgebe; das werde sie aber nie glauben, wenn er ihr nicht den Ring schicke, der an seinem Finger stecke und ihm, wie sie gehört habe, sehr teuer sei: schickt er ihn Euch, so werdet Ihr ihn mir geben; und dann werdet Ihr ihm sagen lassen, Euere Tochter sei bereit, seine Wünsche zu erfüllen, und werdet ihn insgeheim hierherkommen lassen und mich, ohne daß er es merken könnte, an ihrer Statt zu ihm legen. Vielleicht gewährt mir Gott die Gnade, daß ich schwanger werde; habe ich dann seinen Ring am Finger und ein von ihm gezeugtes Kind auf dem Arme, so werde ich ihn wiedergewinnen, und wir werden miteinander leben, wie Frau und Mann leben sollen, und das werde ich Euch zu verdanken haben.« Der Edeldame schien die Sache sehr bedenklich, weil sie fürchtete, ihre Tochter könnte dadurch in Schande kommen; da sie aber bedachte, daß es nur ehrenhaft war, der guten Dame wieder zu ihrem Gatten zu verhelfen, und daß die dabei nur einen ehrbaren Zweck verfolgte, gab sie der Gräfin, auf deren gute und ehrbare Gesinnung sie vertraute, nicht nur das Versprechen, nach ihrem Wunsche zu tun, sondern verschaffte sich auch binnen wenigen Tagen auf die ihr angegebene Weise mit Vorsicht und Heimlichkeit den Ring, obwohl sich der Graf gar nicht gern von ihm trennte, und legte die Gräfin mit Geschicklichkeit statt ihrer Tochter zum Grafen. Bei den ersten, vom Grafen inbrünstig gesuchten Vereinigungen wurde denn auch die Gräfin, wie es Gottes Wille war, mit zwei Knaben schwanger, was sich dann seinerzeit bei Ihrer Entbindung zeigte. Und die Edeldame gewährte der Gräfin die Umarmung ihres Gatten nicht etwa nur ein einziges Mal, sondern zu often Malen, wobei sie die Heimlichkeit so gut zu wahren wußte, daß kein Mensch etwas davon erfuhr; und dem Grafen kam nie der Gedanke, daß er nicht bei der, die er liebte, sondern bei seiner Gattin geweilt habe. Und wann es am Morgen ans Scheiden ging, schenkte er ihr hin und wieder schöne, kostbare Kleinode; und die bewahrte die Gräfin alle sorgsam auf. Als sie aber ihre Schwangerschaft merkte, wollte sie der Edeldame nicht weiter mit diesem Dienste lästig sein, sondern sagte zu ihr: »Gott und Euch sei's gedankt, Madonna, ich habe nun, was ich ersehnte, und darum ist es an der Zeit, daß ich tue, was Euch belieben wird, um dann meiner Wege zu gehn.« Die Edeldame sagte, wenn die Gräfin etwas erreicht habe, was ihr lieb sei, so freue sie sich darüber; was sie aber getan habe, habe sie nicht in der Hoffnung auf einen Lohn getan, sondern weil es sie gedeucht habe, um etwas Gutes zu tun, müsse sie so tun. Und die Gräfin sagte zu ihr: »Das gefällt mir wohl, Madonna, und ich gedenke Euch auch das, was Ihr von mir verlangen werdet, nicht als Eohn zu geben, sondern um etwas Gutes zu tun, was ich, wie mir scheint, in dieser Weise tun muß.« Notgedrungen bat nun die Dame in tiefer Scham um hundert Dukaten zur Heimsteuer für ihre Tochter. Und die Gräfin, der ihre Scham nicht entging, gab ihr, da sie die bescheidene Bitte hörte, fünfhundert und zudem noch so viele schöne und kostbare Kleinode, daß sie etwa ebensoviel wert waren; mehr als zufrieden damit, stattete die Edeldame der Gräfin ihren innigsten Dank ab, und die nahm Abschied von ihr und ging in ihre Herberge zurück. Um Beltramo jeden Anlaß zu nehmen, ihr jemand ins Haus zu schicken oder selbst zu kommen, begab sich die Edeldame mit ihrer Tochter aufs Land zu ihren Verwandten; und bald darauf fügte sich Beltramo, da er gehört hatte, die Gräfin sei davongegangen, dem Drängen seiner Untertanen, die ihn heimriefen, und kehrte in seine Grafschaft zurück. Als die Gräfin vernahm, daß er Florenz verlassen hatte und heimgereist war, war sie sehr zufrieden; und sie blieb in Florenz bis zur Zeit ihrer Niederkunft und da genas sie zweier Knaben, und die ließ sie sorgsam stillen. Und als sie es an der Zeit deuchte, machte sie sich auf den Weg, und sie gelangte, ohne von jemand erkannt zu werden, nach Montpellier; dort rastete sie einige Tage und zog Erkundigungen über den Grafen, und wo er sich aufhalte, ein. So erfuhr sie, er veranstalte am Allerheiligentage in Roussillon ein Fest, woran Damen und

Ritter teilnehmen sollten, und deshalb begab sie sich in ihrer gewohnten Pilgertracht dorthin. Und da sie dort erfuhr, daß die Damen und die Ritter, die im gräflichen Palaste versammelt waren, eben zu Tische gehen sollten, stieg sie, ohne ihre Kleidung zu wechseln, mit ihren Söhnchen auf dem Arme zum Saale hinan, drängte sich durch die Gesellschaft bis zu der Stelle, wo sie den Grafen sah, warf sich ihm zu Füßen und sagte weinend: »Herr, ich bin deine unglückliche Gattin, die lange in der Welt umhergeirrt ist, um dich der Heimat wiederzugeben und zu erhalten. Nun heische ich von dir um Gottes willen, daß du dich an die Bedingungen hältst, die du mir durch die zwei Ritter, die ich dir geschickt habe, auferlegt hast: in meinen Armen siehst du nicht ein Kind von dir, sondern zwei, und hier ist auch dein Ring. Es ist also an der Zeit, daß du mich deinem Versprechen gemäß als Gattin aufnimmst.« Als das der Graf hörte, erschrak er heftig; er erkannte den Ring und erkannte auch die Kinder – so ähnlich waren sie ihm –, sagte jedoch: »Wie sollte das zugegangen sein?« Und die Gräfin erzählte zu seiner und aller Anwesenden großen Verwunderung, was geschehen war und wie. Da denn der Graf erkannte, daß sie die Wahrheit sprach, und da er ihre Beharrlichkeit und die Klugheit erwog und die schönen Knaben sah, so legte er, um sein Versprechen zu halten und um seinen Leuten und den Damen zu willfahren, die ihn alle baten, sie nun als seine rechtmäßige Gemahlin hinzunehmen und zu ehren, seine trotzige Härte ab, hieß die Gräfin aufstehn, umarmte und küßte sie und erkannte sie als seine rechtmäßige Gemahlin und ihre Knaben als seine Söhne an. Und nachdem er sie mit Gewändern, wie sie ihr geziemten, hatte bekleiden lassen, feierte er zur größten Freude seiner Untertanen, die anwesenden sowohl als auch der andern, die davon später erfuhren, ein großes Fest, das nicht nur diesen ganzen Tag, sondern noch mehrere dauerte; und von diesem Tage an ehrte er sie stets als sein eheliches Weib und liebte sie zärtlich.

## Zehnte Geschichte

*Alibech wird Einsiedlerin, und der Mönch Rustico lehrt sie den Teufel in die Hölle heimschicken; und als sie von der Einsiedelei weggeholt worden ist, wird sie die Gattin des Neherbale.*

Als Dioneo, der die Geschichte der Königin aufmerksam angehört hatte, merkte, daß sie zu Ende war und daß ihm allein noch zu erzählen oblag, begann er, ohne auf einen Befehl zu warten, lächelnd also: Ihr habt wohl, meine anmutigen Damen, noch nie gehört, wie der Teufel in die Hölle heimgeschickt wird; darum will ich es euch sagen, ohne mich dabei von dem Gegenstande zu entfernen, wovon ihr heute den ganzen Tag gesprochen habt. Vielleicht wird es euch, wenn ihr es erst gelernt habt, noch einmal helfen, euere Seelen zu retten; sicherlich werdet ihr aber aus der Geschichte entnehmen können, daß Amor, wenn er auch lieber in den fröhlichen Palästen und den üppigen Gemächern als in den ärmlichen Hütten wohnt, doch nicht darauf verzichtet, seine Macht dann und wann inmitten der dichten Wälder und der rauhen Gebirge und in den Höhlen der Wüste fühlen zu lassen, woraus sich denn ersehn läßt, daß seiner Gewalt alles Untertan ist.

Um also zur Sache zu kommen, sage ich, daß in der Stadt Capsa in der Berberei einmal ein steinreicher Mann war, der neben einigen andern Kindern auch eine schöne, artige Tochter hatte, Alibech mit Namen. Da sie, die keine Christin war, den christlichen Glauben und Gottesdienst' von vielen Christen, die in der Stadt waren, überaus preisen hörte, fragte sie eines Tages einen von ihnen, auf welche Weise man Gott unter den geringsten Anfechtungen dienen könne. Der antwortete ihr, dem Herrgott diene man um so besser, je mehr man die irdischen Freuden fliehe, und am besten täten es die, die in die Einöden der Wüste Thebais gegangen seien. Nicht so sehr von einem vernünftigen Begehren, wie von einer Art kindischer Lust geleitet, machte sich das Mädchen, die gar einfältig und etwa vierzehn Jahre alt war, am andern Morgen, ohne jemand etwas wissen zu lassen, heimlich und ganz allein auf den Weg in die Wüste Thebais und gelangte unter großen Beschwerden, die aber ihr Verlangen nicht verminderten, nach einigen Tagen in diese Einöden; und als sie auf eine Hütte, die sie in der Ferne gesehn hatte, zugegangen war, fand sie an der Tür einen heiligen Mann, und der fragte sie voll Verwunderung, sie hier zu sehn, was sie suche. Und sie antwortete, daß sie, weil sie Gott, der ihr dies eingegeben habe, dienen wolle, jemand suche, der ihr angeben solle, wie sie ihm zu dienen habe. Ihre Jugend und Schönheit ließen aber den tugendhaften Mann fürchten, wenn er sie behielte, könnte ihn der Teufel verführen; er lobte also ihren guten Vorsatz, gab ihr einige Wurzeln und Datteln und wilde Äpfel zu essen und Wasser zu trinken und sagte: »Nicht weit von hier, meine Tochter, ist ein heiliger Mann, der in dem, was du suchst, ein viel besserer Meister ist als ich; zu dem gehe«; und er brachte sie auf den Weg. Und da sie von dem zweiten, zu dem sie nun kam, dieselbe Antwort erhielt, ging sie weiter und kam so zu der Klause eines jungen Einsiedlers, eines gar frommen und guten Menschen, der Rustico hieß, und den fragte sie um dasselbe wie die andern. Er aber, der seine Standhaftigkeit auf eine harte Probe stellen wollte, schickte sie nicht so wie die andern weg, sondern behielt sie in seiner Klause; und als

es Nacht geworden war, machte er ihr aus Palmblättern ein Bettchen und hieß sie sich dort niederlegen. Und als das getan war, säumten die Versuchungen nicht lange, seinen Kräften eine Schlacht zu liefern; die ließen ihn aber bald im Stich, und so kehrte er dem Gegner, ohne viel bestürmt worden zu sein, den Rücken und gab sich überwunden. Und indem er die heiligen Gedanken und die Gebete und die Geißelungen fahren ließ, begann er sich die Jugend und die Schönheit des Mädchens ins Gedächtnis zu rufen und überdies zu sinnen, was für Mittel und Wege er mit ihr einhalten solle, damit sie nicht innewerde, daß er das, was er von ihr ersehnte, nur als unkeuscher Mensch erlangen konnte. Er holte sie also vorerst mit einigen Fragen aus und erkannte so, daß sie noch keinen Mann erkannt hatte und so unschuldig war, wie sie aussah; darum gedachte er sie unter dem Scheine des Gottesdienstes zu seinem Willen zu bringen. Und zuerst legte er ihr mit vielen Worten dar, was für ein Widersacher des Herrgotts der Teufel sei; und dann brachte er ihr bei, daß der Gottesdienst, der Gott am wohlgefälligsten sei, darin bestehe, den Teufel in die Hölle heimzuschicken, worein ihn der Herrgott verdammt habe. Das Mädchen fragte ihn, wie man das mache, und Rustico sagte zu ihr: »Du sollst es alsbald erfahren und darum tu das, was du mich tun siehst«; und damit begann er sich der wenigen Kleider, die er am Leibe hatte, zu entledigen, bis er splitternackt dastand, und ebenso tat das Mädchen, und dann kniete er nieder, wie wenn er hätte beten wollen, und sie mußte ihm gegenüber niederknien. Und da seine Begierden bei dieser Stellung, als er sie so schön sah, immer brünstiger wurden, so kam die Auferstehung des Fleisches; Alibech sah es und fragte erstaunt: »Was ist das, Rustico, was ich da bei dir sehe, was sich so hervordrängt und was ich nicht habe?« – »Ach, meine Tochter«, sagte Rustico, »das ist der Teufel, von dem ich dir gesprochen habe; und siehst du, gerade jetzt plagt er mich mit gar arger Pein, so daß ich es kaum aushaken kann.« Nun sagte das Mädchen: »Gottlob, daß ich da besser daran bin als du, weil ich diesen Teufel nicht habe.« Rustico sagte: »Du sagst die Wahrheit, aber du hast dafür etwas anderes, was ich nicht habe.« Alibech sagte: »Was denn?« Und Rustico sagte: »Die Hölle. Und ich sage dir, ich glaube, daß dich mir Gott um meines Seelenheils willen gesandt hat; denn wenn du jedesmal, wann mich der Teufel da quält, Mitleid mit mir hättest und es dulden wolltest, daß ich ihn in die Hölle heimschickte, so würdest du nicht nur mir einen großen Trost verschaffen, sondern auch Gott auf eine ihm sonderlich wohlgefällige Art dienen, was ja, wie du gesagt hast, die Absicht war, die dich hergeführt hat.« Treuherzig antwortete das Mädchen: »Da ich denn die Hölle habe, Vater, so mag es geschehn, wann es Euch beliebt.« Nun sagte Rustico: »Gebenedeit seist du, meine Tochter; gehn wir also und schicken wir ihn heim, auf daß er mich dann in Ruhe lasse.« Und nach dieser Rede führte er sie zu einem von ihren Bettchen und zeigte ihr, wie sie sich verhalten müsse, um diesen Gottvermaledeiten einzukerkern. Alibech, die noch nie einen Teufel in die Hölle heimgeschickt hatte, fühlte beim ersten Male ein wenig Schmerz, und so sagte sie zu Rustico: »Wahrhaftig, Vater, ein Unhold muß dieser Teufel sein und ein wirklicher Widersacher Gottes; tut er doch, von anderm zu schweigen, aber sogar der Hölle weh, wenn er heimgeschickt wird.« Und Rustico sagte: »Meine Tochter, das wird nicht immer so sein.« Und um es zu bewirken, daß es nicht immer so sei, schickten sie ihn, bevor sie von dem Bettchen aufstanden, wohl noch sechsmal heim, so daß sie ihm für diesmal die Hoffart aus dem Haupte brachten und er willig Ruhe gab. Aber die Hoffart kehrte ihm in der nächsten Zeit mehrere Male wieder, und stets gab sich Alibech gehorsam dazu her, sie ihm zu vertreiben; dabei geschah es, daß ihr das Spiel zu gefallen begann, und nun sagte sie öfter zu Rustico: »Ich sehe es wohl, daß die frommen Leute in Capsa recht hatten, daß sie sagten, Gott zu dienen sei ein süßes Ding; und ich erinnere mich wahrhaftig nicht, jemals etwas getan zu haben, was mir so viel Freude und Lust gemacht hätte, wie den Teufel in die Hölle heimzuschicken, und darum ist meiner Meinung nach jeder Mensch, der sich um etwas andres als um den Gottesdienst kümmert, ein Rindvieh.« Und so kam sie gar oft zu Rustico und sagte zu ihm: »Vater, ich bin hergekommen, um Gott zu dienen und nicht um müßig zu gehen; kommt, wir wollen den Teufel in die Hölle heimschicken.« Und bei diesem Geschäfte sagte sie dann und wann: »Ich verstehe nicht, Rustico, warum der Teufel aus der Hölle flieht; denn wäre er so gern drinnen, wie ihn die Hölle gern einläßt und behält, so würde er nie herausgehen.« Da sie also den jungen Rustico häufig einlud und zum Gottesdienste anhielt, zupfte sie ihm mit der Zeit so viel Wolle aus seinem Kamisol, daß ihn fror, wenn ein anderer geschwitzt hätte; darum begann er anders zu reden und sagte ihr, der Teufel brauche nur dann gezüchtigt und in die Hölle heimgeschickt zu werden, wann er sein Haupt in Hoffart erhebe, und sie hätten ihm mit Gottes Gnade seinen Wahn so genommen, daß er Gott bitte, ihn in Frieden zu lassen. Und damit brachte er das Mädchen auf eine Zeitlang zum Schweigen. Als sie nun sah, daß sie von Rustico gar nicht mehr aufgefordert wurde, den Teufel in die Hölle heimzuschicken, sagte sie eines Tages zu ihm: »Rustico, ist auch dein Teufel gezüchtigt und peinigt er dich nicht mehr, so läßt mich doch meine Hölle nicht in Ruh; darum wirst du wohl daran tun, wenn du mir mit deinem Teufel die Wut meiner Hölle bändigen hilfst, so wie ich dir mit meiner Hölle geholfen habe, deinem Teufel die Hoffart zu vertreiben.« Rustico, der von Wurzeln und Wasser lebte, konnte diesen Anforderungen nicht recht entsprechen und sagte ihr, es gehörten gar viele Teufel dazu, um die Hölle zu bändigen: er werde jedoch alles dazu tun, was er imstande sei. So tat er ihr zwar manchmal Genüge, aber so selten, daß es nicht mehr bedeutete, als wenn man einem Löwen eine Bohne in den Rachen wirft; darüber murrte denn das Mädchen, die den Gottesdienst zu vernachlässigen glaubte.

Dieser Zwist zwischen Rusticos Teufel und Alibechs Hölle, der von zu großem Verlangen und zu geringen Kräften herrührte, bestand noch immer, als es geschah, daß in Capsa eine Feuersbrunst ausbrach und daß der Vater Alibechs mit all seinen Kindern und sonstigen Angehörigen in den Flammen seines Hauses umkam, so daß Alibech die Erbin all seines Gutes war. Als darum ein junger Mann, Neherbale genannt, der all sein Vermögen vergeudet hatte, vernahm, daß sie am Leben war, unternahm er es, sie zu suchen; und da er sie fand, bevor das Gericht das Gut ihres Vaters als das eines ohne Erben Verstorbenen eingezogen hatte, führte er sie gegen ihren Willen, aber zu Rusticos größter Freude, nach Capsa zurück und nahm sie zur Gattin und erbte so mit ihr zusammen die großen Reichtümer. Und als sie von den Frauen, bevor noch Neherbale mit ihr geschlafen hatte, gefragt wurde, wie sie Gott in der Wüste gedient habe, antwortete sie, ihr Gottesdienst sei gewesen, den Teufel in die Hölle heimzuschicken, und Neherbale habe eine große Sünde begangen, daß er sie diesem Dienst entzogen habe. Und die Frauen fragten: »Wie wird denn der Teufel in die Hölle heimgeschickt?« Und das Mädchen sagte es ihnen halb, und halb zeigte sie es ihnen, und darüber lachten sie so unmäßig, daß sie noch immer lachen, und sagten: »Härme dich nicht, Kind; das tut man hier auch, und Neherbale wird schon fleißig mit dir dem Herrgott dienen.« Und indem das die eine der andern erzählte, wurde es in der Stadt zum Sprichwort, daß der fröhlichste Gottesdienst sei, den Teufel in die Hölle heimzuschicken; und dieses Wort, das von dort übers Meer gekommen ist, ist noch immer im Schwange. Darum, meine jungen Damen, die Ihr der Gnade Gottes bedürftig seid, lernt den Teufel in die Hölle heimschicken; Gott hat seine helle Freude daran, den Beteiligten ist es zur Lust, und es kann daraus viel Gutes gedeihen und erwachsen.

Tausendmal und noch öfter hatte Dioneos Geschichte die ehrbaren Damen lachen gemacht, so hübsch und lustig waren ihnen seine Worte vorgekommen. Als er aber zu Ende war, nahm die Königin, weil sie erkannte, daß die Zeit ihrer Herrschaft abgelaufen war, den Lorbeerkranz ab und setzte ihn mit gar anmutiger Gebärde auf Filostratos Haupt und sagte: »Nun werden wir sehn, ob der Wolf die Schafe besser führen wird, als die Schafe die Wölfe geführt haben.« Und Filostrato sagte lächelnd: »Hätte man auf mich gehört, so hätten die Wölfe den Schafen nicht schlechter als Rustico seiner Alibech gezeigt, wie der Teufel in die Hölle heimgeschickt wird, und darum nennt uns nicht Wölfe, da ihr doch keine Schafe gewesen seid; immerhin will ich die Herrschaft, da sie mir einmal zugestanden worden ist, antreten.« Und Neifile antwortete ihm: »Höre, Filostrato, vielleicht hättet Ihr, statt uns das zu zeigen, selber Vernunft lernen können, wie Masetto von Lamporecchio von den Nonnen, und hättet vielleicht die Sprache auch erst wiederbekommen, wann Euch die Knochen in der Haut geschlottert hätten.« Da Filostrato merkte, daß man ihm keine Antwort schuldig blieb, ließ er das Witzeln und begann sich der Regierung seines Reiches zu widmen. Er ließ den Seneschall rufen und erkundigte sich, wie alles stehe; dann ordnete er für die Dauer seiner Herrschaft wohlbedacht an, was seiner Meinung nach ziemlich war und die Gesellschaft befriedigen konnte. Hierauf wandte er sich zu den Damen und sagte: »Seitdem ich das Gute vom Bösen zu unterscheiden weiß, bin ich, meine liebenswürdigen Damen, zu meinem Unglücke stets wegen der Schönheit einer von euch Amor Untertan gewesen; und ob ich auch noch so demütig war und noch so gehorsam und ob ich mich auch, soweit ich es verstand, ganz in seine Weise schickte, so habe ich doch nicht verhindern können, daß ich um eines andern willen aufgegeben worden bin und daß es mir dann immer schlechter erging, und so wird es mir wohl bis zu meinem Tode ergehn. Und darum will ich, daß morgen von nichts anderm gesprochen werde, als was meinem Schicksal ähnelt, daß also von denen gesprochen werde, deren Liebe ein unglückliches Ende genommen hat; ich darf ja auch für die meine nur ein ganz unglückliches erwarten, und es war auch kein anderer Grund, daß mir einer, der wohl wußte, was er sprach, den Namen gegeben hat, mit dem ihr mich ruft.« Und nach diesen Worten stand er auf und beurlaubte alle bis zur Stunde des Abendessens. Der Garten war so schön und vergnüglich, daß es niemand eingefallen wäre, ihn zu verlassen, um anderswo eine größere Lust zu suchen. Vielmehr machten sich, da dies jetzt bei der nur noch lauen Sonne ohne Beschwerde möglich war, einige Damen daran, die Rehe und die Hasen und die andern Tiere im Garten zu verfolgen, die, derweil sie gegessen hatten, wohl tausendmal zwischen ihnen durchgesprungen waren und sie gestört hatten; Dioneo und Fiammetta begannen von Herrn Guiglielmo und der Dame von Vergiu zu singen und Filomena und Panfilo machten sich ans Schachspiel: und so entfloh die Zeit bei mancherlei Beschäftigung, und ehe es jemand gedacht hätte, war die Stunde des Abendessens da; die Tische wurden um den Springbrunnen gedeckt, und alle aßen mit großer Lust. Kaum hatten sie sich wieder erhoben, so befahl Filostrato, um nicht den Weg zu verlassen, den seine Vorgängerinnen in der königlichen Würde eingehalten hatten, daß Lauretta einen Reigen führen und ein Lied singe. Und die sagte: »Herr, fremde Lieder kann ich nicht, und von den meinigen fällt mir keins ein, das sich für eine so heitere Gesellschaft genugsam schickte; wollt Ihr aber eins, wie ich sie habe, so will ich gerne singen.« Und der König sagte zu ihr: »Nichts, was von dir ist, könnte anders als schön und lieblich sein; darum singe das, das du eben hast.« Nun begann Lauretta mit einer gar süßen Stimme, aber in einer etwas schwermütigen Weise das folgende Lied, und die andern Damen fielen ein:

Verliebt bin ich, beklagenswert,
Da niemand mich mit Trost versucht;
Mich seufz ich müd: bleib unbegehrt.

Der Herr, der Sterne durch den Himmel singt,
Hat mich, zu herbem Spiele,
Gar liebreich, schön und wunderhold beschwingt,
Damit ich allen Hochbegabten hier gefiele.
Und ihnen, allen, winkt
Das Zeichen meiner Schönheit zu erhabnem Ziele.
Was meinen Schmachter traut umsingt,
Hat sterbliches Gebrechen nie erkannt:
Und ich vergnüg es nicht: man hatte mich verachtet.

Wohl war ich jemand teuer. Und er nahm so gern
Das kleine Mädchen in die Arme;
Und in sein Denken auf. Des Auges Stern
Entflammte ihn im Liebesharme.
So flog die Zeit ihm, spielend, fern.
Ich gab ihn mir, aus seiner Feinde Schwärm:
Ich machte ihn zu meinem Herrn:
Und würdig bleibt er dieser Huld.
Doch nun bin ich in Einsamkeit, von Schmerz umnachtet.

Voll Anmaßung und Hochmut kam
Ein stolzer Jüngling mir entgegen,
Der sich voll Übermut benahm.
Er hielt mich bald: mißtraute meinen Wegen:
Und seine Eifersucht ward meine Scham.
O, ich verzweifle, ihn zu widerlegen,
Obschon ich wahrhaft bin und weiß,
Daß ich zu vieler Menschen Segen
Erschien: doch habe ich um einen nur geschmachtet.

Ich muß das Mißgeschick verdammen,
Da ich im neuen Standes Kleid
Mein Ja beschwor! Erinnerungen stammen
Bald nur aus einsam schöner Zeit:
Wie könnt ich mich zur schweren Feier so entflammen!

Ich habe mich den Schmerzen wohl geweiht,
Doch vor Verleumdung ungefeit,
Wünscht ich mir: wäre ich gestorben!
Schon hätt ich dich in Liebe dann betrachtet.

O süß Geliebter, der du mich vor allen
Den anderen so tief beglückt,
Der du in Gottes Sternenhallen
Nun weilst, an deinen Schöpfer tief gedrückt.
Laß auch für mich dein Bitten fromm erschallen;
Du kannst aus dem Gedächtnis mir entwallen,
Wenn ich zum ändern mich berückt.
Die Flamme, die durch dich in mir entbrannte,
Hat mich zum Weg zu dir zurück entfrachtet.

Damit endete Lauretta ihr Lied, das von allen erwogen und von verschiedenen verschieden aufgefaßt wurde: und es waren einige, die es auf gut mailändisch auffassen wollten, daß nämlich ein feistes Schwein besser sei als ein hübsches Mägdlein; andere hatten eine höhere und bessere und wahrere Auffassung, die aber jetzt nicht erörtert werden kann. Und der König ließ nach diesem Liede, als auf seinen Befehl viele

Fackeln angezündet worden waren, noch andere mehr in Gras und Blumen singen, bis schier jeder Stern, der aufgegangen war, zu sinken begann. Und da es ihm dann Schlafenszeit schien, hieß er alle mit der Gutennacht auf ihre Gemächer gehn.

*Es endet der dritte Tag des Dekamerons*

*Es beginnt der*

# vierte Tag des Dekamerons

*wo unter der Herrschaft Filostratos*
*von denen gesprochen wird,*
*deren Liebe ein unglückliches Ende*
*genommen hat*

Meine teuersten Damen, stets habe ich sowohl wegen der Worte, die ich von weisen Männern vernommen habe, als auch wegen vieler Tatsachen, die ich gesehn und gelesen habe, geglaubt, der ungestüme, brennende Wind des Neides könne nichts sonst erschüttern als die hohen Türme und die überragenden Baumwipfel; in diesem Glauben finde ich mich aber getäuscht: habe ich doch auf der Flucht vor dem rauhen Ungestüm dieses Gifthauches, das ich immer zu fliehen bestrebt war, meinen Weg nicht nur durch die Ebenen, sondern sogar durch die tiefsten Täler zu nehmen getrachtet. Für jedermann, der die vorliegenden Geschichten betrachtet, die ich nicht nur in der Sprache des florentinischen Volkes in ungebundener Rede und ohne Namen eines Urhebers, sondern überdies in möglichst bescheidenem und schlichtem Stile geschrieben habe, ist dieses offenkundig genug. Und trotz alledem habe ich es nicht vermeiden können, daß ich von diesem Winde rauh durchrüttelt, ja schier entwurzelt und von den Bissen des Neides ganz zerfleischt worden bin. Daraus kann ich denn klar entnehmen, daß das wahr ist, was die Weisen zu sagen pflegen, daß nämlich von allem, was da ist, nur die Erbärmlichkeit vom Neide verschont bleibt. So sind, meine verständigen Damen, einige gewesen, die beim Lesen dieser Geschichten gesagt haben, ihr gefielet mir allzusehr, und es sei keine Ehrbarkeit darin, daß ich so viel Vergnügen darin fände, euch zu gefallen und euch Heiterkeit zu schaffen und euch, wie manche noch garstiger gesagt haben, so zu preisen, wie ich es täte. Andere, die ihren Reden ein reiflichen Urteil zuerkannt haben wollen, haben gesagt, meinem Alter stehe es nicht wohl an, noch immer hinter Dingen herzusein, wie es das Sprechen von den Frauen und die Absicht, ihnen zu gefallen, seien. Und viele zeigen eine so zarte Besorgnis um meinen Ruf, daß sie sagen, ich täte weislicher daran, bei den Musen auf dem Parnaß zu weilen, als mich mit derlei Tand unter euch zu mischen. Dann gibt es noch welche, die mehr geringschätzig als weislich gesagt haben, ich täte klüger daran, zu denken, wo Brot hernehmen, als hinter solchem Firlefanz her auf die Windweide zu gehen. Endlich strengen sich gewisse Leute an, zum Unglimpf meiner Mühsal darzutun, die von mir erzählten Geschichten hätten sich anders zugetragen, als ich sie darböte. Von so vielfachem und also angetanem Gezische, von so grimmigen und spitzigen Zähnen werde ich, während ich in euerm Dienste, meine edeln Damen, streite, bedrängt und gepeinigt, ja bis auf den Tod verwundet. Alle diese Anfechtungen höre und vernehme ich aber, weiß Gott, heitern Sinnes; und obwohl meine ganze Verteidigung deswegen euch obläge, so habe ich doch keineswegs die Absicht, meine Kräfte zu sparen, vielmehr gedenke ich, ihnen zu antworten, zwar nicht so, wie es sich gebührte, aber doch bei aller Schlichtheit der Antwort so, daß ich sie mir vom Halse schaffe, und das ohne Verzug. Wenn sie nämlich schon jetzt, wo ich noch nicht bis zum ersten Drittel meiner Arbeit gekommen bin, so zahlreich sind und sich so viel herausnehmen, so bin ich darauf gefaßt, daß sie sich, wenn sie sich nicht gleich im Anfang eine Abfertigung holten, bevor ich ans Ende gekommen wäre, in einer Weise vermehrt hätten, daß sie mich mit leichter Mühe überwältigen könnten, ohne daß euere Kräfte, wie groß sie auch seien, zu einem Widerstande ausreichten. Bevor ich jedoch darangehe, den ersten ihre Antwort zu geben, will ich, um meine Sache zu fördern, etwas erzählen, zwar nicht eine ganze Geschichte, damit es nicht so aussehe, als wollte ich meine Geschichten unter die einer so preiswerten Gesellschaft mischen, wie die war, die ich euch geschildert habe, sondern nur einen Teil einer Geschichte, damit schon ihre Unvollständigkeit an sich dartue, sie gehöre nicht zu den andern; und nun spreche ich zu meinen Widersachern.

In unserer Stadt war, es ist schon hübsch lange her, ein Bürger, der Filippo Balducci hieß, ein Mann von ziemlich geringem Stande, aber reich und rechtschaffen und, soviel sein Stand erheischte, welterfahren; und er hatte eine Frau, die er innig liebte, so wie sie ihn, und sie führten miteinander ein geruhigtes Leben, indem sie auf nichts so viel acht hatten, wie darauf, eines dem andern alles zuliebe zu tun. Nun geschah es, daß die gute Frau, wie es allen geschieht, aus diesem Leben ging, und sie hinterließ Filippo nichts sonst als ein einziges, etwa zwei Jahre altes Söhnchen, das sie von ihm empfangen hatte. Über den Tod seiner Frau konnte er sich so wenig trösten, wie je einer, der ein geliebtes Wesen verloren hat. Und da er sich nun ohne die Gesellschaft, die er am meisten geliebt hatte, vereinsamt fühlte, entschloß er sich, der Welt völlig zu entsagen, nur noch Gott zu dienen und auch seinen kleinen Sohn dazu anzuhalten. Darum begab er sich, nachdem er all sein Vermögen um Gott verschenkt hatte, ohne Verzug auf den Monte Asinajo und bezog dort mit seinem Söhnchen eine kleine Klause, und indem er mit ihm unter Fasten und Beten von Almosen lebte, hütete er sich vor allem davor, in seiner Gegenwart von weltlichen Dingen zu reden und ihn derlei sehn zu lassen, damit ihn das nicht von dem also beschaffenen frommen Tun ablenke, sprach dafür stets von der Herrlichkeit des ewigen Lebens, von Gott und von den Heiligen, ohne ihn etwas andres zu lehren, als fromme Gebete; in diesem Leben erhielt er ihn viele Jahre und ließ ihn niemals die Klause verlassen oder jemand andern sehn als den Vater. Der wackere Mann war gewohnt, manchmal nach Florenz zu gehn; wenn er sich dort die Unterstützungen geholt hatte, die ihm die Freunde Gottes nach seinen Bedürfnissen gewährten, kehrte er in seine Klause zurück. Nun geschah es eines Tages, daß der Knabe, der schon achtzehn Jahre alt war, den zum Greise gewordenen Filippo fragte, wohin er gehe. Filippo sagte es ihm. Darauf sagte der Knabe zu ihm: »Vater, Ihr seid nunmehr ein Greis, und es fällt Euch schwer, die

Beschwerlichkeiten zu ertragen, warum nehmt Ihr mich denn nicht einmal mit nach Florenz, damit ich, nachdem Ihr mich mit Euern gottesfürchtigen Freunden bekannt gemacht habt, fürderhin, wann es Euch gefällt, um unsere Notdurft nach Florenz gehn kann und Ihr hierbleiben könnt?« Der treffliche Mann erwog, daß sein Sohn schon groß war, und hielt dafür, daß er an das gottesfürchtige Leben so gewöhnt sei, daß für ihn die Dinge der Welt nichts Anziehendes haben könnten; und so sagte er sich: ›Er hat recht.‹ Darum nahm er ihn mit, als er wieder einmal zu gehn hatte. Als der Jüngling dort die Paläste, die Häuser, die Kirchen und die Fülle anderer Dinge sah, deren man die Stadt voll sieht, verwunderte er sich baß, weil er sich nicht mehr erinnerte, sie schon gesehn zu haben, und fragte den Vater über vieles, was es sei und wie es heiße. Der Vater sagte es ihm; und wenn er es gehört hatte, war er zufrieden und fragte um etwas andres. Und indem also der Sohn fragte und der Vater antwortete, begegneten sie von ungefähr einer Schar hübscher, geschmückter junger Frauen, die von einer Hochzeit kamen; als die der Jüngling sah, fragte er den Vater, was sie seien. Und der Vater sagte zu ihm: »Mein Sohn, schlage die Augen zu Boden und sieh sie nicht an; denn das sind schlechte Dinge.« Nun sagte der Sohn: »Wie heißen sie denn?« Um nicht in dem begehrlichen Triebe des Jünglings eine unnütze, hingebende Sehnsucht zu erregen, wollte er sie nicht mit ihrem rechten Namen, nämlich Frauen, nennen, sondern sagte: »Sie heißen Gänse.« Wundersam zu hören! Der, der noch nie ein weibliches Wesen gesehen hatte, sagte sofort, ohne sich um Paläste, Ochsen, Pferde, Esel, Geld oder um irgend etwas, was er gesehen hatte, zu kümmern: »Vater, ich bitte Euch, macht, daß ich eine von diesen Gänsen bekomme.« – »O weh, mein Sohn, schweig«, sagte der Vater; »das sind schlechte Dinge.« Darauf sagte der Jüngling fragend: »So also sehn die schlechten Dinge aus?« – »Ja«, sagte der Vater. Und wieder sagte der Sohn: »Ich weiß nicht, was Ihr sagt und warum sie schlechte Dinge sein sollten; was mich betrifft, so glaube ich noch nie so etwas Schönes und Anmutiges gesehen zu haben. Sie sind schöner als die gemalten Engel, die Ihr mir öfters gezeigt habt. Ach, wenn Ihr mich liebhabt, so macht, daß wir eine von diesen Gänsen mitnehmen; ich werde sie füttern.« Der Vater sagte: »Ich will nicht; du weißt ja nicht, womit sie gefüttert werden.« Und schon war die Erkenntnis über ihn gekommen, daß die Natur stärker war als sein Trachten; und er bereute, ihn nach Florenz mitgenommen zu haben. Nachdem ich aber diese Geschichte bis hieher erzählt habe, will ich mich damit begnügen und wende mich zu denen, für die ich sie erzählt habe. Es sagen also einige meiner Tadler, ich täte schlecht daran, allzusehr nach euerm Wohlgefallen, meine jungen Damen, zu trachten, und ihr gefielet mir allzusehr. Das gestehe ich unumwunden ein, nämlich daß ihr mir gefallet und daß ich trachte, euch zu gefallen, frage sie aber, ob sie dabei etwas Wunderbares finden, wenn sie, abgesehn von der Erfahrung, wie lieblich die Küsse, wie köstlich die Umarmungen und wie wonnig die Vereinigungen sind, die ihr, meine süßesten Damen, oftmals gewährt, nur das eine betrachten, daß ihr euer liebliches Wesen und eure reizende Schönheit und eure liebliche Anmut und überdies eure weibliche Sittsamkeit stets geoffenbart habt und täglich neu offenbart, wo doch der auf einem wilden, einsamen Berge, zwischen den vier Wänden einer kleinen Klause und ohne eine andere Gesellschaft, als die seines Vaters, auferzogene Knabe, kaum daß er euch erblickt hat, nur noch euch begehrt, nur noch nach euch verlangt und nur noch seiner Neigung für euch folgte. Dürfen sie mich denn tadeln, verwunden und zerfleischen, daß die Kraft des Lichtes eurer Augen, die Süßigkeit der honigfließenden Worte und die von innigen Seufzern entzündete Flamme auf mich, dessen Leib der Himmel ganz für die Liebe zu euch gebildet hat und der euch von der Kindheit an seine Seele geschenkt hat, die Wirkung haben, daß ich euch zu gefallen trachte, sonderlich wenn sie bedenken, daß vor allem andern ihr es gewesen seid, die einem Einsiedler, einem gefühllosen Knaben, ja einem wilden Tiere gefallen haben? Wahrlich, nur wer euch nicht liebt und nicht danach begehrt, von euch geliebt zu werden, wer also weder die Wonne noch die Kraft der natürlichen Neigung fühlt oder kennt, kann mich so tadeln, und das schert mich wenig. Und die, die sich wegen meines Alters aufhalten, tun dar, daß sie nicht wissen, daß der Lauch, wenn auch sein Kopf weiß ist, doch einen grünen Stengel hat. Aber Scherz beiseite, ihnen antworte ich, daß ich mir's nie zur Schande rechnen werde, mich bis zum letzten Ende meines Lebens um das Wohlgefallen der Wesen zu bemühen, denen zu gefallen Guido Cavalcanti und Dante Alighieri als alte Männer und Messer Cino da Pistoja als schneeweißer Greis für eine Ehre und köstliche Freude gehalten haben. Und wenn es nicht wäre, daß ich dadurch von meiner einmal angefangenen Art der Darlegung abkäme, so würde ich die Geschichte heranziehen und zeigen, daß sie voll ist von wackern Männern der alten Zeit, deren oberstes Trachten auch in ihren reifsten Jahren war, den Frauen zu gefallen; wenn sie das nicht wissen, so mögen sie gehn und sich belehren lassen. Daß ich bei den Musen auf dem Parnaß weilen soll, das ist, gebe ich zu, ein weiser Rat; da wir aber nicht allwege bei den Musen bleiben können, ebensowenig wie sie bei uns, so ist nichts dabei auszusetzen, daß sich der Mann, wann es geschieht, daß er von ihnen scheidet, daran erfreut, Wesen zu sehn, die ihnen ähneln. Die Musen sind Frauen, und vermögen auch die Frauen nicht das, was die Musen vermögen, so haben sie doch auf den ersten Blick eine Ähnlichkeit mit ihnen: wenn mir daher die Frauen aus keinem andern Grunde gefielen, so müßten sie mir schon deshalb gefallen, ganz zu schweigen davon, daß mir die Frauen schon Anlässe zu tausend Versen gegeben haben, die Musen noch nicht zu einem einzigen; geholfen haben sie mir ja und mich diese tausend zusammenfügen gelehrt, und vielleicht haben sie mich auch, während ich diese Sachen,

wie gering sie auch seien, geschrieben habe, etliche Male besucht, vielleicht der Ähnlichkeit zuliebe und zu Gefallen, die die Frauen mit ihnen haben: wenn dem so ist, so entferne ich mich bei der Abfassung dieser Sache weder vom Parnaß noch von den Musen so weit, wie sich viele wohl einbilden. Was werden wir aber denen sagen, die so viel Mitleid mit meinem Hunger haben, daß sie mir den Rat geben, ich solle mich um Brot kümmern? Das wüßte ich sicherlich nicht, wenn ich mir nicht vorstellen könnte, wie ihre Antwort lauten würde, wenn ich sie wegen meiner Notdurft anginge, nämlich: such sie in deinen Fabeln. Und wirklich haben die Dichter oft mehr in ihren Fabeln gefunden als viele Reiche in ihren Schätzen, und genug Männer, die ihren Fabeln nachhingen, haben ihr Alter mit Blüten umgeben, während viele bei dem Trachten nach mehr Brot, als sie gebraucht hätten, elendiglich zugrunde gegangen sind. Was mehr? Sollen sie mich zu der Stunde, wo ich von ihnen etwas heische, abweisen; bis jetzt hat es, Gott sei Dank, noch keine Not bei mir, und wenn mich die Not überfallen sollte, so weiß ich nach der Lehre des Apostels Überfluß und Dürftigkeit zu ertragen: darum soll sich niemand um meine Angelegenheiten mehr kümmern als ich. Von denen, die sagen, diese Geschichten hätten sich anders zugetragen, wäre es mir sehr lieb, wenn sie die Urkunden beibrächten: wenn die dann mit dem, was ich geschrieben habe, nicht übereinstimmen, werde ich ihren Tadel als gerecht anerkennen und mich zu bessern trachten; solange aber nichts anderes zum Vorschein kommt als Worte, lassse ich sie bei ihrer Meinung, indem ich der meinigen folge und von ihnen dasselbe sage, was sie von mir sagen. Und für diesmal will ich's bei dieser Antwort bewenden lassen und sage nur noch, daß ich, mit Gottes Hilfe und mit der, die ich von euch, meine liebenswürdigen Damen, erhoffe, und mit Geduld gewappnet mit diesem Winde vorwärts schreiten will, ihm die Schultern darbieten und ihn blasen lassen; denn ich sehe nicht, daß mir etwas andres geschehn könnte, als was dem geringen Staube geschieht, den auch der Wirbelsturm nicht von der Erde bewegt oder, wenn er ihn schon bewegt, in die Höhe trägt und oft auf den Häuptern der Menschen und auf den Kronen der Könige und Kaiser und zu manchen Malen auf der Höhe der Paläste und auf den ragenden Türmen läßt, von denen er, wenn er herabfällt, nicht tiefer sinken kann als bis zu dem Orte, wo er bis zu seiner Erhebung gewesen ist. Und habe ich bis jetzt in jeglichem Dinge nach euerm Wohlgefallen getrachtet, so werde ich von nun an mehr als je danach trachten, weil ich erkenne, daß man billig nichts sonst wird sagen können, als daß ich und alle, die euch lieben, dem Willen der Natur folgen. Um ihren Gesetzen zu widerstehn, braucht es allzu großer Kräfte, und die werden oft nicht nur eitel, sondern zu großem Schaden aufgeboten. Diese Kräfte, ich gestehe es, habe ich nicht und möchte ich auch nicht haben; hätte ich sie aber, so würde ich sie lieber einem andern leihen, als sie für mich selbst aufbieten. Darum mögen die Nörgler schweigen und, wenn sie sich nicht erwärmen können, in ihrer Erstarrung weiterleben und in ihren Freuden, besser gesagt, in ihren verdorbenen Lüsten verharren, mich aber in der kurzen Spanne, die mir noch zu leben bleibt, in meiner Weise lassen. Nun aber, meine schönen Damen, ist es, weil wir gar weit abgeschweift haben, Zeit, dorthin zurückzukehren, von wo wir ausgegangen sind, und der begonnenen Ordnung zu folgen. Schon hatte die Sonne jeden Stern vom Himmel und von der Erde die feuchten Schatten der Nacht verjagt, als Filostrato aufstand und seine ganze Gesellschaft aufstehn ließ; und sie gingen in den schönen Garten und begannen dort mit ihren Belustigungen. Als dann die Essensstunde gekommen war, nahmen sie ihr Mahl dort ein, wo sie am vergangenen Abend gespeist hatten. Und nach dem Schlafe standen sie auf, als die Sonne im Zenit war, und setzten sich in der gewohnten Weise an den Brunnen. Nun befahl Filostrato Fiammetta, mit dem Geschichtenerzählen zu beginnen, und die hob, ohne auf ein Zureden zu warten, mit weiblichem Anstände also an:

## Erste Geschichte

*Tancredi, Fürst von Salerno, tötet den Geliebten seiner Tochter und schickt ihr sein Herz in einer goldenen Schale; sie schüttet vergiftetes Wasser darüber und trinkt es und stirbt also.*

Einen traurigen Vorwurf hat uns der König für die heutigen Erzählungen gegeben, wenn man bedenkt, daß wir, die wir doch hergekommen sind, um uns zu erheitern, von fremden Tränen berichten sollen, von denen man nicht sprechen kann, ohne daß, wer spricht und wer zuhört, Mitleid hätte. Vielleicht hat er's getan, um die Fröhlichkeit der vergangenen Tage etwas auszugleichen; was immer aber sein Grund gewesen sein mag, so will ich, da es mir nicht zusteht, seinen Gefallen zu ändern, eine klägliche, ja unselige und euerer Tränen würdige Begebenheit erzählen.

Tancredi, Fürst von Salerno, war ein leutseliger Herr von gutmütigem Sinne – hätte er nur nicht in seinem Alter seine Hände mit dem Blute von Liebenden befleckt –, der zeitlebens nur eine einzige Tochter hatte, und er wäre glücklicher gewesen, hätte er auch sie nicht gehabt. Die liebte er so zärtlich, wie nur je ein Vater

seine Tochter geliebt hat, und diese zärtliche Liebe war der Grund, daß er sie, auch als sie das Alter der Mannbarkeit schon um viele Jahre überschritten hatte, nicht vermählte, weil er es nicht über sich brachte, sich von ihr zu trennen; nachdem er sie aber endlich einem Sohne des Herzogs von Capua gegeben hatte, wurde sie schon nach kurzer Ehe Witwe und kehrte zum Vater zurück. Sie war so schön von Leib und Antlitz, wie nur je ein Weib gewesen ist, und jung und munter und hatte mehr Wissen, als etwa von einer Frau verlangt wird. Während sie nun bei ihrem zärtlichen Vater das vergnügliche Leben einer großen Dame führte, sah sie, daß der Vater um der großen Liebe willen, die er zu ihr trug, es sich wenig angelegen sein ließ, sie wieder zu vermählen; und da es ihr nicht ehrbar schien, es von ihm zu fordern, gedachte sie sich, wenn es sein könnte, heimlich einen wackern Geliebten zu verschaffen. Und indem sie viele Männer am Hofe ihres Vaters sah, Edelleute und andere, wie wir sie an den Höfen sehn, und das Betragen und Gehaben von vielen betrachtete, gefiel ihr unter ihnen ein junger Diener ihres Vaters, der Guiscardo hieß, ein Mann von gar niedriger Geburt, aber durch Trefflichkeit und Betragen edler als jeder andere, und für ihn entbrannte sie, da sie ihn öfter sah, in aller Stille in heißer Liebe, allstündlich sein Wesen höher preisend. Und der Jüngling, der das, weil es auch ihm nicht an Klugheit fehlte, bald gewahr geworden war, hatte sie auf eine solche Weise in sein Herz geschlossen, daß er schier alles außer den Gedanken an seine Liebe aus seinem Sinn entfernt hatte. Indem die junge Frau bei dieser gegenseitigen Liebe nichts so sehr ersehnte als ein Zusammensein mit ihm, ersann sie, weil sie diese Liebe niemand anvertrauen wollte, eine neue List, um ihn über die Art und Weise zu unterrichten. Sie schrieb einen Brief und gab ihm darin an, was er am folgenden Tage zu tun habe, um zu ihr zu gelangen; diesen Brief steckte sie in ein Schilfrohr, und das gab sie Guiscardo scherzend mit den Worten: »Mach daraus heute abend ein Blasrohr, womit deine Magd das Feuer anfachen mag.« Guiscardo, der sofort erriet, daß sie es ihm nicht ohne Grund gegeben und nicht ohne Grund so gesprochen hatte, ging, nachdem er es genommen hatte, weg und trug es heim; und als er beim Betrachten des Rohres merkte, daß es gespalten war, öffnete er es, und als er den Brief gefunden und gelesen hatte, verstand er gar wohl, was er zu tun hatte. Nun war er zufriedener als je ein Mann und ging sofort daran, alle Anstalten zu treffen, um auf die ihm von ihr angegebene Art und Weise zu ihr zu gelangen. Nächst dem Palaste des Fürsten war eine in den Berg gehauene Höhle, die vor undenklichen Zeiten gemacht worden war, und diese Höhle erhielt etwas Licht durch ein in den Berg gebrochenes Loch, das aber, weil die Höhle vernachlässigt war, Dörner und Strauchwerk überwuchert hatten; in die Höhle führte aus einer von der Dame bewohnten Kammer im Erdgeschosse des Palastes eine geheime Stiege hinab, die aber durch eine sehr starke Tür abgeschlossen war. Und weil diese Stiege seit weiß Gott wie lange nicht mehr benutzt worden war, war sie allgemein so in Vergessenheit geraten, daß sich kaum jemand erinnerte, daß sie da war; aber die Liebe, vor deren Augen nichts so verborgen ist, daß sie nicht hindränge, hatte sie der verliebten Dame ins Gedächtnis zurückgerufen. Damit nun niemand etwas davon gewahr werden könne, hatte sie viele Tage lang alle Mühe darauf verwandt, bis es ihr gelang, die Tür zu öffnen; nachdem sie nun allein in die nun offene Höhle hinabgestiegen war, hatte sie, weil sie das Luftloch bemerkt hatte, Guiscardo die Botschaft zukommen lassen, er solle trachten, dorthin zu kommen, und hatte ihm auch die Höhe angegeben, die es von dort bis zur Erde haben mochte. Um das ins Werk zu setzen, beschaffte sich Guiscardo unverzüglich einen Strick mit gewissen Knoten und Schlingen, der ihm gestatten sollte, abwärts und aufwärts zu klettern, zog zum Schütze vor den Dornen ein Lederkoller an und begab sich in der Nacht, ohne es jemand wissen zu lassen, zu dem Luftloche, knüpfte das eine Ende des Strickes an einen starken Stamm, der neben dem Loche gewachsen war, ließ sich in die Höhle hinunter und wartete auf die Dame. Die schickte am nächsten Tage unter dem Verwände, daß sie schlafen wolle, ihre Frauen fort, schloß sich allein in der Kammer ein, öffnete die Tür und stieg in die Höhle hinab, wo Guiscardo ihrer harrte; nach wundersamen gegenseitigen Freudenbezeigungen gingen sie miteinander in ihre Kammer, und dort verbrachten sie ein gutes Stück des Tages in eitel Lust und Wonne: und nachdem sie kluge Verabredungen getroffen hatten, auf daß ihr Liebeshandel geheim bleibe, ging Guiscardo zurück in die Höhle, und sie versperrte die Tür und ging zu ihren Frauen hinaus. In der nächsten Nacht kletterte Guiscardo an seinem Stricke hinauf, stieg durch das Loch hinaus, durch das er hereingekommen war, und kehrte heim. Und da er nun diesen Weg wußte, legte er ihn im Laufe der Zeit zu often Malen zurück. Aber das Geschick mißgönnte den beiden Liebenden eine so lange und so große Lust und verkehrte ihr Glück durch ein schmerzliches Ereignis in Traurigkeit und Tränen. Tancredi hatte die Gewohnheit, manchmal ganz allein in das Gemach seiner Tochter zu kommen und dort mit ihr plaudernd zu verweilen und dann wieder zu gehn. So kam er auch eines Tages nach dem Essen zu einer Zeit hinunter, wo die Dame, die Ghismonda hieß, gerade mit allen ihren Frauen im Garten war; ohne von jemand gesehn oder gehört zu werden, trat er in das Gemach, dessen Fenster geschlossen waren, und setzte sich, weil er sie nicht in ihrem Vergnügen stören wollte, auf eine kleine Truhe am Fußende des Bettes, dessen Vorhänge zurückgeschlagen waren; er lehnte den Kopf ans Bett und zog den Vorhang über sich, als ob er sich dort hätte mit Fleiß verstecken wollen, und schlief ein. Und während er also schlief, ließ Ghismonda, die ihren Guiscardo unglücklicherweise für diesen Tag bestellt hatte, ihre Frauen im Garten, trat ins Gemach, verschloß es und öffnete, ohne sich zu versehn, daß jemand hier sein könnte, dem

sie erwartenden Guiscardo die Tür, und sie gingen, wie sie gewohnt waren, zu Bette, um miteinander zu scherzen und der Lust zu pflegen; und derweil geschah es, daß Tancredi erwachte, so daß er alles hörte und sah, was Guiscardo und seine Tochter trieben: darüber über die Maßen erbost, wollte er sie zuerst beschimpfen, entschloß sich aber dann, zu schweigen und, wenn es möglich sei, verborgen zu bleiben, damit er das, was ihm schon in den Sinn gekommen war, daß er tun müsse, mit mehr Bedachtsamkeit und mit weniger Schande für ihn tun könne. Die Liebenden verweilten, wie sie gewohnt waren, eine geraume Zeit miteinander, ohne daß sie Tancredi bemerkt hätten; und als es ihnen an der Zeit schien, stiegen sie aus dem Bette: Guiscardo ging in die Höhle zurück und sie verließ das Gemach. Tancredi ließ sich trotz seines Alters von einem Fenster in den Garten hinab und ging, von niemand bemerkt, auf den Tod betrübt, in sein Gemach. Und auf einen von ihm gegebenen Befehl wurde Guiscardo in der nächsten Nacht, als er eben um die Zeit des ersten Schlafes aus dem Loche schlüpfen wollte, wehrlos, wie er in dem Lederkoller war, von zweien gegriffen und heimlich zu Tancredi geführt. Als ihn der sah, sagte er schier unter Tränen: »Guiscardo, meine Güte für dich hätte nicht den Schimpf und die Schande verdient, die du mir, wie ich heute mit meinen Augen gesehn habe, an dem, was mein ist, angetan hast.« Darauf sagte Guiscardo nichts sonst als: »Die Liebe vermag mehr als Ihr und ich.« Nun befahl Tancredi, daß er in aller Stille in einem Gemache nebenan bewacht werde, und so geschahs. Am nächsten Tage ging Tancredi, nachdem er viele und mancherlei seltsame Gedanken erwogen hatte, nach dem Essen in das Gemach seiner Tochter, ließ sie, die von dem Vorgegangenen nichts wußte, rufen und schloß sich mit ihr ein und begann unter Tränen also: »Ghismonda, da ich der Meinung war, ich kennte deine Tugend und Ehrbarkeit, so hätte es mir, und wäre es mir hundertmal gesagt worden, nie in den Sinn wollen, wenn ich's nicht mit meinen Augen gesehn hätte, daß du dich einem Manne, der nicht dein Gatte ist, hingegeben hättest, ja daß du auch nur daran gedacht hättest; nun werde ich in der Erinnerung daran den kleinen Rest meines Lebens, den mir mein Alter noch gewährt, in steter Verbitterung verbringen. Wollte Gott, du hättest wenigstens, da du einmal zu einer solchen Schändlichkeit herabsinken solltest, einen Mann genommen, der sich zu deinem Adel geschickt hätte; aber unter so vielen Männern an meinem Hofe hast du Guiscardo gewählt, einen Jüngling von dem niedrigsten Stande, der an unserm Hofe, sozusagen um Gottes willen, von Kindheit an bis zum heutigen Tage auf erzogen worden ist: damit hast du mir eine arge Herzenspein bereitet, weil ich nicht weiß, was für eine Entscheidung ich deinetwegen treffen soll. Wegen Guiscardo, den ich heute nacht habe greifen lassen, als er aus dem Luftloche geschlüpft ist, und den ich nun gefangenhalte, habe ich meine Entscheidung schon getroffen; aber mit dir, weiß Gott, weiß ich nicht, was tun. Von der einen Seite zieht mich die Liebe, die ich zu dir stets in größerm Maße getragen habe, als je ein Vater zu seiner Tochter getragen hat, auf der andern Seite der gerechte Unwille, der mich über deine große Torheit befallen hat: die Liebe will, daß ich dir verzeihe, und der Unwille, daß ich wider meine Natur grausam gegen dich sei; bevor ich aber eine Entscheidung treffe, will ich hören, was du dazu zu sagen hast.« Und nach diesen Worten neigte er sein Gesicht und weinte wie ein geschlagenes Kind. Ghismonda fühlte bei der Rede des Vaters, woraus sie entnahm, daß nicht nur ihre heimliche Liebe entdeckt war, sondern daß auch Guiscardo gefangen war, einen unbeschreiblichen Schmerz und war oft nahe daran, diesem Schmerze nach Frauenart mit Klagen und Tränen Ausdruck zu geben; indem aber ihr hoher Sinn diese Schwäche überwand, bewahrte sie mit wunderbarer Kraft die Ruhe ihres Antlitzes und sie faßte, in der Meinung, Guiscardo sei schon tot, den Entschluß, lieber ihr Leben zu lassen, als irgendeine Bitte für sich zu tun. Darum antwortete sie ihrem Vater nicht wie eine betrübte oder eines Vergehns bezichtigte Frau, sondern unbekümmert und beherzt mit trockenen Augen und offenem, nicht im mindesten verstörtem Antlitz und sagte zu ihm: »Tancredi, ich bin weder zu leugnen noch zu bitten gesonnen; zu leugnen nicht, weil mir das nichts nützte, nicht zu bitten, weil ich nicht will, daß mir das nützte, und ich gedenke auch in keiner Weise deine Milde und deine Liebe zur Güte zu stimmen, sondern ich will die Wahrheit gestehn und zuerst meine Ehre mit triftigen Gründen verteidigen, dann aber tapfer das tun, was die Hoheit meines Sinnes verlangt. Es ist wahr, ich habe Guiscardo geliebt und liebe ihn und werde ihn zeitlebens, was nicht lange sein wird, lieben, und wenn es nach dem Tode noch eine Liebe gibt, so werde ich nimmer aufhören, ihn zu lieben; dazu hat mich aber nicht so sehr meine weibliche Schwäche getrieben als dein geringer Eifer, mich zu vermählen, und seine Trefflichkeit. Dir hätte es, Tancredi, bekannt sein sollen, daß du, der du aus Fleisch bist, eine Tochter aus Fleisch und nicht aus Stein und Eisen gezeugt hast, und du hättest dich erinnern müssen, und müßtest dich, obwohl du heute alt bist, noch jetzt erinnern, was die Gesetze der Jugend alles heischen und wie und mit was für einer Kraft; und hast du gleich als Mann einen großen Teil deiner schönsten Jahre im Feldlager verbracht, so hättest du nichtsdestoweniger wissen sollen, was Muße und Wohlleben über alte, geschweige denn über junge Leute vermögen. Ich bin also, als von dir erzeugt, aus Fleisch und habe so wenig gelebt, daß ich noch jung bin, und bin aus dem einen und dem andern Grunde voll eines begehrlichen Verlangens, das dadurch wundersame Kräfte gewonnen hat, daß ich vermählt war und so erkannt habe, was es für eine Wonne ist, ein so beschaffenes Verlangen zu befriedigen. Außerstande, diesen Kräften zu widerstehn, habe ich mich, da ich jung und ein Weib bin, entschlossen, ihnen zu folgen, wohin sie mich zogen, und habe mich

verliebt. Und sicherlich, dabei habe ich alles darangesetzt, bei dem, wozu mich die natürliche Sünde zog, weder dir noch mir, soviel es auf mich ankommen werde, Schande zu bereiten. Dazu haben mir Amor in seinem Mitleide und das Geschick in seiner Güte einen heimlichen Weg gefunden und gezeigt, der mich, ohne daß es jemand erfahren hätte, an das Ziel meiner Wünsche geführt hat; und ich leugne es nicht, wer immer es dir hinterbracht hat oder woher immer du es weißt. Guiscardo habe ich nicht von ungefähr, wie es viele tun, genommen, sondern ich habe ihn mit sorgfältigem Ratschlüsse vor allen andern erwählt und ihn mit wohlbedachter Vorsicht zu mir beschieden und habe in einer von mir und von ihm weislich geübten Beständigkeit lange mein Begehren gestillt. Außer meinem Fehltritte scheinst du mir aber – und darin folgst du mehr dem gemeinen Vorurteile als der Billigkeit – mit größerer Bitterkeit den Vorwurf zu machen, ich hätte mich mit einem Manne von niedrigem Stande eingelassen, als ob es dich nicht verdrossen hätte, wenn ich mir dazu einen Edelmann erwählt hätte. Dabei aber merkst du nicht, daß du nicht mich eines Fehlers beschuldigst, sondern das Geschick, das gar oft die unwürdigsten erhebt und die würdigsten in der Tiefe läßt. Aber lassen wir das jetzt, und betrachte einmal den Ursprung der Dinge; und da wirst du sehn, daß wir alle Fleisch von einem Fleische sind und daß ein und derselbe Schöpfer alle Seelen mit gleichen Kräften, mit gleichen Anlagen und mit gleichen Fähigkeiten geschaffen hat. Erst die Tugend hat uns, die wir alle gleich geboren wurden und werden, unterschieden, und die, die sie in höherm Maße besaßen und anwandten, wurden Edle genannt, und der Rest ist unedel geblieben. Und obwohl dieses Gesetz später durch einen gegenteiligen Gebrauch verdeckt worden ist, so ist es doch nicht aufgehoben und weder aus der Natur noch aus der guten Sitte getilgt; darum beweist der, der tugendhaft handelt, offenkundig, daß er adelig ist, und wenn ihn einer anders nennt, so ist der Fehler bei dem, der ihn anders nennt, und nicht bei dem, der so genannt wird. Sieh dich um unter all deinen Edelleuten und prüfe ihre Tugend, ihre Sitten und ihr Betragen, und tu dasselbe bei Guiscardo; wenn du dann ohne Voreingenommenheit wirst urteilen wollen, so wirst du sagen, er sei vom höchsten Adel und alle deine Edelleute gehörten zum gemeinen Volke. Wegen Guiscardos Tugend und Trefflichkeit habe ich mich nicht auf das Urteil anderer Leute verlassen, sondern nur auf das deiner Worte und meiner Augen. Wer hat ihn je so gelobt, wie du ihn in allen preiswerten Dingen gelobt hast, die an einem wackern Manne zu loben sein müssen? Und sicherlich nicht mit Unrecht; denn wenn sich meine Augen nicht getäuscht haben, so hast du ihm kein Lob gespendet, das ich ihn nicht wunderbarer, als deine Worte hätten ausdrücken können, durch die Tat hätte rechtfertigen sehn: und wenn ich trotzdem etwa eine Täuschung erlitten hätte, so fiele diese Täuschung dir zur Last. Willst du noch immer sagen, ich hätte mich mit einem Manne von niedrigem Stande eingelassen? Du würdest nicht die Wahrheit sprechen; sagtest du aber etwa, mit einem Armen, so könnte zu deiner Schande eingeräumt werden, daß du es nicht besser verstanden hast, einen wackern Mann, der dir diente, zu fördern: aber die Armut nimmt niemand den Adel, sondern nur den Besitz. Es hat viele Könige, viele große Herrscher gegeben, die arm waren; und viele von denen, die das Erdreich ackern und das Vieh hüten, sind reich gewesen und sind es. Das, was du zuletzt angeführt hast, nämlich deine Unschlüssigkeit, was du mit mir machen sollst, die tu nur ganz von dir, wenn du, hochbetagt, gesonnen bist, das zu tun, was du in der Jugend nicht gewohnt warst, nämlich grausam zu sein: übe deine Grausamkeit an mir, die ich nicht gesonnen bin irgendeine Bitte an dich zu richten, an mir, der Urheberin dieses Vergehns, wenn es ein Vergehn ist; denn tust du mir nicht dasselbe, was du Guiscardo getan hast oder tun wirst, so versichere ich dir, daß ich es mir mit meinen eigenen Händen tun werde. Wohlan denn, vergieße Tränen wie die Weiber, und willst du grausam sein, so töte ihn und mich mit einem Schlage, wenn du glaubst, daß wir es verdient haben.« Wohl erkannte der Fürst die Hochherzigkeit seiner Tochter, hielt aber ihre Entschlossenheit, das zu tun, was ihre Worte ankündigten, nicht für so fest, wie sie sagte. Darum ließ er zwar, nachdem er von ihr weggegangen war, den Gedanken fahren, sie irgendwo grausam am Leibe zu strafen, nahm sich aber vor, ihre glühende Liebe durch die Vernichtung des andern abzukühlen, und befahl den zweien, die Guiscardo bewachten, ihn in der nächsten Nacht ohne alles Geräusch zu erdrosseln, das Herz aus dem Leichnam zu nehmen und ihm zu bringen: die taten, wie ihnen befohlen worden war. Als es dann Morgen geworden war, steckte der Fürst das Herz Guiscardos in eine große, schöne Goldschale, die er sich hatte bringen lassen, schickte es durch einen vertrauten Diener seiner Tochter und trug diesem auf, beim Überreichen zu ihr zu sagen: »Dein Vater schickt dir dies, um dich in dem zu erfreuen, was du am meisten liebst, so wie du ihn in dem erfreut hast, was er am meisten geliebt hat.« Ghismonda, die ihren schrecklichen Vorsatz keineswegs aufgegeben, hatte sich, nachdem der Vater gegangen war, giftige Krauter und Wurzeln bringen lassen, sie erhitzt und aus ihnen den Saft gezogen, um ihn bei der Hand zu haben, wenn das eintrete, was sie fürchtete. Als nun der Diener mit dem Geschenke und der Botschaft des Fürsten kam, nahm sie die Schale festen Antlitzes und hob den Deckel ab; da sie das Herz sah und die Worte vernahm, wußte sie auch schon, daß es das Herz Guiscardos war. Darum hob sie ihr Gesicht zu dem Diener und sagte: »Ein minder würdiges Grab, als ein goldenes, hätte einem Herzen, wie das ist, nimmer geziemt; mein Vater hat darin sehr weislich gehandelt.« Und nach diesen Worten führte sie es an den Mund und küßte es, und dann sagte sie: »In allen Stücken habe ich immerdar und bis zu diesem letzten Ende meines Lebens die Zärtlichkeit der Liebe meines Vaters empfunden, aber zu dieser Stunde

mehr als je; statte ihm also in meinem Namen für ein so großes Geschenk den letzten Dank ab, den ich ihm je abstatten werde.« Und hierauf wandte sie sich wieder zu der Schale, die sie festhielt, und sagte, den Blick auf das Herz gerichtet: »Ach, du süßeste Herberge aller meiner Wonnen, verflucht sei die Grausamkeit dessen, der mich dich hat mit leiblichen Augen sehn lassen! Mir wäre es genug gewesen, dich zu jeder Zeit mit den Augen des Geistes schauen zu dürfen. Du hast deinen Lauf vollendet in der Bahn, die dir das Geschick gewährt hat, und bist an das Ziel gelangt, dem alle zustreben; verlassen hast du das Elend der Welt und die Mühsal, und dein Feind selber war es, der dir das Grab gegeben hat, das dein Wert verdient hat. Nichts hat dir noch gemangelt zu einer regelrechten Trauerfeier, als die Tränen der Frau, die du im Leben so sehr geliebt hast; damit du auch sie habest, hat Gott meinem unbarmherzigen Vater den Gedanken eingegeben, daß er dich mir geschickt hat, und ich werde sie dir geben, obwohl ich mir vorgenommen hatte, mit trockenen Augen und einem durch nichts aus der Ruhe gebrachten Antlitze zu sterben: und wenn ich sie dir gegeben habe, so will ich ohne Verzug trachten, daß sich meine Seele mit der vereint, die du, o Herz meines Liebsten, so treulich gehegt hast. Und in wessen Geleite könnte ich zufriedener oder getroster in das unbekannte Land hinübergehen, als mit ihr? Ich bin sicher, sie ist noch drinnen in dir und betrachtet die Stätten ihrer und meiner Wonnen; und weil sie noch immer sicher ist, daß sie mich liebt, so erwartet sie die meine, von der sie über alles geliebt wird.« Und nachdem sie also gesprochen hatte, begann sie, über die Schale gebeugt, lautlos zu weinen, nicht anders, als ob sie einen Quell im Haupte gehabt hätte, und vergoß, unzählige Male das tote Herz küssend, so viel Tränen, daß es wundersam war anzusehn. Ihre Frauen, die um sie standen, begriffen nicht, was das für ein Herz sei oder was ihre Worte besagen wollten; aber von Mitleid übermannt, weinten sie alle und fragten gerührt nach der Ursache ihres Weinens und bemühten sich, da sie keine Antwort erhielten, um so mehr, sie zu trösten, so gut sie nur wußten und konnten. Als sie genug geweint zu haben glaubte, hob sie das Haupt, trocknete sich die Augen und sagte: »Nun, o heißgeliebtes Herz, habe ich alle meine Pflichten gegen dich erfüllt; und mir bleibt nichts mehr zu tun übrig, als mit meiner Seele zu kommen und deiner das Geleite zu geben.« Und nach diesen Worten ließ sie sich das Krüglein mit dem Wasser reichen, das sie am Tage vorher bereitet hatte, goß es in die Schale, wo das Herz gebadet lag in der Flut ihrer Tränen, setzte die Schale furchtlos an den Mund und trank sie leer und legte sich nach dem Trunke mit der Schale in der Hand auf ihr Bett, brachte ihren Körper in die ehrbarste Lage, die sie ihm zu geben wußte, und preßte das Herz ihres Geliebten an das ihre und erwartete still den Tod. Ihre Frauen aber, die all das gesehn und gehört hatten, hatten es Tancredi sagen lassen, obwohl sie nicht wußten, was das für ein Wasser war, das sie getrunken hatte; von der Ahnung dessen, was eingetroffen war, getrieben, eilte er hinunter ins Gemach der Tochter und betrat es in dem Augenblick, wo sie sich auf ihr Bett legte: nachdem er ihr nun, wo es zu spät war, mit süßen Worten Trost zugesprochen hatte, begann er, als er sah, an was für einem Ende sie war, bitterlich zu weinen. Und die Dame sagte zu ihm: »Tancredi, spare dir diese Tränen für ein Unglück auf, das du weniger herbeigesehnt hast als dieses, und gib sie nicht mir, weil ich sie nicht verlange. Wer hat je sonst schon einen weinen sehn wegen dessen, was er gewollt hat? Wenn aber noch ein Funken der Liebe, die du einst zu mir getragen hast, in dir lebt, so gewähre mir ein letztes Geschenk und lasse, da es dir nicht genehm war, daß ich still und heimlich mit Guiscardo gelebt hätte, meinen Leib mit dem seinen, wohin du auch den Leichnam hast werfen lassen, vor aller Augen zu gemeinsamer Ruhe vereinen.« Die Betrübnis seiner Tränen ließ den Fürsten nicht antworten. Als dann die junge Frau fühlte, daß ihr Ende gekommen war, preßte sie das tote Herz an ihre Brust und sagte: »Lebt mit Gott, ich scheide.« Und ihre Augen verschleierten sich, und alle ihre Sinne schwanden, und sie schied aus diesem kummervollen Leben. Ein so trauriges Ende hatte, wie ihr also gehört habt, die Liebe Guiscardos und Ghismondas; Tancredi ließ sie nach vielen Klagen und in später Reue über seine Grausamkeit unter der allgemeinen Trauer von ganz Salerno beide in ein und demselben Grabe ehrenvoll begraben.

## Zweite Geschichte

*Bruder Alberto macht einer Frau weis, der Engel Gabriel sei in sie verliebt und liegt an des Engels Statt mehrere Male bei ihr; nachdem er dann einmal aus Furcht vor ihren Verwandten aus ihrem Hause herabgesprungen ist, verbirgt er sich in dem Hause eines armen Mannes. Der bringt ihn am folgenden Tage als einen wilden Mann auf den Platz; dort wird er erkannt und von seinen Brüdern in Empfang genommen und hierauf gefangengesetzt.*

Die Geschichte Fiammettas hatte die Augen ihrer Gesellinnen zu mehrern Malen mit Tränen gefüllt; als sie aber zu Ende war, sagte der König mit finsterm Gesichte: Ein geringer Preis schiene mir mein Leben, um es für die Hälfte der Wonnen hinzugeben, die Ghismonda mit Guiscardo gehabt hat, und dessen darf sich

keine von euch wundern, weil ich jede Stunde meines Lebens tausend Tode erleide, ohne daß mir dieses vielfachen Todes willen auch nur ein Teilchen Wonne beschieden wäre. Indem ich aber darauf verzichte, meine Angelegenheiten zu erörtern, will ich, daß es Pampinea sei, die in diesen traurigen und meinem Unglücke zum Teile ähnlichen Geschichten fortfahre; wenn sie in die Fußtapfen Fiammettas tritt, so werde ich sicherlich langsam fühlen, daß einige Tautropfen auf meine Glut fallen. Als Pampinea sah, daß der Befehl sie getroffen hatte, erfaßte sie durch ihre Neigung besser den Wunsch ihrer Gesellinnen, als den des Königs durch seine Worte, war daher mehr gesonnen, sie ein wenig zu erheitern, als den König durch etwas andres als durch die bloße Befolgung seines Befehls zufriedenzustellen; darum entschloß sie sich, eine Geschichte zu erzählen, die sich zwar in den Grenzen der Aufgabe halten, aber doch lustig sein sollte, und fing also an:

Im Volksmunde gibt es ein Sprichwort: Gilt ein schlechter Mann für gut, man glaubts nicht, auch wenn er Schlechtes tut. Das bietet mir reichlichen Stoff, daß ich über das reden kann, was meine Aufgabe ist, und daß ich obendrein zeigen kann, wie groß und wie geartet die Gleisnerei der Mönche ist, die mit weiten und langen Gewändern und mit künstlich bleichen Gesichtern und mit Stimmen, die demütig und mild sind, wenn sie eines andern Eigentum verlangen, aber hochfahrend und unverschämt, wenn sie ihre eigenen Fehler an andern grimmig tadeln und wenn sie dartun, daß sie durchs Nehmen und die andern durchs Geben das Heil erlangen und daß sie überdies nicht wie Leute, die, wie wir, das Paradies erwerben wollen, sondern wie seine Besitzer und Herren jedem, der stirbt, je nach der Menge des Geldes, das er ihnen hinterlassen hat, einen mehr oder minder vorzüglichen Platz geben können – die damit zuerst sich selber, wenn sie das glauben, und nachher alle andern, die ihren Worten trauen, zu betrügen trachten. Wäre es mir erlaubt, sie so zu zeichnen, wie es sich gebührte, würde ich vielen Einfältigen klar zeigen, was sie unter ihren weiten Kutten verbergen. Aber wollte es nur Gott, daß es ihnen allen für ihre Lügen so erginge, wie einem Barfüßerbruder, der keineswegs jung war, aber in Venedig als einer der größten Kasuisten galt; von ihm werde ich mit besonderm Vergnügen erzählen, weil ich dadurch euere wegen des Todes Ghismondas mit Mitleid erfüllten Herzen vielleicht durch Lachen und Vergnügen etwas aufzuheitern hoffe.

In Imola war also, meine werten Damen, ein Mensch von ruchlosem und lasterhaftem Lebenswandel, Berto della Massa mit Namen, dessen Schändlichkeit, die den Leuten von Imola nicht unbekannt geblieben war, es dahin gebracht hatte, daß niemand in Imola war, der ihm die Wahrheit, geschweige denn eine Lüge geglaubt hätte; als er endlich einsah, daß für seine Gaunerstückchen dort kein Boden mehr war, siedelte er nach Venedig über, der Zuflucht alles Gesindels, und gedachte hier seiner Bosheit neue Wege zu finden, die er anderswo noch nicht betreten hatte. So zeigte er denn auf einmal, als ob ihn Gewissensbisse über seine in der Vergangenheit verübten schlechten Streiche gepackt hätten, eine außerordentliche Demut, wurde ein so guter Christ wie nur einer, und ging hin und wurde Barfüßer und ließ sich Bruder Alberto da Imola nennen; in diesem Gewände begann er zum Scheine ein strenges Leben zu führen und die Buße und die Enthaltsamkeit zu preisen und aß dabei kein Fleisch und trank keinen Wein, wenn es nicht die Gattung war, die ihm schmeckte. Es hatte auch kaum einer den raschen Übergang beobachtet, wie er aus einem Diebe, Zuhälter, Betrüger und Mörder ein großer Prediger geworden war, ohne daß er deswegen die genannten Laster aufgegeben hätte, wenn er sie nur insgeheim treiben konnte. Und da er sich überdies noch die Priesterwürde verschafft hatte, so weinte er beim Messelesen, wenn ihn viele sahen, über die Passion des Heilands, weil ihn die Tränen, wann er sie haben wollte, wenig kosteten. Und in kurzer Zeit wußte er die Venezianer durch seine Predigten und seine Tränen also zu ködern; daß schier kein Testament mehr gemacht wurde, ohne daß er der Vollstrecker und Verwahrer gewesen wäre, daß ihm viele ihr Geld zum Aufheben gaben und daß ihn schier der größere Teil der Männer und Frauen zum Beichtvater und Berater nahmen; auf diese Weise war er vom Wolfe zum Hirten geworden, und der Ruf seiner Heiligkeit war dort herum viel größer, als der des heiligen Franziskus je in Assisi gewesen war. Nun geschah es, daß eine einfältige, alberne junge Dame, die Madonna Lisetta da ca Quirino hieß und die Gattin eines großen Kaufherrn war, der sich mit seinen Galeeren nach Flandern aufgemacht hatte, mit andern Damen zu diesem heiligen Bruder beichten kam. Als sie dann vor ihm kniete und ihm von ihren Angelegenheiten als eine rechte Venezianerin – und Prahler sind sie alle – erzählt hatte, fragte sie Bruder Alberto, ob sie einen Geliebten habe. Mit bösem Gesichte antwortete sie: »Aber Bruder, habt Ihr denn keine Augen im Kopfe? Scheint Euch denn meine Schönheit so beschaffen, wie die der andern da? Mehr als zu viele könnte ich haben, wenn ich nur wollte; aber meine Schönheit ist nicht von der Art, daß sich der erste beste in sie verlieben dürfte. Wie viele habt Ihr denn gesehn, deren Schönheit so wäre wie die meinige, die auch im Paradiese schön bliebe?« Und außer diesem sagte sie noch so viel von ihrer Schönheit, daß es ein Ekel war, ihr zuzuhören. Bruder Alberto merkte sofort, daß sie nicht recht bei Tröste war, und weil er bei ihr den richtigen Acker für seine Pflugschar zu finden glaubte, verliebte er sich auf der Stelle über die Maßen in sie; indem er sich aber die Zärtlichkeiten für eine gelegenere Zeit aufsparte, begann er sie für diesmal, um sich als heiliger Mann zu zeigen, auszuschelten und ihr zu sagen, daß das eitel Hoffart sei, und derlei Redensarten mehr: darum sagte ihm die Dame, er sei ein Vieh und wisse zwischen Schönheit und Schönheit keinen

Unterschied zu machen. Um sie daher nicht zu sehr aufzubringen, beschloß er die Beichte und entließ sie mit den andern. Und nach einigen Tagen nahm sich Bruder Alberto einen vertrauten Gesellen und begab sich mit ihm zu Madonna Lisetta, ging mit ihr abseits in ein Zimmer und warf sich dort, wo ihn niemand sehn konnte, vor ihr auf die Knie und sagte: »Madonna, ich bitte Euch um Gott, verzeiht mir, was ich am Sonntage, als Ihr von Euerer Schönheit gesprochen habt, gesagt habe; denn in der nächsten Nacht bin ich so grimmig gezüchtigt worden, daß ich mein Lager nicht vor heute habe verlassen können.« Nun sagte Frau Papplöffel: »Und wer hat Euch so gezüchtigt?« Bruder Alberto sagte: »Ich will's Euch sagen. Als ich die Nacht, wie es meine Gewohnheit ist, im Gebete verbrachte, sah ich plötzlich einen hellen Schein in meiner Zelle, und ich konnte mich nicht erst umdrehn, um zu sehn, was das sei, als ich schon einen wunderschönen Jüngling, der einen dicken Stock in der Hand hatte, vor mir sah, und der packte mich bei der Kutte, riß mich zu Boden und gab mir's so, daß mir kein Knochen heil blieb. Dann fragte ich ihn, warum er das getan habe, und er antwortete: ›Weil du dich heute unterstanden hast, abfällig über die himmlische Schönheit der Madonna Lisetta zu sprechen, die ich, nächst Gott, über alles liebe.‹ Und nun fragte ich ihn: ›Wer seid Ihr?‹ Darauf antwortete er, daß er der Engel Gabriel sei. ›O Herr‹, sagte ich, ›ich bitte Euch, verzeiht mir!‹ Und nun sagte er: ›Ich verzeihe dir unter der Bedingung, daß du, sobald es dir möglich ist, zu ihr gehst und dir von ihr verzeihen läßt; und verzeiht sie dir nicht, so werde ich wiederkommen und dir's so geben, daß du zeitlebens daran denken wirst.‹ Was er mir dann noch gesagt hat, das getraue ich mich Euch nicht zu sagen, wenn Ihr mir nicht erst verziehen habt.« Frau Windbeutel in ihrem Mangel an Grütze war ganz glücklich, als sie diese Worte hörte, die sie für durchaus wahr hielt, und sagte nach einem Weilchen: »Ich habe es Euch ja gesagt, Bruder Alberto, daß meine Schönheit himmlisch ist; aber Gott soll mir helfen, wie leid es mir um Euch ist, und damit es Euch nicht noch einmal so übel ergehe, verzeihe ich Euch von Stund an, wenn Ihr mir nur sagt, was Euch der Engel noch gesagt hat.« Bruder Alberto sagte: »Da Ihr mir verziehen habt, Madonna, werde ich's Euch gern sagen; ich mache Euch aber auf das eine aufmerksam, daß Ihr Euch in acht nehmen müßt, auch nur ein Sterbenswörtlein von dem, was ich Euch sage, irgendeinem Menschen auf der Welt zu sagen, wenn Ihr's Euch nicht verscherzen wollt, die glücklichste Frau von der Welt zu sein. Der Engel Gabriel hat mir gesagt, ich solle Euch sagen, Ihr hättet ihm so gefallen, daß er Euch schon zu mehrern Malen des Nachts besuchen gekommen wäre, wenn es nicht um Euern Schrecken gewesen wäre. Nun läßt er Euch durch mich sagen, daß er einmal des Nachts zu Euch kommen und eine Weile bei Euch bleiben will; und weil Ihr ihn, da er ja ein Engel ist, nicht berühren könntet, wenn er in der Gestalt eines Engels käme, sagt er, will er Euch zuliebe in menschlicher Gestalt kommen, und darum sagt er, Ihr sollt ihm sagen lassen, wann Ihr wollt, daß er komme, und in wessen Gestalt, und dann wird er kommen, und deswegen könnt ihr Euch für die seligste Frau halten, die überhaupt lebt.« Frau Mauläffin sagte nun, es sei ihr sehr angenehm, daß der Engel Gabriel sie liebe, denn sie liebe ihn gleichfalls sehr, und es sei noch nie geschehn, daß sie ein Bild von ihm gesehn hätte, ohne eine Dreierkerze davor anzuzünden; und jede Stunde, wann er zu ihr kommen wolle, werde er ihr willkommen sein, und er solle sie allein in ihrem Gemache finden, jedoch mit der Bedingung, daß er sie nicht um die Jungfrau Maria verlassen dürfe, von der es heiße, daß er ihr sehr gut sei, was auch ihr so vorkomme, weil er überall, wo sie ihn sehe, vor ihr auf den Knien liege. Sonst stehe es bei ihm, in welcher Gestalt er kommen wolle, nur daß er sie nicht erschrecke. Nun sagte Bruder Alberto: »Ihr sprecht weislich, Madonna; und ich werde es mit ihm so abmachen, wie Ihr mir sagt. Ihr könntet mir aber eine große Gunst erweisen, und ohne daß es Euch etwas kostete; und diese Gunst bestände darin, daß Ihr einwilligtet, daß er mit meinem Leibe käme. Und hört, warum das eine Gunst für mich wäre: er nähme meine Seele aus dem Leibe und schickte sie ins Paradies, und er ginge in meinen Leib ein, und solange er bei Euch bliebe, so lange wäre meine Seele im Paradiese.« Nun sagte Frau Dünngespinst: »Das ist mir schon recht: von mir aus mögt Ihr das zur Entschädigung für die Prügel haben, die er Euch meinetwegen gegeben hat.« Nun sagte Bruder Alberto: »So macht also, daß er heute nacht die Tür Euers Hauses nicht verschlossen findet, damit er eintreten kann, weil er, wenn er in einem menschlichen Leibe kommt, wie er ja wirklich kommt, nicht anders eintreten kann als durch die Tür.« Die Dame antwortete, das werde geschehn. Fra Alberto schied, und sie blähte sich vor freudigem Stolze so auf, daß ihr das Hemd nicht übern Hintern reichte, und es deuchte sie tausend Jahre zu währen, bis der Engel Gabriel zu ihr komme. Bruder Alberto, der bedachte, daß er seinen Mann mehr als Ritter als als Engel zu stellen haben werde, begann damit, daß er sich mit Konfekt und andern guten Sachen stärkte, um nicht so leicht aus dem Sattel geworfen zu werden. Nachdem er sich dann Urlaub verschafft hatte, begab er sich, als es Nacht geworden war, mit einem Gesellen ins Haus einer Freundin von ihm, von wo aus er schon öfter den Anlauf genommen hatte, wenn es ein Stutenrennen galt; von dort ging er, als es ihm an der Zeit schien, verkappt in das Haus der Dame, verwandelte sich dort mit dem Krimskrams, den er mitgebracht hatte, in einen Engel, stieg hinauf und trat in die Kammer der Dame. Als die die weiße Gestalt erblickte, fiel sie vor ihr auf die Knie, und der Engel segnete sie und richtete sie *auf* und bedeutete ihr, sich ins Bett zu legen. Und das tat sie alsbald in willigem Gehorsam, und der Engel legte sich neben seine fromme Verehrerin. Bruder Alberto war ein wohlgeschaffener, kräftiger Mann, und die Beine standen ihm weidlich zu Leibe, so daß Donna Lisetta, die frisch und lind war, bei ihm ein ander Liegen hatte als bei ihrem

Gatten und sich wegen der vielen Flüge, die er auch ohne Flügel vollführte, nicht genug glücklich preisen konnte, abgesehen davon, daß er ihr auch viel von der himmlischen Herrlichkeit erzählte. Als es dann Tag werden wollte, ging er, nachdem er sich mit ihr wegen seiner Wiederkunft verabredet hatte, mit seiner Tracht fort und kehrte zu seinem Gesellen zurück, dem die gute Frau des Hauses liebenswürdig Gesellschaft geleistet hatte, damit er keine Furcht habe, wenn er allein schlafe. Nach dem Frühmahle ging die Dame mit ihrem Geleite zu Bruder Alberto und erzählte ihm Neuigkeiten vom Engel Gabriel und was sie von ihm über die Herrlichkeit des ewigen Lebens gehört hatte und was er für ein Mann sei, und dazu noch genug wunderbare Mären. Bruder Alberto sagte zu ihr: »Madonna, ich weiß nicht, wie es Euch mit ihm ergangen ist, aber wohl weiß ich, daß er heute nacht, nachdem er zu mir gekommen ist und ich ihm Eure Botschaft bestellt habe, unverzüglich meine Seele zwischen so viel Blumen und Rosen hingetragen hat, wie hienieden nie noch ersehn worden sind, und ich habe an einem der vergnüglichsten Orte, die es je gegeben hat, bis heute früh zur Mette geweilt; was mit meinem Leibe geschehn ist, das weiß ich nicht.« – »Habe ich's Euch denn nicht gesagt?« sagte die Dame; »Euer Leib ist mit dem Engel Gabriel die ganze Nacht in meinen Armen gewesen, und wenn Ihr mir nicht glaubt, so seht unter Eurer linken Brustwarze nach, weil ich dem Engel dorthin einen so festen Kuß gegeben habe, daß das Mal ein paar Tage zu sehen sein wird.« Nun sagte Bruder Alberto: »Da werde ich denn heute etwas tun, was ich schon seit langer Zeit nicht mehr getan habe, mich nämlich entkleiden, um zu sehn, ob Ihr die Wahrheit sagt.« Und nach vielem Geschwätze ging die Dame nach Hause; und Bruder Alberto ging hernach zu often Malen in der Gestalt des Engels zu ihr, ohne daß er auf ein Hindernis gestoßen wäre. Nun geschah es eines Tages, daß Madonna Lisetta, als sie mit einer Gevatterin von ihr beisammen war und mit ihr über die Schönheit stritt, in der Absicht, ihre Schönheit vor der jeder andern herauszustreichen, als einfältiges Ding sagte: »Wenn Ihr wüßtet, wem sie gefällt, so würdet Ihr wahrlich von andern schweigen.« Voller Neugier sagte die Gevatterin, die sie gut kannte: »Madonna, es ist ja möglich, daß Ihr die Wahrheit sagt; immerhin wird man seine Meinung nicht so leichthin ändern, wenn man nicht erfährt, wer das ist.« Nun sagte die Dame, bei der es nicht viel brauchte, um sie zum Plappern zu bringen: »Gevatterin, ich sollte es nicht sagen, aber mein Liebster ist der Engel Gabriel, der mich lieber hat als sich selbst, weil ich, wie er gesagt hat, die schönste Frau bin, die es auf der Welt oder zu Wasser gibt.« Die Gevatterin hatte zwar Lust zu lachen, hielt sich aber zurück, damit sie noch mehr erfahre, und sagte: »Gottstreu, wenn der Engel Gabriel Euer Liebster ist und Euch das sagt, so muß es wohl so sein; aber ich hätte nicht geglaubt, daß die Engel so etwas tun.« Die Dame sagte: »Gevatterin, Ihr habt Euch geirrt: bei den Wundmalen Christi, er macht es besser als mein Mann, und er sagt mir, daß sie es auch dort oben machen; weil er mich aber für schöner hält als irgendeine im Himmel, so hat er sich in mich verliebt und kommt mich gar oft besuchen. Na, was sagt Ihr jetzt?« Als die Gevatterin von Madonna Lisetta weggegangen war, deuchte es sie tausend Jahre zu währen, bis sie dazu komme, das wiederzusagen; und da sie bei einem Feste mit einer großen Gesellschaft von Damen zusammentraf, erzählte sie ihnen die Neuigkeit haarklein. Die Damen sagten es ihren Männern und andern Damen und die wieder andern, und so war in weniger als zwei Tagen ganz Venedig voll davon. Aber unter denen, denen es zu Ohren kam, waren auch ihre Verwandten, und die faßten, ohne ihr etwas davon zu sagen, den Vorsatz, den Engel kennenzulernen und ihn zu prüfen, ob er fliegen könne; und darum legten sie sich mehrere Nächte auf die Lauer. Nun geschah es, daß auch dem Bruder Alberto eine Spur dieses Geredes zu Ohren kam, und deswegen ging er eines Nachts zu der Dame, um sie auszuschelten. Kaum war er aber entkleidet, als ihre Verwandten, die ihn hatten kommen sehn, auch schon an der Tür des Gemaches waren, um sie zu öffnen. Als das Bruder Alberto merkte, wußte er sofort, was los war, sprang auf, öffnete, weil er keine andere Zuflucht hatte, ein Fenster, das auf den großen Kanal hinausging, und warf sich ins Wasser. Das war sehr tief, und er war ein guter Schwimmer, so daß er sich keinen Schaden tat; und nachdem er ans andere Ufer des Kanals geschwommen war, huschte er in ein Haus, das offen war, und bat einen Mann, den er drinnen traf, er möge ihm um Gottes willen das Leben retten, indem er ein Märchen erfand, wieso er zu dieser Stunde und nackt hier sei. Von Mitleid bewegen, legte ihn der gute Mann, der eben in Geschäften weggehn mußte, in sein Bett und sagte ihm, er solle dort bis zu seiner Rückkehr bleiben; dann schloß er ihn ein und ging seine Angelegenheiten besorgen. Als die Verwandten der Dame ins Zimmer kamen, fanden sie, daß der Engel Gabriel entflogen war, ohne seine Flügel mitgenommen zu haben; da sie sich darob vorkamen, als hätten sie sich die Köpfe eingerannt, sagten sie der Dame die ärgsten Schimpfworte, so daß die ganz trostlos zurückblieb, als sie endlich mit der Tracht des Engels heimgingen. Unterdessen war es hellichter Tag geworden, und der gute Mann hörte auf dem Rialto erzählen, daß diese Nacht der Engel Gabriel zu Madonna Lisetta schlafen gekommen sei und sich, als ihn die Verwandten dort gefunden hätten, aus Furcht in den Kanal geworfen habe und daß niemand wisse, was mit ihm geworden sei; daraus erriet er sofort, daß das der war, den er im Hause hatte. Da er, nachdem er heimgekommen war, sah, daß es der richtige war, sagte er ihm nach vielem Hin und Wider geradeheraus: wenn er nicht wolle, daß er ihn den Verwandten ausliefere, müsse er fünf zig Dukaten bringen lassen; und das geschah auch. Als darauf Bruder Alberto nach Hause verlangte, sagte der gute Mann zu ihm: »Das ist unmöglich, außer auf eine einzige Art, wenn Euch die recht ist. Wir veranstalten heute ein Fest, zu dem der

eine einen als Bären vermummten Mann mitbringt, der andere einen Wilden, der dritte dies und ein anderer das, und dann gibt's auf dem Markusplatze eine Jagd, und wenn die aus ist, ist das Fest zu Ende, und jeder geht mit dem, den er mitgebracht hat, wohin es ihm beliebt; wollt Ihr, daß ich Euch, bevor es erspäht werden kann, daß Ihr hier seid, so oder so mitnehme, so kann ich Euch nachher führen, wohin Ihr wollt. Anders sehe ich keine Möglichkeit, wie Ihr von hier fortkommen könntet, ohne erkannt zu werden; auch haben die Verwandten der Dame, weil sie vermuten, daß Ihr hier irgendwo steckt, überall ihre Wachen aufgestellt, um Euch in die Hände zu bekommen.« Obwohl es Bruder Alberto hart deuchte, also einhergehn zu müssen, entschloß er sich doch dazu aus Furcht vor den Verwandten der Dame und sagte ihm, wohin er geführt werden wollte, und daß es ihm gleichgültig sei, wie er geführt werde. Der Mann bestrich ihn von oben bis unten mit Honig, beklebte ihn mit vielen Flaumfedern, schlang ihm eine Kette um den Hals, band ihm eine Larve vors Gesicht und gab ihm in die eine Hand einen großen Prügel und ließ ihn mit der andern zwei Hunde halten, die er von den Fleischbänken geholt hatte; dann schickte er einen auf den Rialto, der ausrufen mußte, wer den Engel Gabriel sehn wolle, solle auf den Markusplatz kommen: und das war venezianische Treue. Nachdem dies geschehen war, wartete er erst noch ein Weilchen, und dann führte er ihn hinaus und ließ ihn vorangehen, indem er ihn von hinten an der Kette hielt, und gelangte mit ihm nicht ohne großen Lärm der Leute, die alle sagten: »Was ist denn das? Was ist denn das?« auf den Platz, wo sowohl von denen, die hinter ihnen gekommen waren, als auch von denen, die wegen des Ausrufens am Rialto gekommen waren, eine unabsehbare Menschenmenge war. Dort angelangt, band er seinen wilden Mann an eine Säule auf einer Erhöhung und tat, als ob er auf den Beginn der Jagd wartete; und weil der Arme mit Honig bestachen war, verursachten ihm die Fliegen und Bremsen große Pein. Als dann sein Führer sah, daß der Platz ordentlich voll war, machte er eine Bewegung, als ob er den wilden Mann abketten wollte, riß aber dem Bruder Alberto die Larve ab und sagte: »Meine Herren, weil die Sau ausbleibt und weil es nichts ist mit der Jagd, will ich euch, damit ihr nicht umsonst gekommen seid, den Engel Gabriel zeigen, der des Nachts vom Himmel zur Erde herabsteigt, um die venezianischen Frauen zu trösten.« Kaum war die Larve herunter, so war auch schon Bruder Alberto von allen erkannt, und alle brachen gegen ihn in Geschrei aus, indem sie ihm die abscheulichsten Worte und die größten Beschimpfungen sagten, die je einem Schurken gesagt worden sind, und ihm überdies von allen Seiten Kot ins Gesicht schleuderten; und das mußte er eine geraume Weile leiden, bis sich seine Brüder, die die Nachricht davon von ungefähr erfahren hatten, in der Zahl von sechs Mann aufmachten, hinrannten, ihm eine Kutte überwarfen, ihn abketteten und ihn nicht ohne ein johlendes Gefolge in ihr Haus brachten. Und dort, heißt es, ist er elendiglich im Kerker verstorben. Dieser Mensch, der für gut galt und schlecht handelte, ohne daß man es geglaubt hätte, hat es also gewagt, sich zum Engel Gabriel zu machen, ist aus diesem in einen wilden Mann verwandelt worden und hat lange Zeit die verdiente Strafe erlitten und umsonst die begangenen Verbrechen beweint. Gott wolle, daß es allen andern ebenso ergehe.

## Dritte Geschichte

*Drei Jünglinge lieben drei Schwestern und fliehen mit ihnen nach Kreta. Die älteste tötet ihren Geliebten aus Eifersucht; die zweite rettet sie vom Tode, indem sie sich dem Herzoge von Kreta hingibt, wird aber von ihrem Geliebten getötet, der mit der ersten entflieht. Dieses Verbrechens wird der dritte Liebhaber mit der dritten Schwester beschuldigt, und sie werden festgenommen und gestehn es; aus Furcht vor dem Tode bestechen sie die Wächter und fliehen arm nach Rhodus und sterben dort im Elend.*

Filostrato versank, nachdem er das Ende der Geschichte Pampineas gehört hatte, ein wenig in Nachdenken, und dann sagte er zu ihr: Gegen das Ende Euerer Geschichte war ein bißchen Gutes, was mir auch gefallen hat; vorher war aber gar zu viel lustiges Zeug, das ich gern vermißt hätte. Dann wandte er sich zu Lauretta und sagte: Fahrt mit einer bessern fort, meine Dame, wenn es sein kann. Lächelnd sagte Lauretta: Ihr seid allzu grausam gegen die Liebenden, wenn Ihr ihnen durchaus ein schlimmes Ende wünscht; um Euch aber gehorsam zu sein, will ich eine von drei Paaren erzählen, die alle nach kurzer Liebesfreude jämmerlich zugrunde gegangen sind. Und nach diesen Worten begann sie also: Wie ihr, meine jungen Damen, klar erkennen könnt, vermag es jedes Laster, den, der ihm ergeben ist, und zu often Malen auch andere in schweres Ungemach zu stürzen; das Laster aber, das uns in der wildesten Jagd in die Gefahren treibt, ist, meine ich, der Zorn, der nichts andres ist als eine plötzliche und unüberlegte, durch eine schmerzhafte Empfindung erregte Aufwallung, die die Vernunft verscheucht, die Augen des Geistes mit Finsternis umdunkelt und unsere Seele zu glühender Wut entflammt. Und obwohl er hauptsächlich die Männer befällt, den einen mehr als den andern, so ist er doch auch bei den Frauen nichts Neues, bei denen

er einen größeren Schaden stiftet, weil er sich in ihnen leichter entzündet und viel heller lodert und geringeren Widerstand findet. Das ist auch kein Wunder, weil wir, wenn wir darauf achten wollen, sehn werden, daß es in der Natur des Feuers liegt, leichte und schwache Dinge eher zu ergreifen als harte und derbe; und die Männer mögen es nicht übelnehmen, wir sind einmal zarter als sie und viel beweglicher. Weil ich also sehe, daß wir von Natur dazu neigen, und nachher betrachte, daß unser sanftes und gütiges Wesen die willkommene Ruhe und Freude der Männer, mit denen wir umzugehn haben, ausmacht, während ihnen Zorn und Wut widerwärtig und gefährlich sind, so will ich, damit wir uns vor diesen Fehlern mit festerm Herzen in acht nehmen, in meiner Geschichte schildern, wie die Liebe dreier Jünglinge und ebenso vieler Damen, wie ich vorhin gesagt habe, durch den Zorn der einen aus der Höhe des Glückes in das tiefste Unglück gestürzt worden ist.

Marseille ist, wie ihr wißt, in der Provence am Meere gelegen, eine alte, edle Stadt, die früher mehr reiche Leute und große Kaufleute zählte als heute. Unter diesen war einer, der Narnald Cluada hieß, ein Mann von ganz niedriger Geburt, aber von makelloser Rechtschaffenheit und ein ehrlicher Kaufherr, über die Maßen reich an Ländereien und Geld, der von seiner Gattin mehrere Kinder hatte, drei Töchter und einige Söhne. Von diesen drei Mädchen, die älter waren als ihre Brüder, war eine vierzehn Jahre alt, die andern zwei, Zwillinge, fünfzehn; ihre Verwandten warteten auch mit ihrer Vermählung nur mehr auf die Heimkunft Narnalds, der auf Kauffahrt in Spanien war. Von den Zwillingen hieß die eine Ninetta, die andere Maddalena; die dritte hieß Bertella. In Ninetta hatte sich ein junger Mann, der zwar arm, aber von Adel war, Restagnone mit Namen, inbrünstig verliebt und das Mädchen in ihn, und sie hatten es so trefflich anzustellen gewußt, daß sie sich, ohne daß es jemand auf der Welt gewußt hätte, der Früchte ihrer Liebe erfreuten; und diese Freude hatte schon eine geraume Weile gedauert, als es geschah, daß sich zwei miteinander befreundete Jünglinge, Folco und Ughetto mit Namen, die durch den Tod ihrer Väter sehr reich geworden waren, in Maddalena und Bertella verliebten. Als dies Restagnone, von Ninetta darauf aufmerksam gemacht, gewahr wurde, dachte er, bei seiner Dürftigkeit könne ihm die Liebe der beiden förderlich sein. Er befreundete sich mit ihnen und begleitete bald den einen, bald den andern und manchmal alle beide, um mit ihren Damen auch die seinige zu sehn; und als er seiner Meinung nach mit ihnen genugsam befreundet und vertraut war, lud er sie eines Tages zu sich und sagte zu ihnen: »Unser Verkehr, meine werten Herren, wird euch überzeugt haben, wie groß die Liebe ist, die ich für euch hege, und daß ich für euch dasselbe täte wie für mich; und weil ich euch also herzlich liebe, will ich euch etwas vortragen, was mir eingefallen ist, und dann mögt ihr zusammen mit mir den Entschluß fassen, der euch der beste dünkt. Wenn euere Worte nicht lügen, und nach dem, was ich aus euerm Tun bei Tag und Nacht entnommen zu haben glaube, brennt ihr in zärtlichster Liebe für die zwei von euch geliebten Mädchen, so wie ich für die dritte Schwester; für diese Brunst getraute ich mir, wenn ihr einwilligen wolltet, ein gar süßes, wonniges Heilmittel zu beschaffen, und das wäre das: Ihr seid überaus reich, und ich bin es nicht: wolltet ihr euere Reichtümer zusammentun und mich zu einem Drittel an ihrem Besitze teilnehmen lassen und irgendeinen Ort der Welt erwählen, wohin wir zu ziehen hätten, um in Glück und Freude mit ihnen zu leben, so getraute ich mir sonder Fehl, die drei Schwestern zu überreden, daß sie uns dorthin mit einem erklecklichen Teile von ihres Vaters Gut begleiteten; und dort könnten wir, jeder mit der Seinen, wie drei Brüder als die glücklichsten Männer von der Welt leben. Bei euch steht es jetzt, den Entschluß zu fassen, ob ihr das Glück ergreifen oder es lassen wollt.« Als die zwei Jünglinge, die über die Maßen entbrannt waren, hörten, daß sie die Mädchen haben sollten, überlegten sie nicht lange, sondern sagten, wenn sich das daraus ergeben werde, so seien sie bereit, also zu tun. Ein paar Tage, nachdem er diese Antwort erhalten hatte, traf sich Restagnone mit Ninetta, zu der er nicht ohne große Schwierigkeit gelangen konnte; nach einem kurzen Beisammensein mit ihr erzählte er ihr, was er mit den Jünglingen besprochen hatte, und bemühte sich mit vielen Gründen, sie diesem Schritte geneigt zu machen. Das war aber gar nicht schwer, weil sie viel mehr als er ersehnte, ohne den lästigen Argwohn mit ihm sein zu können; darum antwortete sie ihm freimütig, sie sei dazu geneigt, und die Schwestern würden, besonders in diesem Falle, tun, was sie wolle, und sagte ihm, er solle alle hierfür nötigen Anstalten mit möglichster Eile treffen. Als Restagnone zu den zwei Jünglingen zurückgekehrt war, die ihn wegen dessen, was er mit ihnen besprochen gehabt hatte, sehr gedrängt hatten, sagte er ihnen, daß von ihren Damen aus die Sache richtig sei. Nun beschlossen sie, nach Kreta zu ziehen, verkauften daher einige Besitzungen, die sie hatten, unter dem Vorwande, sie wollten mit dem Gelde Handelsgeschäfte treiben, kauften, nachdem sie ihr ganzes sonstiges Eigentum zu Gelde gemacht hatten, einen Schnellsegler, rüsteten ihn in aller Stille aufs beste aus und warteten auf die ihnen bestimmte Frist. Ninetta wieder, die die Wünsche ihrer Schwestern genugsam kannte, entzündete diese mit süßen Worten zu einer solchen Sehnsucht, daß sie die Stunde nicht zu erleben glaubten, wo sie das Ziel ihrer Wünsche erreichen würden. Als daher die Nacht, wo sie das Schiff besteigen wollten, gekommen war, öffneten die drei Schwestern einen großen Kasten ihres Vaters und nahmen eine Menge Geld und Juwelen, verließen damit alle drei ganz still das Haus und trafen ihre drei Liebhaber, wie es verabredet worden war: sie bestiegen ohne allen Verzug mit

ihnen das Schiff, die Ruder senkten sich ins Wasser, und sie fuhren davon; ohne irgendwo anzuhalten, kamen sie am nächsten Abende nach Genua, und dort genossen die jungen Liebenden die ersten Wonnen ihrer Liebe. Und nachdem sie sich in dem, was nötig war, wieder gestärkt hatten, machten sie sich auf den Weg und kamen von Hafen zu Hafen noch vor dem achten Tage ohne Hindernis nach Kreta; sie kauften sich große, schöne Ländereien und bauten dort, ganz in der Nähe von Candia, schöne, freundliche Wohnungen und begannen mit vielem Gesinde, mit Hunden, Falken und Rossen, bei Gastmählern, Festen und Freuden mit ihren Damen als die glücklichsten Männer der Welt wie große Herren zu leben. Und indem sie dieses Leben führten, geschah es – wie wir's ja alltäglich geschehn sehn, daß man auch der angenehmsten Dinge durch ein Übermaß überdrüssig wird –, daß Restagnone, der Ninetta herzlich geliebt hatte, nun, wo er sie ohne den lästigen Argwohn zu allem seinem Willen haben konnte, anfing, ihrer überdrüssig zu werden und es ihr daher an Liebe mangeln zu lassen. Und da er bei einem Feste an einer jungen Dame des Landes, die schön und aus edlem Geschlechte war, ein besondres Gefallen gefunden hatte, begann er die mit allem Eifer zu umwerben und, um ihr zu huldigen, wundersame Feste zu veranstalten; als das Ninetta gewahr wurde, fiel sie in eine solche Eifersucht, daß er keinen Schritt mehr gehn konnte, den sie nicht erkundet hätte, um nachher ihn und sich mit Worten und Verdrießlichkeit zu quälen. So aber, wie das Übermaß Ekel erzeugt, so steigert die Verweigerung dessen, was man ersehnt, die Begierde, und so fachte Ninettas Verdrießlichkeit die Flamme von Restagnones neuer Liebe zu größerm Brande an; und wie immer es im Laufe der Zeit geschehn sein mag, ob Restagnone die Neigung der geliebten Dame gewonnen hat oder nicht, jedenfalls war Ninetta, wer's ihr auch hinterbracht hatte, überzeugt, daß es so sei. Darüber verfiel sie in eine solche Traurigkeit und ließ sich von dieser zu einem solchen Zorne und demnach zu einer solchen Wut hinreißen, daß sie alle Liebe, die sie für Restagnone gehegt hatte, in bittern Haß verkehrte und, von ihrem Zorne verblendet, beschloß, die Schmach, die sie von Restagnone zu leiden glaubte, durch seinen Tod zu rächen. Und durch Versprechen und Geschenke brachte sie eine alte Griechin, eine geriebene Giftmischerin, dazu, ihr ein tödliches Wasser zu bereiten, und das gab sie eines Abends, ohne sich mit jemand beraten zu haben, Restagnone, der erhitzt war und sich dessen nicht versah, zu trinken. Die Kraft des Giftes war so stark, daß es ihn, bevor es Morgen geworden war, getötet hatte. Als Folco und Ughetto und ihre Damen von seinem Tode erfuhren, beweinten sie ihn, ohne Kenntnis, daß er an Gift gestorben war, bitterlich mit Ninetta und ließen ihn feierlich begraben. Aber nach wenigen Tagen geschah es, daß die Alte, die das vergiftete Wasser für Ninetta bereitet hatte, wegen einer andern Schlechtigkeit gegriffen wurde, und auf der Folter gestand sie unter andern Missetaten auch diese mit der genauen Angabe des Zweckes; darum umstellte der Herzog von Kreta in aller Stille den Palast Folcos, griff Ninetta ohne Lärm oder Widerspruch und führte sie weg. Sie bekannte ohne jede Folter, was er über den Tod Restagnones wissen wollte. Als Folco und Ughetto unter der Hand vom Herzoge und ihre Frauen von ihnen erfahren hatten, warum Ninetta gegriffen worden war, waren sie sehr bekümmert und boten alles auf, um sie vor dem Feuertode zu retten, wozu sie verdientermaßen verurteilt worden war; aber alles blieb eitel, weil der Herzog darauf bestand, der Gerechtigkeit freien Lauf zu lassen. Nun kam Maddalena, die der Herzog ihrer Schönheit wegen seit langer Zeit bestürmt hatte, ohne daß sie ihm aber jemals die kleinste Gunst gewährt hätte, auf den Einfall, sie könnte die Befreiung ihrer Schwester vom Feuertode dadurch erlangen, daß sie ihm zu Willen sei, ließ ihn darum durch einen, klugen Boten wissen, sie stehe zu seinem Befehle, wenn daraus zweierlei erfolgen werde: erstens, daß sie ihre Schwester heil und frei zurückbekomme, und zweitens, daß alles geheim bleibe. Der Herzog hörte die Botschaft mit Wohlgefallen: nachdem er lange bei sich nachgedacht hatte, ob er das tun solle, ging er endlich darauf ein und sagte, er sei bereit dazu. Im Einverständnis mit der Dame ließ er also eines Nachts Folco und Ughetto unter dem Verwände, sich bei ihnen über den Fall unterrichten zu wollen, einziehen und begab sich heimlich zu Maddalena in Herberge. Vorher hatte er so getan, als ob er Ninetta hätte in einen Sack stecken lassen, damit sie in derselbigen Nacht ins Meer versenkt würde, brachte sie aber ihrer Schwester mit und schenkte sie ihr als Preis für diese Nacht; und am Morgen bat er Maddalena, diese erste Liebesnacht nicht die letzte sein zu lassen, und trug ihr überdies auf, die schuldige Frau fortzuschaffen, damit ihm sein Handeln nicht zur Schmach gereiche und damit er nicht neuerdings gegen sie zur Grausamkeit gezwungen werde. Am nächsten Morgen wurden Folco und Ughetto freigelassen, nachdem ihnen gesagt worden war, daß Ninetta in der Nacht getötet worden sei, was sie auch glaubten, und sie kehrten heim, um ihre Frauen über den Tod der Schwester zu trösten. Obwohl sich nun Maddalena alle Mühe gab, sie verborgen zu halten, merkte Folco doch, daß sie da war; baß verwundert darüber, schöpfte er, weil er schon erfahren hatte, daß der Herzog Maddalena liebte, auf der Stelle Verdacht und fragte sie, wie das zugehe, daß Ninetta hier sei. Da er das mächtige Lügengewebe, womit ihm Maddalena kommen wollte, als gewitzter Mann durchschaute, zwang er sie, ihm die Wahrheit zu sagen, und sie sagte sie ihm nach vielen Umschweifen. Vom Schmerze übermannt und zur Wut entflammt, zog er sein Schwert und tötete sie trotz ihren Bitten um Gnade; aus Furcht vor dem Zorne und dem Gerichte des Herzogs ließ er die Leiche in dem Gemache liegen, ging zu Ninetta und sagte mit verstellter Heiterkeit zu ihr: »Laß uns unverzüglich dorthin aufbrechen, wo deine Schwester bestimmt hat, daß ich dich hinbringen soll, damit du nicht wieder in die

Hände des Herzogs fällst.« Das glaubte Ninetta und machte sich, es war schon Nacht, in dem furchtsamen Verlangen, fortzukommen, mit Folco auf den Weg, ohne erst von ihrer Schwester Urlaub zu heischen; und sie eilten mit dem Gelde, dessen Folco hatte habhaft werden können, und das war sehr wenig, ans Meer und bestiegen eine Barke: und niemand hat je erfahren, wohin sie gelangt sind. Als Maddalena am nächsten Tage als Leiche gefunden wurde, waren etliche, die das wegen des neidischen Hasses, den sie Ughetto entgegenbrachten, alsbald dem Herzoge zu wissen machten; darum eilte der Herzog, der Maddalena zärtlich liebte, hitzig zu ihrem Hause, griff Ughetto und seine Frau und zwang sie, die von der Sache, nämlich von der Flucht Folcos und Ninettas nichts wußten, zu gestehn, sie und Folco seien der Ermordung Maddalenas schuldig. Da sie um dieses Geständnisses willen billig für ihr Leben fürchteten, bestachen sie mit vieler Mühe ihre Wächter, indem sie ihnen einen großen Teil des Geldes gaben, das sie in ihrem Hause für den Notfall in einem Verstecke aufbewahrten; und ohne daß sie die Zeit gehabt hätten, irgend etwas von ihrem Eigentum mitzunehmen, bestiegen sie mit den Wächtern eine Barke und entflohen in der Nacht nach Rhodus. Dort endeten sie bald ihr Leben in Armut und Elend. Zu einem solchen Ende hat Restagnones törichte Liebe und Ninettas Zorn sie und andere geführt.

## Vierte Geschichte

*Gerbino bestreitet gegen das von seinem Großvater König Wilhelm gegebene Versprechen ein Schiff des Königs von Tunis, um dessen Tochter zu rauben; da sie von den Schiffsleuten getötet wird, bringt er diese um: schließlich wird er enthauptet.*

Als Lauretta ihre Geschichte geendet hatte, schwieg sie, und in der Gesellschaft fand sich mancher mit manchem in der Trauer über das Unglück der Liebenden zusammen, und manche tadelten den Zorn Ninettas, und der eine sagte dies und der andere das, bis der König, als ob er sich einem schweren Gedanken entrissen hätte, das Gesicht hob und Elisa ein Zeichen gab, sie solle fortfahren; und die begann bescheidentlich: Gar viele gibt es, meine hübschen Damen, die denen zum Trotze, die ein Verlieben auf bloßes Hörensagen hin für unmöglich halten, der Meinung sind, Amor verschieße, nur durch die Augen entzündet, seine Pfeile; daß sich die arg täuschen, wird aus einer Geschichte, die ich erzählen will, klar erhellen. Aus ihr werdet ihr nicht nur ersehn, daß das der Ruf allein, ohne den Augenschein, bewirkt hat, sondern es wird euch auch kund werden, daß dadurch beide in einen elenden Tod geführt worden sind.

Wilhelm der Zweite, König von Sizilien, hatte, wie die Sizilianer wissen wollen, zwei Kinder, einen Sohn Ruggieri und eine Tochter Gostanza. Ruggieri, der vor dem Vater starb, hinterließ einen Knaben, der Gerbino hieß, und der wurde von seinem Großvater mit Sorgfalt aufgezogen, zu einem herrlich schönen Jüngling, wohlberufen in Tapferkeit und adeligem Wesen. Sein Ruf blieb auch nicht auf die Grenzen Siziliens beschränkt, sondern erklang in vielen Gegenden der Welt und sonderlich hell in der Berberei, die zu der damaligen Zeit dem Könige von Sizilien zinspflichtig war. Unter ihnen, denen der hehre Ruf von Gerbinos Trefflichkeit und adeligem Wesen zu Ohren kam, war eine Tochter des Königs von Tunis, die, wie jeder, der sie gesehn hatte, sagte, eines der schönsten Geschöpfe war, die je von der Natur gebildet worden sind, und dabei wohlgesittet und von edlem, hohem Sinne, die mit Vergnügen von wackern Männern reden hörte, nahm die wackern Taten Gerbinos, die ihr von dem einen und dem andern erzählt wurden, mit solchem Wohlgefallen in sich auf und entzückte sich so an ihnen, daß sie sich, indem sie sich in Gedanken ein Bild von ihm machte, glühend in ihn verliebte und lieber von ihm als von jemand anderm sprach und sprechen hörte. Nach Sizilien war wieder, ebenso wie anderwärts, der außerordentliche Ruf ihrer Schönheit und gleicherweise ihrer Trefflichkeit gedrungen und war auch, nicht ohne dessen Vergnügen und nicht umsonst, an Gerbinos Ohr geklungen, ja er hatte Gerbino nicht minder für sie entflammt, als die Jungfrau für ihn entflammt war. Darum trug er in dem Übermaße seiner Sehnsucht, sie zu sehn, bis zu der Zeit, wo er von seinem Großvater unter einem anständigen Grunde Urlaub erlangen werde, um nach Tunis zu gehn, allen seinen Freunden, die dorthin gingen, auf, sie seine heimliche, große Liebe nach Möglichkeit auf die ihnen am besten scheinende Art wissen zu lassen und ihm Nachricht von ihr wiederzubringen. Einer von ihnen tat das auf gar schlaue Art, indem er ihr Frauengeschmeide zum Ansehn brachte, wie es die Kaufleute tun, und ihr dabei Gerbinos Glut rückhaltlos offenbarte und ihr die Versicherung gab, Gerbino und all das Seinige ständen zu ihrem Befehle. Sie empfing Boten und Botschaft mit heiterm Antlitze, antwortete, daß sie in gleicher Liebe glühe, und schickte dem Prinzen eins ihrer köstlichsten Kleinode zum Zeugnis. Das empfing Gerbino mit einer Freude sondergleichen, und nun schickte er ihr durch denselben Mann mehrmals Briefe und kostbare Geschenke und traf mit ihr die Abrede, wie sie sich, wenn es das Geschick gestatten werde, sehn und umarmen wollten. Derweil ihre Angelegenheiten also standen und sich etwas länger hinzogen, als nötig gewesen wäre, da sowohl die Jungfrau als auch Gerbino lichterloh brannten, geschah es, daß sie der

König von Tunis an den König von Granada vermählte. Darüber wurde sie über die Maßen betrübt, weil sie bedachte, daß sie dadurch ihrem Geliebten nicht nur in größere Ferne gerückt, sondern fast völlig entzogen werde; und hätte sie einen Weg gesehn, so wäre sie gern, damit das nicht geschehe, dem Vater entflohen und zu Gerbino gekommen. Ebenso wurde Gerbino von der Nachricht von dieser Vermählung in maßlosen Kummer versetzt und dachte oft bei sich daran, sie, wenn er einen Weg sehn könnte, auf ihrer Seereise zum Gatten mit Gewalt zu entführen. Der König von Tunis, der von der Liebe und dem Vorsatze Gerbinos irgendwie Wind bekommen hatte und dem vor seiner Trefflichkeit und Macht bangte, kündigte, als die Zeit kam, wo er sie abschicken wollte, dem Könige Wilhelm an, was er zu tun beabsichtige, daß er es aber nur dann zu tun beabsichtige, wenn er von ihm die Sicherheit bekomme, daß ihm weder von Gerbino noch in dessen Auftrage von jemand anderm ein Hindernis werde bereitet werden. Weil König Wilhelm, der schon ein alter Herr war, von der Leidenschaft Gerbinos nie etwas vernommen hatte, gewährte er diese Sicherheit, obwohl er sich nicht vorstellen konnte, warum sie verlangt wurde, und schickte dem Könige von Tunis seinen Handschuh zum Zeichen. Als der den Handschuh empfangen hatte, ließ er im Hafen von Karthago ein großes, schönes Schiff ausrüsten und mit allem versehn, was die brauchte, die darauf reisen sollte, und es ausschmücken und zieren, um auf ihm seine Tochter nach Granada zu schicken, und wartete nur noch auf einen günstigen Wind. Die junge Dame, die all das erfuhr und sah, schickte heimlich einen Diener von ihr nach Palermo und trug ihm auf, den schönen Gerbino in ihrem Namen zu grüßen und ihm zu sagen, daß sie binnen wenigen Tagen nach Granada reisen solle; jetzt werde es sich denn zeigen, ob er ein so tapferer Mann sei, wie man sage, und ob er sie so sehr liebe, wie er ihr zu mehrern Malen versichert habe. Der, dem dieser Auftrag geworden war, bestellte die Botschaft treulich und kehrte dann nach Tunis zurück. Als sie Gerbino hörte, wußte er nicht was tun, weil er wußte, daß sein Großvater, der König Wilhelm, dem Könige von Tunis die verlangte Sicherheit gegeben hatte; trotzdem ging er, von seiner Liebe getrieben und um nicht nach den Worten der Dame ein Feigling zu scheinen, nach Messina, ließ dort eiligst zwei leichte Galeeren ausrüsten, bemannte sie mit tapfern Leuten und fuhr mit ihnen nach Sardinien, weil er vermutete, daß dort das Schiff der Dame vorbeikommen werde. Seine Vermutung blieb auch nicht lange ohne Bestätigung; er hatte dort kaum zwei Tage verweilt, als das Schiff bei schwachem Winde nicht weit von dem Orte, wo er beigedreht hatte, herankam. Als es Gerbino sah, sagte er zu seinen Gefährten: »Meine Herren, wenn ihr so treffliche Männer seid, wie ich meine, so glaube ich, daß keiner unter euch ist, der nicht Liebe empfunden hätte oder empfände: denn ohne sie, erachte ich, kann kein Sterblicher irgendeine Tugend oder irgend etwas Gutes in sich haben; und wenn ihr geliebt habt oder liebt, so wird euch mein Verlangen leicht begreiflich sein. Ich liebe, und die Liebe hat mich dazu veranlaßt, euch dieses Abenteuer zuzumuten; und jene, die ich liebe, weilt auf dem Schiffe da vor uns, das außer dem Wesen, das der Inbegriff meiner Wünsche ist, noch eine Fülle der größten Schätze enthält, die wir, wenn ihr tapfere Männer seid, mit geringer Mühe in mannhaftem Kampfe gewinnen können: und von dieser Siegesbeute beanspruche ich für meinen Teil nichts als eine Dame, um deren Liebe willen ich die Waffen ergreife; alles andere sei schon jetzt frei euer. Drauf also, und stürzen wir uns mit gutem Glück auf das Schiff; Gott schenkt unserm Wagnis seine Gunst und leiht ihnen keinen Wind zum Entkommen.« Der schöne Gerbino hätte nicht so viele Worte nötig gehabt, weil es die von Messina, die mit ihm waren, aus Beutegier schon im Sinne hatten, das auszuführen, wozu sie Gerbino mit Worten ermunterte. Zum Schlüsse seiner Rede schrien sie mit mächtigem Lärme, so solle es sein, und stießen in die Trompeten; und sie ergriffen die Waffen, senkten die Ruder ins Wasser und hielten auf das Schiff zu. Als die Bemannung des Schiffes die Galeeren von weitem kommen sah, rüsteten sie sich, weil sie nicht fliehen konnten, zur Gegenwehr. Als der schöne Gerbino in ihrer Nähe war, ließ er ihnen befehlen, die Schiffsherren auszuliefern, wenn sie einen Kampf vermeiden wollten. Nachdem sich die Sarazenen vergewissert hatten, wer die waren und was sie verlangten, sagten sie, der Überfall geschehe gegen das ihnen vom Könige gegebene Wort; und zum Beweise wiesen sie den Handschuh König Wilhelms vor und beteuerten, sie würden sich auf keine Weise kampflos übergeben oder etwas, was auf ihrem Schiffe sei, ausliefern. Gerbino, der die Dame, die auf dem Hinterdeck des Schiffes War, gesehn hatte und nun, weil sie ihm viel schöner erschien, als er je gedacht hätte, noch mehr entflammt war als früher, antwortete auf das Vorweisen des Handschuhs, er habe keinen Falken, daß ihm ein Handschuh vonnöten wäre; wenn sie ihm daher die Dame nicht ausliefern wollten, sollten sie sich zum Kampfe bereithalten. Und den nahmen beide Teile ohne Verzug auf, indem sie einander mit Pfeilen und Steinen beschossen, und so kämpften sie eine Zeitlang mit beiderseitigen Verlusten. Endlich nahm Gerbino, der sah, daß er so nichts ausrichtete, ein Boot, das er von Sardinien mitgebracht hatte, steckte es in Brand und schob es mit seinen beiden Galeeren ans Schiff. Als das die Sarazenen sahen, erkannten sie, daß es nun gelte, sich zu übergeben oder zu sterben, drum ließen sie die Königstochter, die im Schiffsräume weinte, aufs Deck bringen, führten sie an den Schnabel des Schiffes vor, riefen Gerbino und machten sie trotz ihrem Schreien um Gnade vor seinen Augen nieder und sagten, indem sie sie ins Meer warfen: »Nimm sie, wir geben dir, was wir dürfen und was du für deine Treue verdient hast.« Als Gerbino ihre Grausamkeit sah, ließ er sich, wie um den Tod aufzusuchen, unbekümmert um Pfeil und Stein ans Schiff heranrudern, schwang sich der ganzen Bemannung zum Trotze

hinauf und hauste nun unter ihnen nicht anders als ein hungriger Löwe, der, wenn er in einen Pferch gebrochen ist, ein Tier ums andere zerfleischt und also mit Zähnen und Klauen früher seine Wut sättigt als seinen Hunger: mit dem Schwerte in der Faust einen Sarazenen um den andern zerhauend, tötete er ihrer grausam eine Menge. Weil aber schon das Feuer auf dem brennenden Schiffe überhandnahm, ließ er seine Seeleute als Preis zusammenraffen, was sie wollten, und sprang endlich hinab, wenig Freude im Herzen über den über seine Gegner errungenen Sieg. Nachdem er den Leichnam der schönen Dame hatte aus dem Wasser fischen lassen, beweinte er sie lange mit vielen Tränen, ließ sie dann auf Ustica, einer kleinen Insel ungefähr Trapani gegenüber, feierlich begraben und kehrte, trauriger als je ein Mann, heim. Als der König von Tunis die Nachricht davon erfahren hatte, schickte er seine Gesandten schwarz gekleidet zu König Wilhelm, um Klage zu führen, daß ihm das Wort so schlecht gehalten worden sei, und die erzählten den Hergang. In grimmigem Unwillen darüber ließ König Wilhelm, der keinen Weg sah, ihnen die verlangte Gerechtigkeit zu verweigern, Gerbino festnehmen; und da sich kein Großer seines Reiches fand, der ihn mit Bitten davon abzubringen versucht hätte, verurteilte er ihn selbst zum Tode durch das Schwert und ließ ihn in seiner Gegenwart enthaupten, weil er lieber einen Enkel verlieren wollte, als für einen König ohne Treue gehalten zu werden. Also elendiglich haben denn die beiden Liebenden, ohne eine Frucht ihrer Liebe gepflückt zu haben, binnen wenigen Tagen eines so jämmerlichen Todes versterben müssen, wie ich euch erzählt habe.

## Fünfte Geschichte

*Der Geliebte Lisabettas wird von ihren Brüdern umgebracht; er erscheint ihr im Traume und zeigt ihr an, wo er begraben ist. Sie gräbt heimlich seinen Kopf aus und setzt ihn in einen Basilikumtopf; als sie über diesem täglich stundenlang weint, nehmen ihr ihn die Brüder, und sie stirbt bald darauf vor Gram.*

Die Geschichte Elisas war zu Ende und wurde vom Könige einigermaßen gelobt; dann befahl er Filomena zu erzählen, und die begann, ganz von Mitleid für den armen Gerbino und seine Dame erfüllt, nach einem wehmütigen Seufzer also: Meine Geschichte, anmutige Damen, wird nicht von Leuten so hohen Standes, wie die Elisas, handeln, aber vielleicht nicht minder rührend sein; ins Gedächtnis ist sie mir dadurch gebracht worden, daß eben der Stadt Messina, wo sich die Begebenheit zugetragen hat, gedacht worden ist.

In Messina waren also drei Brüder, junge Männer und Kaufleute, denen ihr Vater, der aus San Gimignano gewesen war, bei seinem Tode einen großen Reichtum hinterlassen hatte; und sie hatten eine Schwester, Lisabetta mit Namen, ein schönes, wohlgesittetes Mädchen, die sie, was immer der Grund war, noch nicht vermählt hatten. Auch hatten die drei Brüder in ihrem Laden einen Jüngling aus Pisa, Lorenzo mit Namen, der ihre gesamten Angelegenheiten leitete und durchführte. Da der hübsch von Gestalt und gar artig war, geschah es, daß Lisabetta, nachdem sie ihn öfter betrachtet hatte, über die Maßen Gefallen an ihm fand; als das Lorenzo das eine und das andere Mal gewahr worden war, ließ er alle seine anderen Liebschaften fahren und begann seinen Sinn auf sie zu richten: und der Handel ging so weit, daß es, weil sie einander gleicherweise gefielen, nicht lange währte, bis sie, nachdem sie sich dessen gegenseitig vergewissert hatten, taten, was sie beide am meisten ersehnten. Indem sie darin fortfuhren und miteinander gar schöne Zeiten und viel Vergnügen hatten, verstanden sie die Heimlichkeit nicht so gut zu wahren, daß es nicht eines Nachts Lisabettas ältester Bruder, von ihr unbemerkt, gesehen hätte, wie sie in die Kammer ging, wo Lorenzo schlief. Obwohl er über diese Entdeckung sehr bekümmert war, wartete er doch als ein verständiger Jüngling, von einem ehrbarem Rate geleitet, ohne sich zu rühren oder ein Wort zu sagen, unter mancherlei Überlegungen den Morgen ab. Als es dann Tag geworden war, erzählte er seinen Brüdern, was er in der Nacht von Lisabetta und Lorenzo gesehen hatte, und traf nach langer Beratung mit ihnen die Entscheidung, sie wollten, damit daraus weder ihnen noch der Schwester Schande erwachse, mit Schweigen darüber hinweggehn und sich in allem so stellen, als ob sie nichts gesehen oder gehört hätten, bis die Zeit kommen werde, wo sie diese Schmach ohne Schaden und Ungemach für sie tilgen könnten, bevor sie weitere Fortschritte mache. Und indem sie auf diesem Vorsatze beharrten, scherzten und lachten sie mit Lorenzo, so wie sie es gewohnt gewesen waren, bis sie schließlich einmal Lorenzo auf einem Gange aus der Stadt, den sie alle drei angeblich zu ihrem Vergnügen tun wollten, mitnahmen; und als sie da an einen gar einsamen, abgelegenen Ort gekommen waren, ersahen sie die Gelegenheit und töteten Lorenzo, der sich nichts Schlimmem versah, und verscharrten ihn so, daß niemand etwas davon gewahr werden konnte. Dann kehrten sie nach Messina heim und sagten allenthalben, sie hätten ihn in ihren Geschäften irgendwohin geschickt; das fand leicht Glauben, weil sie ihn gewohntermaßen schon zu often Malen dahin und dorthin geschickt hatten. Als Lorenzo nicht zurückkehrte, fragte Lisabetta, beunruhigt über sein langes Verweilen,

ihre Brüder sehr oft angelegentlichst um ihn; und so geschah es eines Tages, daß ihr, als sie besonders dringend um ihn fragte, einer ihrer Brüder sagte: »Was soll das heißen? Was hast du mit Lorenzo zu schaffen, daß du so oft nach ihm fragst? Wenn du noch einmal fragst, werden wir dir die Antwort geben, die du verdienst.« Traurig und betrübt und voll Ungewissen Bangens gab sie fortan das Fragen auf, rief aber seinen Namen oft des Nachts in Wehmut und bat ihn zu kommen und klagte manchmal mit vielen Tränen über sein langes Verweilen und brachte ihre Tage, seiner harrend, freudlos hin. Nun geschah es eines Nachts, daß ihr, nachdem sie über sein Ausbleiben viel geweint hatte und weinend eingeschlafen war, Lorenzo im Traume erschien, bleich und verstört, mit ganz zerfetzten und besudelten Kleidern, und ihr schien, daß er zu ihr sage: »O Lisabetta, du hörst nicht auf, mich zu rufen, und kümmerst dich wegen meines langen Verweilens und klagst mich mit deinen Tränen hart an; und darum wisse, daß ich nicht wiederkommen kann, weil ich an dem letzten Tage, wo du mich gesehn hast, von deinen Brüdern ermordet worden bin.« Und er bezeichnete ihr den Ort, wo sie ihn verscharrt hatten, und sagte ihr, sie solle ihn fortan weder rufen noch erwarten, und verschwand. Das Mädchen erwachte und weinte bitterlich über dies Gesicht, an dessen Wahrheit sie nicht zweifelte. Als sie dann am Morgen aufgestanden war, faßte sie, ohne daß sie sich getraut hätte, ihren Brüdern etwas davon zu erzählen, den Entschluß, an den ihr angegebenen Ort zu gehn, um zu sehn, ob das wahr sei, was sie im Traume gesehn zu haben glaubte; und nachdem sie Urlaub erhalten hatte, sich ein wenig außerhalb der Stadt zu ergehn, ging sie in Begleitung einer Frau, die früher bei ihnen gewesen war und vor der sie keine Geheimnisse hatte, ohne Zeit zu verlieren dorthin: sie räumte das trockene Laub weg, das dort lag, und grub nach, wo sie die Erde minder hart fand. Sie hatte noch nicht lange gegraben, so fand sie den Leichnam ihres Geliebten, der noch in keiner Weise entstellt oder verwest war; daraus erkannte sie denn klärlich, daß ihr Gesicht wahr gewesen war. Obwohl sie darüber mehr betrübt war als je ein Weib, sah sie doch ein, daß hier Tränen nicht am Platze waren: am liebsten hätte sie den ganzen Leichnam mitgenommen, um ihm ein würdiges Grab zu geben; da sie aber sah, daß das nicht sein konnte, trennte sie mit einem Messer, so gut wie sie konnte, den Kopf vom Rumpfe, hüllte ihn in ein Tuch, warf die Erde wieder auf das, was von dem Leichnam übrigblieb, legte den Kopf in die Schürze der Magd, verließ mit ihr den Ort, ohne von jemand gesehn worden zu sein, und kehrte nach Hause zurück. Dort schloß sie sich mit dem Kopfe in ihrem Gemach ein und weinte lange bitterlich über ihm, so sehr, daß sie ihn ganz mit ihren Tränen wusch, indem sie ihn dabei mit tausend Küssen bedeckte. Dann nahm sie einen schönen, großen Topf, einen von der Gattung, worein man Majoran oder Basilikum setzt, legte den Kopf, in ein schönes Tüchlein gewickelt, hinein, schüttete Erde darüber und setzte einige Stämmchen wunderschönes Basilikum von Salerno ein, und die begoß sie mit nichts sonst als mit Rosenoder Orangenwasser oder mit ihren Tränen: und bald hatte sie die Gewohnheit angenommen, immer neben diesem Blumentopfe zu sitzen und ihn mit all ihrer Sehnsucht anzublicken, weil er innen ihren Lorenzo barg; und wann sie ihn recht lange also angesehn hatte, begann sie zu weinen und weinte so lange, bis sie das ganze Basilikum gebadet hatte. Sowohl durch die lange und unausgesetzte Pflege als auch durch die Fettigkeit der Erde, die von dem drinnen verwesenden Kopfe herrührte, wurde das Basilikum wunderschön und duftete lieblich. Und indem das junge Mädchen in dieser Weise fortfuhr, wurde sie dabei mehrmals von ihren Nachbarn gesehn. Die sagten zu den Brüdern, die sich sehr verwunderten, daß ihre Schönheit entschwunden war und ihre Augen erloschen schienen: »Wir haben wahrgenommen, daß sie alltäglich das und das tut.« Als das die Brüder hörten und sich von der Wahrheit überzeugten, schalten sie sie deshalb einige Male aus; weil das aber nichts fruchtete, ließen sie ihr den Blumentopf heimlich wegnehmen. Da sie ihn nicht mehr vorfand, verlangte sie ihn mit inständigen Bitten zurück; und weil sie ihn nicht erhielt, so wurde sie bei dem ununterbrochenen Klagen und Weinen krank, verlangte aber auch in ihrer Krankheit nichts andres als den Blumentopf. Die jungen Männer verwunderten sich baß über dieses unablässige Verlangen und wollten darum sehn, was denn drinnen sei; und als sie die Erde ausgeschüttet hatten, sahen sie das Tuch und drinnen den Kopf, noch nicht so verwest, daß sie nicht an dem Kraushaar erkannt hätten, daß es der Lorenzos war. Darüber baß verwundert, bekamen sie Furcht, daß es bekannt werden könnte; nachdem sie daher den Kopf verscharrt hatten, entfernten sie sich, nachdem sie für die Abwicklung ihrer Geschäfte gesorgt hatten, vorsichtig, ohne etwas zu sagen, aus Messina und begaben sich nach Neapel. Das junge Mädchen, das nicht aufhörte zu weinen und nur ihren Blumentopf zu verlangen, starb also weinend; ein solches Ende hatte ihre unselige Liebe. Da aber die Sache mit der Zeit vielen bekannt wurde, machte einer ein Lied darauf, das noch heute gesungen wird, nämlich:

Wer war denn dieser schlechte Christ,
Der mir den Blumenstock gestohlen usw. usw.

## Sechste Geschichte

*Andreuola liebt Gabriotto, Sie erzählt ihm einen Traum, den sie gehabt hat, und er ihr einen andern; plötzlich stirbt er in ihren Armen. Als sie ihn mit ihrer Magd zu seinem Hause trägt, wird sie von der Scharwache gefangen; sie sagt io aus, wie sich die Sache zugetragen hat. Der Stadtrichter will sie vergewaltigen, aber sie erwehrt sich seiner. Als ihr Vater erfährt, wo sie ist, befreit er sie, die unschuldig befunden worden ist. Nun weigert sie sich, länger in der Welt zu leben und wird Nonne.*

Die Geschichte, die Filomena erzählt hatte, war den Damen sehr lieb, weil sie dieses Lied sehr oft hatten singen hören, ohne daß es ihnen, trotz allem Fragen, gelungen wäre, den Anlaß, weswegen es gemacht worden war, zu erfahren. Kaum hatte aber der König den Schluß gehört, so trug er Panfilo auf, in der Reihe fortzufahren. Nun sagte Panfilo: Der Traum, wovon in der vorigen Geschichte erzählt worden ist, bringt mich darauf, euch eine zu erzählen, wo zweier Träume Erwähnung geschieht, die sich auf Zukünftiges bezogen, so wie die auf Vergangenes, und die von denen, die sie gehabt haben, kaum erzählt worden sind, als sie auch schon in Erfüllung gingen. Nun müßt ihr, meine liebenswürdigen Damen, wissen, daß es allgemein jeglicher Lebende leiden muß, im Traume mancherlei Dinge zu sehn, die, obwohl sie ihm, solange er schläft, die lautere Wahrheit scheinen, nach dem Erwachen nur teilweise für wahr, teilweise für wahrscheinlich und teilweise für aller Wahrheit widersprechend erkannt werden, nichtdestoweniger aber, wie es bewiesen ist, oftmals eintreffen. Darum schenken viele jeglichem Traume soviel Glauben, wie sie den Dingen schenken, die sie wachend sehen; und sie betrüben und freuen sich über ihre Träume, je nachdem sie ihretwegen fürchten oder hoffen. Umgekehrt gibt es viele Leute, die keinem glauben, bis sie sehn, daß sie in die ihnen vorher gezeigte Gefahr gefallen sind. Daß sie nicht allesamt wahr sind, hat wohl jeder von uns zu often Malen erfahren; und daß sie nicht allesamt falsch sind, das ist schon in der Geschichte Filomenas bewiesen worden, und ich gedenke *es,* wie ich euch vorhin gesagt habe, in der meinigen zu beweisen. Darum darf meiner Meinung nach niemand, der einen tugendhaften Lebenswandel führt, über einen gegenteiligen Traum erschrecken und sich durch ihn von seinen guten Vorsätzen abbringen lassen: Träumen von verkehrten und schlechten Handlungen soll man, und wenn sie dem Schlechten noch so günstig scheinen und dazu mit noch so glückverheißenden Versprechungen ermuntern, keinen Glauben schenken, im umgekehrten Falle aber allen voll vertrauen. Aber kommen wir zu der Geschichte.

In der Stadt Brescia lebte einmal ein Edelmann, Messer Negro da Ponte Carraro mit Namen, der neben andern Kindern eine Tochter, Andreuola geheißen, hatte, eine junge, schöne und noch nicht verheiratete Dame, die sich, wie es schon so geht, in einen Nachbar, Gabriotto mit Namen, verliebte, einen Mann von niedrigem Stande, aber lobenswert in seinem Benehmen und von schönem, einnehmendem Aussehn: und mit der Vermittlung und Hilfe der Magd des Hauses gelang es dem jungen Mädchen, nicht nur Gabriotto ihre Liebe zu wissen zu machen, sondern ihn auch immer öfter ihr und ihm zur Wonne in einen schönen Garten ihres Vaters kommen zu lassen. Und damit ihre wonnige Liebe durch nichts andres als durch den Tod getrennt werden könne, wurden sie heimlich Mann und Frau. Und indem sie ihre Zusammenkünfte also verstohlen fortsetzten, geschah es, daß dem jungen Mädchen eines Nachts, als sie schlief, schien, sie sehe es im Traume, wie sie mit Gabriotto in ihrem Garten sei und ihn zu beider größter Lust in den Armen halte, und während sie so beieinander gewesen seien, glaubte sie aus seinem Körper ein schwarzes, furchtbares Wesen kommen zu sehn, dessen Gestalt sie nicht erkennen konnte, und das packte Gabriotto und riß ihn ihr trotz ihrem Widerstreben aus dem Arme und verschwand mit ihm unter der Erde, so daß sie weder ihn noch dieses Wesen weiter mehr sehn konnte. Darüber fühlte sie einen heftigen, unbeschreiblichen Schmerz, von dem sie erwachte; und obwohl sie nach dem Erwachen froh war, daß sie sah, es sei nicht so, wie sie geträumt hatte, verfiel sie doch des Traumgesichts halber in Angst. Und darum bemühte sie sich nach Kräften, Gabriotto, der in der nächsten Nacht kommen sollte, davon abzubringen; da sie aber sah, daß er es durchaus wollte, empfing sie ihn in der Nacht in ihrem Garten, damit er nicht etwas andres argwöhne. Und nachdem sie viele weiße und rote Rosen, deren Zeit eben war, gepflückt hatte, ging sie mit ihm zu einem schönen, klaren Springquell, der im Garten war. Dort bereiteten sie einander eine lange Zeit die süßesten Freuden, bis Gabriotto sie fragte, was der Grund sei, daß sie ihm habe verbieten wollen, zu kommen. Andreuola sagte ihm von dem Traume, den sie in der vergangenen Nacht gehabt hatte, und von der Besorgnis, von der sie erfaßt worden war, und erzählte ihm alles. Als das Gabriotto hörte, lachte er und sagte, es sei eine Torheit, Träumen irgendeinen Glauben zu schenken, weil sie entweder von zu vielem oder von zu wenigem Essen herrührten und man alltäglich sehe, daß sie allesamt eitel seien; und dann sagte er: »Wenn ich mich hätte nach Träumen richten wollen, so hätte ich nicht kommen dürfen, nicht so sehr wegen des deinigen, sondern wegen eines, den ich, ebenso wie du, in der vergangenen Nacht gehabt habe. Mir war nämlich, als sei ich in einem schönen, lieblichen Walde, jage dort und habe ein so schönes, anmutiges Reh

gefangen, daß seinesgleichen noch nie ersehn worden ist; und es war weißer als der Schnee und wurde in kurzer Zeit so zutraulich, daß es nicht mehr von mir weggehn wollte. Und allwege schien es mir, ich hätte es so lieb, daß ich ihm, damit es nicht von mir weggehe, ein goldenes Halsband umgelegt hätte und es an einer goldenen Kette hielte. Und während das Reh einmal mit dem Kopfe in meinem Schöße ruhte, schien es mir, als breche auf einmal ein kohlschwarzer Windhund, ein ausgehungertes Tier, gar schrecklich anzusehn, ich weiß nicht woher, hervor und laufe auf mich zu. Mir war, als fahre er mir, ohne daß ich einen Widerstand versucht hätte, mit seinem Rachen in die linke Seite und beiße so fest hinein, daß er bis ans Herz komme; das reiße er mir heraus, um es wegzuschleppen. Darob fühlte ich einen solchen Schmerz, daß ich aus dem Schlafe auffuhr und, erwacht, unverzüglich mit der Hand tastend suchte, ob ich dort etwas hätte; da ich aber nichts fand, lachte ich mich selber aus, daß ich erst gesucht hatte. Aber was will das darum heißen? Derlei Träume und noch schrecklichere habe ich schon genug gehabt, ohne daß mir deswegen etwas mehr oder weniger zugestoßen wäre; und darum laß das, und denken wir an unsere Lust.« Das Mädchen, das schon durch ihren Traum genug erschreckt war, wurde es, als sie diesen hörte, noch viel mehr; um aber Gabriotto keinen Anlaß zu einer Mißstimmung zu geben, verbarg sie ihre Unruhe, so gut sie nur konnte. Und obwohl sie in ihren Küssen und Umarmungen und in seinen Küssen und Umarmungen etwas Trost fand, sah sie ihm doch voll Bangen, ohne zu wissen wovor, zu öfteren Malen als sonst ins Gesicht und sah manchmal in dem Garten umher, ob sie nicht irgendwoher etwas Schwarzes kommen sehe. So verging die Zeit, als Gabriotto auf einmal einen tiefen Seufzer ausstieß, die Arme um sie schlang und sagte: »O weh, meine Seele, hilf mir, ich sterbe«; und nach diesen Worten fiel er zurück ins Wiesengras. Als das das Mädchen sah, zog sie ihn auf ihren Schoß und sagte, schier weinend: »O mein süßer Herr, was fehlt dir denn?« Gabriotto antwortete nichts; er stöhnte nur, der Schweiß brach überall aus seinem Leibe, und nach einer kleinen Weile schied er aus diesem Leben. Wie hart und traurig das für das Mädchen war, die ihn mehr liebte als sich, das kann sich jeder denken. Sie vergoß bittere Tränen über ihm und rief ihn oftmals, jedoch vergebens; als sie aber nicht mehr zweifeln konnte, daß keine Spur von Leben mehr in ihm war, weil sie ihn am ganzen Leibe befühlt und überall kalt gefunden hatte, ging sie, da sie nicht wußte, was tun oder sagen, verweint wie sie war und voller Angst die Magd rufen, die die Mitwisserin dieser Liebe war, und zeigte ihr ihr Elend und ihren Schmerz. Und nachdem sie miteinander ein Weilchen über dem toten Antlitze Gabriottos geweint hatten, sagte Andreuola zur Magd: »Da mir Gott ihn genommen hat, so will auch ich nicht länger leben; aber bevor ich darangehe, mich zu töten, möchte ich, daß wir ein geziemendes Mittel anwendeten, um meine Ehre und unsere heimliche Liebe zu bewahren und daß der Leib, den seine liebliche Seele verlassen hat, begraben werde.« Die Magd sagte zu ihr: »Meine Tochter, sprich nicht davon, daß du dich töten willst, weil du, wenn du dich tötetest, den, den du in dieser Welt verloren hast, auch in der andern verlieren würdest; denn du führest zur Hölle, wohin seine Seele, dessen bin ich sicher, nicht gefahren ist, weil er ein guter Jüngling war: viel besser ist es, du tröstest dich und denkst daran, seiner Seele mit Gebeten und andern guten Werken zu helfen, wenn er dessen vielleicht wegen irgendeines begangenen Fehlers bedürfen sollte. Ihn zu begraben, geht sehr leicht hier in diesem Garten, und das wird nie jemand erfahren, weil niemand weiß, daß er je hergekommen ist; willst du das nicht, so tragen wir ihn aus dem Garten und lassen ihn draußen liegen: morgen früh wird man ihn finden und in sein Haus tragen, und seine Verwandten werden ihn begraben lassen.« Obwohl das Mädchen voll herben Schmerzes war und ununterbrochen weinte, hörte sie doch auf die Ratschläge ihrer Magd; und da sie mit dem ersten nicht einverstanden war, antwortete sie auf den zweiten und sagte: »Gott bewahre, daß ich es leiden sollte, daß ein so trefflicher Jüngling, der von mir so sehr geliebt wurde und mein Gatte ist, wie ein Hund verscharrt oder auf die Straße geworfen würde! Meine Tränen hat er gehabt, und soviel ich vermag, soll er auch die seiner Verwandten haben; und mir kommt schon in den Sinn, was wir dazu tun müssen.« Und sie schickte die Magd eiligst um ein Stück Seide, das sie in einer Truhe hatte; und als das zur Stelle war, breiteten sie es auf der Erde aus und legten den Leichnam Gabriottos darauf. Dann schob sie ihm ein Kissen unters Haupt und schloß ihm Augen und Mund mit vielen Tränen und bekränzte ihn mit Rosen und streute alle Rosen, die sie gepflückt hatte, auf ihn und sagte endlich zur Magd: »Von hier bis zur Tür seines Hauses ist es nicht weit; und darum werden wir ihn beide, du und ich, so geschmückt, wie wir ihn haben, hintragen und davor niedersetzen. Es wird nicht lange dauern, so wird es tagen, und er wird gefunden werden; und wenn das auch für die Seinigen kein Trost ist, so wird es doch mir, in deren Armen er gestorben ist, eine Freude sein.« Und nach diesen Worten warf sie sich von neuem mit strömenden Tränen über sein Antlitz und weinte eine geraume Weile. Da sie aber von ihrer Magd ernstlich gedrängt wurde, weil schon der Tag anbrach, richtete sie sich auf, zog den Ring, mit dem sich ihr Gabriotto vermählt hatte, von ihrem Finger und steckte ihn an den seinen, indem sie weinend sagte: »Wenn deine Seele, mein teurer Herr, jetzt meine Tränen sieht, so nimm, wenn auch dein Leib nach ihrem Scheiden nichts mehr empfindet oder fühlt, gütig das letzte Geschenk der Frau hin, die du im Leben so sehr geliebt hast.« Und als sie dies gesagt hatte, sank sie schier leblos auf ihn nieder. Nachdem sie nach einem Weilchen wieder zum Bewußtsein gekommen war und sich erhoben hatte, nahmen sie und ihre Magd das Tuch mit dem Leichnam, verließen den Garten und schlugen die Richtung zu seinem Hause

ein. Und während sie so gingen, geschah es zufällig, daß sie von den Leuten des Stadtrichters, die gerade um diese Stunde irgendeines Vorfalls halber dort gingen, entdeckt und mit dem Leichnam gegriffen wurden. Als Andreuola, die mehr den Tod ersehnte, als für ihr Leben fürchtete, die Scharwache erkannt hatte, sagte sie unerschrocken: »Ich kenne euch, wer ihr seid, und weiß, daß mir ein Fluchtversuch nichts nützen würde; ich bin also bereit, euch zum Richter zu folgen und den Sachverhalt zu erzählen: aber keiner von euch wage es, mich anzurühren, wenn ich euch gehorsam bin, oder diesem Leichnam etwas wegzunehmen, wenn er nicht will, daß ich gegen ihn Klage führe.« So kam sie, ohne daß sie einer berührt hätte, mit dem unversehrten Leichnam Gabriottos aufs Stadthaus. Als der Richter davon erfuhr, stand er auf, rief sie ins Zimmer und ließ sich von ihr berichten, was geschehn war; dann ließ er durch Ärzte untersuchen, ob der arme Mann durch Gift oder sonstwie getötet worden sei, und alle gaben den Spruch ab, das treffe nicht zu, sondern ihm sei nahe beim Herzen ein Geschwür geplatzt und daran sei er erstickt. Als er das hörte und daraus entnahm, daß ihre Schuld gar geringfügig war, wollte er sich das Ansehn geben, als schenkte er ihr das, was er ihr nicht verkaufen konnte, und sagte zu ihr, wenn sie sich seinem Willen fügen wolle, werde er sie freilassen; da aber diese Worte nichts fruchteten, wollte er weit mehr Gewalt anwenden, als vielleicht zu verzeihen gewesen wäre. Aber Andreuola, der der flammende Unwille eine außerordentliche Kraft verlieh, wehrte sich mannhaft und stieß ihn mit schimpflichen Worten verachtungsvoll von sich. Indessen war es hellichter Tag geworden, und Messer Negro erfuhr von dem Geschehenen; auf den Tod traurig ging er mit vielen Freunden aufs Stadthaus und verlangte dort, nachdem ihm der Richter alles mitgeteilt hatte, unter Trauerausbrüchen seine Tochter zurück. Der Richter, der es vorzog, sich wegen der Gewalt, die er hatte gegen sie anwenden wollen, selber anzuklagen, bevor er von ihr angeklagt werde, lobte das Mädchen wegen ihrer Standhaftigkeit und sagte, um diese zu bewähren, was er getan hatte; weil er nun dabei ihre wackere Festigkeit gesehn habe, habe er eine herzliche Liebe zu ihr gefaßt, und wenn es ihm als ihrem Vater und ihr genehm sei, so werde er sie, obwohl sie einen Gatten niedrigen Standes gehabt habe, gern zur Frau nehmen. Während die zwei also sprachen, erschien Andreuola vor ihrem Vater, warf sich weinend vor ihm nieder und sagte: »Vater, ich glaube, es ist nicht nötig, daß ich Euch die Geschichte von meiner Verwegenheit und meinem Unglücke erzähle, weil ich sicher bin, daß Ihr sie schon gehört habt und wißt; und darum bitte ich Euch, soviel ich nur kann, um Verzeihung für mein Vergehn, daß ich nämlich den, der mir so sehr gefiel, ohne Euer Vorwissen zum Gatten genommen habe. Und darum bitte ich Euch nicht, weil mir damit das Leben geschenkt werde, sondern um als Euere Tochter und nicht als Euere Feindin zu sterben.« Und damit sank sie ihm weinend zu Füßen. Messer Negro, der schon ein Greis und von Natur aus gütig und liebevoll war, begann auf diese Worte hin zu weinen, und weinend hob er die Tochter auf und sagte: »Meine Tochter, viel lieber wäre es mir ja gewesen, wenn du einen Gatten genommen hättest, der dir nach meinem Gutdünken ziemlich gewesen wäre; und daß du einen genommen hast, der dir gefallen hat, dagegen hätte ich auch noch nichts einzuwenden gehabt: das aber, daß du es mir verheimlicht hast, das macht mir wegen deines Mangels an Vertrauen Kummer, und noch mehr, weil ich sehen muß, daß du ihn verloren hast, bevor ich darum gewußt habe. Da es aber einmal so ist, werde ich zu deinem Tröste dem Toten das tun, was ich ihm gern zu Lebzeiten getan hätte, nämlich ihn als meinen Eidam ehren.« Und er wandte sich an seine Söhne und Vettern und befahl ihnen, Gabriotto ein großes feierliches Begräbnis zu rüsten. Inzwischen waren auch die männlichen und weiblichen Verwandten des Jünglings, die die Neuigkeit erfahren hatten, dazugekommen und außer ihnen so viel Frauen und Männer, wie überhaupt in der Stadt waren. Der Leichnam wurde also samt allen seinen Rosen mitten im Hofe auf Andreuolas Tuch gelegt und hier nicht nur von ihr und seinen Verwandten beklagt, sondern öffentlich von allen Frauen der Stadt und sehr vielen Männern; dann wurde er, nicht wie der eines gemeinen Mannes, sondern wie der eines Herrn auf den Schultern der vornehmsten Bürger mit den größten Ehren aus dem Hofe des Stadthauses zu Grabe getragen. Als der Stadtrichter nach einigen Tagen auf seinen Antrag zurückkam, sprach Messer Negro darüber mit seiner Tochter; aber sie wollte nichts davon hören, sondern trat, da ihr der Vater darin ihren Willen ließ, als Nonne in ein durch seine Heiligkeit wohlberufenes Kloster. Ihre Magd tat wie sie, und dort führten sie noch lange ein ehrsames Leben.

## Siebente Geschichte

*Simona liebt Pasquino. Als sie in einem Garten beisammen sind, reibt sich Pasquino die Zähne mit einem Salbeiblatte und stirbt; Simona, die festgenommen worden ist, will dem Richter zeigen, wie Pasquino gestorben ist, reibt sich die Zähne mit einem von diesen Blättern und stirbt ebenso.*

Als sich Panfilo seiner Geschichte entledigt hatte, sah der König, der kein Mitleid für Andreuola zeigte,

Emilia an und gab ihr zu verstehn, es wäre ihm lieb, wenn sie in der von ihren Vorgängern eingeschlagenen Weise fortführe. Und unverzüglich begann sie: Die Geschichte Panfilos, meine liebwerten Freundinnen, veranlaßt mich, euch eine zu erzählen, die der seinigen in nichts sonst ähnlich ist als darin, daß das Mädchen, von der ich erzählen will, ihren Geliebten ebenso im Garten verliert wie Andreuola und ebenso wie Andreuola festgenommen wird, während es weder ihre Kraft, noch ihre Tugend, sondern ein unvermuteter Tod ist, der sie des Gerichtes entledigt. Und wie schon mehrmals unter uns gesagt worden ist, verschmäht Amor, so gern er auch in den Häusern der Edelleute wohnt, trotzdem die Herrschaft in den Hütten der Armen nicht, vielmehr zeigt er dort manchmal ebenso seine Macht, wie er sich von den Reichern als allgewaltiger Herr fürchten läßt. Das wird, wenn schon nicht völlig, so doch zum großen Teile aus meiner Geschichte erhellen, womit ich in unsere Stadt zurückkehren will, von der wir uns heute, durch das verschiedene Erzählen verschiedener Dinge durch verschiedene Teile der Welt schweifend, so weit entfernt haben.

Es war also, es ist noch nicht lange her, in Florenz ein sehr schönes und für ihren Stand gar artiges Mädchen, die eines armen Mannes Tochter war und Simona hieß; und obwohl sie sich das Brot, das sie essen wollte, mit eigenen Händen verdienen mußte und ihren Lebensunterhalt als Spinnerin bestritt, war sie doch deswegen nicht so armseligen Sinnes, daß sie es nicht gewagt hätte, Amor in ihr Herz aufzunehmen, der seit langer Zeit den Eintritt geheischt hatte, indem er sich dazu des anmutigen Betragens und Redens eines Jünglings bediente, der auch nicht mehr war als sie und ihr von seinem Meister, dem Wollenweber, Wolle zum Spinnen brachte. Da sie also Amor mit dem anmutigen Gesichte des geliebten Jünglings, der Pasquino hieß, in sich aufgenommen hatte und in heftiger Sehnsucht, aber ohne Wagemut, einen Schritt weiterzugehn, beim Spinnrocken saß, stieß sie bei jedem Faden gesponnener Wolle, das sie um die Spule wickelte, tausend Seufzer aus, heißer als das Feuer, weil sie stets dessen gedachte, der ihr zu spinnen gebracht hatte. Er wieder war gar geschäftig geworden, daß die Wolle seines Herrn gut gesponnen werde, und sonderlich beschäftigte er sich mit der Wolle, die Simona spann, als ob aus dieser allein und keiner andern das ganze Tuch hätte gewoben werden sollen. Derweil er sich also mit ihr beschäftigte und sie Vergnügen daran fand, daß er sich mit ihr beschäftigte, geschah es, daß er mehr Verwegenheit faßte als früher und daß sie die frühere Furcht und Scham zum großen Teile ablegte und daß sie sich zu gemeinsamen Freuden vereinigten. Diese Freuden gefielen beiden so wohl, daß sie dazu nicht mehr die gegenseitige Aufforderung abwarteten, sondern einander, sich gegenseitig auffordernd, auf halbem Wege entgegenkamen. Und indem sie diese Freuden von Tag zu Tag fortsetzten und sich durch die Fortsetzung immer mehr entflammten, geschah es, daß Pasquino zu Simona sagte, es sei ein Herzenswunsch von ihm, daß sie ein Mittel finde, in einen Garten, wohin er sie führen wolle, zu kommen, damit sie dort mit größerer Gemächlichkeit und geringerer Furcht beisammen sein könnten. Simona sagte, das sei ihr recht; und nachdem sie eines Sonntags nach dem Essen ihrem Vater weisgemacht hatte, sie wolle des Ablasses halber zu San Gallo gehn, ging sie mit einer Freundin, die Lagina hieß, in den ihr von Pasquino bezeichneten Garten. Dort traf sie ihn mit einem seiner Freunde, der Puccino hieß, aber Stramba genannt wurde; da sich zwischen Stramba und Lagina bald eine Liebschaft entwickelt hatte, zogen sich Pasquino und Simona, um sich ihre Freuden zu verschaffen, auf ein Plätzchen im Garten zurück und ließen die andern anderswo. Dort, wohin Pasquino und Simona gegangen waren, war ein großer, schöner Salbeistrauch; nachdem sie sich daruntergesetzt, eine hübsche Weile miteinander getändelt und viel über einen Imbiß gesprochen hatten, den sie in diesem Garten mit geruhigem Sinne einnehmen wollten, wandte sich Pasquino zu dem großen Salbeistrauche, nahm ein Blatt davon und begann sich damit Zähne und Zahnfleisch zu reiben, wobei er sagte, der Salbei nehme außerordentlich gut alles weg, was dort vom Essen zurückgeblieben sei. Und nachdem er sie so ein Weilchen gerieben hatte, kam er wieder auf den Imbiß zu sprechen, wovon er früher geredet hatte. Er hatte aber noch nicht viel gesprochen, als er plötzlich die Farbe wechselte, und nach diesem Wechsel dauerte es nicht lange, so verlor er Gesicht und Sprache und starb alsbald. Als Simona gesehen hatte, was mit ihm geschah, hatte sie zu weinen und zu schreien begonnen und Stramba und Lagina gerufen. Die kamen eiligst gelaufen, und als Stramba sah, daß Pasquino nicht nur tot, sondern überall aufgeschwollen und im Gesichte und am ganzen Leibe voller schwarzer Flecken war, schrie er sogleich: »Du schändliches Weib, du hast ihn vergiftet!« und dabei machte er einen so großen Lärm, daß er von vielen, die in der Nachbarschaft des Gartens wohnten, gehört wurde. Als die, welche auf den Lärm hinliefen, den aufgeschwollenen Leichnam sahen und hörten, wie Stramba wehklagte und Simona beschuldigte, sie habe ihn tückisch vergiftet, und beobachteten, wie diese, fast von Sinnen wegen des plötzlichen Verlustes ihres Geliebten, kein Wort zu ihrer Verteidigung fand, erachteten sie alle, daß es so sei, wie Stramba sagte. Darum griffen sie sie und führten die immerfort Weinende aufs Stadthaus. Da dort Stramba und zwei Freunde Pasquinos, Atticciato und Malagevole, die dazugekommen waren, die Sache dringlich betrieben, machte sich ein Richter ohne Aufschub daran, das Mädchen über den Vorfall zu verhören; und weil es ihm nicht in den Sinn wollte, daß sie darin böswillig gehandelt hätte oder schuldig wäre, wollte er den Leichnam und den

Ort und alle Gelegenheiten in ihrer Gegenwart in Augenschein nehmen, da er aus ihren Worten nicht recht klug geworden war. Darum ließ er sie ohne alles Aufsehn dorthin führen, wo der Leichnam Pasquinos noch immer lag, aufgeschwollen wie eine Tonne, und ging hinterdrein; dort angelangt, fragte er sie voll Staunens über den Toten, wie es zugegangen sei. Sie trat zum Salbeistrauche, erzählte zuerst alle Einzelheiten und tat dann, um ihm den Vorfall ganz klarzumachen, ebenso, wie Pasquino getan hatte, indem sie sich mit einem Blatte dieses Salbeis die Zähne rieb. Während noch Stramba und Atticciato und die andern Freunde und Gesellen Pasquinos alles, wie sie sagte und tat, vor dem Richter als eitel und nichtig verspotteten und für sie mit stets heftigem Anklagen ihrer Bosheit als geringste Strafe dieser Bosheit den Scheiterhaufen verlangten, erging es dem armen Mädchen, die vor Schmerz über den Verlust des Geliebten und vor Angst vor der von Stramba verlangten Strafe ganz starr war, wegen des Reibens der Zähne mit dem Salbei ebenso wie vorhin Pasquino, zu nicht geringer Verwunderung aller Anwesenden. O ihr glücklichen Seelen, denen es vergönnt war, die glühende Liebe und das irdische Leben an einem Tage zu enden! Und glücklicher noch, wenn ihr an denselben Ort gelangt seid! Und dreimal glücklich, wenn es auch im andern Leben eine Liebe gibt und ihr auch dort liebt, wie ihr hier getan habt! Glücklich vor allen aber ist nach unserm Urteile, die wir sie überlebt haben, die Seele Simonas, weil es das Geschick nicht zugelassen hat, daß ihre Unschuld unter dem Zeugnis eines Stramba und eines Atticciato und eines Malagevole, die etwa Wollkratzer oder noch gemeinere Leute waren, erlegen wäre, sondern ihr einen ehrenvollem Weg gezeigt hat, sich durch denselben Tod, wie ihn ihr Geliebter gestorben ist, der ihr von ihnen zugedachten Schmach zu entledigen und der so heiß geliebten Seele ihres Pasquino zu folgen. Der Richter, geradeso wie alle, so viele ihrer auch da waren, ganz betroffen über dieses Ereignis, wußte nicht was sagen und stand lange in Gedanken versunken; nachdem er endlich zu besserer Fassung zurückgekehrt war, sagte er: »Es ist klar, daß dieser Salbei giftig ist, was sonst beim Salbei nicht zuzutreffen pflegt; damit er aber niemand mehr also gefährlich werden kann, soll er bis auf die Wurzeln ausgehauen und ins Feuer geworfen werden.« Der Hüter des Gartens machte sich in Gegenwart des Richters daran, dies auszuführen; und kaum hatte er den Strauch niedergelegt, so zeigte sich auch schon, was an dem Tode des unglücklichen Liebespaares schuld gewesen war: unter dem Gesträuche des Salbeis war eine Kröte von erstaunlicher Größe, und nun vermuteten alle, daß der Salbei durch ihren Gifthauch giftig geworden sei. Da es niemand wagte, sich der Kröte zu nähern, legten sie ringsherum Reisighaufen und verbrannten sie samt dem Salbei: und damit war die Amtshandlung des Herrn Richters wegen des Todes des armen Pasquino beendet. Er und seine Simona wurden, aufgeschwollen, wie sie waren, von Stramba, Atticciato, Guccio Imbratta und Malagevole in der Kirche von San Paolo, deren Pfarrkinder sie waren, begraben.

## Achte Geschichte

*Durch die Bitten seiner Mutter genötigt, geht Girolamo, der Salvestra liebt, nach Paris; als er zurückkehrt, findet er seine Geliebte verheiratet. Er tritt heimlich in ihr Haus und stirbt an ihrer Seite; dann wird er in eine Kirche getragen, und Salvestra stirbt an seiner Seite.*

Als Emilia ihre Geschichte geendet hatte, begann auf einen Befehl des Königs Neifile also: Meiner Ansicht nach, meine werten Damen, gibt es nicht wenig Leute, die glauben, sie seien klüger als andere, und doch weniger klug sind; darum vermessen sie sich, ihren Sinn nicht nur dem Rate der Menschen, sondern auch dem natürlichen Laufe der Dinge entgegenzusetzen: und aus dieser Vermessenheit ist schon viel arges Übel entstanden, während noch niemand gesehn hat, daß dabei etwas Gutes herausgekommen wäre. Und weil es unter den natürlichen Trieben die Liebe ist, die am wenigsten Rat oder Widerstand leidet, da sie sich ihrem Wesen nach eher in sich selbst verzehrt, als daß sie sich durch Vorkehrungen unterdrücken ließe, so ist mir in den Sinn gekommen, euch eine Geschichte von einer Dame zu erzählen, die in der Absicht, klüger zu sein, als man von ihr verlangt hätte oder als sie war, ja als die Sache, an der sie ihre Klugheit zu zeigen gedachte, vertragen hätte, den Versuch gemacht hat, aus einem liebenden Herzen die Liebe zu reißen, die vielleicht die Sterne darein gesenkt hatten, dabei aber zu dem Ende gekommen ist, daß sie aus dem Leibe ihres Sohnes zu derselben Stunde die Liebe und die Seele gebannt hat.

Es war also in unserer Stadt, wie die Alten erzählen, ein gar großer, reicher Kaufherr, Leonardo Sighieri mit Namen, der, bald nachdem ihm seine Gattin einen Sohn, der Girolamo geheißen wurde, geboren hatte, seine Angelegenheiten ordnete und aus diesem Leben schied. Die Vormünder des Knaben verwalteten zusammen mit seiner Mutter sein Vermögen gut und treulich. Der Knabe wuchs mit den Nachbarskindern heran, war aber mit keinem in der ganzen Straße so vertraut wie mit einem Mädchen seines Alters, die eines Schneiders Tochter war. Mit zunehmendem Alter verwandelte sich nun diese Freundschaft in eine so große,

heiße Liebe, daß sich Girolamo nicht mehr wohlfühlte, außer wann er sie sah; und gewißlich liebte sie ihn nicht minder, als sie von ihm geliebt wurde. Als das die Mutter des Knaben merkte, schalt und züchtigte sie ihn deshalb zu often Malen. Weil aber Girolamo trotzdem nicht davon ablassen wollte, klagte sie ihr Leid seinen Vormündern; und in dem Glauben, mit dem großen Reichtum des Knaben könne sie aus einem Schlehdorn einen Apfelbaum machen, sagte sie zu ihnen: »Unser Knabe da, der noch keine volle vierzehn Jahre alt ist, hat sich in eine gewisse Salvestra, die Tochter eines Schneiders in unserer Nachbarschaft, so verliebt, daß er sie, wenn wir sie ihm nicht aus den Augen bringen, eines schönen Tages zur Frau nehmen wird, ohne daß es jemand wüßte, und ich hätte mein Leben lang keine Freude mehr; oder er wird sich um sie verzehren, wenn er sieht, daß sie an einen andern verheiratet wird: und darum hielte ich dafür, daß ihr ihn, um das zu vermeiden, in Geschäften des Hauses irgendwo weit wegschicktet; entbehrt er dann ihres Anblicks, so wird er sie sich aus dem Sinne schlagen und schließlich können wir ihm ein wohlgeborenes Mädchen zur Frau geben.« Die Vormünder sagten, die Dame spreche gut und sie würden das nach ihren Kräften ausrichten; und nachdem sie den Jüngling ins Geschäft hatten rufen lassen, begann einer von ihnen ganz freundlich also: »Mein Sohn, du bist nunmehr ein großer Mensch und es wäre nur in der Ordnung, daß du anfingest, selbst nach deinen Angelegenheiten zu sehn; darum wäre es uns sehr lieb, wenn du auf eine Zeitlang nach Paris gingest, wo du, abgesehn davon, daß du den Umsatz von einem großen Teile deines Reichtums sähest, ein viel tüchtigerer Mann von viel besseren Sitten würdest, als wenn du hierbliebest, weil du dort die großen Herren und Barone und Edelleute beobachten könntest; hast du dann ihre Sitten angenommen, so kannst du zurückkommen.« Der Jüngling hatte aufmerksam zugehört, sagte aber dann mit kurzen Worten, das wolle er keineswegs tun, weil er glaube, er könne so gut wie ein anderer in Florenz bleiben. Daraufhin setzten ihm die wackern Männer mit eindringlichen Worten zu; da sie aber keine andere Antwort von ihm erhalten konnten, sagten sie es der Mutter. Arg erzürnt darüber, schalt sie ihn garstig aus, nicht so sehr wegen seiner Weigerung, nach Paris zu gehn, als vielmehr über seine Liebschaft, lenkte aber dann mit süßen Worten ein und begann ihm schmeichelnd und mit süßen Bitten zuzureden, er solle sich drein schicken, das zu tun, was seine Vormünder wollten; und sie verstand es, so viel zu reden, daß er schließlich einwilligte, auf ein Jahr, aber nicht länger, nach Paris zu gehn: und so geschah's. Girolamo ging also, die Liebesglut im Herzen nach Paris, und dort wurde er zwei Jahre lang von einem Tage zum andern hingehalten. Als er endlich, verliebter als je, heimkam, fand er seine Salvestra an einen jungen Zeltmacher verheiratet, und darüber bekümmerte er sich über die Maßen. Da er indessen sah, daß daran nichts zu ändern war, trachtete er sich einen Trost zu verschaffen: nachdem er ausgekundschaftet hatte, wo sie wohnte, begann er dort nach der Weise der verliebten Jünglinge vorbeizugehn, weil er glaubte, sie habe ihn ebensowenig vergessen wie er sie. Aber die Sache stand anders: sie erinnerte sich seiner nicht anders, als ob sie ihn nie gesehn hätte, und wenn sie sich auch etwa noch an ihn erinnerte, so zeigte sie das Gegenteil; das merkte der Jüngling in ganz kurzer Zeit zu seinem herbsten Schmerze. Nichtsdestoweniger tat er alles, was in seinen Kräften stand, um sich ihr wieder in den Sinn zu rufen; weil er aber sah, daß alles vergeblich war, entschloß er sich, und wenn es das Leben kostete, selber mit ihr zu sprechen. Nachdem er sich bei einem Nachbar über die Gelegenheiten ihres Hauses unterrichtet hatte, trat er eines Abends, als sie und ihr Mann mit ihren Nachbarn zu einer Unterhaltung gegangen waren, heimlich ein und versteckte sich hinter Zelttüchern, die in ihrer Kammer ausgespannt waren, und wartete so lange, bis er, nachdem sie zurückgekommen und zu Bette gegangen waren, inneward, daß der Mann eingeschlafen war; und dann ging er dorthin, wo er gesehn hatte, daß sich Salvestra niedergelegt hatte, legte ihr die Hand auf die Brust und sagte leise: »O meine Seele, schläfst du schon?« Die junge Frau, die nicht schlief, wollte schreien, aber der Jüngling sagte sogleich: »Um Gottes willen, schrei nicht, ich bin dein Girolamo.« Als sie das hörte, sagte sie, am ganzen Leibe zitternd: »Ach, Girolamo, geh um Gottes willen. Die Zeiten sind vorbei, wo es unserer Kindheit nicht verwehrt war, ineinander verliebt zu sein; ich bin, wie du siehst, verheiratet, und deshalb steht es mir nicht mehr an, mit einem andern Manne als mit meinem Gatten etwas zu schaffen zu haben. Darum bitte ich dich um Gottes willen, geh; wenn mein Gatte merkte, daß du da bist, so hätte das, wenn schon kein andres Unglück, so doch zur Folge, daß ich niemals mehr Frieden und Ruhe vor ihm hätte, wo ich doch jetzt mit ihm, der mich liebt, glücklich und zufrieden lebe.« Über diese Worte fühlte der Jüngling einen quälenden Schmerz, und obwohl er sie an die Vergangenheit erinnerte und ihr seine Liebe vorhielt, die sich auch durch die Trennung nicht vermindert habe, und viele Bitten unter die größten Versprechungen mischte, erreichte er doch nicht das geringste. Da er darum den Tod herbeisehnte, bat er schließlich, sie möge es zum Danke für so viel Liebe leiden, daß er sich so lange neben sie lege, bis er sich etwas erwärmt haben werde, weil er bei dem Warten auf sie ganz starr geworden sei; und er versprach ihr, kein Wörtlein zu reden, sie nicht zu berühren und sofort, wann er ein bißchen warm geworden sei, zu gehen. Salvestra, die ein wenig Mitleid für ihn fühlte, gewährte ihm das unter den von ihm genannten Bedingungen. So legte sich denn der Jüngling neben sie, ohne sie zu berühren; und indem er die Liebe, die er so lange zu ihr gehegt hatte, mit ihrer jetzigen Härte und seiner verlorenen Hoffnung in einen Gedanken zusammenfaßte, beschloß er, nicht mehr länger zu leben: ohne noch ein Wort zu sagen, hielt er den Atem an, schloß die Fäuste und starb an ihrer Seite. Voll

Verwunderung über seine Zurückhaltung begann die junge Frau aus Furcht, ihr Gatte könne auf einmal aufwachen, also zu ihm zu sprechen: »Ach, Girolamo, warum gehst du nicht weg?« Da sie aber keine Antwort bekam, dachte sie, er sei eingeschlafen. Darum streckte sie die Hand aus und begann ihn zu rütteln, damit er erwache: weil sie ihn aber dabei so kalt wie Eis fand, verwunderte sie sich baß; und weil sie auch bei stärkerm Rütteln nicht spürte, daß er sich geregt hätte, erkannte sie endlich, daß er tot war: darüber über die Maßen bekümmert, wußte sie sich lange keinen Rat. Endlich entschloß sie sich, ihren Mann dadurch, daß sie ihm den Fall von jemand anderm erzählte, auszuhorchen, was er sagen werde, daß zu tun sei; darum weckte sie ihn, erzählte ihm, daß sich das, was eben erst in seinem Hause geschehen war, anderswo ereignet habe, und fragte ihn, was für einen Entschluß er fassen würde, wenn das ihr geschähe. Der Biedermann antwortete, ihm scheine es, daß man den Toten in aller Stille zu seinem Hause tragen und ihn dort liegen lassen müßte, ohne daß der Frau, die ihm nicht gefehlt zu haben scheine, irgend etwas nachgetragen werden dürfte. Nun sagte Salvestra: »Und so müssen wir tun«; und sie nahm seine Hand und ließ ihn den toten Jüngling berühren. Voll Schrecken darüber stand er auf, zündete ein Licht an und zog den Leichnam, ohne erst ein Gerede mit seiner Frau zu beginnen, dessen eigene Kleider wieder an, lud ihn sich ohne Verzug, weil ihr ihre Unschuld zustatten kam, auf die Schultern, trug ihn zum Tore seines Hauses, setzte ihn dort nieder und ging weg. Und als bei Tagesanbruch der Tote vor seiner Tür gefunden wurde, gab es einen großen Lärm und sonderlich von der Mutter; da die Ärzte trotz genauer Untersuchung und Besichtigung des ganzen Körpers keine Wunde oder Beule vorfanden, gaben sie ihrer einmütigen Meinung Ausdruck, er sei, wie es auch der Fall war, vor Schmerz gestorben. Nun wurde der Leichnam in eine Kirche getragen und dorthin kam die betrübte Mutter mit einer Menge verwandter und befreundeter Damen, und sie begannen nach unserm Brauche bitterlich über ihn zu weinen und zu wehklagen. Und während die Leichenklage unter der größten Teilnahme vor sich ging, sagte der Biedermann, in dessen Hause er gestorben war, zu Salvestra: »Geh, nimm einen Mantel um und geh in die Kirche, wohin man Girolamo gebracht hat, und stelle dich unter die Frauen und horch, was darüber gesprochen wird, und ich werde es ebenso bei den Männern machen, damit wir erfahren, ob etwas gegen uns geredet wird.« Die junge Frau, die zu spät Mitleid fühlte, willigte ein, weil sie danach verlangte, den im Tode zu sehn, dem sie, als er am Leben war, nicht einmal mit einem Kusse hatte willig sein wollen, und sie ging hin. Etwas gar Wundersames ist es zu denken, wie schwierig es ist, den Spuren der Liebesgewalt zu folgen! Dieses Herz, das Girolamos Glück nicht hatte öffnen können, öffnete sich vor seinem Unglück und wandelte sich, da die alten Flammen alle wieder hervorbrachen, kaum daß sie das tote Antlitz gesehn hatte, zu solcher Rührung, daß sich Salvestra, von dem Mantel verhüllt, zwischen den Frauen durchdrängte und nicht früher stillstand, als bis sie bei der Leiche war; und indem sie einen lauten Schrei ausstieß, warf sie sich mit dem Gesichte auf den toten Jüngling, ohne es aber mit vielen Tränen zu baden, weil ihr der Schmerz, kaum daß sie ihn berührt hatte, das Leben nahm, so wie er es ihm genommen hatte. Die Frauen, die sie noch nicht kannten, sprachen ihr Trost zu und sagten ihr, sie solle sich ein wenig aufrichten; als sie sie aber, weil sie sich nicht selbst erhob, aufheben wollten, fanden sie sie unbeweglich, und als sie sie dann wirklich weghoben, erkannten sie zu gleicher Zeit, daß sie Salvestra und eine Leiche war. Darüber begannen alle Frauen, die da waren, von doppelter Rührung überwältigt, ein noch viel größeres Wehklagen. Die Nachricht verbreitete sich außerhalb der Kirche unter den Männern und kam also auch ihrem Gatten zu Ohren, und der weinte darüber, ohne auf einen Trost oder Zuspruch von irgendwem zu hören, lange Zeit. Nachdem er aber dann sehr vielen von den Anwesenden erzählt hatte, was mit diesem Jüngling und seinem Weibe in der Nacht vorgegangen war, verstanden nun alle klärlich, warum die beiden gestorben waren, und der Schmerz darüber war allgemein. Man nahm die tote junge Frau, schmückte sie, wie die Leichen geschmückt werden, legte sie an der Seite des Jünglings auf die Bahre und beweinte sie lange; dann wurden beide in demselben Grabe begraben und so hat die, welche die Liebe im Leben nicht hat vereinen können, der Tod zu untrennbarem Bunde vereint.

## Neunte Geschichte

*Herr Guiglielmo Rossiglione gibt seiner Frau das Herz des Herrn Guiglielmo Guardastagno, ihres Geliebten, zu essen, den er getötet hat; als sie das erfährt, stürzt sie sich aus einem hohen Fenster herab und stirbt. Sie wird gemeinsam mit ihrem Geliebten begraben.*

Als die Geschichte Neifiles zu Ende war, nicht ohne daß sie bei allen Freundinnen der Erzählerin großes Mitgefühl erregt hätte, nahm der König das Wort, weil außer ihm niemand mehr zu erzählen hatte als Dioneo, dessen Vorrecht er nicht verletzen wollte, und begann: Meine wohlmeinenden Damen, mir ist eine Geschichte in den Sinn gekommen, bei der ihr, denen das Unglück der Liebenden so zu Herzen geht, nicht

weniger Mitleid werdet fühlen müssen als bei den vorigen, weil die, denen das begegnet ist, was ich erzählen will, von höherm Stande waren als die, von denen jetzt gesprochen worden ist, und ihnen etwas Härters zugestoßen ist als denen.

Ihr sollt also wissen, daß einst in der Provence, wie die Provencalen erzählen, zwei edle Ritter waren, die beide über Schlösser und Vasallen geboten, und der eine hieß Herr Guiglielmo Rossiglione und der andere Herr Guiglielmo Guardastagno, und weil einer wie der andere gar tapfer im Waffenhandwerk war, liebten sie sich herzlich und hatten die Gewohnheit, zu jedem Turnier oder Tjost oder andern Waffenspiel gemeinsam und in denselben Farben zu reiten. Und obwohl die Schlösser von ihnen, wo sie hausten, gut zehn Meilen voneinander entfernt waren, geschah es doch, daß sich Herr Guiglielmo Guardastagno, ungeachtet der Freundschaft und Brüderschaft, die zwischen ihnen bestand, in die schöne, liebreizende Gattin Herrn Guiglielmo Rossigliones über die Maßen verliebte und es durch dies und das zuwege brachte, daß es die Dame merkte; und da ihn die als wackern Ritter kannte, war sie nicht böse darüber und begann ihm eine solche Liebe entgegenzubringen, daß er ihre höchste Sehnsucht und Liebe war und daß sie auf nichts sonst wartete, als von ihm begehrt zu werden: und es dauerte nicht lange, so geschah das, und nun waren sie ein und das andere Mal in heißer Liebe beisammen. Da sie aber in ihrem Umgange wenig vorsichtig waren, geschah es, daß es ihr Gatte bemerkte, und darüber erboste er sich so heftig, daß er die große Liebe, die er zu Guardastagno trug, in einen tödlichen Haß verkehrte; den wußte er aber besser zu verbergen als die beiden Liebenden ihre Liebe, und er nahm sich fest vor, Guardastagno umzubringen. Derweil sich nun Rossiglione mit diesem Vorsatze trug, geschah es, daß ein großes Turnier in Frankreich ausgerufen wurde; das ließ Rossiglione auf der Stelle Guardastagno mitteilen und ließ ihm sagen, wenn es ihm recht sei, solle er zu ihm kommen, um mit ihm zu beraten, ob sie hinreiten sollten und wie. Vergnügt antwortete Guardastagno, er werde ihn ohne Fehl am nächsten Tage zum Abendessen besuchen. Als das Rossiglione hörte, dachte er, die Zeit sei gekommen, wo er ihn umbringen könne; am nächsten Tage wappnete er sich, stieg mit einigen Knechten zu Pferde und legte sich etwa eine Meile von seinem Schlosse in einem Busche, wo Guardastagno vorbeikommen mußte, in den Hinterhalt. Und nachdem er eine hübsche Weile gewartet hatte, sah er Guardastagno, der sich ja nichts Schlimmem von ihm versah, ungewappnet und von zwei ungewappneten Knechten begleitet, des Weges kommen; und als Guardastagno dort war, wo er ihn haben wollte, drang er als tückischer Verräter mit geschwungener Lanze auf ihn ein mit dem Schrei: »Du bist des Todes!« und dies sagen und ihm die Lanze in die Brust bohren, war eins. Guardastagno fiel von diesem Lanzenstiche, ohne daß es ihm möglich gewesen wäre, sich irgendwie zu wehren oder auch nur ein Wörtlein zu sagen, und starb nach wenigen Augenblicken. Seine Diener wandten ihre Rosse, ohne den Täter erkannt zu haben, und jagten in wilder Flucht dem Schlosse ihres Herrn zu. Rossiglione stieg ab, öffnete Guardastagnos Brust mit einem Messer, nahm ihm mit eigener Hand das Herz heraus, ließ es in ein Lanzenfähnlein wickeln und befahl es einem seiner Knechte zu tragen; und nachdem er allen befohlen hatte, daß sich niemand unterstehen solle, davon ein Wörtlein verlauten zu lassen, stieg er wieder zu Pferde und kehrte, es war schon Nacht geworden, auf sein Schloß zurück. Die Dame, die gehört hatte, Guardastagno werde zum Abendessen kommen, erwartete ihn mit großer Sehnsucht; und als sie ihn nicht kommen sah, verwunderte sie sich baß und sagte zu ihrem Gatten: »Was ist das, Herr, daß Guardastagno nicht gekommen ist?« Darauf sagte ihr Gatte: »Frau, ich habe von ihm die Nachricht bekommen, daß er nicht vor morgen hier sein kann«; darob wurde sie etwas bestürzt. Rossiglione hatte aber, als er vom Pferde gestiegen war, den Koch rufen lassen und zu ihm gesagt: »Nimm dieses Wildschweinherz und sieh, daß du daraus ein Gericht bereitest, das beste und schmackhafteste, das du weißt; und wenn ich bei Tische bin, so schickst du mir's auf einer silbernen Schüssel.« Der Koch nahm es und bot alle seine Kunst und Sorgfalt auf und machte, indem er's zerhackte und viel gutes Gewürz drantat, einen köstlichen Leckerbissen daraus. Herr Guiglielmo setzte sich, als es an der Zeit war, mit seiner Frau zu Tische. Die Speisen wurden aufgetragen, aber die Missetat, die er begangen hatte, lag ihm so auf der Seele, daß er wenig aß. Der Koch schickte ihm das Hackfleisch, und er ließ es, indem er vorgab, diesen Abend unlustig zu sein, der Dame vorsetzen und lobte es ihr sehr. Die Dame, die nicht unlustig war, begann zu essen und fand es wohlschmeckend; und darum aß sie's völlig auf. Als der Ritter sah, daß sie alles gegessen hatte, sagte er: »Frau, was dünkt Euch von diesem Gerichte?« Die Dame antwortete: »Auf Ehre, Herr, es hat mir sehr behagt.« – »So wahr mir Gott helfe«, sagte der Ritter, »das glaube ich gern und wundere mich auch nicht darüber, daß Euch das, was Euch lebendig über alles behagte, auch im Tode behagt hat.« Als das die Dame hörte, stutzte sie ein wenig; dann sagte sie: »Wieso? Was ist das, was Ihr mich habt essen lassen?« Der Ritter antwortete: »Das, was Ihr gegessen habt, war wirklich und wahrhaftig das Herz von Herrn Guiglielmo Gardastagno, den Ihr, untreues Weib, so sehr geliebt habt; und daß es das war, darüber könnt Ihr ganz sicher sein, weil ich es ihm, kurz bevor ich heimgekommen bin, mit dieser Hand aus der Brust gerissen habe.« Ob die Dame, als sie das von dem gehört hat, den sie über alles geliebt hatte, Schmerz empfunden hat, darüber braucht es keiner Frage; und nach einer Weile sagte sie: »Ihr habt gehandelt wie ein untreuer und schlechter Ritter; daß ich ihn, ohne daß er mich gezwungen hätte, zum

Herrn meiner Liebe gemacht und Euch auf diese Weise gekränkt habe, dafür hätte nicht er, sondern ich Strafe leiden sollen. Aber behüte Gott, daß nach einer so edeln Speise, wie es das Herz eines so wackern und ehrlichen Ritters ist, wie es Herr Guiglielmo Guardastagno gewesen ist, je eine andere Speise über meine Lippen komme.« Und sie sprang auf und ließ sich, ohne sich nur einen Augenblick zu besinnen, durch ein Fenster, das hinter ihr war, rücklings hinunterfallen. Weil das Fenster sehr hoch über der Erde war, brachte ihr der Fall nicht nur den Tod, sondern zerschmettete ihr auch schier den ganzen Körper. Als das Herr Guiglielmo sah, erschrak er und erkannte, daß er unrecht getan hatte; und da er Furcht hatte vor dem Landvolke und dem Grafen der Provence, ließ er die Pferde satteln und entwich. Am nächsten Morgen war der Hergang der Sache schon in der ganzen Gegend bekannt geworden; und die Leute von Herrn Guiglielmo Guardastagnos Schloß und die von dem Schlosse der Dame holten die beiden Leichname mit bittern Klagen und Tränen ein und setzten sie in der Kirche des Schlosses der Dame in demselben Grabe bei, und darüber wurden Verse geschrieben, wer darin begraben sei und wie und warum sie gestorben seien.

## Zehnte Geschichte

*Die Frau eines Arztes steckt ihren eingeschlagenen Geliebten, den sie für tot hält, in einen Kasten und den tragen zwei Wucherer samt ihm zu sich ins Haus; da er, als er erwacht ist, Lärm macht, wird er als Dieb ergriffen. Die Magd der Dame erzählt dem Richter, sie sei es gewesen, die ihn in den von den Wucherern gestohlenen Kasten gesteckt habe, und auf diese Weise entgeht er dem Galgen, während die Pfandleiher wegen des Diebstahls des Kastens zu einer Geldstrafe verurteilt werden.*

Nur Dioneo hatte noch, nachdem die Geschichte des Königs zu Ende war, seine Schuldigkeit zu erfüllen; da er das wußte und es ihm schon vom Könige aufgetragen worden war, begann er: Die traurigen Geschichten von unglücklicher Liebe haben, von euch, meine Damen, gar nicht zu reden, aber auch mir Augen und Herz schon so gerührt, daß es mein innigster Wunsch gewesen ist, daß sie endlich einmal ein Ende nähmen. Nun sind wir, Gott sei Dank, mit ihnen fertig, das heißt, wenn ich nicht zu dieser jämmerlichen Ware noch eine schlechte Zugabe draufgeben will, wovor mich Gott bewahren wolle, und ich werde, ohne einem so trübseligen Vorwurf noch weiter nachzugehen, von einem heiterern und bessern beginnen, wodurch ich vielleicht ein gutes Vorzeichen für das, was morgen erzählt werden soll, geben werde.

Ihr sollt also wissen, meine schönen Damen, daß vor nicht gar langer Zeit in Salerno ein ausgezeichneter Wundarzt war, Meister Mazzeo della Montagna mit Namen, der, als er schon ein steinalter Mann geworden war, ein hübsches, artiges junges Mädchen seiner Stadt zur Frau genommen hatte, und die hielt er mit vornehmen Kleidern und Schmuck und allem, was einer Frau gefallen kann, so wohl versehn, daß es keine in der Stadt darin besser hatte; freilich ist es wahr, daß sie die meiste Zeit erkältet war, weil sich der Meister wenig Mühe gab, sie im Bette ordentlich zuzudecken. So wie Messer Ricciardo di Chinzica, von dem wir gesprochen haben, die seinige die Feiertage lehrte, so redete er ihr ein, daß der Mann, wenn er bei einer Frau gelegen habe, ich weiß nicht, wie viele Tage zu seiner Erholung brauche; weil sie aber eine kluge, herzhafte Frau war, faßte sie, um den eigenen Hausrat zu schonen, den Vorsatz, auf die Straße zu laufen und fremden abnützen zu wollen: und nachdem sie sich mehr und mehr unter den jungen Leuten umgesehen hatte, stand ihr endlich einer zu Gesichte und auf den setzte sie ihre ganze Hoffnung, ihren ganzen Sinn und ihr ganzes Glück. Dem Jüngling gefiel das, als er es merkte, sehr wohl, und auch er wandte seine ganze Liebe ihr zu. Er hieß Ruggieri da leroli und war zwar von edler Geburt, aber von schlechtem Lebenswandel und herabgekommen, so daß er weder einen Verwandten noch einen Freund behalten hatte, der ihm wohlgewollt oder ihn gern gesehen hätte, und er war in ganz Salerno wegen seiner Diebereien und sonstigen schändlichen Streiche verrufen; darum scherte sich aber die Dame wenig, weil er ihr um etwas andern willen gefiel: und sie brachte es mit Hilfe ihrer Magd zuwege, daß sie sich zusammenfanden. Und nachdem sie eine Zeitlang ihre Lust gehabt hatten, begann die Dame sein bisheriges Leben zu tadeln und ihn zu bitten, er solle ihr zuliebe von diesen Dingen lassen; und um ihm die Möglichkeit an die Hand zu geben, begann sie ihn ab und zu mit Geld zu unterstützen. Und derweil sie diesen Handel vorsichtig betrieben, geschah es, daß dem Arzte ein Kranker übergeben wurde, der ein schlimmes Bein hatte, und der Meister sagte, als er den Schaden besehn hatte, seinen Verwandten, der Kranke werde sich, wenn er ihm nicht einen angefressenen Knochen aus dem Beine entferne, das ganze Bein abnehmen lassen oder sterben müssen; durch die Entfernung des Knochens könne er zwar genesen, zur Behandlung übernehme er ihn jedoch nur als toten Mann; seine Angehörigen willigten ein und übergaben ihn ihm, indem sie diesen Vorbehalt anerkannten. Der Arzt, der voraussah, daß der Kranke, wenn er nicht eingeschläfert würde, die

Schmerzen nicht ertragen und keinen Schnitt gestatten würde, ließ am Morgen des Tages, an dessen Abend das vor sich gehen sollte, aus einer gewissen Mischung ein Wasser ziehn, das den Kranken, für den es als Trank bestimmt war, auf so lange einschläfern sollte, wie er seiner Meinung nach unter dem Messer zu leiden haben werde; dieses Wasser ließ er sich nach Hause bringen und stellte es in sein Gemach, ohne jemand zu sagen, was es sei. Als die Vesperstunde, wo der Arzt hätte zu dem Kranken gehn sollen, gekommen war, kam ein Bote von gewissen, ihm sehr lieben Freunden in Amalfi, er solle sich durch gar nichts abhalten lassen, sofort hinzukommen, weil dort bei einer großen Schlägerei viele verwundet worden seien. Der Arzt verschob also die Sache mit dem Beine auf den nächsten Morgen, sprang in ein Boot und fuhr nach Amalfi; drum ließ die Dame, die wußte, daß er diese Nacht nicht heimkommen werde, ihrer Gewohnheit nach Ruggieri heimlich kommen, führte ihn in ihr Gemach und schloß ihn dort ein, bis gewisse Leute im Hause schlafen gegangen seien. Während Ruggieri in dem Gemache auf die Dame wartete, bekam er, entweder wegen der den Tag über ausgestandenen Mühsal oder weil er etwas Gesalzenes gegessen hatte oder weil er vielleicht zu trinken gewohnt war, einen heftigen Durst; da fiel ihm die Flasche mit dem Wasser, das der Arzt für den Kranken gemacht hatte, in die Augen, und er setzte sie in dem Glauben, es sei Trinkwasser, an den Mund und trank sie leer: es dauerte auch gar nicht lange, so befiel ihn ein mächtiger Schlaf, und er entschlief. Die Dame kam, sobald sie nur konnte, in das Gemach; da sie Ruggieri schlafend fand, begann sie ihn ein wenig zu rütteln und ihm mit unterdrückter Stimme zu sagen, er solle aufstehn: das war aber umsonst: er antwortete nichts und rührte sich nicht im mindesten. Darüber ärgerte sich die Dame ein bißchen und gab ihm einen kräftigen Stoß, indem sie sagte: »Steh auf, du Schlaf mutze; wenn du schlafen wolltest, so hättest du nach Hause gehn und nicht hierherkommen sollen.« Von diesem Stoße fiel Ruggieri von der Truhe, wo er saß, herunter, ohne dabei mehr Gefühl zu verraten, als ein Leichnam getan hätte. Nun ziemlich erschrocken, versuchte ihn die Dame zuerst aufzurichten, dann schüttelte sie ihn stärker, packte ihn bei der Nase und zog ihn am Barte; aber alles war vergebens: er hatte den Esel an einen guten Pflock gebunden. Darum begann die Dame Furcht zu fassen, er könne tot sein; immerhin zwickte sie ihn fest ins Fleisch und brannte ihn mit einer Kerze: aber es war umsonst, so daß sie, die trotzdem, daß sie einen Arzt zum Gatten hatte, von der Arzneikunst nichts verstand, schließlich steif und fest glaubte, er sei tot. Ob sie, die ihn über alles liebte, darüber Schmerz empfand, das braucht keiner Frage; und weil sie sich nicht getraute, Lärm zu machen, begann sie leise über ihn zu weinen und dies Unglück zu beklagen. Nach einer Weile aber kam sie, da sie fürchtete, zum Schaden könnte sich auch noch die Schande gesellen, zu der Einsicht, es müsse unverzüglich ein Weg ausfindig gemacht werden, wie der Tote aus dem Hause zu schaffen sei; weil sie sich aber dazu keinen Rat wußte, rief sie leise ihre Magd, wies ihr ihr Unglück und fragte sie um Rat. Baß verwundert sagte die Magd, nachdem auch sie an dem Toten gezerrt und ihn gezwickt hatte, ohne eine Spur von Leben in ihm zu sehn, dasselbe, was die Frau sagte, nämlich daß er wahrhaftig tot sei, und meinte, er müsse aus dem Hause getragen werden. Darauf sagte die Dame: »Und wohin könnten wir ihn denn setzen, daß nicht, wenn er morgen früh gefunden wird, der Argwohn entstände, er sei hier herausgeschafft worden?« Die Magd antwortete ihr: »Madonna, ich habe spät am Abende gegenüber der Werkstatt unsers Nachbars, des Schreiners, einen nicht übermäßig großen Kasten gesehn, und der wird uns, wenn ihn nicht der Meister wieder ins Haus genommen hat, trefflich zustatten kommen: wir legen Ruggieri hinein, geben ihm zwei oder drei Messerstiche und kümmern uns weiter nicht um ihn; ich wüßte nicht, warum der, der ihn dann dort findet, eher glauben sollte, er sei von hier aus als anderswoher dorthin gebracht worden, vielmehr wird man glauben, daß er, der ja ein schlechter Mensch war, bei irgendeiner Schlechtigkeit von einem Feinde von ihm getötet und in den Kasten gesteckt worden sei.« Der Dame gefiel der Rat der Magd, nur von den Stichen wollte sie nichts hören und sagte, um nichts in der Welt würde sie es übers Herz bringen, das zu tun; und sie schickte sie nachsehn, ob der Kasten noch dort sei, wo sie ihn gesehn habe, und die Magd kehrte mit einer bejahenden Antwort zurück. Nun lud sich die Magd, die jung und kräftig war, mit der Hilfe der Dame Ruggieri auf die Schultern, und die Dame ging voraus, um zu sehn, ob jemand komme; so kamen sie zu dem Kasten, steckten Ruggieri hinein, verschlossen ihn wieder und gingen weg. In diesen Tagen waren in einem Hause, das dort in der Nähe war, zwei junge Leute eingezogen, die auf Zinsen liehen und sehr willig im Einnehmen, aber karg im Ausgeben waren. Da es ihnen an Hausrat gebrach, hatten sie, als sie am Tage vorher den Kasten gesehn hatten, miteinander ausgemacht, ihn, wenn er die Nacht über dort stehn bleiben werde, in ihr Haus zu tragen. Und als es Mitternacht geworden war, verließen sie das Haus, trugen ihn, als sie ihn noch vorfanden, ohne ihn viel zu untersuchen, obwohl er ihnen etwas schwer vorkam, eiligst in ihr Haus und stellten ihn neben der Kammer, wo ihre Frauenzimmer schliefen, nieder, ohne sich erst die Mühe zu nehmen, ihn zurechtzurücken; sie ließen ihn also stehn, wie er stand, und gingen schlafen. Nachdem Ruggieri eine lange Zeit geschlafen und den Trank verdaut hatte, verschwand auch dessen Kraft, und er wurde, als es schon gegen Morgen ging, wach, und obwohl der Schlaf gebrochen war und seine Sinne wieder ihre Kräfte bekommen hatten, blieb ihm doch im Gehirn eine dumpfe Beklemmung zurück, die ihn nicht nur diese Nacht, sondern noch etliche Tage nachher im Banne hielt; und als er die Augen öffnete und nichts sah und, mit den Händen umhertastend, fand, daß er in einem

Kasten war, begann er zu grübeln und sich zu fragen: »Was ist das? Wo bin ich denn? Schlafe ich oder wache ich? Ich erinnere mich doch, daß ich heute abend in der Kammer meiner Dame war, und jetzt, scheint es mir, bin ich in einem Kasten. Was soll das bedeuten? Ist etwa der Arzt heimgekommen oder etwas andres geschehn, daß mich die Dame, während ich schlief, da versteckt hat? Das nehme ich an, und so wird's auch sein.« Und damit bemühte er sich, sich still zu verhalten und zu horchen, ob er etwas vernehme; obwohl er sich in dem Kasten, der klein war, eher unbehaglich als sonstwie fühlte, hielt er doch eine hübsche Weile so aus, bis er sich, weil ihn die Seite, wo er lag, schmerzte, auf die andre drehn wollte und das so geschickt machte, daß der Kasten, der nicht völlig eben stand, dadurch, daß er mit der Hüfte an der einen Seite anstieß, das Übergewicht bekam und schließlich umfiel: und auf das große Gepolter, das er im Fallen machte, erwachten die Frauenzimmer, die nebenan schliefen, und faßten Furcht, wagten aber keinen Laut von sich zu geben. Ruggieri war über das Umfallen des Kastens sehr erschrocken; da er aber merkte, daß er im Fallen aufgesprungen war, wollte er vor allen Dingen lieber draußen sein als drinnen bleiben. Und weil er nicht wußte, wo er sei, und eins ums andere, begann er tappend durchs Haus zu gehn und zu versuchen, ob er nicht eine Stiege oder Tür fände, um sich aus dem Staube machen zu können. Als die Frauen, die ja wach waren, dieses Tappen hörten, rief vorerst eine: »Wer ist da?« Ruggieri, dem die Stimme unbekannt war, antwortete nicht; darum riefen die Frauen die zwei Männer, die aber, weil sie lange aufgeblieben waren, fest schliefen und von allem nichts hörten. Da sich deshalb die Frauen noch mehr fürchteten, standen sie auf, liefen zu den Fenstern und begannen zu schreien: »Diebe! Diebe!« Daraufhin rannten mehrere Nachbarn von verschiedenen Seiten herbei, der eine übers Dach, ein anderer von rechts, der dritte von links, und drangen ins Haus; und dieser Lärm weckte die zwei Männer und sie standen eiligst auf. Ruggieri, der, als er sah, wo er war, vor Schrecken schier außer sich war und nicht wußte, wohin er hätte fliehen sollen oder können, wurde ergriffen und den Schergen des Stadtrichters übergeben, die des Lärmes halber hingelaufen waren. Er wurde dem Richter vorgeführt, und der ließ ihn, weil er ein übelberufener Mensch war, auf die Folter strecken, und nun bekannte er, daß er in das Haus der Pfandleiher eingedrungen sei, um zu stehlen; darum gedachte ihn der Richter ohne viel Verzug am Halse henken zu lassen. Am Morgen ging durch ganz Salerno die Nachricht, daß Ruggieri im Hause der Pfandleiher beim Stehlen ergriffen worden sei; als das die Dame und die Magd hörten, kam ihnen das so erstaunlich und seltsam vor, daß sie schier nahe daran waren, zu glauben, sie hätten das, was sie in der vergangenen Nacht getan hatten, nicht getan, sondern nur zu tun geträumt; und zudem fühlte die Dame wegen der Gefahr, in der Ruggieri schwebte, einen solchen Kummer, daß nicht mehr viel fehlte, und sie wäre närrisch geworden. Nicht viel später als anderthalb Stunden nach Tagesanbruch befahl der Arzt, der von Amalfi heimgekehrt war, daß ihm sein Wasser gebracht werde, weil er zu seinem Kranken gehn wollte; und da er die Flasche leer fand, machte er einen großen Lärm, es sei unmöglich, daß in seinem Hause etwas in Ruhe gelassen würde. Die Frau, die eines andern Kummers halber erregt war, antwortete erzürnt und sagte: »Was würdet Ihr erst bei etwas Wichtigem sagen, wo Ihr wegen eines Fläschchen Wasser so einen Lärm macht? Gibt's denn nicht noch genug davon auf der Welt?« Darauf sagte der Meister: »Frau, du meinst, das sei reines Wasser gewesen; es ist aber nicht so, sondern es war ein Schlaftrunk«; und er erzählte ihr, wozu es hätte dienen sollen. Kaum hörte das die Dame, so erriet sie auch schon, daß es Ruggieri getrunken hatte und deshalb von ihnen für tot gehalten worden war; und sie sagte: »Meister, das haben wir nicht gewußt; macht Euch ein andres.« Der Meister, der sah, daß nichts mehr zu ändern war, ließ einen neuen Schlaftrunk machen. Kurz darauf kam die Magd, die im Auftrage der Dame weggegangen war, um zu erfahren, was man über Ruggieri spreche, zurück und sagte: »Madonna, von Ruggieri spricht jedermann schlecht, und er hat nach dem, was ich habe erfahren können, weder einen Freund noch einen Verwandten, der sich seiner angenommen hätte oder annehmen wollte; und man glaubt fest, der Blutrichter werde ihn morgen henken lassen. Und außerdem will ich Euch noch eine Neuigkeit sagen, woraus ich zu verstehn glaube, wie er in das Haus der Pfandleiher gekommen ist, und höret, wie: Ihr kennt ja den Schreiner, bei dem der Kasten gestanden hat, worein wir ihn gesteckt haben; der Schreiner also hat eben jetzt mit dem, dem der Kasten augenscheinlich gehört hat, den heftigsten Streit von der Welt gehabt: der hat das Geld für seinen Kasten verlangt, und der Meister hat gesagt, er habe ihn nicht etwa verkauft, sondern er sei ihm in der Nacht gestohlen worden. Darauf hat der Eigentümer gesagt: ›Das ist nicht wahr, sondern du hast ihn den zwei jungen Pfandleihern verkauft; ich habe ihn heute nacht dort gesehen, als Ruggieri gegriffen worden ist, und sie haben mir das gesagt.‹ Darauf hat der Schreiner gesagt: ›Sie lügen, und ich habe ihn ihnen nie verkauft; hingegen werden sie ihn mir heute nacht gestohlen haben: gehn wir hin.‹ Und so sind sie einträchtig zu den Pfandleihern gegangen, und ich bin hergekommen. Und so verstehe ich, wie Ihr auch selber sehn könnt, auf was für eine Weise Ruggieri dorthin gebracht worden ist, wo man ihn gefunden hat; aber wieso er auferstanden ist, das verstehe ich nicht.« Die Dame, die nun völlig begriff, wie sich die Sache zugetragen hatte, sagte der Magd, was sie vom Meister gehört hatte, und bat sie, ihr zur Rettung Ruggieris ihre Hilfe zu leihen, weil sie, wenn sie nur wolle, zu gleicher Zeit Ruggieri retten und die Ehre ihrer Herrin wahren könne. Die Magd sagte: »Madonna, sagt mir, wie, und ich werde alles willig tun.« Die Dame, die das Messer an der Kehle fühlte, hatte schon mit raschem Entschlüsse einen Plan gefaßt, was

zu tun sei, und legte ihn nun der Magd ausführlich dar. Die ging also zuerst zum Arzte und begann weinend also: »Messer, ich muß Euch wegen eines großen Vergehns, das ich gegen Euch begangen habe, um Verzeihung bitten.« Der Meister sagte: »Und das ist?« Und die Magd sagte, noch immer unter Tränen: »Messer, Ihr wißt, was für ein Mensch der junge Ruggieri da leroli ist; dem habe ich gefallen, und halb aus Furcht und halb aus Liebe habe ich vor ein paar Tagen seine Liebste werden müssen. Und weil er gestern abend erfahren hat, daß Ihr nicht hier sein würdet, hat er mir so lange schön getan, bis ich ihn in Euer Haus und in meine Kammer zum Schlafen mitgenommen habe, und da er Durst bekommen hat und ich nicht wußte, wohin schnell um Wasser oder Wein laufen, weil ich nicht wollte, daß mich Eure Frau, die im Saale war, sehe, lief ich in Euere Kammer, wo ich, wie ich mich erinnerte, ein Fläschchen mit Wasser hatte stehn sehn, holte es, ließ ihn das Wasser trinken und stellte die Flasche wieder dorthin, wo ich sie genommen hatte, und deswegen, höre ich jetzt, habt Ihr im Hause einen großen Lärm gemacht. Und gewißlich gestehe ich, daß ich etwas Unrechtes getan habe; aber wo ist der, der nicht dann und wann etwas Unrechtes täte? Ich bin sehr bekümmert, daß ich's getan habe, nicht so sehr darum, als vielmehr wegen dessen, was noch kommt, daß nämlich Ruggieri daran ist, sein Leben zu verlieren: darum bitte ich Euch, was ich nur kann, laßt mich's nicht büßen und gebt mir die Erlaubnis, hinzugehn und Ruggieri in dem, was ich tun kann, zu helfen.« So aufgebracht der Arzt auch gewesen war, antwortete er doch, als er das hörte, scherzend: »Die Buße hast du dir schon selber auferlegt, indem du diese Nacht, statt wie du geglaubt hast, einen jungen Kerl zu haben, der dir das Pelzchen weidlich gestriegelt hätte, eine Schlafmütze gehabt hast; und darum geh und betreibe die Rettung deines Geliebten, und fortan hüte dich, mir ihn noch einmal ins Haus zu bringen, sonst werde ich dich dann auch für heute bezahlen.« Die Magd deuchte es, der erste Wurf sei ihr gar wohl gelungen, und daher ging sie so eilig wie möglich zu dem Gefängnis, wo Ruggieri war, und tat dem Kerkermeister so schön, daß er sie mit Ruggieri reden ließ. Nachdem sie ihn unterrichtet hatte, was er dem Blutrichter sagen solle, wenn er sich retten wolle, brachte sie es zuwege, daß sie auch bei dem Blutrichter vorgelassen wurde. Bevor der sie anhörte, wollte er mit ihr, weil sie ein frisches, muntres Ding war, in Gottes Christenheit einen Nagel schlagen, und sie verzichtete, um ein besseres Gehör zu rinden, auf jede Sprödigkeit; und als sie sich von der Bosselarbeit erhoben hatte, sagte sie: »Messer, Ihr habt Ruggieri da leroli hier, der als Dieb ergriffen worden ist; in Wahrheit aber ist es nicht so.« Und nun erzählte sie ihm die ganze Geschichte vom Anfange bis zum Ende, wie sie ihn, weil sie seine Liebste sei, ins Haus des Arztes mitgenommen habe; wie sie ihm unwissentlich den Schlaftrunk gegeben habe und wie sie ihn für tot in den Kasten gesteckt habe; und dann sagte sie, was sie den Schreinermeister und den Eigentümer des Kastens hatte miteinander reden hören, und zeigte ihm dadurch, wie Ruggieri in das Haus der Pfandleiher gekommen sei. Der Blutrichter, der sah, daß es leicht war, ausfindig zu machen, ob das wahr sei, befragte zuerst den Arzt, ob das mit dem Wasser wahr sei, und befand, daß es so gewesen war; nachdem er dann den Schreiner und den Eigentümer des Kastens und die Pfandleiher hatte vorladen lassen, befand er nach vielem Hin- und Herreden, daß die Pfandleiher den Kasten in der vergangenen Nacht gestohlen und in ihr Haus geschafft hatten. Schließlich schickte er um Ruggieri und befragte ihn, wo er am Abende vorher zur Herberge gewesen sei, und der antwortete: wo er zur Herberge gewesen sei, wisse er nicht, dessen aber erinnere er sich wohl, daß er, um mit der Magd von Meister Mazzeo zu herbergen, in ihre Kammer gegangen sei, wo er für den großen Durst, den er gehabt habe, Wasser getrunken habe; was aber später mit ihm vorgegangen sei, das wisse er nicht, bis auf das eine, daß er sich, als er im Hause der Pfandleiher erwacht sei, in einem Kasten befunden habe. Der Blutrichter, der an diesen Dingen, als er sie hörte, ein großes Vergnügen gewann, ließ sie sich von der Magd und von Ruggieri und von dem Schreiner und von den Pfandleihern mehrere Male wiederholen. Endlich verurteilte er, da er Ruggieri für unschuldig erkannte, die Pfandleiher, die den Kasten gestohlen hatten, zu zehn Unzen und sprach Ruggieri frei. Wie lieb dem das war, darum frage niemand; und seiner Dame war es über die Maßen lieb. Später lachten und scherzten sie darüber zu often Malen mit der lieben Magd, die ihm die Messerstiche hatte geben wollen, und sie fuhren in ihrer Liebe und ihren Tröstungen stets vom Guten zum Bessern fort: so wünschte ich, daß es auch mir erginge, allerdings ohne den Kasten. Hatten die ersten Geschichten die Herzen der reizenden Damen betrübt, so machte sie diese letzte, von Dioneo erzählte, besonders an der Stelle, wo er sagte, daß der Blutrichter einen Nagel eingeschlagen habe, so lachen, daß sie sich daran von dem Mitleide, das sie bei den andern gehabt hatten, erholen konnten. Da aber der König sah, daß die Sonne fahler zu werden begann und das Ende seiner Herrschaft gekommen war, entschuldigte er sich bei den schönen Damen mit zierlichen Worten wegen dessen, was er getan hatte, daß er nämlich über einen so traurigen Vorwurf, wie es das Unglück der Liebenden ist, hatte erzählen lassen; und nach der Entschuldigung stand er auf, nahm den Lorbeer von seinem Haupte und setzte ihn mitten unter den auf seine Wahl neugierigen Damen mit anmutiger Gebärde auf das blonde Köpfchen Fiammettas, indem er sagte: »Diese Krone übertrage ich dir, weil du es besser als jede andere verstehn wirst, diese unsere Gesellinnen für den heutigen Tag mit dem morgigen zu trösten.« Fiammetta, der das goldene Haar in langen Locken auf die weißen blühenden Schultern fiel und in deren rundlichem Gesichte sich die Farben der weißen Lilien und der roten Rosen freigebig mischten und deren

Augen denen eines Wanderfalken glichen, öffnete das kleine Mündchen, dessen Lippen zwei Rubine schienen, und antwortete lächelnd: »Und ich, Filostrato, nehme sie gern an; und damit du besser siehst, was du getan hast, will und befehle ich zu dieser Stunde, daß sich jedes vorbereite, morgen von den Liebenden zu sprechen, die nach Ungemach und Kümmernis Glückseligkeit gefunden haben.« Dieser Vorwurf gefiel allen. Und nachdem sie den Seneschall hatte kommen lassen und mit ihm das Nötige geordnet hatte, beurlaubte sie heiter die ganze Gesellschaft, die von den Sitzen aufgestanden war, bis zur Stunde des Abendessens. Einige gingen durch den Garten, dessen Schönheit nicht so bald zum Uberdrusse werden konnte, andere zu den Mühlen, die draußen im Gange waren, und der dahin und der dorthin, um nach den verschiedenen Neigungen verschiedene Freuden zu suchen. Als aber die Essensstunde gekommen war, versammelten sich alle ihrer Gewohnheit gemäß bei dem schönen Brunnen und nahmen mit großer Lust und trefflich bedient die Abendmahlzeit ein. Und nachdem sie davon aufgestanden waren, unterhielten sie sich in der gewohnten Weise mit Tanzen und Singen, und während Filomena den Reigen führte, sagte die Königin: »Filostrato, ich gedenke nicht, von den Wegen meiner Vorgänger abzuweichen, sondern, so wie sie es getan haben, gedenke auch ich ein Lied singen zu lassen; und weil ich sicher bin, daß deine Lieder so sein werden wie deine Geschichten, so wollen wir, daß du, damit nicht noch mehr Tage durch deine Trübseligkeiten verdüstert werden, das singest, das dir am besten gefällt.« Filostrato antwortete, das tue er gern und begann ohne Verzug also zu singen:

In Tränen kann es sich erweisen,
Wie sehr das Herz in seinem Recht sich schmerzt,
Daß ein Betrug es zwang, mit süßen Liebesweisen.

O Liebesgott, als du zum erstenmal
In ihr, sie selbst, für die ich schmachte,
Legtest, daß kein Hoffen mir verblieb,
Da wußte ich, wie hold ihr Keuschsein wachte;
Und leicht ward mir ein Schicksalshieb,
Der in der Seele mich erreichte:
Für dich! Doch meinen Irrtum muß ich kennen,
Und, nicht ohne Ergriffenheit, mag er sich nennen.

Mein trüber Irrtum ist mir eingegangen,
Als ich ersah, daß ihrer ich beraubt!
Und nur auf sie halt ich gehofft,
Zumal da ich mich ganz in ihrer Gunst geglaubt.
Ich diente ihr, ja ich vergötterte sie oft,
Und nie erfaßte ich den Schaden,
Mit dem sich das Gemüt beladen:
Ich mußte mich aus ihrer Seele trennen;
Für eines andern Schätzung sollte sie entbrennen.

Als ich erfühlte, daß sie mich vertrieben,
Begann im Herzen mir ein bittres Weinen:
Und noch ist mir's geblieben!
So oft verfluche ich ihr liebliches Erscheinen,
Denn niemals wird ihr Tag in mir zerstieben:
Es hatte hohe Schönheit sie geschmückt
Und mich in meinem Wesen sehr berückt;
Wie könnt ich sonst vor Glut und Liebe mich verrennen?
Wenn sie dem Fliehenden doch schon den Tod ersännen!

Wie groß mein Schmerz sei, ohne allen Trost,
Nur du, den ich mir rufe, Herr, kannst es ermessen!
Mit Trauerstimme flehe ich,
Bekenne ich: Zerbrenne mich!
Mein Wesen ist von wilder Todeslust umtost;
Ich stürbe gern: Ein Mich-Vergessen
Würde ich bitter an mich pressen.
Auf einen Hieb, Wut im Gemüt, verschwinde:

Für mich ist jede andre Pein gelinde!

Kein andrer Trost, kein andrer Weg
Bleibt meinem Schmerzen als der Tod.
So gib ihn mir! Nimm mich hinweg!
Verlösche, Liebesgott, was mich durchloht,
Vom Herzen schleire trübes Lebensrot.
O tu es: denn zu Unrecht wird
Mir Glück in Trübsal eingewirrt.
Erneu die Freunde, wenn ich sterbend sanft erblinde,
Daß jung ein Liebesschwärmen sich entrinde.

Mein Sang, wenn niemand dich erkennt,
So mag ich's kaum bedauern. Da nur ich
Dich fühlen kann und singen.
Zu einer Mühe nur dich bringen!
Vermöchte ich's! Daß diesen blutigen Stich,
Der wild mich traf, dein Wort der Liebe nennt:
Ihr sagt, was mich vom Frohsein trennt;
Denn Gott bezeugt, was ich durch ihn empfinde:
Es gelte ihm ein schwer umschmerztes Angebinde.

In Tränen kann es sich erweisen,
Wie sehr das Herz in seinem Recht sich schmerzt,
Daß ein Betrug es zwang, mit süßen Liebesweisen.

Die Worte dieses Liedes zeigten gar deutlich an, wie Filostratos Gemütszustand war und warum; und noch deutlicher würde das der Anblick einer Dame, die im Reigen war, getan haben, wenn nicht die Finsternis der eingefallenen Nacht die Röte, die ihr ins Gesicht getreten war, verborgen hätte. Nachdem aber Filostrato sein Lied geendet hatte, wurden noch viele andere gesungen, bis die Stunde, schlafen zu gehn, da war; nun zog sich auf den Befehl der Königin jede auf ihr Gemach zurück.

*So endet der vierte Tag des Dekamerons*

*Es beginnt der*

# fünfte Tag des Dekamerons

*wo unter der Herrschaft Fiammettas*
*von den Liebenden gesprochen wird,*
*die nach Ungemach und Kümmernis*
*Glückseligkeit gefunden haben*

Schon war der Osten ganz weiß, und die aufgehenden Strahlen hatten unsere Halbkugel überall erhellt, als Fiammetta von dem süßen Gesänge der Vögel, die die erste Stunde des Tages in Baum und Strauch fröhlich besangen, erwachte; alsbald stand sie auf und ließ die andern samt den drei Jünglingen rufen, und nachdem sie langsamen Schrittes in Gefilde hinabgestiegen war, lustwandelte sie mit ihrer Gesellschaft bei mancherlei Gesprächen auf dem tauigen Grase der weiten Ebene, bis die Sonne ziemlich hoch am Himmel stand. Als sie aber fühlte, daß die Sonnenstrahlen heißer wurden, lenkte sie ihren Schritt nach Hause zurück; dort angelangt, ließ sie der Gesellschaft zur Erholung von der geringen Anstrengung Konfekt und köstlichen Wein reichen, und dann belustigten sie sich alle in dem lieblichen Garten bis zur Essensstunde. Als die gekommen war, fanden sie den Tisch von dem umsichtigen Seneschall wohl bestellt; nun sangen sie ein Lied oder zwei zum Saitenspiele und zum Reigen, und dann setzten sie sich nach dem Gefallen der Königin fröhlich zum Essen. Und nachdem sie ohne Störung und in Heiterkeit gespeist hatten, vergaßen sie keineswegs der gewohnten Ordnung, sondern tanzten ein wenig bei Musik und Liedern. Nach diesen Tänzen beurlaubte die Königin jedermann auf die Schlafenszeit; einige gingen auch schlafen, während andere zu ihrer Lust in dem schönen Garten blieben. Kurz nach der dritten Nachmittagsstunde aber vereinigten sich auf den Wunsch der Königin alle in der gewohnten Weise am Brunnen. Die Königin nahm den Sitz pro tribunali ein, blickte Panfilo an und trug ihm lächelnd auf, mit den frohen Geschichten zu beginnen. Der war willig bereit dazu und sprach also:

## Erste Geschichte

*Cimone wird durch Liebe klug und raubt seine Geliebte Efigenia auf dem Meere; er wird in Rhodus gefangengesetzt, aber Lisimaco befreit ihn. Nun rauben er und Lisimaco Efigenia und Cassandra von ihrer Hochzeit weg, fliehen mit ihnen nach Kreta und heiraten sie dort. Schließlich werden sie mit ihnen nach Hause zurückgerufen.*

Viele Geschichten schweben mir vor, meine liebenswürdigen Damen, mit deren Erzählung ich einen so freudigen Tag, wie der heutige sein wird, eröffnen könnte; darunter ist eine am meisten nach meinem Sinne, weil ihr in ihr nicht nur das glückliche Ende finden werdet, dem unser Erzählen gilt, sondern auch die Erkenntnis, wie heilig, wie gewaltig und wie wohltätig die Kräfte Amors sind, die von vielen, welche freilich nicht wissen, was sie reden, zu Unrecht herabgesetzt und schlecht gemacht werden: und diese Erkenntnis muß euch, die ihr, wenn ich nicht irre, alle liebt, sehr teuer sein.

Es war also, wie wir in den alten Begebenheiten der Zyprier gelesen haben, auf der Insel Zypern ein gar adeliger Herr, der mit seinem Namen Aristippo hieß und an allen zeitlichen Dingen reicher war als alle seine Landsleute; und er hätte zufriedener als jeder andere sein können, wenn ihm nicht das Schicksal in einem einzigen Stücke Kümmernis bereitet hätte. Und das war das, daß er neben andern Kindern einen Sohn hatte, der zwar an Größe und Schönheit des Leibes alle andern Jünglinge übertraf, aber ein Tölpel war und keine Hoffnung aufkommen ließ: sein wirklicher Name war Galeso; weil ihm aber weder die Mühe des Lehrers noch die Liebkosungen oder Schläge des Vaters noch die Anstrengungen von sonst jemand irgendein Wissen oder ein bißchen Gesittung beizubringen vermocht hatten, so wurde er mit seiner groben, mißtönenden Stimme und mit seinem Betragen, das mehr für ein Tier als für einen Menschen gepaßt hätte, allgemein spottweise Cimone genannt, was in ihrer Sprache soviel heißt wie in unserer Vieh. Der Vater ertrug das verlorene Leben seines Sohnes nur mit dem schwersten Kummer; und da er schon jede Hoffnung seinetwegen aufgegeben hatte, wollte er die Ursache seines Schmerzes nicht immer vor Augen haben und befahl ihm, auf sein Landgut zu gehn und dort mit seinen Bauern zu leben; das war Cimone sehr lieb, weil ihm Sitten und Bräuche der rohen Menschen mehr behagten als die städtischen. Cimone war also aufs Landgut gegangen und beschäftigte sich dort mit den Verrichtungen, die die Landwirtschaft erforderte, und da geschah es eines Tages, schon nach Mittag, daß er, wie er so mit einem Knüttel auf der Schulter von einem Gehöfte zu einem andern ging, durch ein Gehölz kam, das eines der schönsten in der Gegend war und, weil es im Monate Mai war, in vollem Laubschmucke prangte. Indem er es, von seinem Schicksal geleitet, durchschritt, geschah es, daß er auf einer rings von hohen Bäumen umsäumten Wiese neben einem schönen, kühlen Quell, der in der einen Ecke der Wiese lag, auf dem grünen Rasen ein wunderschönes Mädchen schlafen sah, deren dünnes Gewand fast nichts von ihrem weißen Leibe verbarg, während sie vom Gürtel abwärts mit einer schneeweißen, dünnen Decke verhüllt war; und zu ihren Füßen schliefen zwei Frauen und ein Mann, ihre Dienerschaft. Als Cimone das Mädchen erblickte, war ihm nicht anders, als ob er noch nie ein Frauenbild gesehn hätte, und er begann sie, auf seinen Stock gestützt, ohne ein Wort zu sagen mit dem größten Entzücken aufmerksam zu betrachten. Und in seiner rauhen Brust, der tausend Unterweisungen keine Spur einer edlern Neigung mitgeteilt hatten, fühlte er einen Gedanken erwachen, der

ihm in seinem plumpen, groben Sinne sagte, sie sei das schönste Wesen, das je ein Lebender gesehn habe. Und nun begann er Einzelheiten zu betrachten, pries die Haare, die ihn golden deuchten, die Stirn, die Nase und den Mund, den Hals und die Arme und sonderlich die Brust, die sich erst ein wenig wölbte; und plötzlich aus einem Bauer ein Richter der Schönheit geworden, ersehnte er sonderlich, die Augen zu sehn, die, von tiefem Schlafe beschwert, geschlossen waren, und hatte, um sie sehn zu können, zu mehreren Malen im Willen, die Schläferin zu wecken. Da ihm aber ihre Schönheit die der Frauen, die er bisher gesehn hatte, in unermeßlicher Weise zu übertreffen schien, war er nicht recht sicher, ob sie nicht eine Göttin sei, und so viel Vernunft hatte er doch, daß er urteilte, göttlichen Wesen gebühre eine größere Ehrfurcht als irdischen, und deshalb hielt er sich zurück und wartete, bis sie von selbst aufwachen werde; und obwohl ihm das allzu lange zu dauern schien, brachte er's doch, von einer nie gefühlten Wonne ergriffen, nicht über sich, sich zu entfernen. Nun geschah es nach einer geraumen Zeit, daß das Mädchen, die Efigenia hieß, früher erwachte als jemand von ihren Leuten, den Kopf hob und die Augen öffnete; und als sie Cimone auf seinen Stock gelehnt vor sich stehn sah, sagte sie voll Verwunderung: »Cimone, was suchst du um diese Stunde in diesem Gehölze?« Cimone war nämlich sowohl wegen seiner Wohlgestalt und seiner Roheit als auch wegen des Adels und Reichtums seines Vaters fast jedermann im Lande bekannt. Er antwortete auf die Frage Efigenias nicht mit einer Silbe, sondern blickte ihr nur immer starr in die Augen, aus denen ihm eine Süßigkeit zu dringen schien, die ihn mit einem noch nie gekannten Entzücken erfüllte. Als sie sah, wie er sie anstarrte, begann sie besorgt zu werden, seine Ungeschlachtheit werde dadurch zu etwas verleitet werden, was sich ihr zur Schande kehren könne; darum rief sie ihre Frauen und erhob sich, indem sie sagte: »Lebe wohl, Cimone.« Nun sagte Cimone: »Ich gehe mit dir.« Und obwohl sie seine Begleitung ausschlug, konnte sie ihn doch, bei steter Furcht vor ihm, nicht früher von ihrer Seite entfernen, als bis er sie bis zu ihrem Hause begleitet hatte; von dort ging er zu seinem Vater nach Hause und beteuerte ihm, er wolle auf keinen Fall aufs Land zurückkehren; obwohl das dem Vater und den Angehörigen keineswegs angenehm war, ließen sie ihn doch bleiben, um zu sehen, was der Grund sei, der seinen Sinn geändert habe. Nachdem aber einmal in das Herz Cimones, worein keine Lehre hatte eindringen können, durch Efigenias Schönheit der Pfeil Amors eingedrungen war, setzte er, indem er von einem Gedanken zum andern fortschritt, den Vater und alle Angehörigen ebenso wie jeden, der ihn kannte, in Verwunderung. Zuerst bat er den Vater, ihn ebenso gekleidet und in allen Stücken ebenso geschmückt gehn zu lassen, wie seine Brüder gingen; das tat der Vater mit Freuden. Indem er dann mit wackern Jünglingen umging und von ihnen sah, was Edelleuten und sonderlich Verliebten ziemt, erlernte er zu hellem Staunen von jedermann in ganz kurzer Zeit nicht nur die Anfangsgründe der Wissenschaften, sondern wurde sogar einer der besten unter den jungen Weltweisheitsbeflissenen; und nachher verwandelte er – und der Grund von all dem war die Liebe, die er zu Efigenia trug – nicht nur seine rauhe, bäuerische Stimme in die wohlklingende eines Städters, sondern er wurde auch ein großer Meister im Gesänge und im Saitenspiele und gar geschickt und tapfer im Reiten und in allem, was der Krieg zu Lande und zu Wasser erheischt. Und kurz, damit ich nicht jede Tüchtigkeit einzeln aufzuzählen brauche, es war seit dem Tage, wo er sich,verliebt hatte, noch nicht das vierte Jahr verstrichen, so war er der anmutigste und liebenswürdigste Jüngling geworden und übertraf in jeder einzelnen Tüchtigkeit alle andern, die auf der Insel Zypern waren. Was werden wir also, meine lieblichen Damen, von Cimone sagen? Sicherlich nichts andres, als daß die großen Fähigkeiten, die der Himmel in seine treffliche Seele gesenkt hatte, von dem neidischen Geschicke in einem kleinen Räume seines Herzens mit straffen Banden gebunden und verschlossen gehalten worden sind, bis der mächtigere Amor diese Bande zerrissen und zerbrochen und die schlummernden Kräfte, die von grausamen Schatten umdunkelt waren, als ihr Erwecker durch seine Gewalt in das helle Licht gezogen hat, um also offenkundig darzutun, aus welcher Tiefe er die ihm untertänigen Geister erhebt und zu welcher Höhe er sie mit seinen Strahlen geleitet. Obwohl Cimone in seiner Liebe zu Efigenia in manchen Dingen, wie es ja verliebte Jünglinge gar oft tun, über das Maß hinausging, ließ ihm das Aristippo in der Erwägung, daß ihn Amor aus einem Tiere wieder zu einem Menschen gemacht hatte, nicht nur ruhig hingehn, sondern ermunterte ihn noch, darin ganz nach seinem Gefallen fortzufahren. Da aber Cimone, der, weil er von Efigenia so genannt worden war, nicht wieder Galeso genannt werden wollte, sein Verlangen zu einem ehrenhaften Ende zu führen gedachte, ließ er mehrere Male bei ihrem Vater Cipseo um sie werben; aber Cipseo antwortete immer, er habe sie Pasimunda, einem adeligen Jüngling auf Rhodus, versprochen und gedenke nicht, dem das Wort zu brechen. Als nun die für Efigenias Vermählungsfeier vereinbarte Zeit gekommen war und der Gatte um sie geschickt hatte, sagte Cimone bei sich: »Nun ist es an der Zeit, Efigenia, daß ich dir zeige, wie ich dich liebe. Durch dich bin ich zu einem Menschen geworden, und wenn ich dich erlangen kann, so zweifle ich nicht, daß ich seliger sein werde, als irgendein Gott; und wahrlich, ich werde dich erringen oder sterben.« Und nachdem er sich das gesagt hatte, sammelte er etliche junge Edelleute, die seine Freunde waren, ließ heimlich ein Schiff mit allem zu einem Seetreffen Nötigen ausrüsten und stach in die See, um das Schiff zu erwarten, das Efigenia nach Rhodus zu ihrem Gatten bringen sollte. Die Freunde ihres Gatten waren, nachdem ihnen ihr Vater viel Ehre erwiesen hatte, mit ihr zur See gegangen und weggefahren, den Kiel auf

Rhodus gerichtet. Cimone, der nicht schlief, traf Efigenias Schiff an dem darauffolgenden Tage mit seinem Schiffe und schrie nun denen, die darauf waren, mit lauter Stimme zu: »Halt, streicht die Segel oder macht euch gefaßt, überwältigt und in den Grund versenkt zu werden.« Cimones Gegner hatten schon die Waffen aufs Deck gebracht und schickten sich zur Verteidigung an; darum packte Cimone, nachdem er also gesprochen hatte, einen eisernen Enterhaken, warf ihn auf das Hinterteil des Fahrzeugs der Rhodesier, die schnell dahinfuhren, zog es mit Gewalt an das Vorderteil seines Schiffes heran und sprang, wild wie ein Löwe, ohne daß ihm jemand gefolgt wäre, auf das Fahrzeug der Rhodesier, als ob er sich um sie allesamt nicht im mindesten scherte; und von Amor angespornt, stürzte er sich, den Dolch in der Faust, mit wundersamem Ungestüm mitten unter die Feinde und schlachtete sie, indem er einen nach dem andern niedermachte, wie Schafe ab. Als das die Rhodesier sahen, warfen sie die Waffen weg und gaben sich schier mit einstimmigem Rufe gefangen. Nun sagte Cimone zu ihnen: »Meine jungen Männer, weder Beutegier noch Haß gegen euch war der Anlaß, daß ich Zypern verlassen habe, um euch auf offenem Meere mit bewaffneter Hand zu überfallen. Das, um dessentwillen ich ausgezogen bin, das bedeutet für mich das höchste Glück, wenn ich es erlange, und für euch ist es ein leichtes, es mir in Frieden zu gewähren; und das ist Efigenia, die von mir über alles geliebte, die ich von ihrem Vater als Freund und friedlich nicht habe erhalten können, so daß mich Amor gezwungen hat, sie mir von euch als Feind und mit den Waffen zu gewinnen. Und darum will ich ihr das sein, was ihr euer Pasimunda hätte werden sollen; gebt sie mir und zieht mit Gottes Gnade ab.« Mehr der Not gehorchend als ihrem freien Willen und unter Tränen überließen ihm die jungen Männer Efigenia. Als er sah, daß sie weinte, sagte er: »Edle Dame, sei nicht verzagt; ich bin dein Cimone, der deinen Besitz durch seine lange Liebe besser verdient, als Pasimunda durch die Verlobung.« Nun hieß er sie auf sein Schiff steigen, kehrte, ohne sonst etwas von den Rhodesiern berührt zu haben, zu seinen Gesellen zurück und ließ die Rhodesier ziehen. Seliger als je ein Mann, daß er eine so teuere Beute gewonnen hatte, erwog Cimone, nachdem er ein Weilchen damit verbracht hatte, die Weinende zu trösten, mit seinen Gesellen, vorderhand nicht nach Zypern heimzukehren; darum richteten sie mit einmütiger Erwägung aller den Kiel ihres Schiffes auf Kreta, wo sie insgesamt, und sonderlich Cimone, wegen alter und neuer Verwandtschaften und vieler Freundschaften mit Efigenia in Sicherheit zu sein glaubten. Aber das Geschick, das Cimone die Erlangung seiner Dame so freundlich gewährt hatte, blieb nicht beständig, sondern verwandelte die unbeschreibliche Seligkeit des verliebten Jünglings plötzlich in traurige, bittere Tränen. Es waren noch keine vier Stunden verstrichen, seit Cimone die Rhodesier entlassen hatte, als, zugleich mit der Nacht, von der sich Cimone noch nie gefühlte Wonnen versprochen hatte, ein wildes Unwetter aufstieg, das den Himmel mit Wolken und das Meer mit tückischen Stürmen aufwühlte; und so vermochte keiner zu sehn, was zu tun gewesen wäre oder wohin sie hätten halten sollen, und ebenso unmöglich war es, daß sich jemand hätte auf dem Deck erhalten können, um irgend etwas Zweckdienliches zu verrichten. Wie groß Cimones Kummer darüber war, das braucht keiner Frage. Es deuchte ihn, die Götter hätten ihm das Ersehnte nur deshalb gewährt, damit ihm der Tod, der ihm vorher wenig Sorge gemacht hätte, desto schmerzlicher werde. Bekümmert waren auch seine Gesellen, aber mehr als alle war Efigenia bekümmert, die heftig weinte und bei jedem Wellenstoße zusammenschreckte; und weinend verfluchte sie die Liebe Cimones mit harten Worten und verwünschte seine Verwegenheit, indem sie beteuerte, das Unwetter sei um nichts sonst entstanden, als weil der Himmel nicht zugebe, daß der, der sie gegen den Willen der Götter zur Gattin haben wolle, seines vermessenen Verlangens froh werde, sondern ihn verurteilt habe, zuerst sie sterben zu sehn und dann selbst eines elendiglichen Todes zu sterben. Bei derartigen und noch heftigem Klagen wurden sie, ohne daß die Schiffsleute bei der stündlich wachsenden Wut des Sturmes gewußt hätten, was zu tun sei, oder erkannt hätten, wohin sie trieben, in die Nähe der Insel Rhodus verschlagen; da sie nicht erkannten, daß es Rhodus war, trachteten sie mit allen Kräften, dort ans Land zu kommen, um ihr Leben zu retten. Darin war ihnen das Geschick gnädig und führte sie in eine Bucht, wo vor ihnen die Rhodesier, die Cimone entlassen hatte, mit ihrem Schiffe eingelaufen waren. Sie merkten auch nicht früher, daß sie an der Insel Rhodus gelandet hatten, als bis sie bei Anbruch der Morgenröte, die den Himmel ein wenig klärte, etwa auf Bogenschußweite von ihnen das Schiff sahen, das sie am Tage vorher entlassen hatten. In der Besorgnis, es könnte ihm das geschehn, was ihm denn auch wirklich geschah, befahl Cimone, über die Maßen bekümmert, seinen Leuten, alles aufzubieten, um von dort wegzukommen, gleichgültig, wohin immer sie das Geschick verschlagen werde, weil es nirgends in irgendeiner Weise für sie hätte schlechter sein können als dort. Aber all die große Mühe, die sie aufboten, um von dort wegzukommen, war umsonst; der Wind blies so ungestüm in der entgegengesetzten Richtung, daß sie nicht aus der Bucht auslaufen konnten, sondern, ob sie wollten oder nicht, ans Land geworfen wurden. Dort wurden sie sofort von den rhodesischen Seeleuten, die ihr Schiff verlassen hatten, erkannt. Von denen lief unverzüglich einer auf ein Landgut in der Nähe, wohin die rhodesischen Edelleute gegangen waren, und erzählte ihnen, daß das Schiff mit Cimone und Efigenia an denselben Ort wie ihres verschlagen worden sei. Als die das hörten, nahmen sie frohlockend viele Leute von dem Gute mit und eilten ans Meer; und nun wurde Cimone, der schon mit den Seinigen ans Land gestiegen war und die Absicht gefaßt hatte, in einen

nahen Wald zu flüchten, samt Efigenia und allen Männern gefangengenommen und auf das Landgut gebracht. Als die Nachricht davon Pasimunda zu Ohren kam, erhob er Klage beim Senate von Rhodus, und deshalb kam Lisimaco, der in diesem Jahre die oberste Gewalt auf Rhodus innehatte, mit einer großen Menge Bewaffneter 'hinaus und führte Cimone und seine Gesellen alle miteinander ins Gefängnis. Auf diese Weise hatte der unglückliche, verliebte Cimone seine eben erst gewonnene Efigenia wieder verloren, ohne ihr etwas genommen zu haben als einige Küsse. Efigenia wurde von vielen Edeldamen von Rhodus empfangen, und die sprachen ihr Trost zu sowohl wegen des Schmerzes, der ihr durch die Entführung verursacht worden war, als auch wegen des Ungemachs, das sie auf der stürmischen See ausgestanden hatte; und bei ihnen verblieb sie bis zu dem für ihre Hochzeit bestimmten Tage. Cimone und seinen Gesellen wurde, weil sie am Tage zuvor den Rhodesiern die Freiheit gegeben hatten, das Leben geschenkt, obwohl es Pasimunda nach Kräften betrieben hatte, daß es ihnen genommen werde, und sie wurden zu ewigem Gefängnis verurteilt; nun brachten sie ihre Tage, wie sich denken läßt, tieftraurig hin und ohne jede Hoffnung, jemals wieder froh zu werden. Pasimunda aber betrieb die Vorbereitungen zu seiner Hochzeit, was er nur konnte. Nun führte aber das Geschick, als ob es die Unbill, die es Cimone plötzlich angetan hatte, bereut hätte, ein neues Ereignis herbei, das zu seinem Heile ausschlagen sollte. Pasimunda hatte einen Bruder, geringer als er an Jahren, aber nicht an Trefflichkeit, der Ormisda hieß; der stand schon seit langem in Unterhandlungen, um ein edles, schönes Mädchen der Stadt, die Cassandra hieß und von Lisimaco heiß geliebt wurde, zur Gattin zu nehmen, und die Verlobung war um verschiedener Ereignisse willen schon mehrere Male rückgängig gemacht worden. Als nun Pasimunda sah, daß er im Begriffe war, seine Hochzeit mit einem prunkvollen Feste zu feiern, überlegte er, daß es das beste sein werde, wenn er es mit demselben Feste, um nicht die Kosten und die Festlichkeiten noch einmal zu haben, machen könnte, daß Ormisda ebenso heirate; darum nahm er die Verhandlungen mit Cassandras Verwandten von neuem auf: er führte sie auch zu Ende, und er und sein Bruder kamen mit ihnen überein, daß Ormisda Cassandra an demselben Tage heimführen werde wie Pasimunda Efigenia. Als das Lisimaco erfuhr, betrübte es ihn über die Maßen, weil er sich dadurch der Hoffnung beraubt sah, die ihn hatte meinen lassen, wenn Ormisda sie nicht nehme, werde er sie sicherlich bekommen. Aber als kluger Mann hielt er seinen Kummer in sich verborgen und begann nachzusinnen, wie er es verhindern könnte, daß das geschehe; und er sah keinen möglichen Weg, als sie zu rauben. Das schien ihm wegen des Amtes, das er innehatte, gar leicht, aber er erachtete es auch für weniger ehrenhaft, als wenn er das Amt nicht gehabt hätte; schließlich jedoch räumte nach langer Überlegung die Ehrenhaftigkeit der Liebe das Feld und er faßte den Entschluß, was immer auch daraus geschehn werde, Cassandra zu rauben. Und indem er darüber nachdachte, wen er sich, um das durchzuführen, zum Gesellen nehmen solle und wie es durchgeführt werden müsse, erinnerte er sich Cimones, den er mit seinen Gesellen im Gefängnis hatte, und bildete sich ein, er könne keinen bessern und treuem Gesellen für diese Sache finden als Cimone. Daher ließ er ihn in der nächsten Nacht heimlich in sein Gemach kommen und begann mit ihm also zu reden: »Cimone, so wie die Götter den Menschen gütige und großmütige Geber sind, so sind sie auch gar sinnreiche Versucher ihrer Tugenden, und die, die sie bei allen Wechselfällen fest und standhaft finden, die würdigen sie als die Rechtschaffenem herrlicherer Verdienste. Über deine Trefflichkeit haben sie eine bessere Gewähr haben wollen als die, die du innerhalb der Mauern deines väterlichen Hauses bei einem Vater, dessen übermäßigen Reichtum ich kenne, hättest bieten können: zuerst haben sie dich, wie ich gehört habe, durch den Ansporn der Liebe aus einem unvernünftigen Tiere zu einem Menschen gemacht; dann haben sie durch das Mißgeschick und jetzt durch das Ungemach des Gefängnisses erfahren wollen, ob dein Sinn anders werde, als er damals war, wo du dich eine kurze Zeit der gewonnenen Beute erfreutest. Ist er nun noch derselbe, der er war, so werden sie dir nie etwas Freudigeres gewähren können als das, was sie sich dir jetzt zu schenken anschicken: und damit du die verlorenen Kräfte wiedergewinnest und guten Muts werdest, will ich dir das darlegen. Pasimunda, der über dein Unglück so fröhlich war und deinen Tod so eifrig betrieben hat, beeilt sich, was er nur kann, seine Hochzeit mit deiner Efigenia zu feiern, damit er sich der Beute erfreuen könne, die dir das Geschick zuerst freundlich gewährt, dann aber, jählings erzürnt, genommen hat. Wie sehr dich das schmerzen muß, wenn du sie so liebst, wie ich glaube, das erkenne ich an mir selbst, weil sich sein Bruder Ormisda anschickt, mir an demselben Tage eine der deinigen gleiche Unbill mit Cassandra anzutun, die ich über alles liebe. Und um einer so großen Unbill und einem so großen Schlage des Schicksals zu entgehn, sehe ich, daß es uns keinen Weg offengelassen hat, wenn wir ihn uns nicht durch die Tapferkeit unserer Herzen und unserer Arme mit dem Schwerte in der Faust bahnen, du zur zweiten, ich zur ersten Entführung unserer zwei Damen; liegt dir darum etwas daran, ich sage nicht deine Freiheit, denn die wird dir, wie ich glaube, ohne deine Dame wenig wert sein, aber deine Dame wiederzuerlangen, so haben das die Götter in deine Hand gelegt, wenn du dich an meinem Handstreich beteiligen willst.« Diese Worte verscheuchten bei Cimone jede Spur von Kleinmut und er sagte, ohne lang mit der Antwort zu zaudern: »Lisimaco, du könntest, wenn diese Sache zu einem solchen Ende führen soll, wie du gesagt hast, keinen tapferem und treuem Gesellen dazu finden als mich; und darum trage mir auf, was dich dünkt, daß ich tun soll, und du wirst deine Wunder sehen, mit was für

einer Tapferkeit ich dir folgen werde.« Lisimaco sagte zu ihm: »Heute über drei Tage sollen die jungen Frauen zum erstenmal das Haus ihrer Männer betreten; dort werden wir, du mit deinen Leuten und ich mit einigen von den meinen, denen ich völlig vertraue, bewaffnet eindringen, sie mitten aus dem Feste rauben und sie, indem wir jeden niedermachen, der sich vermißt, uns in den Weg zu treten, auf ein Schiff bringen, das ich heimlich habe rüsten lassen.« Dieser Plan gefiel Cimone und er verblieb ruhig bis zu der festgesetzten Zeit in seinem Gefängnis. Als der Hochzeitstag gekommen war, gab es ein großes, kostbares Gepränge, und das ganze Haus der Brüder war von Festeslust erfüllt. Nachdem Lisimaco alle Vorbereitungen getroffen hatte, versammelte er, als es ihm an der Zeit schien, Cimone und dessen Gesellen und seine Freunde, die allesamt unter den Kleidern Waffen trugen, um sich und teilte sie, nicht ohne sie vorher mit vielen Worten für seinen Vorsatz entflammt zu haben, in drei Haufen: einen schickte er umsichtig zum Hafen, damit sie zur gegebenen Zeit niemand vom Schiffe abschneiden könne; mit den andern zweien ging er zum Hause von Pasimunda: den einen ließ er an der Tür, damit sie niemand drinnen einschließen oder ihnen den Abzug verwehren könne, und an der Spitze der andern stieg er mit Cimone die Treppe hinauf. Als sie in den Saal gekommen waren, wo die jungen Frauen mit vielen andern Damen schon in Ordnung bei Tische saßen, sprangen sie vor, warfen die Tische um, nahmen jeder die Seinige und gaben sie ihren Gesellen in die Arme mit dem Befehle, sie augenblicklich zu dem bereitliegenden Schiffe zu bringen. Die zwei jungen Frauen begannen zu weinen und zu schreien und ebenso die andern Damen und die Diener, und alsbald war das ganze Haus von Lärm und Klagen erfüllt. Aber Cimone und Lisimaco zogen die Schwerter und gelangten, ohne Widerstand zu finden, da ihnen alle den Weg freigaben, zur Treppe; und als sie die hinabstiegen, trat ihnen Pasimunda entgegen, der sich auf den Lärm hin mit einem Knüppel bewaffnet hatte: da führte Cimone einen herzhaften Streich gegen sein Haupt, so daß er es ihm wohl zur Hälfte spaltete und ihn tot zu seinen Füßen niederstreckte. Gleicherweise wurde der unselige Ormisda, der, um ihm zu helfen, herbeigeeilt war, durch einen Hieb Cimones getötet; und etliche andere, die an sie herankommen wollten, wurden von den Gesellen von Lisimaco und Cimone verwundet und zurückgeschlagen. Nachdem sie das Haus voll Blut, Lärm, Klagen und Tränen verlassen hatten, gelangten sie in geschlossenem Zuge ohne weiteres Hindernis mit ihrem Raube zum Schiffe; sie hoben ihre Damen hinein, bestiegen es mit ihren Gesellen, tauchten, während sich schon das Ufer mit Bewaffneten gefüllt hatte, die die Damen zu befreien gekommen waren, die Ruder ins Wasser und fuhren froh davon. Und bei ihrer Ankunft in Kreta wurden sie von vielen Freunden und Verwandten herzlich empfangen; nachdem sie sich unter großen Festlichkeiten mit ihren Damen vermählt hatten, genossen sie froh ihren Raub. In Zypern und Rhodus gab es ihrer Tat wegen lange Zeit einen gewaltigen Lärm und Aufruhr. Endlich legten sich aber hier und dort ihre Freunde und Verwandten ins Mittel und brachten es zuwege, daß nach einer kurzen Verbannung Cimone mit Efigenia nach Zypern und Lisimaco mit Cassandra nach Rhodus zurückkehren durften; und noch lange lebte jeder mit der seinigen glücklich und zufrieden in seiner Heimat.

## Zweite Geschichte

*Gostanza, die Martuccio Gomito liebt, steigt, als sie hört, er sei tot, in Verzweiflung allein in einen Kahn und wird vorn Winde nach Susa getrieben; da sie ihren Geliebten in Tunis am Leben findet, gibt sie sich ihm zu erkennen, und er, der beim Könige wegen eines erteilten Ratschlags in hoher Gunst steht, heiratet sie und kehrt mit ihr als reicher Mann nach Lipari zurück.*

Als die Königin sah, daß Panfilos Geschichte zu Ende war, trug sie, nachdem sie ihr vielen Beifall gespendet hatte, Emilia auf, im Erzählen fortzufahren; und die begann also: Jedermann muß billig Lust empfinden, wenn er etwas so geschehen sieht, daß der Lohn den Wünschen entspricht: und weil die Liebe eher Lust als langwieriges Leid verdient, so werde ich, indem ich über den jetzigen Vorwurf spreche, der Königin mit viel größerer Freude gehorchen, als ich beim Sprechen über den vorigen dem Könige gehorcht habe.

Ihr müßt also wissen, meine lieblichen Damen, daß auf einer kleinen Insel, Lipari mit Namen, die nahe bei Sizilien liegt, vor nicht gar langer Zeit ein sehr hübsches junges Mädchen war, die Gostanza hieß und die Tochter eines auf der Insel sehr angesehenen Ehepaares war. In sie verliebte sich ein Jüngling von derselben Insel, Martuccio Gomito mit Namen, ein gar anmutiger, artiger und in seinem Gewerbe tüchtiger Mann; auch sie entbrannte so für ihn, daß sie sich nur dann wohlfühlte, wenn sie ihn sah. Und da sie Martuccio zur Gattin begehrte, ließ er bei ihrem Vater um sie werben; der antwortete aber, Martuccio sei arm, und darum wolle er sie ihm nicht geben. Erbost, als er sah, daß er um seiner Armut willen abgewiesen werde, verschwor sich Martuccio zu einigen Freunden und Verwandten, er werde nie nach Lipari heimkehren, es sei denn, als

reicher Mann. Und nachdem er die Insel verlassen hatte, begann er entlang den Küsten der Berberei Freibeuterei zu treiben, indem er jeden plünderte, der schwächer war als er. Dabei wäre ihm das Geschick sehr günstig gewesen, wenn er es verstanden hätte, in seinem Glücke Maß zu halten; da er es sich aber nicht genug sein ließ, daß er und seine Gesellen in ganz kurzer Zeit gar reich geworden waren, vielmehr samt ihnen nach übermäßigem Reichtum trachtete, geschah es, daß sie von sarazenischen Schiffen nach langer Gegenwehr gefangen und von den Sarazenen ausgeplündert und zur größern Hälfte ins Meer geworfen wurden; ihr Schiff wurde versenkt, und Martuccio wurde nach Tunis ins Gefängnis geführt, um dort in langer Trübsal zu schmachten. Nach Lipari aber kam, nicht durch einen oder zwei, sondern durch viele verschiedene Leute die Nachricht, daß er mit allen, die auf dem Fahrzeuge gewesen seien, ertränkt worden sei. Als das junge Mädchen, das schon über die Abreise Martuccios maßlos betrübt gewesen war, hörte, er sei mit den andern umgekommen, beschloß sie nach langem Weinen, nicht mehr leben zu wollen; da es ihr aber an Herz gebrach, selbst Hand an sich zu legen, gedachte sie sich in eine Lage zu bringen, wo sie notwendig sterben müsse. Als sie sich darum eines Nachts heimlich aus dem Hause ihres Vaters entfernt hatte und zum Hafen gekommen war, fand sie von ungefähr abseits von den andern Schiffen eine Fischerbarke, die, weil sie ihre Eigentümer eben erst verlassen hatten, noch mit Mast, Segeln und Rudern versehn war. Augenblicklich stieg sie hinein, ruderte ein Stückchen ins Meer hinaus, spannte dann, weil sie in der Schiffahrtskunst etwas Bescheid wußte, wie es allgemein bei allen Frauen dieser Insel zutrifft, die Segel aus, warf die Ruder samt dem Steuer ins Wasser und überließ sich völlig dem Winde; sie dachte nämlich, der Wind werde die unbeladene und führerlose Barke mit Notwendigkeit entweder umstürzen oder an eine Klippe werfen und zerschmettern, so daß sie sich, auch wenn sie selber wolle, nicht werde retten können, sondern auf jeden Fall ertrinken müsse. Und nachdem sie einen Mantel um ihr Haupt gewickelt hatte, legte sie sich weinend auf den Boden des Kahnes nieder. Aber es kam ganz anders, als sie gedacht hatte: da der Wind, der wehte, ein Nordwind und gar sanft war und fast kein Seegang war, wurde sie von der Barke, die sich trefflich hielt, an dem Tage, der auf die Nacht ihrer Abfahrt folgte, gegen Abend gut hundert Meilen ober Tunis in der Nähe einer Stadt, Susa mit Namen, an den Strand getragen. Das Mädchen bemerkte es gar nicht, daß sie auf festem Boden und nicht mehr auf dem Wasser war, weil sie ihren Kopf um keines Anlasses willen gehoben hatte und ihn auch nicht zu heben gedachte. Von ungefähr war nun, als der Kahns ans Ufer stieß, ein armes Weiblein am Strande, das die getrockneten Netze ihrer Fischer aus der Sonne nahm; als die den Kahn sah, verwunderte sie sich, wie man ihn mit vollen Segeln habe ans Land treiben lassen. In der Meinung, die Fischer darinnen schliefen, ging sie hin; als sie niemand sah als das Mädchen, rief sie die, die fest schlief, viele Male an, bis sie sie erweckt hatte, und fragte sie nun, weil sie sie an der Kleidung als Christin erkannt hatte, auf italienisch, wieso sie also allein in dem Kahne angekommen sei. Wegen der italienischen Worte, die sie hörte, war das Mädchen nicht im Zweifel, daß sie ein anderer Wind nach Lipari zurückgeführt habe; sie sprang auf, blickte umher und fragte das Weib, als sie sich am Lande sah und die Gegend nicht erkannte, wo sie sei. Darauf antwortete das Weib: »Meine Tochter, du bist bei Susa in der Berberei.« Als sie das hörte, setzte sich das Mädchen, betrübt, daß ihr Gott nicht hatte den Tod schicken wollen, verwirrt vor Scham und völlig ratlos, neben ihrem Kahne nieder und begann zu weinen. Bei diesem Anblicke von Mitleid ergriffen, bat das Weib sie so lange, bis sie sich in ihre Hütte führen ließ, und dort redete sie ihr so gütig zu, daß Gostanza erzählte, wie sie hierhergekommen sei; da das Weib daraus entnahm, daß sie noch nüchtern war, brachte sie hartes Brot und etwas Wasser herbei und bat sie so lange, bis sie ein wenig aß. Nun fragte Gostanza ihre Wirtin, wer sie sei, daß sie italienisch spreche; da sagte die, sie sei aus Trapani, heiße Carapresa und diene hier etlichen Fischern. Als das Mädchen den Namen Carapresa hörte, nahm sie ihn trotz ihrer großen Trübsal und ohne einen Grund dafür zu wissen, als eine gute Vorbedeutung – Carapresa heißt so viel wie guter Fang –, begann daher wieder zu hoffen, ohne daß sie gewußt hätte was, und die Sehnsucht nach dem Tode ein wenig schwinden zu lassen; und ohne dem Weibe zu entdecken, wer sie sei und woher, bat sie sie innig, sie möge um Gottes willen Mitleid mit ihrer Jugend haben und ihr einen Rat geben, wie sie dem entgehen könnte, daß ihr eine Schande angetan würde. Carapresa, die eine gute Frau war, ließ Gostanza, nachdem sie das gehört hatte, auf so lange in ihrer Hütte allein, wie sie brauchte, um eiligst ihre Netze zu holen; und nach ihrer Rückkehr hüllte sie sie vom Kopfe bis zum Fuße in ihren Mantel und führte sie nach Susa und sagte, als sie dort angelangt waren, zu ihr: »Gostanza, ich werde dich zu einer rechtschaffenen sarazenischen Dame führen, der ich gar oft in dem, was sie braucht, Dienste leiste, und sie ist alt und gutherzig: ich werde dich ihr, so gut ich nur kann, empfehlen und bin völlig überzeugt, daß sie dich gern aufnehmen und wie ihre Tochter halten wird, und du wirst dich während deines Weilens bei ihr nach deinen Kräften durch Dienstwilligkeit bemühen, ihre Gewogenheit zu gewinnen, bis dir Gott ein besseres Glück schickt.« Und wie sie gesagt hatte, so tat sie. Als ihr die Dame, die schon eine Greisin war, zugehört hatte, blickte sie dem Mädchen ins Gesicht und begann zu weinen und küßte sie auf die Stirn und führte sie an der Hand in ihr Haus, wo sie mit etlichen Frauen wohnte und mit ihnen aus Seide, Palmblättern und Leder verschiedene Handarbeiten verfertigte. Davon erlernte das Mädchen in wenigen Tagen die eine und die andere und begann zusammen mit den Frauen zu arbeiten. Und sie erwarb sich die Gunst und die Liebe der

Dame und der andern in solchem Maße, daß es wundersam war: und von ihnen unterwiesen, erlernte sie ihre Sprache sehr rasch. In dieser Zeit, wo also das Mädchen, die zu Hause schon als verschollen und gestorben beweint wurde, in Susa weilte, geschah es, daß ein Jüngling in Granada, groß durch Verwandtschaft und Macht, Anspruch auf das Königreich Tunis erhob, ein gar großes Heer aufbrachte und gegen den König von Tunis, der sich Mariabdela nannte, ins Feld zog, um ihm die Herrschaft zu nehmen. Als das Martuccio Gomito, der die Sprache der Berber gut verstand, im Gefängnis zu Ohren kam und er hörte, daß der König von Tunis große Anstrengungen zu seiner Verteidigung machte, sagte er zu einem von denen, die ihn und seine Gesellen bewachten: »Wenn ich mit dem Könige sprechen könnte, so traute ich mir zu, daß ich ihm einen Rat gäbe, wodurch er in seinem Kriege siegen würde.« Der Wächter sagte das seinem Hauptmanne, und der berichtete es sofort dem Könige. Darum befahl der König, daß ihm Martuccio vorgeführt werde, und fragte ihn, was sein Rat sei; der antwortete ihm also: »Herr, wenn ich es mir in früherer Zeit, als ich mich in Euerm Lande aufhielt, gut gemerkt habe, wie Ihr Eure Schlachten schlagt, so scheint es mir, daß der Kampf mehr den Bogenschützen als sonst jemand zufällt; würde nun ein Mittel ausfindig gemacht, daß den Bogenschützen Eures Gegners das Geschoß fehlte, während es Eure Leute im Überflusse hätten, so meine ich, daß Ihr in der Schlacht siegen würdet.« Darauf sagte der König: »Zweifellos, wenn sich das machen ließe, würde ich glauben, der Sieger zu sein.« Nun sagte Martuccio zu ihm: »Herr, wenn Ihr es wollt, so läßt es sich ganz gut machen; und höret, wie: Ihr müßt die Bogen Eurer Schützen mit viel dünneren Sehnen versehen lassen, als sonst allgemein gebräuchlich ist, und dann Pfeile anfertigen lassen, deren Kerben zu keinen andern als zu diesen dünnen Sehnen passen; und das muß so geheim geschehen, daß es Euer Gegner nicht erfährt, weil er sich sonst vorsehn könnte. Und der Grund, warum ich das sage, ist der: Wenn die Schützen Eures Feindes ihre Pfeile verschossen haben und Eure die ihrigen, so wißt Ihr, daß im Verlaufe der Schlacht Euere Feinde die auflesen müssen, die Euere Leute verschossen haben, und die Unsrigen müssen die ihrigen auflesen; nun werden aber die Gegner die von Eueren Leuten verschossenen Pfeile nicht verwenden können, weil die kleinen Kerben die dicken Sehnen nicht aufnehmen werden, während es Euern Schützen mit den Pfeilen der Feinde umgekehrt gehn wird, weil die dünne Sehne sehr gut einen Pfeil mit einer breitern Kerbe aufnehmen wird: und so werden Euere Schützen Überfluß an Geschoß haben, die andern aber Mangel.« Dem Könige, der ein weiser Herr war, gefiel der Rat Martuccios, und er fand, als er ihn genau befolgt hatte, daß er dadurch den Sieg errungen hatte; darum kam Martuccio bei ihm hoch in Gunst und also auch zu Ehren und Reichtum. Das Geschrei von diesen Dingen durchlief das Land, und so kam auch zu Gostanzas Ohren die Kunde, daß Martuccio Gomito, den sie seit langem für tot gehalten hatte, am Leben war; nun loderte die Liebe, die in ihrem Herzen nur noch geglimmt hatte, mit plötzlicher Flamme zu größerm Brande auf und erweckte die erstorbene Hoffnung. Daher entdeckte sie der Dame, bei der sie weilte, treulich alle ihre Erlebnisse und sagte ihr, sie begehre nach Tunis zu gehn, um dort ihre Augen an dem zu sättigen, wonach sie von den Ohren durch die empfangene Botschaft begierig gemacht worden seien. Die Dame gab dem Begehren Gostanzas allen Beifall; als ob sie ihre Mutter gewesen wäre, schiffte sie sich mit ihr ein und begab sich mit ihr nach Tunis und wurde dort mit ihr in dem Hause einer ihrer Basen gastfreundlich aufgenommen. Und da auch Carapresa mitgekommen war, schickte sie die, um zu erkunden, was sie über Martuccio in Erfahrung bringen könne; und als diese die Nachricht zurückbrachte, er sei am Leben und ein großer Herr, war es der Wunsch der edeln Dame, die zu sein, die es ihm mitteilte, daß seine Gostanza um ihn hergekommen sei: sie ging also eines Tages zu Martuccio und sagte zu ihm: »Martuccio, in meinem Hause ist ein Diener von dir eingekehrt, der von Lipari kommt, und er möchte dort mit dir insgeheim sprechen; darum bin ich, weil ich mich keinem Fremden habe anvertrauen wollen, selbst hergekommen, um dich das wissen zu lassen.« Martuccio dankte ihr und ging hinter ihr in ihr Haus. Als ihn das Mädchen sah, war sie nahe daran, vor Freude zu sterben, und sie fiel ihm, unfähig, an sich zu halten, mit offenen Armen um den Hals und umarmte ihn und begann vor Wehmut über die vergangenen Leiden und vor Seligkeit über das Glück der Gegenwart, ohne ein Wörtlein sagen zu können, zärtlich zu weinen. Martuccio wieder war, als er das Mädchen sah, starr vor Staunen, sagte aber bald mit einem Seufzer: »O meine Gostanza, du bist also am Leben! es ist schon lange her, daß ich vernommen habe, du seiest verschollen und zu Hause wisse man nichts von dir.« Und nach diesen Worten umarmte und küßte er sie mit zärtlichen Tränen. Gostanza erzählte ihm alle ihre Erlebnisse und was für Wohltaten ihr von der Dame, bei der sie geweilt habe, erwiesen worden seien. Nach langem Gespräche verabschiedete sich Martuccio von ihr und ging zu seinem Herrn, dem Könige; er erzählte ihm alles, was ihm und dem Mädchen begegnet war, und fügte bei, daß er mit seiner Erlaubnis beabsichtige, sich mit ihr nach unserm Gesetze zu vermählen. Verwundert über diese Dinge ließ der König das Mädchen kommen; und als er von ihr gehört hatte, daß alles so war, wie Martuccio gesagt hatte, sagte er: »Da hast du ihn dir also wohl zum Gatten verdient.« Er ließ große, köstliche Geschenke bringen, gab sie zum Teile ihr und zum Teile Martuccio und gab ihnen die Erlaubnis, übereinander zu verfügen, wie es jedem am liebsten sei. Martuccio erwies der edeln Dame, bei der Gostanza gewesen war, viele Ehren und dankte ihr für alles, was sie für sie getan hatte, und beschenkte sie mit Geschenken, wie sie sich für sie schickten, und befahl sie Gott, und Gostanza vergoß

beim Abschiede von ihr viele Tränen; und dann bestiegen sie mit der Erlaubnis des Königs ein Schiff und kehrten mit Carapresa bei günstigem Winde nach Lipari heim: der Jubel über ihre Ankunft war so groß, daß er sich nicht erzählen ließe. Dort heiratete Martuccio seine Geliebte und veranstaltete eine große, schöne Hochzeitsfeier; und dann erfreuten sie sich lange Zeit in Frieden und Ruhe ihrer Liebe.

## Dritte Geschichte

*Pietro Boccamazza entflieht mit Agnolella; er stößt auf Räuber: das Mädchen flieht durch einen Wald und wird auf ein Schloß geleitet; Pietro wird gefangen, entflieht aber den Händen der Räuber und gelangt nach einigem Ungemach auf das Schloß, wo Agnolella ist. Er heiratet sie und kehrt mit ihr nach Rom zurück.*

Niemand war unter allen, der die Geschichte Emilias nicht gelobt hätte; als aber die Königin sah, daß sie zu Ende war, wandte sie sich zu Elisa und trug ihr auf, fortzufahren. Die begann in willigem Gehorsam: Mir fällt, meine liebenswürdigen Damen, die Geschichte von einer bösen Nacht ein, die ein wenig verständiges junges Paar gehabt hat; weil ihr aber viele frohe Tage gefolgt sind und diese Geschichte also unserm Vorwurfe entspricht, will ich sie erzählen.

In der Stadt Rom, die, anstatt wie einst das Haupt der Welt war, heute ihr Schwanz ist, war, es ist noch nicht lange her, ein Jüngling aus einem in Rom hochgeachteten Geschlechte, Pietro Boccamazza geheißen, der sich in ein wunderschönes, reizendes Mädchen, Agnolella mit Namen, verliebte, die Tochter eines Mannes von geringer Abkunft, der aber bei den Römern sehr beliebt war und Gigliuozzo Saullo hieß. Und indem er sie liebte, wußte er es dahin zu bringen, daß sie ihn nicht minder zu lieben begann als er sie. Von glühender Liebe gezwungen und in der Meinung, die herbe Pein, die ihm die Sehnsucht nach ihr bereitete, nicht länger ertragen zu können, verlangte sie Pietro zum Weibe. Als davon seine Verwandten erfuhren, kamen sie alle über ihn und machten ihm seiner Absicht halber heftige Vorwürfe; Gigliuozzo Saullo wieder ließen sie sagen, er solle den Worten Pietros auf keinen Fall Gehör geben, weil sie ihn, wenn er das tue, nie als Freund oder Verwandten anerkennen würden. Da Pietro sah, daß ihm der Weg verwehrt war, der ihn, wie er glaubte, allein hätte zum Ziele seiner Sehnsucht führen können, war er nahe daran, vor Schmerz zu sterben; und wenn Gigliuozzo eingewilligt hätte, hätte er seine Tochter allen seinen Verwandten zuleide zum Weibe genommen; so aber setzte er sich erst recht in den Kopf, die Sache, wenn es dem Mädchen recht sei, zu diesem Ende zu bringen, und nachdem er durch eine Mittelsperson in Erfahrung gebracht hatte, sie sei es zufrieden, vereinbarte er mit ihr, daß sie gemeinsam aus Rom entfliehen wollten. Nachdem Pietro alle Anstalten dazu getroffen hatte, stand er eines Morgens zu sehr früher Stunde auf, stieg mit ihr zu Pferde und schlug mit ihr den Weg nach Anagni ein, wo er etliche Freunde hatte, auf die er sich völlig verlassen zu können glaubte; da sie sich, also dahinreitend, aus Furcht vor einer Verfolgung keine Zeit nahmen, ihr Beilager zu halten, blieb es bei einigen Küssen, die sie einander unterwegs bei den Gesprächen von ihrer Liebe gaben. Weil nun Pietro den Weg nicht sehr gut kannte, geschah es, daß sie, als sie etwa acht Meilen von Rom entfernt waren, einen Weg nach links einschlugen, wo sie sich hätten rechts halten sollen. Sie waren kaum zwei Meilen geritten, so fanden sie sich in der Nähe eines Schlosses, aus dem, sofort als sie gesehn worden waren, ein Dutzend Reisige herauskamen; die waren schon ganz nahe bei ihnen, als sie das Mädchen sah und schrie: »Pietro, retten wir uns, wir werden überfallen!« Damit riß sie ihren Klepper, so schnell sie konnte, herum und lenkte ihn auf einen großen Wald zu; und indem sie sich am Sattelknopfe festhielt, drückte sie dem Klepper die Sporen so fest in den Leib, daß er mit ihr, wild vor Schmerz, durch den Wald davonsprengte. Pietro, der mehr in ihr Gesicht, als auf den Weg gesehn hatte, war die Reisigen, die herankamen, nicht so rasch wie sie gewahr geworden und wurde, während er, ohne sie zu sehen, ausschaute, woher sie kämen, von ihnen überfallen und gegriffen und abzusteigen gezwungen; und nachdem er ihre Frage, wer er sei, beantwortet hatte, begannen sie damit, daß sie untereinander Rat hielten, und schließlich sagten sie: »Das ist ein Freund unserer Feinde: was sollen wir andres mit ihm tun, als ihm die Kleider und das Pferd nehmen und ihn den Orsini zum Schimpfe an einer von diesen Eichen henken?« Und da sie diesem Rate alle zustimmten, befahlen sie ihm, sich zu entkleiden. Während er sich, auf sein Schicksal gefaßt, entkleidete, geschah es, daß plötzlich gut fünfundzwanzig Reisige aus einem Hinterhalte hervorbrachen und sich auf die andern stürzten mit dem Geschrei: »Nieder mit euch! Nieder mit euch!« Überrascht ließen sie von Pietro ab und schickten sich zur Gegenwehr an; da sie aber sahen, daß sie gegen die Angreifer stark in der Minderheit waren, begaben sie sich auf die Flucht, und die andern begannen sie zu verfolgen. Als das Pietro sah, nahm er rasch seine Sachen, sprang auf seinen Klepper und trachtete mit der größtmöglichen Eile auf dem Wege zu fliehen, wo er sein Mädchen hatte fliehen sehn. Da er aber im Walde weder Weg noch Steg sah, auch keine Spur von Huftritten entdeckte, begann er, als er in Sicherheit

und aus dem Bereiche derer, die ihn gefangen hatten, und der andern, die die überfallen hatten, zu sein glaubte, in größerm Schmerze als je ein Mann, weil er sein Mädchen nicht fand, zu weinen und den Wald nach allen Richtungen, stets ihren Namen rufend, zu durchstreifen, ohne daß ihm ein Mensch geantwortet hätte; umzukehren getraute er sich nicht, und um vorwärts zu gehn, wußte er nicht, wohin er kommen würde: andernteils hatte er vor den wilden Tieren, die in dem Walde hausten, sowohl für sich selber Angst als auch für das junge Mädchen, die er allwege in den Klauen eines Bären oder Wolfes zu sehn glaubte. So streifte also der unglückliche Pietro den ganzen Tag mit Schreien und Rufen durch den Wald, wobei er gar oft die Richtung verfehlte und statt vorwärts zurück ritt; endlich war er sowohl wegen des Schreiens und Weinens als auch vor Angst und von der langen Nüchternheit so erschöpft, daß er nicht mehr weiterkonnte. Da er sah, daß die Nacht schon angebrochen war, stieg er, weil er sich nicht anders zu raten wußte, bei einer Eiche von dem Pferde, band es an den Baum und stieg, um nicht in der Nacht von den wilden Tieren zerrissen zu werden, auf den Baum. Bald darauf ging der Mond auf, und der Himmel war ganz hell; aus Furcht herunterzufallen, getraute sich Pietro nicht einzuschlafen, was ihm übrigens auch bei einer größern Gemächlichkeit weder der Schmerz über sein Mädchen noch die Gedanken an sie verstattet hätten, so daß er seufzend und weinend und sein Unglück vermaledeiend wach blieb. Wie wir vorhin gesagt haben, war das Mädchen entflohen; da sie sich keinen Rat wußte, einen andern Weg einzuschlagen als den, auf dem sie ihr Klepper nach seinem Gutdünken dahintrug, kam sie so tief in den Wald hinein, daß sie die Stelle, wo sie hineingeritten war, nicht mehr sehn konnte; darum verbrachte auch sie den ganzen Tag, nicht anders als Pietro, mit Umherirren in der Wildnis, jetzt verweilend, jetzt weiterreitend, weinend und rufend und ihr Unglück beklagend. So wurde es Abend, und Pietro kam noch immer nicht. Da geriet sie an einen Fußpfad; als sie ihn eingeschlagen hatte und ihn das Pferd verfolgte, sah sie nach einem Ritte von mehr als zwei Meilen in einiger Entfernung eine Hütte; auf die ritt sie, so rasch sie nur konnte, zu, und fand dort einen hochbetagten Mann mit seiner Frau, die auch schon eine Greisin war. Als die sahen, daß das Mädchen allein war, sagten sie: »Aber Tochter, was suchst du um diese Stunde also allein in dieser Gegend?« Weinend antwortete das Mädchen, sie habe ihre Begleitung im Walde verloren, und fragte, wie weit es nach Anagni sei. Der Mann antwortete ihr: »Meine Tochter, das ist nicht der Weg nach Anagni; dorthin sind es mehr als zwölf Meilen.« Nun sagte das Mädchen: »Und sind hier in der Nähe Häuser, wo man herbergen kann?« Der gute Mann antwortete: »Nirgends sind hier welche so in der Nähe, daß du noch bei Tage hinkommen könntest.« Das Mädchen sagte nun: »Wäret ihr so gut, mich heute nacht aus Barmherzigkeit hierzubehalten, weil ich sonst nirgends hingehn kann?« Der gute Mann antwortete: »Mädchen, es wird uns lieb sein, wenn du für diesen Abend bei uns bleibst; immerhin will ich dich aber darauf aufmerksam machen, daß in dieser Gegend bei Tag und bei Nacht von Freund und Feind schlechte Banden durchziehen, die uns zu often Malen viel Leid und Schaden antun; und wenn es nun das Unglück will, daß eine solche Bande herkommt, derweil du hier bist, und sie sehn, wie schön und jung du bist, und tun dir Leid und Schande an, so können wir dir nicht helfen: das haben wir dir sagen wollen, damit du dich nicht über uns beschweren kannst, wenn es wirklich geschehn sollte.« Trotz ihrem Schrecken über die Worte des Greises sagte das Mädchen, weil sie sah, daß die Stunde spät war: »Wenn Gott will, so wird er euch und mich vor diesem Unheil behüten; geschieht es mir aber trotzdem, so ist es viel weniger schlimm, von den Menschen mißhandelt, als im Busche von den wilden Tieren zerrissen zu werden.« Und nach diesen Worten stieg sie von ihrem Klepper und trat in das Haus des armen Mannes; dort aß sie mit ihnen von dem ärmlichen Mahle, das sie hatten, und legte sich, völlig angekleidet, mit ihnen auf ihr Lager: aber sie fand die ganze Nacht kein Ende zu seufzen und ihr Unglück ebenso zu beweinen wie das Pietros, über dessen Schicksal sie sich keinen andern als den schlimmsten Vermutungen hingeben konnte. Als es schon bald Tag werden wollte, hörte sie die lauten Tritte von näher kommenden Leuten; darum stand sie auf und ging in einen großen Hof, der hinter der Hütte war: da sie dort in einem Winkel einen Haufen Heu sah, verbarg sie sich darinnen, damit sie, wenn diese Leute herkämen, nicht so bald gefunden werde. Und kaum war sie mit dem Verstecken fertig geworden, als auch schon die Leute, eine große Bande Bösewichte, bei der Tür der Hütte waren und sich öffnen ließen; da sie bei ihrem Eintritte den Klepper des Mädchens fanden, der noch immer sein ganzes Sattelzeug trug, fragten sie, wer hier sei. Der Mann antwortete, weil er das Mädchen nicht mehr sah: »Niemand ist hier außer uns; der Klepper da, weiß Gott, wem er durchgegangen ist, ist gestern hier zugelaufen, und wir haben ihn ins Haus genommen, damit ihn nicht die Wölfe fressen.« – »Dann«, sagte der Anführer der Bande, »wird er für uns gut sein, weil er keinen Herrn hat.« Nun verteilten sie sich alle in der Hütte und ein Teil ging in den Hof, und indem sie ihre Spieße und Schilde ablegten, geschah es, daß einer von ihnen, weil er sich keine andere Beschäftigung wußte, seinen Spieß ins Heu warf, und es hätte wenig gefehlt, so hätte er das Mädchen getötet oder sie hätte sich verraten: denn der Spieß fuhr so nahe an ihrer linken Brust vorbei, daß ihr das Eisen die Kleider zerriß, weshalb sie aus Furcht, verwundet zu sein, nahe daran war, einen lauten Schrei auszustoßen; da sie sich aber erinnerte, wo sie war, so blieb sie in rascher Fassung still. Nachdem die Bande, der eine hier, der andere dort, ihr Böcklein und ihr andres Fleisch gebraten und alle getrunken und gegessen hatten, gingen sie ihres Weges und nahmen den Klepper des Mädchens mit. Als sie dann eine Strecke weit weg

waren, begann der gute Mann und fragte sein Weib: »Was ist denn mit unserm Mädchen, das gestern hergekommen ist, geschehen, daß ich sie nicht mehr gesehen habe, seit wir aufgestanden sind?« Die gute Frau antwortete, sie wisse es nicht, und ging sie suchen. Als das Mädchen merkte, daß die Bande weg war, kam sie aus dem Heu hervor; der gute Mann war ganz glücklich, als er sah, daß sie ihnen nicht in die Hände gefallen war, und sagte, da es schon tagte, zu ihr: »Jetzt, wo der Tag kommt, werden wir dich, wenn es dir recht ist, zu einem Schlosse fünf Meilen weit von hier geleiten, und dort wirst du in Sicherheit sein; aber du wirst zu Fuß gehn müssen, weil dir die schlechten Leute, die eben hier weggegangen sind, dein Pferd mitgenommen haben.« Das machte dem Mädchen nicht viel aus und sie bat sie um Gottes willen, sie zu dem Schlosse zu führen; darum machten sie sich auf den Weg, und es war gegen die Mitte der zweiten Morgenstunde, als sie dort ankamen. Das Schloß gehörte einem Orsini, der Liello di Campo di Fiore hieß, und zufällig war gerade seine Frau dort, eine gutherzige und fromme Dame; als die das Mädchen sah, erkannte sie sie auf der Stelle und empfing sie mit Freuden und wollte nun alles haarklein wissen, wieso sie hierhergekommen sei. Das Mädchen erzählte ihr alles. Die Dame, die auch Pietro kannte, weil er ein Freund ihres Gatten war, war sehr betrübt über das, was ihm zugestoßen war, und nahm, als sie hörte, wo er gefangen worden war, für sicher an, er sei getötet worden. Daher sagte sie zu dem Mädchen: »Da es denn so steht, daß du nicht weißt, was es mit Pietro ist, so bleibst du bei mir, bis sich mir die Gelegenheit bietet, dich in Sicherheit nach Rom zu schicken.« Pietro, den wir verlassen haben, als er, über die Maßen betrübt, auf der Eiche saß, hatte gegen den ersten Schlaf gut zwanzig Wölfe kommen und seinen Klepper, als sie ihn sahen, umringen sehn. Als sie der Klepper witterte, bäumte er sich, zerriß die Zügel und trachtete zu entkommen; da er aber umringt war und nicht entweichen konnte, wehrte er sich eine gute Weile mit den Zähnen und den Hufen: endlich aber wurde er von ihnen niedergeworfen, erwürgt und auf der Stelle zerrissen, worauf sie ihn, allesamt fressend, bis auf die Knochen verzehrten, um sich dann davonzumachen. Darüber war Pietro, für den der Klepper ein Leidensgefährte gewesen war, sehr bestürzt, und er bildete sich ein, nun gebe es für ihn kein Entrinnen aus diesem Walde mehr. Es wollte schon Tag werden, als er, halbtot vor Frost, bei der Ausschau, die er immerfort von der Eiche aus hielt, etwa eine Meile weit von ihm ein großes Feuer sah; darum stieg er, als es dann heller Tag geworden war, nicht ohne Furcht von der Eiche herunter, schritt darauf zu und ging so lange fort, bis er hinkam: rund um das Feuer fand er Hirten sitzen, die aßen und es sich wohl sein ließen, und die nahmen ihn aus Mitleid auf. Und nachdem er gegessen hatte und wieder warm geworden war, erzählte er ihnen sein Unglück und wie er allein hierhergekommen sei und fragte sie, ob in dieser Gegend ein Landhaus oder Schloß sei, wohin er gehen könnte. Die Hirten sagten ihm, in einer Entfernung von etwa drei Meilen sei ein Schloß von Liello die Campo di Fiore, und gegenwärtig halte sich seine Frau dort auf; sehr erfreut darüber, bat er sie, daß ihn einer von ihnen hinbegleiten möge, und das taten zwei von ihnen bereitwillig. Bei seiner Ankunft in dem Schlosse traf er ein paar Bekannte von ihm, und eben suchte er Anstalten zu treffen, daß das Mädchen im Walde gesucht werde, als ihn die Dame rufen ließ; er ging unverzüglich zu ihr, und nie war eine Glückseligkeit dergleich, die er empfand, als er Agnolella bei ihr sah. Er verging schier vor Verlangen, ihr um den Hals zu fallen, ließ es aber aus Scham vor der Dame. Und wenn er glückselig war, so war die Glückseligkeit des Mädchens nicht geringer. Nachdem ihn die Edeldame freudig willkommen geheißen und von ihm alles, was ihm zugestoßen war, gehört hatte, schalt sie ihn sehr wegen dessen, was er gegen den Willen seiner Verwandten tun wollte. Da sie aber sah, daß er fest dazu entschlossen war und daß es dem Mädchen wohlgefiel, sagte sie sich: »Wozu bemühe ich mich denn? Sie lieben sich, sie kennen sich, sie sind beide gleicherweise meinem Manne befreundet, und ihr Verlangen ist ehrbar; ich glaube, Gott ist es recht, sonst hätte er nicht ihn vor dem Galgen und sie vor dem Spieße und beide vor den wilden Tieren gerettet: und darum mag es denn geschehn.« Und sie wandte sich wieder zu ihnen und sagte: »Wenn es denn durchaus euer Wille ist, Mann und Frau zu werden, so ist es auch meiner: es mag geschehn, und die Hochzeit soll hier auf Liellos Kosten ausgerüstet werden; euere Versöhnung mit euern Verwandten werde ich selber ins Werk setzen.« Pietro war glückselig, und Agnolella war es noch mehr, und sie heirateten dort; die Edeldame veranstaltete eine so anständige Hochzeit, wie im Gebirge nur möglich war, und sie kosteten dort mit Entzücken die ersten Früchte ihrer Liebe. Nach etlichen Tagen stieg die Dame mit ihnen zu Pferde, und sie begaben sich mit gutem Geleite nach Rom; obwohl die Dame die Verwandten Pietros wegen dessen, was er getan hatte, arg erbost fand, söhnte sie sie trotzdem mit ihm aus. Und so lebte er fortan mit seiner Agnolella in aller Ruhe und in Frieden bis in ihr beider Alter.

## Vierte Geschichte

*Ricciardo Manardi wird von Messer Lizio da. Valbona bei seiner Tochter betroffen; er heiratet sie und bleibt mit ihrem Vater in gutem Einvernehmen.*

Als Elisa schwieg und die Lobsprüche anhörte, die ihre Freundinnen ihrer Geschichte erteilten, trug die Königin Filostrato auf, eine zu erzählen, und der begann lächelnd: So viele von euch haben mich, weil ich euch aufgetragen habe, über einen traurigen und euch zu Tränen rührenden Gegenstand zu sprechen, mit so vielen Vorwürfen überhäuft, daß ich mich jetzt, um dieses Ungemach einigermaßen wieder gutzumachen, für verpflichtet halte, euch etwas zu erzählen, womit ich euch ein wenig lachen mache; und darum gedenke ich euch in einem ganz kurzen Geschichtchen von einer Liebe zu erzählen, die ohne ein andres Ungemach als ein paar Seufzer und eine kurze mit Scham gemischte Angst zu einem fröhlichen Ende gelangt ist.

Es ist also noch nicht lange her, meine trefflichen Damen, daß in der Romagna ein wackerer, biederer Ritter war, Messer Lizio da Valbona mit Namen, dem seine Gattin, Madonna Giacomina geheißen, als er schon in ziemlich hohen Jahren war, eine Tochter gebar. Die wuchs zu dem schönsten und anmutigsten Mädchen der ganzen Gegend heran; und weil sie das einzige Kind blieb, wurde sie von ihren Eltern, die sie in eine vornehme Familie zu verheiraten hofften, zärtlich geliebt und mit ungewöhnlicher Sorgfalt gehütet. Nun ging im Hause Messer Lizios ein hübscher, frischer Jüngling aus und ein, einer von den Manardi aus Brettinoro, Ricciardo geheißen, und blieb auch oft lange bei ihm; und vor dem nahmen sich Messer Lizio und seine Frau nicht mehr in acht, als sie bei einem Sohne getan hätten. Als er das wunderschöne, liebreizende Mädchen, das nun schon mannbar war, ein und das andere Mal gesehn und ihr gefälliges und artiges Benehmen betrachtet hatte, verliebte er sich glühend in sie, hielt aber seine Liebe gar sorgfältig verborgen. Trotzdem merkte es das Mädchen, nahm jedoch keineswegs Anstoß daran, sondern begann ihn in gleicher Weise zu lieben; darüber war Ricciardo ganz glücklich. Nachdem er oft schon seinen Wunsch, ihr ein paar Worte zu sagen, unschlüssig unterdrückt hatte, nahm er eines Tages endlich die Gelegenheit wahr, faßte sich ein Herz und sagte zu ihr: »Caterina, ich bitte dich, laß mich nicht vor Liebe sterben.« Sogleich antwortete das Mädchen: »Wollte Gott, du ließest mich nicht noch elender sterben.« Aus dieser Antwort schöpfte Ricciardo viel Freude und Zuversicht, und er sagte: »Von mir aus soll es an nichts fehlen, was dir lieb ist; aber an dir ist es, einen Weg ausfindig zu machen, wie sowohl dein Leben als auch meines zu retten ist.« Nun sagte das Mädchen: »Ricciardo, du siehst, wie ich bewacht werde, und darum kann ich keine Möglichkeit sehn, wie du zu mir kommen könntest; wenn aber du etwas weißt, was ich ohne Schande für mich tun kann, so sage es mir und ich werde es tun.« Augenblicklich sagte Ricciardo, der schon dieserhalb mancherlei überdacht hatte: »Meine süße Caterina, ich kann keinen Weg dazu sehn, außer du schliefest auf dem Erker, der auf den Garten deines Vaters hinausgeht, oder könntest dorthin kommen; wüßte ich, daß du in der Nacht dort bist, so würde ich ohne Fehl hinaufzukommen trachten, obwohl es sehr hoch ist.« Darauf antwortete Caterina: »Getraust du dich hinaufzukommen, so glaube ich, daß es mir gelingt, dort schlafen zu dürfen.« Ricciardo sagte, er getraue es sich. Und nach diesem Gespräche küßten sie sich flüchtig ein einziges Mal und gingen auseinander. Da es schon gegen das Ende des Mai ging, begann das junge Mädchen damit, daß sie sich am nächsten Tage bei der Mutter beklagte, sie habe in der vergangenen Nacht der übermäßigen Hitze wegen nicht schlafen können. Die Mutter sagte: »Aber Tochter, wie wäre es denn heiß gewesen? Es war ja noch gar nicht heiß.« Darauf sagte Caterina: »Mutter, Ihr solltet sagen: ›Nach meiner Meinung«, und vielleicht würdet Ihr dann die Wahrheit sagen; Ihr solltet doch bedenken, daß die Mädchen heißblütiger sind als die bejahrten Frauen.« Nun sagte die Dame: »Das ist wahr, mein Kind; aber ich kann es doch nicht nach meinem Belieben heiß und kalt werden lassen, wie du es vielleicht möchtest. Die Witterung muß man leiden, wie sie die Jahreszeit mit sich bringt; vielleicht ist es heute nacht frischer, so daß du besser schlafen wirst.« – »Gott gebe es«, sagte Caterina; »aber es geschieht nicht gerade häufig, daß die Nächte frischer werden, wann es gegen den Sommer geht.« – »Also«, sagte die Dame, »was willst du denn, daß geschehn soll?« Caterina antwortete: »Wenn es dem Vater und Euch recht wäre, ließe ich mir gern auf dem Erker, der neben seiner Kammer über seinem Garten ist, ein Bettchen machen und schliefe dort; da hörte ich die Nachtigall singen und hätte es viel frischer, so daß ich mich dort viel wohler fühlen würde als in Euerer Kammer.« Nun sagte die Mutter: »Sei nur ruhig, Kind; ich werde es dem Vater sagen, und wie er will, so werden wir tun.« Als das Messer Lizio von seiner Frau hörte, sagte er, weil er ein Greis und vielleicht deswegen ein bißchen eigensinnig war: »Was ist das für eine Nachtigall, die sie zum Schlafen braucht? Ich werde sie noch beim Gesänge der Zikaden einschlafen lehren.« Nachdem das Caterina erfahren hatte, schlief sie in der nächsten Nacht mehr aus Ärger als der Hitze wegen nicht nur selbst nicht, sondern ließ auch die Mutter nicht schlafen, indem sie fortwährend über die große Hitze klagte. Nach dieser Erfahrung ging die Mutter am Morgen zu Messer Lizio und sagte zu ihm: »Herr, Ihr habt das Mädchen wenig lieb; was würde es Euch denn ausmachen, wenn sie auf dem Erker schliefe? Sie hat sich die ganze Nacht vor Hitze herumgewälzt, und überdies, wundert Ihr Euch denn, daß sie eine Freude daran findet, die Nachtigall singen zu hören, wo sie doch noch ein halbes Kind ist? Die Kinder lieben eben Dinge, die ihnen gleichen.« Daraufhin sagte Messer Lizio: »Meinetwegen denn, sie soll sich dort ein Bett machen lassen, wie es dort Platz hat, und sie soll einen Vorhang herumspannen lassen, und dann mag sie dort schlafen und dem Gesänge der Nachtigall nach Herzenslust zuhören.« Kaum hatte das das Mädchen vernommen, so ließ sie sich dort ein Bett machen; und

weil sie schon in der kommenden Nacht dort schlafen durfte, so paßte sie Ricciardo ab und gab ihm das zwischen ihnen verabredete Zeichen, woraus er entnahm, was er zu tun hatte. Als Messer Lizio das Mädchen im Bette wußte, schloß er die Tür, die aus seiner Kammer auf den Erker führte, und ging ebenso schlafen. Nachdem alles still geworden war, stieg Ricciardo mit Hilfe einer Leiter auf eine Mauer und schob sich von dort, an der Verzahnung einer andern Mauer hängend, trotz der schweren Gefahr, worein ihn ein Fall gebracht hätte, mit großer Mühe bis zu dem Erker; das Mädchen empfing ihn ganz still, aber mit großem Entzücken: und nach vielen Küssen legten sie sich miteinander nieder und gewährten einander die ganze Nacht Lust und Wonnen, indem sie die Nachtigall zu often Malen schlagen ließen. Und da die Nächte damals kurz waren und ihre Lust groß war und sie daher nicht glaubten, daß der Tag so nahe sei, wie er wirklich war, so schliefen sie endlich, sowohl der Jahreszeit halber, als auch von ihrem Kosen erhitzt, ohne irgendwie bedeckt zu sein, ein, und Caterina hatte den rechten Arm um Ricciardos Hals geschlungen, während sie mit der linken Hand das Ding gefaßt hatte, das ihr euch, sonderlich vor Männern, zu nennen scheut. In dieser Weise schliefen sie noch, ohne wach zu werden, als der Tag kam und Messer Lizio aufstand; da sich der erinnerte, daß die Tochter auf dem Erker schlafe, öffnete er leise die Tür, indem er sagte: »Sehen wir einmal, wie die Nachtigall heute nacht Caterina hat schlafen lassen.« Er trat hinaus und hob sachte den Vorhang, der um das Bett gespannt war, und nun sah er sie und Ricciardo, nackt und unbedeckt schlafen und so umschlungen, wie vorhin geschildert worden ist; nachdem er sich vergewissert hatte, daß es Ricciardo war, verließ er den Erker und ging in das Gemach seiner Frau, weckte sie und sagte zu ihr: »Hurtig, Frau, steh auf und komm schauen, wie begierig deine Tochter nach der Nachtigall gewesen ist, daß sie sie gefangen hat und in der Hand hält.« Die Frau sagte: »Wie könnte das möglich sein?« Messer Lizio sagte: »Du wirst es sehen, wenn du schnell kommst.« Hastig kleidete sich die Dame an und folgte leise Messer Lizio, und als sie beide zu dem Bette gekommen waren und den Vorhang gehoben hatten, konnte Madonna Giacomina deutlich sehn, wie ihre Tochter die Nachtigall, deren Gesang zu hören sie also ersehnt hatte, gefangen hatte und in der Hand hielt. Darum wollte die Dame, die sich von Ricciardo hintergangen glaubte, schreien und ihm schmähliche Dinge sagen; aber Messer Lizio sagte zu ihr: »Wenn dir etwas an meiner Liebe liegt, so hüte dich, Frau, ein Wort zu sprechen; da sie den Vogel einmal gefangen hat, so soll er ihr auch bleiben. Ricciardo ist ein Edelmann und ein reicher Jüngling, und eine Verschwägerung mit ihm kann uns nur vorteilhaft sein; will er in gutem von mir wegkommen, so wird er sich vor allem mit ihr vermählen müssen: so wird er dann finden, daß er die Nachtigall in seinen Bauer und nicht in einen fremden gesteckt hat.« Da die Dame sah, daß ihr Mann über das Geschehne gar nicht aufgebracht war, und berücksichtigte, daß ihre Tochter eine gute Nacht gehabt und gut geruht und die Nachtigall gefangen hatte, beruhigte sie sich und schwieg. Nach diesem Gespräche brauchten sie nicht lange zu warten, so erwachte Ricciardo; als er sah, daß es hellichter Tag war, hielt er sich für verloren, und er weckte Caterina und sagte: »O weh, meine Seele, was sollen wir machen? Der Tag ist gekommen, und ich bin noch immer da.« Bei diesen Worten Ricciardos trat Messer Lizio hin, hob den Vorhang und sagte: »Wir werden es schon machen.« Beim Anblicke des Vaters glaubte Ricciardo, das Herz werde ihm aus dem Leibe gerissen; er setzte sich im Bette auf und sagte: »Herr, ich bitte Euch um Gottes willen, habt Erbarmen mit mir. Ich bekenne, daß ich als ein treuloser und schlechter Mensch den Tod verdient habe, und darum macht mit mir, was Ihr wollt; trotzdem aber bitte ich Euch, schenkt mir das Leben, wenn es möglich ist, und bringt mich nicht um.« Darauf sagte Messer Lizio: »Ricciardo, du hast weder die Liebe verdient, die ich zu dir getragen habe, noch das Vertrauen, das ich in dich gesetzt habe; weil es aber einmal so ist und dich deine Jugend zu einem so großen Vergehn verleitet hat, so nimm du Caterina, um dir den Tod und mir die Schande zu ersparen, zu deinem ehelichen Weibe, damit sie auf Lebenszeit dein sei, so wie sie es in dieser Nacht gewesen ist: auf diese Art kannst du meine Verzeihung und dein Leben gewinnen; willst du das aber nicht tun, so befiehl deine Seele Gott.« Inzwischen hatte Caterina die Nachtigall ausgelassen und sich wieder zugedeckt und bat nun, heftig weinend, den Vater, er möge Ricciardo vergeben; ihren Ricciardo wieder bat sie, er solle doch tun, was Messer Lizio wolle, damit sie einander noch lange und in aller Ruhe dergleichen Nächte bereiten könnten. Aber dazu brauchte es nicht gar vieler Bitten: zu der Scham über das begangene Vergehn und dem Wunsche, es wieder gutzumachen, kamen bei Ricciardo noch die Angst vor dem Tode und das Verlangen, ihm zu entgehn und überdies die glühende Liebe und die Lust, das geliebte Wesen zu besitzen, und das alles bewog ihn, daß er unverzüglich freimütig sagte, er sei bereit zu tun, was Messer Lizio beliebe. Darum entlieh Messer Lizio von Madonna Giacomina einen Ring, und mit diesem vermählte sich Ricciardo an Ort und Stelle in ihrer Gegenwart mit Caterina. Nachdem das geschehn war, gingen Messer Lizio und die Dame weg mit den Worten: »Ruht jetzt; das habt Ihr wahrscheinlich nötiger als aufzustehn.« Als sie weggegangen waren, umarmten sich die jungen Leute von neuem und legten nun, weil sie in der Nacht nicht mehr als sechs Meilen zurückgelegt hatten, vor dem Aufstehn noch zwei zurück, womit sie denn die erste Tagereise zu Ende brachten. Da Ricciardo sofort, nachdem sie aufgestanden waren, mit Messer Lizio eine ausführliche Abrede genommen hatte, vermählte er sich einige Tage später in der herkömmlichen Weise in Gegenwart der Freunde und Verwandten noch einmal mit dem Mädchen und führte sie mit großem Gepränge heim und

stellte eine ansehnliche, schöne Hochzeit an; dann ging er mit ihr lange Zeit in Freude und Fröhlichkeit bei Tag und Nacht auf den Nachtigallenfang, soviel ihm beliebte.

## Fünfte Geschichte

*Guidotto da Cremona befiehlt seine Tochter seinem Freunde Giacomino da Pavia und stirbt; in dieses Mädchen verlieben sich in Faenza Giannuolo di Severino und Minghino di Mingole. Die beiden geraten ihretwegen hart aneinander; da wird entdeckt, daß das Mädchen die Schwester Giannuolos ist, und so wird sie Minghino zur Frau gegeben.*

Jede einzelne von den Damen hatte, als sie der Geschichte von der Nachtigall zuhörten, so sehr gelacht, daß sie ihr Lachen auch dann, als Filostrato mit der Geschichte zu Ende war, nicht zu stillen vermochten. Nachdem sie aber noch eine Weile gelacht hatten, sagte die Königin: Wahrhaftig, hast du uns gestern gar traurig gemacht, so hast du uns dafür heute so gekitzelt, daß sich füglich keine über dich beklagen darf. Nachdem sie dann das Wort an Neifile gerichtet hatte, trug sie ihr auf, ihre Geschichte zu erzählen. Fröhlich begann die also: Da Filostrato mit seiner Erzählung die Romagna betreten hat, so will auch ich mich mit meiner Geschichte ein wenig in dieser Gegend ergehn.

Ich sage also, daß einmal in der Stadt Fano zwei Lombarden wohnten, Guidotto da Cremona und Giacomino da Pavia mit Namen, bejahrte Männer, die fast ihre ganze Jugend mit dem Waffenhandwerk und als Kriegsleute verbracht hatten. Als es nun mit Guidotto zu Ende ging, befahl er seine Tochter, die etwa zehn Jahre alt war, und alles, was er auf der Welt hatte, seinem Freunde Giacomino, weil er weder einen Sohn hatte noch einen Freund oder Verwandten, dem er mehr Vertrauen geschenkt hätte als ihm; und dann starb er. Zu dieser Zeit geschah es, daß die Stadt Faenza, nachdem sie lange durch Krieg und Unglück zu leiden gehabt hatte, zu besserer Ordnung zurückkehrte, und nun hatte jeder, der dorthin zurückkehren wollte, die freie Erlaubnis, das zu tun; darum kehrte Giacomino, der früher dort gewohnt und an dem Aufenthalte Gefallen gefunden hatte, mit seiner ganzen Habe dorthin zurück und nahm das Mädchen mit, das ihm Guidotto befohlen hatte und das er wie eine eigene Tochter liebte und erzog. Sie wuchs zu einer so schönen Jungfrau heran, daß sie in der Stadt kaum ihresgleichen hatte; und so schön, wie sie war, so gesittet und ehrbar war sie auch. Darum begannen viele um sie zu werben, vor allen aber waren es zwei hübsche, wackere Jünglinge, die ihr gleicherweise eine gar große Liebe zuwandten, und das auf eine Art, daß sie einander aus Eifersucht maßlos zu hassen begannen; und der eine hieß Giannuolo di Severino und der andere Minghino di Mingole. Beide hätten die Jungfrau, die damals fünfzehn Jahre alt war, gar gerne zur Frau genommen, wenn es ihre Verwandten gelitten hätten; da sie aber sahen, daß es ihnen versagt war, sie auf eine ehrbare Art zu besitzen, trachtete ein jeder sich auf was immer für eine Weise in ihren Besitz zu setzen. Giacomino hatte in seinem Hause außer einer bejahrten Magd einen Diener, Crivello mit Namen, der ein kurzweiliger und gutmütiger Mensch war; mit dem machte sich Giannuolo sehr vertraut und entdeckte ihm, als es ihm an der Zeit schien, all seine Liebe, und bat ihn, ihm behilflich zu sein, daß er das Ziel seiner Sehnsucht erreichen könne, und machte ihm große Versprechungen, wenn er das tue. Darauf sagte Crivello: »Schau, in dieser Sache kann ich für dich nichts sonst tun, als daß ich dich, wann Giacomino einmal zum Abendessen ausgeht, zu ihr führe; denn wenn ich bei ihr für dich sprechen wollte, so würde sie mich gar nicht anhören. Ist dir das recht, so verspreche ich dir's und werde es tun; tu dann du, wenn es dir gelingt, das, was du für gut hältst«. Giannuolo sagte, mehr verlange er nicht, und so blieb es bei dieser Verabredung. Minghino wieder hatte sich mit der Magd befreundet und hatte sich mit ihr so gut zu stellen gewußt, daß sie dem Mädchen zu mehrern Malen Botschaften überbracht und sie beinah mit Liebe zu ihm entflammt hatte; überdies hatte ihm die Magd versprochen, ihn zu ihr zu bringen, wann es geschehen werde, daß Giacomino aus irgendeinem Grunde am Abend das Haus verlasse. Nun geschah es nicht lange nach diesen Abmachungen, daß Giacomino auf Crivellos Veranstaltung eines Abends zu einem seiner Freunde essen ging; das tat Crivello Giannuolo zu wissen und machte mit ihm ab, daß er, wenn er auf ein gewisses Zeichen, das er ihm geben wolle, kommen werde, die Tür offen finden solle. Die Magd wieder, die von diesen Dingen nichts wußte, ließ es Minghino wissen, daß Giacomino nicht zu Hause esse, und ihm sagen, er solle in der Nähe des Hauses sein und, wann er ein Zeichen, das sie ihm geben werde, sehe, kommen und eintreten. Der Abend kam und die beiden Verliebten, die sich, ohne daß einer etwas vom andern gewußt hätte, gegenseitig beargwöhnten, gingen mit bewaffneten Gesellen aus, um sich des Mädchens zu bemächtigen. Minghino legte sich mit seinen Leuten in das Haus eines Freundes, das dem des Mädchens benachbart war, um dort das Zeichen zu erwarten; Giannuolo stellte sich mit den seinigen in einiger Entfernung vom Hause auf. Als Giacomino weggegangen war, bemühten sich Crivello und die Magd, einander zu entfernen. Crivello sagte zur Magd: »Warum gehst du nicht schlafen? Was tummelst du

dich denn noch im Hause umher?« Und die Magd sagte zu ihm: »Warum gehst denn du nicht um deinen Herrn? Worauf wartest du noch, wo du doch schon gegessen hast?« Und so konnte keins das andere von der Stelle bringen. Aber Crivello, der sah, daß die mit Giannuolo verabredete Stunde gekommen war, sagte sich: »Was kümmere ich mich um die da? Wenn sie nicht still sein wird, so kann sie ihr Teil bekommen«; und er gab das verabredete Zeichen und ging die Tür öffnen, und Giannuolo, der im Augenblicke da war, trat mit zwei Gesellen ein: und da sie das Mädchen im Saale fanden, so packten sie sie, um sie wegzuführen. Das Mädchen widersetzte sich und schrie laut, und ebenso schrie die Magd. Als das Minghino hörte, lief er augenblicklich mit seinen Gesellen hin; und da er sah, daß das Mädchen schon zur Tür herausgeschleppt wurde, zog er mit den Seinigen blank, und sie schrien: »Ha, Schurken, ihr seid des Todes; das soll euch nicht gelingen: diese Verwegenheit!« Und mit diesen Worten begannen sie dreinzuschlagen; auf den Lärm hin kamen die Nachbarn mit Lichtern und Waffen aus ihren Häusern und schlugen sich, voll Entrüstung über den Vorfall, auf Minghinos Seite. Daher nahm Minghino nach langem Kampfe Giannuolo das Mädchen weg und führte sie wieder in Giacominos Haus. Das Handgemenge hatte aber nicht früher ein Ende, als bis die Häscher des Stadvogts dazukamen und viele von ihnen griffen; und unter andern wurden Minghino und Giannuolo und Crivello gegriffen und ins Gefängnis geführt. Giacomino, der erst, als schon alles gestillt war, zurückkam, war über die Geschichte sehr ungehalten; da er aber bei der Untersuchung des Hergangs fand, daß das Mädchen keinerlei Schuld traf, beruhigte er sich etwas, beschloß jedoch, das Mädchen, damit so etwas nicht noch einmal geschehe, so bald als möglich zu verheiraten. Als die Verwandten beider Jünglinge am andern Tage den wahren Hergang erfahren hatten und also erkannten, was für schlimme Folgen es für die Jünglinge haben könnte, wenn Giacomino das täte, wozu er berechtigt gewesen wäre, suchten sie ihn auf und baten ihn mit beweglichen Worten, er solle die Unbill, die ihm die zwei aus Unbesonnenheit zugefügt hätten, nicht mehr in Betrachtung ziehn, als die wohlwollende Liebe, die er nach ihrer Meinung ihnen, die diese Bitte an ihn richteten, entgegenbringe, wobei sie sich für sich selber und im Namen der schuldigen Jünglinge zu jeder Buße erboten, die er dafür nehmen wolle. Giacomino, der seine Tage gar viel erlebt hatte und gutherzig war, antwortete kurz: »Meine Herren, auch wenn ich anstatt in euerer in meiner Heimat wäre, so hielte ich mich so sehr für euern Freund, daß ich weder in dieser Sache noch in einer andern etwas andres täte, als was ihr wünschtet; aber abgesehn davon, muß ich mich schon deswegen williger in euern Wunsch schicken, weil ihr eigentlich euch selbst gekränkt habt: denn dieses Mädchen ist nicht, wie vielleicht viele meinen, aus Cremona oder Pavia, sondern sie ist eine Faentinerin, obgleich ich ebensowenig wie sie oder wie der, von dem ich sie erhalten habe, weiß, wessen Kind sie ist. Darum wird in dem, was ihr von mir erbittet, von mir aus alles geschehn, was ihr mir auftragt.« Die wackern Männer wunderten sich sehr, als sie hörten, das Mädchen sei aus Faenza; und nachdem sie Giacomino für seine gütige Antwort gedankt hatten, baten sie ihn, er möge so gut sein, ihnen zu sagen, wie sie in seine Hände gekommen sei und woher er wisse, daß sie eine Faentinerin sei. Nun sagte Giacomino zu ihnen: »Guidotto da Cremona war mein Gesell und Freund, und auf seinem Sterbebette hat er mir gesagt, daß er, als diese Stadt von Kaiser Friedrich genommen worden sei, während der allgemeinen Plünderung mit seinen Gesellen in ein Haus eingetreten sei, das er, obwohl alle Schränke voll gewesen seien, von den Bewohnern verlassen gefunden habe mit alleiniger Ausnahme dieses damals etwa zweijährigen Mädchens, das ihn, als er über die Treppe hinaufgestiegen sei, mit ›Vater‹ angerufen habe; das habe sein Mitleid erregt, und er habe sie mit allem, was in dem Hause gewesen sei, nach Fano gebracht. Als er dann nahe am Verscheiden gewesen ist, hat er sie mir samt dem, was er gehabt hat, befohlen und mir aufgetragen, sie zur gehörigen Zeit zu verheiraten und ihr das, was sein gewesen ist, als Mitgift zu geben; und sie ist ins mannbare Alter gekommen, ohne daß ich dazu gekommen wäre, sie einem geben zu können, der mir gefallen hätte, und das täte ich gern, damit mir nicht wieder so etwas wie gestern abend geschehe.« Unter den Anwesenden war ein gewisser Guglielmo aus Medicina, der diesen Feldzug mit Guidotto mitgemacht hatte und genau wußte, wessen Haus es war, das Guidotto geplündert hatte; und da er den unter den Anwesenden sah, trat er zu ihm und sagte: »Bernabuccio, hörst du, was Giacomino sagt?« Bernabuccio sagte: »Ja; ich habe auch schon darüber nachgedacht, weil ich mich erinnere, daß ich in dem Wirrwarr ein Töchterchen von dem Alter, wie Giacomino sagt, verloren habe.« Nun sagte Guglielmo: »Sicherlich ist sie es; denn ich bin einmal dabei gewesen, als Guidotto beschrieb, wo er geplündert hat, und daraus habe ich entnommen, daß es dein Haus gewesen ist; darum besinne dich, ob du sie an irgendeinem Zeichen erkennen könntest, und laß nachsehn; sicherlich wirst du finden, daß sie deine Tochter ist.« Bernabuccio dachte also nach und entsann sich, sie müßte über dem linken Ohr eine kreuzförmige Narbe haben, die ihr von einer Geschwulst zurückgeblieben war, die er ihr ein paar Tage vor diesem Ereignis hatte ausschneiden lassen; darum trat er, ohne irgendwie zu verziehen, zu Giacomino, der noch da war, und bat ihn, ihn in sein Haus mitzunehmen und ihn das Mädchen sehn zu lassen. Giacomino nahm ihn gern mit und ließ ihm das Mädchen rufen. Als Bernabuccio sie sah, so glaubte er genau das Gesicht ihrer Mutter zu sehn, die noch immer eine schöne Frau war; ohne sich aber damit zu begnügen, sagte er zu Giacomino, er möge ihm erlauben, die Haare über ihrem linken Ohr ein wenig zu heben, und Giacomino war es zufrieden. Bernabuccio trat zu der Jungfrau, die verschämt

dastand, hob ihr mit der rechten Hand die Haare und sah das Kreuz; da er nun offenbar erkannte, daß sie seine Tochter war, umarmte er sie, wie sehr sie sich auch sträubte, mit zärtlichen Tränen und sagte zu Giacomino: »Bruder, das ist meine Tochter; es ist mein Haus, das Guidotto ausgeplündert hat, und die da ist bei dem plötzlichen Schrecken von meiner Frau, ihrer Mutter, vergessen worden, und bis jetzt haben wir geglaubt, sie sei in dem Hause verbrannt, das mir an demselben Tage abgebrannt ist.« Als das das Mädchen hörte und einen bejahrten Mann vor sich sah, glaubte sie seinen Worten und duldete, da sich schon die Stimme des Blutes in ihr regte, seine Umarmung und begann zärtlich mit ihm zu weinen. Auf der Stelle schickte Bernabuccio um ihre Mutter und um seine Verwandten und um die Schwestern und die Brüder und zeigte sie allen und erzählte ihnen den Hergang; darob gab es großen Jubel und tausend Umarmungen und dann führte er sie, da Giacomino nichts dawider hatte, in sein Haus. Als dies der Stadtvogt, der ein wackerer Mann war, erfahren hatte und daraus ersah, daß Giannuolo, den er im Gefängnis hatte, als Sohn Bernabuccios ihr leiblicher Bruder war, beschloß er, ihm sein Vergehn ungestraft hingehn zu lassen; und indem er in dieser Sache bei Bernabuccio und Giacomino den Vermittler machte, versöhnte er sie beide mit Giannuolo und Minghino und gab das Mädchen, das Agnesa hieß, mit froher Zustimmung von dessen Verwandten Minghino zur Gattin und ließ gleicherweise auch Crivello und die andern frei, die in diesen Handel verwickelt waren. Und dann feierte der glückliche Minghino seine Hochzeit mit großem Gepränge und führte sein Mädchen heim; und er lebte lange Jahre mit ihr in Freude und Glück.

## Sechste Geschichte

*Gianni von Procida, der bei dem von ihm geliebten Mädchen, das man dem Könige Friedrich geschenkt hat, betroffen worden ist, wird mit ihr an einen Pfahl gebunden, und sie sollen beide den Feuertod erleiden; da ihn Ruggieri dell' Oria erkennt, entgeht er dem Tode und wird ihr Gatte.*

Als die Geschichte Neifiles, die den Damen sehr gefallen hatte, zu Ende war, befahl die Königin Pampinea, die ihrige zu erzählen. Die hob ihr klares Antlitz und begann alsbald: Groß ist die Gewalt der Liebe, meine anmutigen Damen, und in große Mühsal und in ungeheuere und unerhörte Gefahren bringt sie die Liebenden, wie man aus den vielen Beispielen entnehmen kann, die heute und an den andern Tagen erzählt worden sind; nichtsdestoweniger will ich es noch einmal durch die Geschichte eines verliebten Jünglings dartun.

Auf Ischia, einer Insel ganz nahe bei Neapel, war einmal ein gar schönes und munteres Mädchen, Restituta mit Namen, die Tochter eines Edelmannes von dieser Insel, der Messer Marino Bolgaro hieß; ein Jüngling von der nahe bei Ischia gelegenen Insel Procida, Gianni mit Namen, liebte diese mehr als sein Leben, und ebenso liebte sie ihn. Nicht nur, daß er bei Tage von Procida nach Ischia herüberkam, um dort, damit er sie sehe, zu verweilen, war er auch schon zu often Malen des Nachts, wenn er keinen Kahn gefunden hatte, von Procida nach Ischia geschwommen, um, wenn schon nichts andres, so doch wenigstens die Mauern ihres Hauses zu sehen. Und während sie sich so heiß liebten, geschah es an einem Sommertage, daß das Mädchen, die ganz allein am Ufer war und sich damit beschäftigte, mit einem Messer Muscheln von den Steinen zu lösen, von Klippe zu Klippe stieg und endlich zu einer zwischen den Klippen versteckten Bucht kam, wo eine Anzahl von jungen Sizilianern, die von Neapel gekommen waren, sowohl des Schattens halber als auch wegen einer kühlen Quelle, die dort sprudelte, mit ihrem Boote gelandet hatten. Als sie sahen, daß das Mädchen gar schön war und sie nicht sah und allein war, beschlossen sie unter sich, sie zu entführen; und dem Entschluß folgte die Ausführung. Sie nahmen sie, obwohl sie laut schrie, brachten sie ins Schiff und fuhren davon; als sie dann in Kalabrien angelangt waren, verhandelten sie, wem sie gehören solle, und kurz gesagt, jeder wollte sie haben. Da sie also zu keiner Einigung kommen konnten, kamen sie endlich, weil sie fürchteten, die Sache könnte schlimm ausgehn und sie könnten des Mädchens halber Ungelegenheiten haben, dahin überein, sie dem Könige Friedrich von Sizilien zu schenken, der damals noch jung war und an hübschen Frauen Freude hatte; und nach ihrer Ankunft in Palermo taten sie das. Da sie der König schön fand, war er sehr erfreut über sie; weil er aber ein wenig kränklich war, so befahl er, daß sie auf so lange, bis er wieder kräftig geworden sei, in einem seiner Gärten, den er die Cuba nannte, in einem dort befindlichen schönen Hause untergebracht und bedient werde. Über die Entführung des Mädchens gab es in Ischia einen großen Lärm, und das, was sie am meisten betrübte, war, daß sie keine Ahnung hatten, wer die seien, die sie entführt hatten. Aber Gianni, dem mehr als irgendeinem andern an ihr lag, wartete nicht erst, bis er es in Ischia erfahren werde, sondern ließ, weil er die Richtung kannte, die das Boot genommen hatte, ein Schiff ausrüsten, bestieg es und fuhr damit, so schnell er nur konnte, die ganze Küste ab, vom Kap Minerva bis Scalea in Kalabrien, überall nach dem Mädchen forschend; und in Scalea wurde ihm gesagt, sie

sei von sizilianischen Seeleuten nach Palermo gebracht worden. So schnell er nur konnte, fuhr Gianni dorthin, und dort erfuhr er nach langem Suchen, das Mädchen sei dem Könige geschenkt worden und werde von ihm in der Cuba verwahrt; ganz verstört darüber, war er nahe daran, jede Hoffnung, sie jemals wiederzusehn aufzugeben, geschweige denn wieder in ihren Besitz zu kommen. Trotzdem schickte er, von der Liebe zurückgehalten, sein Boot weg und blieb, weil er sah, daß ihn niemand kannte, in Palermo; und indem er oftmals an der Cuba vorbeiging, hatte er eines Tages das Glück, sie am Fenster zu sehn, und sie sah ihn, und darüber waren sie beide glückselig. Und da Gianni sah, daß der Ort einsam war, ging er, so nahe er nur konnte, heran, sprach mit ihr und erfuhr von ihr, wie er es machen müsse, wenn er mit ihr in größerer Ruhe sprechen wolle; nachdem er dann alle Gelegenheiten des Ortes betrachtet hatte, ging er weg. Er wartete die Nacht ab und ging, nachdem er sie hatte zum großen Teile verstreichen lassen, dorthin zurück, stieg über eine Mauer, die so glatt war, daß sich kein Specht hätte daran erhalten können, in den Garten, lehnte eine Stange, die er dort fand, an das ihm von dem Mädchen bezeichnete Fenster und kletterte also mit leichter Mühe hinauf. Das Mädchen, die ihre Jungfräulichkeit, um derentwillen sie in vergangener Zeit etwas spröde gegen ihn gewesen war, sowieso für verloren hielt, dachte, sie könnte sie niemand schenken, der würdiger wäre als er; darum und weil sie glaubte, sie werde ihn veranlassen können, sie zu entführen, hatte sie sich vorgenommen, ihm in allen seinen Wünschen zu Willen zu sein: so hatte sie denn das Fenster offen gelassen, damit er alsbald hereinkommen könne. Da es also Gianni offen fand, stieg er leise hinein und legte sich neben das Mädchen, das keineswegs schlief. Bevor sie nun zu etwas anderm übergingen, eröffnete sie ihm alles, was sie im Sinne hatte, indem sie ihn inständig bat, sie zu holen und von dort wegzubringen. Gianni sagt zu ihr, nichts sei ihm mehr nach Wunsch als das, und er werde ohne Fehl sofort, wann er sie verlassen haben werde, alle Anstalten treffen, um sie, wann er das nächste Mal kommen werde, zu entführen. Und hierauf umarmten sie sich voll Wonne und genossen die größte Lust, die die Liebe zu geben vermag; und nachdem sie das mehrere Male wiederholt hatten, schliefen sie, ohne es zu merken, eins in den Armen des andern ein. In derselben Nacht erinnerte sich der König, der sich wieder wohlfühlte, des Mädchens, das ihm beim ersten Anblicke so gut gefallen hatte, und beschloß, obwohl es bald tagen sollte, zu ihr zu gehn und ein wenig bei ihr zu verweilen; und er ging mit einigen von seinen Dienern still in die Cuba. Als er ins Haus getreten war, ließ er die Kammer öffnen, wo, wie er wußte, das Mädchen schlief, und trat mit einem großen Armleuchter ein; und als er aufs Bett blickte, sah er sie und Gianni nackt und umschlungen schlafen. Darüber war er arg erbost, und ohne daß er ein Wort gesagt hätte, steigerte sich sein Zorn so, daß wenig fehlte und er hätte sie beide mit dem Dolche, der an seiner Seite hing, umgebracht. Da er aber bedachte, daß es einem jeglichen Manne, geschweige denn einem Könige, arge Schande brächte, zwei Nackte im Schlafe umzubringen, hielt er sich zurück und beschloß, sie vor allem Volke und durch das Feuer sterben zu lassen; und er sagte zu dem einzigen Begleiter, den er bei sich hatte: »Was dünkt dich von diesem treulosen Weibe, auf deren Besitz ich mich so gefreut habe?« Und dann fragte er ihn, ob er den Jüngling kenne, der so verwegen gewesen sei, ihm in seinem eigenen Hause einen solchen Schimpf und Verdruß anzutun. Der Gefragte antwortete, er erinnere sich nicht, ihn jemals gesehen zu haben. Nun verließ der König erbost das Gemach und befahl, die zwei Liebenden, nackt, wie sie waren, zu greifen und zu fesseln und sie, wann es heller Tag geworden sei, nach Palermo zu führen und sie dort auf dem Platze, mit den Rücken gegeneinander an einen Pfahl gebunden, bis zur dritten Morgenstunde allem Volke zur Schau zu stellen und sie dann, wie sie es verdient hätten, zu verbrennen; und nachdem er dies gesagt hatte, kehrte er in grimmiger Wut nach Palermo und in sein Gemach zurück. Als der König weggegangen war, kam eine Schar seiner Diener über die Liebenden, nicht um sie nur zu wecken, sondern um sie sofort ohne jegliches Erbarmen zu greifen und zu fesseln. Ob die zwei jungen Leute, als sie das sahen, betrübt waren und für ihr Leben zitterten und weinten und klagten, das läßt sich wohl leicht denken. Sie wurden, wie der König befohlen hatte, nach Palermo gebracht und auf dem Platze an den Pfahl gebunden, und vor ihren Augen wurde Holz und Feuer vorbereitet, damit sie zu der vom Könige befohlenen Stunde verbrannt würden. Alsbald lief dort ganz Palermo, Männer und Frauen, zusammen, um die zwei Liebenden zu sehn; die Männer kamen alle herbei, um das Mädchen zu betrachten, und so, wie sie das Mädchen als durchaus schön und wohlgestaltet priesen, so waren wieder die Frauen, die alle zusammengeströmt waren, um den Jüngling zu betrachten, darin einig, daß der den Preis der Schönheit und Wohlgestalt verdiene. Aber die unseligen Liebenden, die sich beide heftig schämten, standen mit gesenkten Köpfen da und beweinten ihr Unglück, indem sie alle Augenblicke den grausamen Feuertod erwarteten. Derweil sie also bis zur festgesetzten Stunde ausgestellt blieben, verbreitete sich überall das Geschrei von dem Fehler, den sie begangen hatten, und kam auch zu den Ohren von Ruggieri delF Oria, einem Manne von unschätzbaren Verdiensten, der damals Admiral des Königs war, und er ging, um sie anzusehn, dorthin, wo sie gebunden standen: und als er dort war, betrachtete er zunächst das Mädchen und pries ihre Schönheit höchlich; und als er dann daranging, den Jüngling zu betrachten, so erkannte er ihn auf der Stelle, ging daher näher zu ihm hin und fragte ihn, ob er Gianni von Procida sei. Gianni hob das Gesicht und antwortete, als er den Admiral erkannte: »Herr, ich bin ja wohl der, um den Ihr mich fragt, aber ich werde es nicht mehr lange sein.« Nun

fragte ihn der Admiral, was ihn in diese Lage gebracht habe, und Gianni antwortete ihm: »Die Liebe und des Königs Zorn.« Der Admiral ließ sich die Geschichte umständlicher erzählen; und als er den ganzen Verlauf der Dinge gehört hatte und nun weggehen wollte, rief ihn Gianni an und sagte zu ihm: »Ach, Herr, wenn es angeht, so erwirkt mir eine Gnade von dem, der mich hier also stehn läßt.« Ruggieri fragte: »Was für eine?« Gianni sagte zu ihm: »Ich sehe, daß ich sterben muß, und das bald; da ich nun diesem Mädchen, das ich mehr als mein Leben geliebt habe, so wie sie mich, den Rücken zukehren muß und ebenso sie mir, so möchte ich die Gnade, daß wir einander mit den Gesichtern zugekehrt werden, damit ich im Sterben ihr Gesicht sehe und also getröstet verscheiden kann.« Lächelnd sagte Ruggieri: »Gern; ich werde es schon machen, daß du sie noch so viel sehn wirst, daß es dir zum Überdrusse werden wird.« Und indem er von ihm wegging, befahl er denen, die die Hinrichtung vollstrecken sollten, ohne einen weitern Befehl des Königs nicht mehr zu tun, als schon getan sei; und dann ging er ohne Verzug zum Könige. Obwohl er sah, daß der erbost war, verzichtete er nicht darauf, ihm seine Meinung zu sagen, und sprach: »König, womit haben dich denn die zwei jungen Leute gekränkt, die da unten auf dem Platze nach deinem Befehle verbrannt werden sollen?« Der König sagte es ihm. Ruggieri fuhr fort: »Der Fehler, den sie begangen haben, verdient es ja, aber nicht von dir; und so, wie die Fehler Strafe verdienen, so verdienen die guten Handlungen Belohnung, abgesehn von Gnade und Barmherzigkeit. Weißt du, wer die sind, die du verbrennen lassen willst?« Der König verneinte es. Nun sagte Ruggieri: »So will ich's dich wissen lassen, damit du siehst, wie verständig es war, daß du dich von dem Ungestüm des Zornes hast fortreißen lassen. Der Jüngling ist der Sohn Landolfos von Procida, des leiblichen Bruders desselben Messer Gianni von Procida, dessen Werk es ist, daß du der König und Herr dieser Insel bist. Das Mädchen ist die Tochter Marino Bolgaros, dessen Macht du es verdankst, daß deine Herrschaft über Ischia noch besteht. Überdies sind sie junge Leute, die sich seit langem geliebt haben, und sie haben ihr Verbrechen – wenn man bei dem, was die jungen Leute aus Liebe tun, von einem Verbrechen reden darf – von der Liebe gezwungen getan und nicht, um deine Herrlichkeit zu kränken. Warum willst du sie also sterben lassen, wo du sie, um sie zu ehren, mit Freuden und Geschenken überhäufen solltest?« Da der König, als er das hörte, überzeugt war, daß Ruggieri die Wahrheit gesagt hatte, verzichtete er nicht nur darauf, sein schlimmes Vorhaben weiter zu verfolgen, sondern er bereute auch das, was er getan hatte; darum befahl er, augenblicklich die zwei jungen Leute von dem Pfahle zu lösen und sie vor ihn zu führen: und so geschah es. Und nachdem ihm ihre Umstände in allen Einzelheiten bekannt geworden waren, gedachte er die ihnen angetane Unbill mit Ehren und Geschenken wettzumachen; er befahl, sie ehrenvoll wieder zu bekleiden, und ließ, da er wußte, daß sie in diesem Wunsche übereinstimmten, Gianni das Mädchen heiraten und schickte sie, nicht ohne ihnen köstliche Geschenke gemacht zu haben, als glückliches Paar in ihre Heimat zurück; dort wurden sie mit großem Jubel empfangen und lebten lange Zeit miteinander in Freude und Lust.

## Siebente Geschichte

*Teodora verliebt sich in Violante, die Tochter Messer Amerigos, seines Herrn, schwängert sie und wird zum Galgen verurteilt; als man ihn unter Stockschlägen zur Hinrichtung führt, wird er von seinem Vater erkannt und befreit, und er nimmt Violante zum Weibe.*

Die Damen, die alle in banger Erwartung gewesen waren, ob die zwei Liebenden verbrannt werden würden, lobten alle Gott und wurden wieder fröhlich, als sie von ihrer Rettung hörten; als aber die Königin den Schluß gehört hatte, übertrug sie Lauretta das Amt, die nächste zu erzählen, und die begann heiter also:

Meine schönen Damen, zu der Zeit, wo der gute König Wilhelm über Sizilien herrschte, war auf der Insel ein Edelmann, Messer Amerigo Abate da Trapani mit Namen, der neben andern zeitlichen Gütern auch mit Kindern reichlich gesegnet war. Weil er darum viel Dienerschaft brauchte, kaufte er auf einem genuesischen Freibeuterschiffe, das aus der Levante zurückkam, einige von den vielen Kindern, die sie an der Küste Armeniens geraubt hatten und die er für Türken hielt; unter denen war ein Knabe, der sich von den übrigen, die allesamt Hirtenkinder zu sein schienen, durch ein artiges Benehmen und ein besseres Aussehn unterschied, und der hieß Teodoro. Obwohl er so wie ein Sklave behandelt wurde, begann er doch, da er mit den Kindern Messer Amerigos im Hause aufwuchs, mehr von Natur aus, als wegen der Lage, worein ihn der Zufall versetzt hatte, Gesittung und Artigkeit zu zeigen, so daß ihn Messer Amerigo liebgewann und ihn freiließ; und in der Meinung, er sei ein Türke, ließ er ihn taufen und ihm den Namen Pietro geben und setzte ihn, weil er sich auf ihn völlig verlassen zu können glaubte, zum Aufseher seines Hauswesens ein. So wie die Söhne Messer Amerigos heranwuchsen, so wuchs auch seine Tochter heran, die Violante hieß, und wurde eine schöne, liebliche Jungfrau; da es nun ihr Vater anstehn ließ, sie zu verheiraten, verliebte sie sich

von ungefähr in Pietro; aber obwohl sie ihn liebte und von all seinem Wesen eine hohe Meinung hatte, scheute sie sich doch, sich ihm zu entdecken. Aber Amor überhob sie dieser Mühe: denn Pietro, der sie dann und wann verstohlen betrachtet hatte, verliebte sich so in sie, daß er sich nicht mehr wohlfühlte, außer wann er sie sah; aber er war in beständiger Furcht, daß jemand etwas von dieser Liebe, die er für unerlaubt hielt, merken könnte. Das gewahrte das Mädchen, die ihn sehr gern sah; und um ihm mehr Zuversicht zu geben, zeigte sie sich darüber sehr zufrieden, wie sie es auch wirklich war. Und es dauerte eine lange Zeit, daß sie sich nicht getrauten, einander etwas zu sagen, obwohl sie das beide von Herzen ersehnten. So brannten denn beide gleicherweise in den Flammen der Liebesglut, bis ihnen schließlich das Geschick, als ob es das beabsichtigt hätte, einen Weg zeigte, die ängstliche Furcht, die sie hemmte, zu verscheuchen. Messer Amerigo hatte etwa eine Meile von der Stadt Trapani einen schönen Landsitz, den seine Gattin oftmals mit der Tochter und etlichen Frauen und Damen zur Erlustigung zu besuchen pflegte; als sie nun an einem Sommertage wieder einmal dorthin gegangen war und Pietro mitgenommen hatte und mit ihm und den andern dort verweilte, geschah es, daß sich der Himmel, wie wir das im Sommer häufig geschehn sehn, mit fmstern Wolken umzog; daher machte sich die Dame, um nicht dort vom Wetter überrascht zu werden, mit ihrer Begleitung auf den Heimweg nach Trapani, und alle gingen, so rasch sie nur konnten. Aber Pietro und das Mädchen, die beide jung waren, gingen viel schneller als die Mutter und die übrige Gesellschaft, vielleicht nicht weniger von der Liebe angetrieben als von der Angst vor dem Wetter; und als sie der Dame und den andern schon um so viel voraus waren, daß sie sie kaum mehr sahen, geschah es, daß nach vielen Donnerschlägen plötzlich ein schwerer, dichter Hagel niederzugehen begann, und davor flüchtete sich die Dame mit ihrer Gesellschaft in ein Bauernhaus. Pietro und das Mädchen traten, weil sie keine nähere Zuflucht hatten, in ein altes, fast völlig verfallenes Häuschen, das unbewohnt war, und dort zwängten sie sich beide unter den kleinen Rest des Daches, der noch vorhanden war, so daß sie, des kleinen Obdachs wegen, genötigt waren, sich aneinander zu schmiegen. Diese Berührung gab ihren Herzen den Mut, einander ihr Liebesverlangen zu gestehen; und Pietro begann zuerst und sagte: »Wollte Gott, daß dieser Hagel nie ein Ende nähme, wenn's mir dabei nie anders ginge, als es mir geht.« Und das Mädchen sagte: »Auch mir wäre es recht.« Von diesen Worten gingen sie dazu über, sich bei den Händen zu fassen und sie zu drücken und von dem zu Umarmungen und dann zu Küssen, und es hagelte allwege weiter. Und damit ich nicht jede Einzelheit zu erzählen brauche, das Wetter ließ nicht früher nach, als bis sie, nachdem ihnen die letzten Wonnen der Liebe bekannt geworden waren, Abrede getroffen hatten, wie sie künftighin ihre Lust insgeheim miteinander haben könnten. Das Unwetter hörte auf, und sie erwarteten die Dame beim nahen Stadttore und kehrten mit ihr nach Hause zurück. Dort trafen sie einander einige Male mit großer Vorsicht und ganz heimlich zu ihrer beiden großem Tröste; und der Handel ging so weit, daß das Mädchen schwanger wurde. Das war dem einen wie dem andern sehr unlieb; darum versuchte sie viele Mittel, um sich der Schwangerschaft wider den Lauf der Natur zu entledigen, aber sie richtete nichts aus. Da Pietro deshalb für sein Leben fürchtete, beschloß er zu fliehn und sagte ihr das. Als sie das hörte, sagte sie: »Wenn du weggehst, so werde ich mich unfehlbar umbringen.« Darauf sagte Pietro, der sie herzlich liebte: »Aber, meine Herrin, wie könntest du wollen, daß ich hierbliebe? Deine Schwangerschaft wird unsern Fehler kundmachen; dir wird leichtlich verziehen werden, aber ich Elender werde der sein, der die Strafe für dein Vergehen und für meines wird leiden müssen.« Aber das Mädchen sagte: »Pietro, mein Verbrechen wird ja aufkommen; aber du kannst sicher sein, daß das deinige niemals aufkommen wird, wenn du's nicht selbst sagst.« Nun sagte Pietro: »Weil du mir das versprichst, so bleibe ich denn; aber denke daran, es mir zu jialten.« Als das Mädchen, die ihre Schwangerschaft, solange es angegangen war, verborgen gehalten hatte, sah, daß sie sie, weil ihr der Leib immer mehr anwuchs, nicht länger werde verbergen können, entdeckte sie sich ihrer Mutter mit bitterlichen Tränen und bat sie, sie zu retten. Maßlos aufgebracht sagte ihr die Dame eine arge Beschimpfung, und dann wollte sie von ihr wissen, wie es zugegangen sei. Damit Pietro kein Leid geschehe, erfand das Mädchen eine Fabel, in der sie die Wahrheit etwas entstellte. Die Dame, die alles glaubte, schickte die Tochter, um ihren Fehltritt zu verheimlichen, auf eine ihrer Besitzungen. Als aber das Mädchen in den Wehen schrie, wie es die Frauen tun, geschah es, daß Messer Amerigo, ohne daß sich die Mutter dessen versehen hätte, weil er fast nie dorthin zu kommen pflegte, von der Vogelbeize zurückkam und an der Kammer, wo das Mädchen schrie, vorbeikam; erstaunt darüber, trat er alsbald ein und fragte, was es gebe. Als die Dame sah, daß ihr Mann dazugekommen war, stand sie bekümmert auf und erzählte ihm, was ihrer Tochter zugestoßen sei. Er aber sagte, minder leichtgläubig als die Dame, es sei nicht wahr, daß Violante nicht wisse, von wem sie schwanger sei; er wolle das durchaus wissen, und sage sie es, so könne sie seine Gnade wiedererlangen; wenn nicht, so solle sie sich darauf gefaßt machen, ohne Barmherzigkeit sterben zu müssen. Die Dame bemühte sich nach Kräften, ihren Mann dazu zu bringen, daß er sich bei dem, was sie ihm gesagt hatte, beruhige; aber alles blieb eitel. In grimmiger Wut lief er, das blanke Schwert in der Hand, auf das Mädchen zu, die, während ihn die Mutter mit Worten hingehalten hatte, eines Knaben genesen war, und er sagte zu ihr: »Entweder du gestehst, wer der Vater dieses Kindes ist, oder du bist erbarmungslos des Todes.« In der Todesangst brach das Mädchen das Versprechen, das sie Pietro gegeben

hatte, und bekannte alles, was zwischen ihnen vorgefallen war. Als das der Ritter hörte, hielt er sich in seiner zur Raserei gesteigerten Wut kaum zurück, sie zu töten; nachdem er ihr aber dann alles gesagt hatte, was ihm der Zorn eingegeben hatte, stieg er wieder zu Pferde und ritt nach Trapani und zu Messer Currado, der der Vogt des Königs war, und dem erzählte er die Unbill, die ihm Pietro angetan hatte. Unverzüglich ließ der Vogt Pietro, der sich nichts Schlimmem versah, greifen; und auf der Folterbank gestand Pietro alles. Als er nach einigen Tagen vom Vogte verurteilt worden war, durch die Stadt gestäupt und dann am Halse gehenkt zu werden, beschloß Messer Amerigo in seiner auch durch das Todesurteil, das er gegen Pietro hatte sprechen lassen, nicht gestillten Wut, daß ein und dieselbe Stunde die beiden Liebenden und ihr Kind von dieser Erde nehmen solle, und so mischte er Gift und Wein in einen Becher und gab ihn zugleich mit einem blanken Dolche einem von seinen Dienern mit den Worten: »Geh mit diesen zwei Dingen zu Violante und sage ihr in meinem Namen, sie solle sich auf der Stelle entscheiden, auf welche Art sie sterben wolle, ob durch das Gift oder durch das Eisen; tue sie das nicht, so würde ich sie im Angesichte aller Bürger verbrennen lassen, wie sie es verdient hat; und wenn du das getan hast, so nimmst du das Kind, das sie vor ein paar Tagen geboren hat, zerschmetterst ihm den Kopf an der Wand und wirfst es den Hunden zum Fräße vor.« Nachdem der grausame Vater diesen Spruch wider die Tochter und den Enkel gefällt hatte, machte sich der Diener, der eher bösartig als gutmütig war, auf den Weg. Der verurteilte Pietro, der von den Knechten zum Galgen gestäupt wurde, kam, weil die, die den Zug führten, diese Richtung eingeschlagen hatten, bei einer Herberge vorbei, wo drei vornehme Männer aus Armenien weilten, die Gesandte des Königs von Armenien waren und mit dem Papste wichtige Verhandlungen wegen eines Kreuzzuges führen sollten; sie hatten hier ihre Reise für einige Tage unterbrochen, um sich etwas zu erholen und auszuruhen, und wurden von den vornehmen Männern Trapanis, sonderlich von Messer Amerigo, mit Aufmerksamkeiten überhäuft. Als sie den Zug, in dem Pietro geführt wurde, vorbeikommen hörten, traten sie ans Fenster, um zu schauen. Pietro war vom Gürtel aufwärts nackt und hatte die Hände auf den Rücken gebunden; indem ihn nun die drei Gesandten betrachteten, sah einer von ihnen, der ein alter, überaus würdiger Herr war, Fineo mit Namen, auf seiner Brust einen großen roten Fleck, dessen Färbung nicht von einem äußeren Grunde herrührte, sondern von Natur aus in der Haut lag, wie bei den Flecken, die die Frauen hierzulande Muttermale nennen. Als er das Mal sah, erinnerte er sich plötzlich eines Sohnes von ihm, den ihm, es waren seither fünfzehn Jahre verstrichen, Korsaren am Strande von Lajassa geraubt hatten und von dem er nichts mehr hatte erfahren können; und indem er das Alter des Elenden, der gestäupt wurde, schätzte, kam er zu der Überlegung, daß sein Sohn, wenn er am Leben wäre, ebenso als sein müßte, wie ihm der andere zu sein schien, und so kam er durch dieses Muttermal zu der Vermutung, der könnte es sein. Und weil er dachte, daß sich der, wenn er es sei, noch seines Namens und des Namens seines Vaters erinnern und die armenische Sprache noch verstehen werde, rief er ihn, als er in seine Nähe gekommen war, an: »Teodora!« Als Pietro diesen Namen hörte, hob er augenblicklich den Kopf. Nun sagte Fineo auf armenisch zu ihm: »Woher bist du? Und wessen Sohn?« Die Schergen, die ihn führten, blieben aus Ehrerbietung für den würdigen Mann mit Pietro stehen, und der antwortete: »Ich bin aus Armenien und der Sohn eines gewissen Fineo und bin als kleines Kind von, ich weiß nicht, was für Leuten entführt worden.« Als das Fineo hörte, erkannte er mit voller Sicherheit, daß er der Sohn war, den er verloren hatte: darum kam er weinend mit seinen Begleitern auf die Straße herunter und lief hin, um ihn mitten unter den Schergen zu umarmen; und indem er ihm seinen Mantel aus kostbarem Tuche umwarf, bat er den, der ihn zur Hinrichtung führen sollte, er möge es sich gefallen lassen, so lange zu warten, bis der Befehl komme, ihn weiterzuführen. Der antwortete, er werde gern warten. Nun hatte Fineo schon gewußt, warum Pietro zum Tode geführt werden sollte, weil das das Gerücht überallhin getragen hatte; darum begab er sich augenblicklich mit seinen Begleitern und ihrer Dienerschaft zu Messer Currado und sagte zu ihm also: »Messer, der, den Ihr wie einen Sklaven in den Tod schickt, ist ein freier Mann und mein Sohn und ist bereit, das Mädchen zum Weibe zu nehmen, der er, wie es heißt, die Jungfräulichkeit geraubt hat; und darum beliebe es Euch, mit der Hinrichtung so lange zu verziehen, bis Erkundigung eingeholt ist, ob sie ihn zum Manne will, damit Ihr Euch nicht, wenn sie ihn gewollt hätte, eines Vergehens gegen das Gesetz schuldig gemacht hättet.« Als Messer Currado hörte, Pietro sei der Sohn Fineos, verwunderte er sich baß; und ein wenig beschämt über den Fehler des Schicksals, gestand er, daß Fineo die Wahrheit gesprochen hatte, entließ ihn sofort und schickte um Messer Amerigo und sagte ihm, was sich ereignet hatte. Messer Amerigo, der die Tochter und den Enkel schon tot glaubte, war über das, was er getan hatte, trauriger als je ein Mensch, weil er nun sah, daß sich alles hätte wieder gutmachen lassen, wenn sie nicht getötet gewesen wären; nichtsdestoweniger schickte er einen Eilboten zu seiner Tochter, damit sein Befehl, wenn er noch nicht ausgeführt worden sei, nicht ausgeführt werde. Der lief hin und kam eben dazu, als ihr der von Messer Amerigo geschickte Diener, weil sie nicht rasch genug zwischen dem Dolche und dem Gifte wählte, böse Worte sagte und sie zwingen wollte, eines von beiden zu nehmen. Als er aber den Befehl seines Herrn gehört hatte, ließ er ab von ihr, kehrte zu ihm zurück und erzählte ihm, wie die Dinge standen. Voll Freude darüber ging Messer Amerigo zu Fineo, entschuldigte sich unter Tränen, so gut er nur konnte, wegen des Vorgefallenen, bat ihn um Verzeihung und

versicherte ihm, er sei es wohl zufrieden, seine Tochter Teodoro zu geben, wenn sie der wolle. Fineo nahm die Entschuldigung willig an und antwortete: »Es ist mein Wunsch, daß mein Sohn Eure Tochter nehme; will er aber nicht, so soll der gegen ihn gefällte Spruch vollstreckt werden.« Da Fineo und Messer Amerigo also einig waren, gingen sie zu Teodoro, bei dem sich in die Furcht vor dem Tode die Freude über den wiedergefundenen Vater mischte, und fragten ihn in dieser Sache um seinen Willen. Als Teodoro hörte, daß Violante, wenn er wolle, sein Weib werden sollte, war er so selig, daß es ihm schien, als wäre er aus der Hölle ins Paradies gesprungen, und er sagte, das sei sein größtes Glück, wenn es der Wunsch beider Väter sei. Nun schickte man zu dem Mädchen, um ihren Willen zu erfahren; als die, die eben noch als das traurigste Weib der Welt den Tod erwartet hatte, hörte, was mit Teodoro geschehen war und geschehen sollte, schenkte sie dieser Botschaft erst nach langer Zeit Glauben und beruhigte sich ein wenig und antwortete, wenn sie sich darin von ihrer Sehnsucht leiten lasse, so könne ihr keine größere Freude zuteil werden, als Teodoros Weib zu sein; immerhin werde sie tun, was ihr Vater befehle. Nachdem man sich also über die Vermählung des Mädchens geeinigt hatte, feierte man das zur größten Freude aller Bürger mit einem großen Feste. Das Mädchen, das sich nun erholte und ihren Knaben aufziehn ließ, wurde nach kurzer Zeit schöner, als sie je gewesen war; und als sie, nachdem sie vom Kindbette aufgestanden war, Fineo nach seiner Rückkehr aus Rom alle Ehrerbietung, die einem Vater gebührt, erwiesen hatte, feierte er ihre Hochzeit voll Freude über eine so schöne Schwiegertochter mit festlich frohem Gepränge und nahm sie als sein Kind an, und so hielt er sie auch in aller Zukunft. Und nach wenigen Tagen bestieg er mit ihr und seinem Sohne und seinem Enkel eine Galeere und nahm sie mit nach Lajassa; dort verbrachten sie all ihr ferneres Leben, und Teodoro und Violante erfreuten sich ihrer Liebe in Ruhe und Frieden.

## Achte Geschichte

*Nastagio degli Onesti, der eine Dame aus dem Geschlechte der Traversari liebt, verschwendet seinen Reichtum, ohne Gegenliebe zu finden. Auf die Bitten seiner Verwandten begibt er sich nach Chiassi; dort sieht er, wie ein junges Mädchen von einem Ritter gehetzt und getötet und von zwei Hunden gefressen wird. Er ladet seine Verwandten und die geliebte Dame zum Mittagessen ein, und da sieht die Dame, wie das Mädchen zerfleischt wird; aus Furcht, daß es ihr ebenso ergehn könnte, nimmt sie Nastagio zum Gemahle.*

Als Lauretta schwieg, begann auf Befehl der Königin Filomena: Ebenso, meine liebenswürdigen Damen, wie an uns das Mitleid gepriesen wird, so wird euere Grausamkeit von der göttlichen Gerechtigkeit strenge bestraft; um euch das zu beweisen und um euch einen Anstoß zu geben, jegliche Grausamkeit aus euch zu verbannen, will ich euch eine Geschichte erzählen, die nicht minder mitleiderregend als ergötzlich ist.

In Ravenna, der uralten Stadt der Romagna, waren einmal sehr viele vornehme Edelleute und unter ihnen ein Jüngling, Nastagio degli Onesti mit Namen, der durch den Tod seines Vaters und eines Oheims unermeßlich reich geworden war. Unverheiratet, wie er war, verliebte er sich, wie das so bei den Jünglingen geschieht, in die Tochter von Messer Paolo Traversari, ein Mädchen, das aus einem viel edleren Geschlechte war als er; und er gab sich der Hoffnung hin, durch sein Betragen werde es ihm gelingen, ihre Liebe zu gewinnen. Aber all der Aufwand, den er für sie machte, so groß, prächtig und preislich er auch war, nützte ihm nicht nur nichts, sondern es schien sogar, als habe es ihm geschadet, so grausam und hart und spröde zeigte sich das geliebte Mädchen, die vielleicht ihrer einzigen Schönheit halber oder wegen ihres Adels so hochmütig und geringschätzig geworden war, daß ihr nicht nur er selbst mißfiel, sondern auch alles, woran er Gefallen hatte. Das war für Nastagio so schwer zu ertragen, daß er, nachdem er sich viel darüber gegrämt hatte, zu mehrern Malen nahe daran war, sich aus Gram den Tod zu geben. Immerhin hielt er sich zurück, setzte sich aber oftmals in den Sinn, gänzlich von ihr zu lassen oder sie, wenn er das könnte, so zu hassen wie sie ihn. Aber derlei Vorsätze faßte er umsonst; denn es zeigte sich, daß seine Liebe in demselben Maße wuchs, wie seine Hoffnung abnahm. Da also der Jüngling in seiner Liebe und in seiner unmäßigen Verschwendung fortfuhr, deuchte es einige Freunde und Verwandte von ihm, daß er auf dem besten Wege sei, sich und gleicherweise sein Vermögen zu verzehren; darum baten sie ihn und rieten ihm zu often Malen, Ravenna zu verlassen und sich auf einige Zeit anderswohin zu begeben, weil sich also sowohl seine Liebe als auch sein Aufwand vermindern würde. Mehrmals spottete Nastagio über diesen Rat; endlich aber konnte er bei ihrem Drängen nicht immerfort nein sagen und versprach, es zu tun. Und nachdem er große Anstalten getroffen hatte, als ob er nach Frankreich oder nach Spanien oder in irgendein andres entferntes Land hätte ziehen wollen, stieg er zu Pferde und verließ in Begleitung vieler Freunde von ihm Ravenna und begab sich nach Chiassi, einem Orte, der etwa drei Meilen außerhalb Ravennas liegt; Zelte und Verschlage hatte er

schon vorher dorthin schaffen lassen, und so sagte er zu seinen Begleitern, er werde hier bleiben und sie möchten nach Ravenna zurückkehren. Nachdem er sein Lager aufgeschlagen hatte, begann er so in Saus und Braus zu leben, wie nur je, und blieb auch bei seiner Gewohnheit, tagtäglich andere Gäste zum Abendessen oder zum Mittagsmahle einzuladen. Als er nun eines Tages – es war im Anfange des Mai und herrliches Wetter – wieder einmal die Grausamkeit seiner Dame zu überdenken anfing, befahl er, um seinen Gedanken ungestört nachhängen zu können, seiner ganzen Dienerschaft, ihn allein zu lassen, und ging, in Gedanken versunken, vor sich hin, bis er in den Fichtenwald kam. Die fünfte Tagesstunde war schon fast vorbei, und er war, ohne an das Essen oder an sonst etwas zu denken, eine halbe Meile weit in den Wald eingedrungen, als er plötzlich eine Frau heftig klagen und laut schreien hörte; dadurch in seinem süßen Sinnen unterbrochen, hob er das Haupt, um zu sehen, was es sei, und war nicht wenig verwundert, sich im Fichtenwalde zu sehen: und indem er geradeaus blickte, sah er aus einem Dickicht von Sträuchern und Dörnern ein wunderschönes nacktes Mädchen auf ihn zulaufen, mit fliegenden Haaren und den ganzen Leib von den Ästen und Dornen zerrissen, weinend und kläglich um Gnade schreiend; und weiter sah er an ihren Seiten zwei große, wilde Rüden, die ihr dicht auf den Fersen folgten und sie oftmals, wenn sie sie erreichten, grausam bissen, und hinter ihr sah er auf einem schwarzen Renner einen Ritter in dunkler Rüstung, mit grimmigem Gesichte und einen Degen in der Hand, und der drohte ihr mit schrecklichen Worten und Beschimpfungen den Tod an. Darüber empfand Nastagio zu gleicher Zeit Staunen und Schrecken und endlich auch Mitleid mit der unseligen Frau, und da erwuchs ihm der Wunsch, sie, wenn er das könnte, aus diesen Ängsten und von dem Tode zu befreien. Da er sich aber ohne Waffe fand, packte er statt eines Stockes einen Ast und stellte sich den Hunden und dem Ritter entgegen. Aber der Ritter schrie ihm, als er das sah, von weitem zu: »Nastagio, mische dich nicht da hinein und laß die Hunde und mich tun, was dieses schlechte Weib verdient hat.« Und als er das sagte, packten die Hunde das Mädchen bei den Weichen und hielten sie fest, und der Ritter, der nun dazugekommen war, sprang vom Pferde. Nastagio trat zu ihm hin und sagte: »Ich weiß nicht, wer du bist, obwohl du mich kennst; aber so viel sage ich dir, daß es eine große Schändlichkeit ist, wenn ein bewaffneter Ritter ein nacktes Mädchen töten will und sie mit Hunden hetzt, als wäre sie ein wildes Tier: wahrlich, ich werde sie verteidigen, solange ich nur kann.« Nun sagte der Ritter: »Nastagio, ich bin aus derselben Stadt gewesen wie du, und du warst noch ein kleines Kind, als ich, Messer Guido degli Anastagi habe ich geheißen, in jene dort viel mehr verliebt war als du jetzt in die Traversari, und durch ihren Hochmut und ihre Grausamkeit ist es mit mir so weit gekommen, daß ich mir eines Tages in meiner Verzweiflung mit diesem Degen, den du in meiner Hand siehst, den Tod gegeben habe, und ich bin zu ewiger Pein verdammt worden. Es hat nicht lange gedauert, so ist auch die Jungfrau, die über meinen Tod frohlockt hat, gestorben und ist, weil sie ihre Sünde, sich grausam an meinen Qualen geweidet zu haben, nicht nur nicht als Sünde erkannt, sondern noch für etwas Verdienstvolles gehalten hat, ob ihrer Unbußfertigkeit ebenso zur Höllenpein verurteilt worden. Als sie zur Hölle gefahren ist, ist ihr und mir zur Strafe auferlegt worden, daß sie vor mir zu fliehen hat, während ich sie, die ich so heiß geliebt habe, als meine Todfeindin und nicht wie eine geliebte Frau verfolgen muß; und so oft ich sie einhole, so oft töte ich sie mit diesem Degen, womit ich mich getötet habe, öffne ihr den Leib, reiße ihr, wie du sofort sehen wirst, das harte, kalte Herz, das nie für Liebe oder Mitleid empfänglich gewesen ist, samt dem andern Eingeweide heraus und gebe es den Hunden da zum Fräße. Und dann dauert es gar nicht lange, so steht sie, wie es Gottes Gerechtigkeit und Allmacht will, wieder auf, als ob sie nie tot gewesen wäre, und beginnt von neuem ihre traurige Flucht, auf der sie die Hunde und ich verfolgen, und alle Freitage um diese Stunde geschieht es, daß ich sie hier einhole und hier ihre entsetzliche Bestrafung vollziehe: glaube aber nicht vielleicht, daß wir die andern Tage Ruhe hätten, sondern da hole ich sie an andern Orten ein, wo sie in Gedanken oder Handlungen grausam gegen mich gewesen ist; und also, wie du siehst, muß ich sie, aus ihrem Liebhaber zu ihrem Todfeinde geworden, so viele Jahre lang verfolgen, wie sie Monate grausam gegen mich gewesen ist. Laß mich also das göttliche Urteil vollstrecken und widersetze dich nicht dem, was du nicht verhindern könntest.« Nastagio, der bei diesen Worten ganz furchtsam geworden war und fast kein Haar am Leibe hatte, das sich nicht sträubte, trat zurück und erwartete, den Blick voll Angst auf das elende Mädchen gerichtet, was der Ritter tun werde. Nachdem der seine Rede beendet hatte, stürzte er sich wie ein wütender Hund und mit dem Degen in der Faust auf das Mädchen, die, auf den Knien liegend und von den zwei Rüden festgehalten, um Gnade schrie, und stieß ihr seinen Degen mit ganzer Kraft in die Brust, so daß die Klinge zum Rücken herausdrang; als das Mädchen den Stich empfangen hatte, fiel sie weinend und schreiend aufs Gesicht nieder, und der Ritter zog einen Dolch, öffnete ihr damit den Leib, nahm ihr das Herz samt all den Teilen, die dort in der Nähe sind, heraus und warf es den zwei Rüden hin, und die verschlangen es heißhungrig. Und es dauerte nicht lange, so sprang das junge Mädchen mit einem Male, als ob gar nichts geschehen wäre, auf die Füße und begann in der Richtung der Küste zu fliehen und die Hunde ihr nach mit offenen Rachen; und der Ritter, der wieder aufs Pferd gesprungen war, folgte ihr mit gezücktem Degen, und in wenigen Augenblicken waren sie aus Nastagios Gesichte verschwunden. Nach diesem Erlebnis verweilte er lange zwischen Mitleid und Furcht, aber nach einiger Zeit kam ihm der Einfall, daß ihm die Sache, da sie

jeden Freitag geschehe, sehr förderlich sein könnte. Nachdem er sich darum den Ort wohl gemerkt hatte, ging er zurück zu seinen Leuten und schickte, als es ihn an der Zeit deuchte, um mehrere Verwandte und Freunde von ihm; und zu denen sagte er: »Ihr habt mich lange Zeit gedrängt, daß ich mich der Liebe zu dieser meiner Feindin entschlüge und meiner Verschwendung ein Ziel setzte, und ich bin bereit, das zu tun, wenn ihr mir eine Gunst erwirkt: ihr sollt nämlich machen, daß Messer Paolo Traversari und seine Frau und seine Tochter und alle mit ihnen verwandten Damen und nach euerm Gefallen andere Damen zu mir zum Mittagessen kommen. Was ich damit bezwecke, werdet ihr dann schon sehen.« Das schien ihnen sehr leicht, und sie luden nach ihrer Heimkehr nach Ravenna, als es an der Zeit war, alle ein, die Nastagio wollte; es war zwar ein hartes Ding, das von Nastagio geliebte junge Mädchen dorthin zu bringen, aber schließlich ging sie zusammen mit den andern Damen hin. Nastagio hatte ein köstliches Mahl zubereiten und die Tische unter die Fichten rings um den Ort stellen lassen, wo er die entsetzliche Bestrafung der grausamen Frau gesehen hatte; und als er die Herren und Damen zu Tische geleitete, richtete er es so ein, daß das von ihm geliebte Mädchen gerade dem Orte gegenüber zu sitzen kam, wo sich das ereignen sollte. Eben war das letzte Gericht aufgetragen worden, als alle das verzweifelte Geschrei des gehetzten Mädchens zu hören begannen. In hellem Staunen darüber fragte jedes, was das sei, und niemand wußte es zu sagen, und alle sprangen auf, um zu schauen, was es sein könnte: da sahen sie das Mädchen und den Ritter und die Hunde, und es dauerte nicht lange, so waren die alle mitten unter ihnen. Mächtig war das Geschrei, womit sie die Hunde und den Ritter empfingen, und viele warfen sich dazwischen, um dem Mädchen beizustehen. Weil aber der Ritter zu ihnen ebenso sprach, wie er zu Nastagio gesprochen hatte, erreichte er es nicht nur, daß sie sich zurückzogen, sondern er machte sie auch starr vor staunendem Entsetzen: und während er nun das tat, was er das andere Mal getan hatte, weinten die Damen, so viele ihrer da waren – und unter ihnen waren viele, die mit dem armen Mädchen oder mit dem Ritter verwandt gewesen waren und sich sowohl seiner Liebe als auch seines Todes erinnerten – ebenso bitterlich, als ob das ihnen geschähe. Als die Sache ihren Verlauf genommen hatte und das Mädchen und der Ritter verschwunden waren, sprachen die, welche zugesehen hatten, viel und mancherlei darüber; unter denen aber, die sich am meisten entsetzt hatten, war die grausame Geliebte Nastagios, die jede Einzelheit gesehen und gehört hatte und nun, weil sie sich der Grausamkeit erinnerte, die sie gegen Nastagio geübt hatte, deutlich erkannte, daß die Sache viel mehr sie als sonst jemand anging, und schon glaubte sie vor dem wütenden Ritter zu fliehen und die Hunde an ihren Weichen zu fühlen. Und so groß war die Angst, die deswegen in ihr entstand, daß sie, damit es ihr nicht ebenso ergehe, in raschem Wechsel von Haß zu Liebe die erste Möglichkeit, die sich ihr bot, und das war noch an demselben Abend, ersah und ihre treue Zofe heimlich zu Nastagio schickte und ihn bitten ließ, er möge es sich gefallen lassen, zu ihr zu kommen, da sie bereit sei, alles zu tun, was er wünsche. Nastagio ließ ihr antworten, das sei ihm sehr lieb, aber er wolle seine Wünsche, wenn sie damit einverstanden sei, in allen Ehren befriedigen, nämlich sie zur Gattin nehmen. Da das Mädchen wußte, daß es nur an ihr gelegen hatte, daß sie nicht schon längst die Gattin Nastagios geworden war, ließ sie ihm antworten, sie sei damit einverstanden. Darum ging sie als ihre eigene Botin zu ihren Eltern und sagte ihnen, sie sei es zufrieden, sich mit Nastagio zu vermählen, und damit waren die Eltern sehr zufrieden. Und nachdem sich Nastagio am nächsten Sonntage mit ihr vermählt und das Beilager gehalten hatte, lebte er lange Zeit glücklich mit ihr. Und diese Angst hatte nicht nur das eine Gute, sondern es wurden auch alle Damen von Ravenna so ängstlich, daß sie nun den Wünschen der Männer viel leichter nachgaben als vorher.

## Neunte Geschichte

*Federigo degli Alberighi liebt, ohne geliebt zu werden, und verschwendet in ritterlichem Aufwande sein ganzes Vermögen, so daß ihm nur noch ein Falke bleibt; den setzt er, da, er sonst nichts hat, seiner Dame, die zu ihm gekommen ist, als Speise vor: als sie das erfährt, ändert sie ihren Sinn, nimmt ihn zum Gatten und macht ihn zum Herrn ihres Reichtums.*

Kaum hatte Filomena zu sprechen aufgehört, als die Königin, die gesehn hatte, daß wegen Dioneos Vorrecht niemand mehr außer ihr zu erzählen hatte, mit heiterm Gesichte also sprach: Nun ist die Reihe zu erzählen an mir; das möchte ich, meine teuersten Damen, gern mit einer Geschichte tun, die der eben erzählten teilweise ähnlich ist, nicht nur, damit ihr erkennet, was euer Liebreiz über edle Herzen vermag, sondern damit ihr auch lernet, euere Gunst, wo es am Platze ist, selbst zu verschenken, anstatt euch immer vom Geschicke leiten zu lassen, das meistens nicht verständig, sondern ohne Ermessen schenkt, wie es sich trifft.

Ihr sollt also wissen, daß Coppo di Borghese Domenichi, der in unserer Stadt gelebt hat und vielleicht

noch lebt, ein Mann, dem unsere Bürger viel Ehrfurcht und Wertschätzung bewiesen und der sich noch mehr durch seinen tugendhaften Lebenswandel als durch den Adel seines Blutes auszeichnete und ewiges Andenken verdient, in seinen späteren Jahren oftmals sein Vergnügen darin fand, seinen Nachbarn und andern Leuten von vergangenen Dingen zu erzählen; und das wußte er besser und ordentlicher und mit treuerm Gedächtnis und zierlicher zu tun als irgendein anderer. Neben andern hübschen Geschichten pflegte er auch zu erzählen, daß in Florenz einmal ein edler Jüngling gewesen ist, Federigo di Messer Filippo Alberighi mit Namen, der in Waffentaten und ritterlichem Wesen vor jedem toskanischen Junker gepriesen worden ist. Wie es nun edeln Männern zu geschehn pflegt, verliebte sich auch dieser Federigo, und zwar in eine adelige Frau, Monna Giovanna genannt, die zu ihren Zeiten als eine der schönsten und holdseligsten Damen in ganz Florenz galt; und um ihre Liebe zu erringen, fehlte er bei keinem Turnier und Lanzenbrechen, veranstaltete Feste und machte Geschenke und verschwendete sein Vermögen, ohne sich irgendwie eine Zurückhaltung aufzuerlegen. Sie aber, die nicht minder ehrbar als schön war, kümmerte sich weder um das, was ihretwegen geschah, noch um den, der es tat. Indem also Federigo einen Aufwand trieb, der über seine Verhältnisse ging, und nichts erwarb, schwanden, wie es leichtlich geschieht, seine Reichtümer dahin, und er wurde so arm, daß ihm nichts sonst blieb als ein kleines Gütchen, von dessen Ertrage er in Dürftigkeit lebte, und außerdem noch ein Falke, der kaum in der Welt seinesgleichen hatte. Obwohl seine Liebe stärker war als jemals, begab er sich, weil er sah, daß er als Städter nicht mehr so, wie es sein Wunsch gewesen wäre, hätte leben können, nach Campi auf sein Gütchen. Indem er dort, wann er konnte, auf die Vogelbeize ging, trug er seine Armut mit Ergebung und ohne fremde Hilfe zu begehren. Zu der Zeit, wo Federigo also heruntergekommen war, geschah es eines Tages, daß der Gatte Monna Giovannas erkrankte und, weil er sein Ende herankommen sah, sein Testament machte: darin setzte er seinen schon ziemlich herangewachsenen Sohn zum Erben seines außerordentlichen Reichtums ein; und weil er Monna Giovanna herzlich geliebt hatte, bestimmte er, daß die Erbschaft, wenn sein Sohn ohne rechtmäßige Erben sterben sollte, an sie überzugehen habe. Und dann starb er. Monna Giovanna, die also Witwe geworden war, begab sich, wie es bei unsern Damen Brauch ist, zum Sommeraufenthalte auf eine ihrer Besitzungen, die lag ganz in der Nähe von Federigos Gütchen. Auf diese Weise geschah es, daß der Knabe mit der Zeit mit Federigo vertraut wurde und an den Hunden und am Federspiel Vergnügen fand: und da ihm der Falke Federigos, den er zu often Malen hatte fliegen sehn, ungemein gefiel, wünschte er ihn sehnlichst zu haben; weil er aber sah, daß ihm der Falke also teuer war, getraute er sich ihn nicht zu verlangen. Das dauerte eine Weile, bis es geschah, daß der Knabe erkrankte; darüber war die Mutter sehr bekümmert, weil er ihr einziges Kind war und sie ihn nach Kräften liebte, und sie blieb den ganzen Tag bei ihm, um ihm Mut zuzusprechen, und fragte ihn oftmals, ob es etwas gebe, wonach er verlange, indem sie ihn bat, ihr das zu sagen; wenn es nur überhaupt möglich sei, so werde sie es sicherlich zu bekommen trachten. Nachdem der Knabe diese Anerbietung zu often Malen vernommen hatte, sagte er: »Mutter, wenn Ihr es macht, daß ich den Falken Federigos bekomme, so glaube ich, werde ich auf der Stelle gesund werden.« Als das die Dame hörte, war sie ein wenig betreten und begann nachzudenken, was sie tun solle. Sie wußte, daß Federigo sie lange geliebt hatte, ohne daß er je auch nur einen Blick von ihr erhalten hätte; darum sagte sie bei sich: »Wie könnte ich denn zu ihm schicken oder zu ihm gehn, um diesen Falken zu verlangen, wo der Falke, nach dem, was ich gehört habe, der beste ist, der je geflogen ist, und ihm überdies seinen Unterhalt erwirbt? Und wie könnte ich so rücksichtslos sein, einem Edelmanne die einzige Freude zu nehmen, die ihm geblieben ist?« Mit diesen Gedanken beschäftigt, gab sie ihrem Sohne, obwohl sie sicher war, daß sie den Falken bekäme, wenn sie ihn verlangte, keine Antwort, sondern schwieg. Endlich aber trug die Liebe zu ihrem Sohne den Sieg davon, so daß sie sich, um ihn zufriedenzustellen, entschloß, nicht vielleicht um den Falken zu schicken, sondern selber zu gehn und ihn ihm zu bringen, und sie antwortete: »Tröste dich, mein Kind, und sieh zu, daß du gesund wirst; ich werde um ihn gehn und ihn dir bringen.« Darüber freute sich der Knabe und wies noch an demselben Tage eine kleine Besserung auf. Am nächsten Morgen nahm seine Mutter eine Dame als Begleiterin und begab sich lustwandelnd zu dem Häuschen Federigos und ließ ihn rufen. Er war, weil an diesem Tage, so wie überhaupt damals, keine Zeit zur Vogelbeize war, in seinem Garten und ließ einige kleine Arbeiten ausrichten. Als er hörte, daß Monna Giovanna an der Tür um ihn fragte, lief er in hellem Staunen hin. Sie ging ihm, als sie ihn kommen sah, mit frauenhafter Liebenswürdigkeit entgegen und sagte auf seinen ehrfurchtsvollen Gruß: »Guten Morgen, Federigo!« Und dann fuhr sie fort: »Ich bin gekommen, um dir den Schaden zu vergelten, den du um meinetwillen gehabt hast, weil du mich mehr geliebt hast, als du es nötig gehabt hättest; und die Vergeltung ist die, daß ich mit meiner Begleiterin an deinem Mittagessen freundschaftlich teilzunehmen gedenke.« Ehrerbietig antwortete Federigo: »Madonna, ich erinnere mich nicht, jemals um Euch einen Schaden empfangen zu haben, wohl aber so viel Gutes, daß ich, wenn ich je etwas wert war, das nur Euerm Werte verdanke und der Liebe, die ich zu Euch getragen habe. Und wahrlich, Euer großmütiger Besuch ist mir viel teurer, als wenn ich von neuem in die Lage versetzt würde, so viel zu verschwenden, wie ich verschwendet habe; und daran ändert auch das nichts, daß Ihr zu einem armen Wirte gekommen seid.« Und nach diesen

Worten geleitete er sie beschämt in sein Haus und führte sie von dort in seinen Garten; und da er niemand andern hatte, der ihr hätte Gesellschaft leisten können, sagte er: »Madonna, da niemand sonst hier ist, so wird Euch diese gute Frau, das Weib des Bauern da, Gesellschaft leisten, während ich gehe, um den Tisch besorgen zu lassen.« Obwohl seine Armut außerordentlich groß war, hatte er doch bis dahin nie gefühlt, in was für eine Not er dadurch geraten war, daß er seinen Reichtum in maßloser Weise verschwendet hatte; an diesem Morgen jedoch fühlte er es, weil er gar nichts fand, um die Dame zu bewirten, der zuliebe er unzählige Leute bewirtet hatte. In seiner Herzensangst lief er, sein Schicksal verfluchend, wie ein Unsinniger hin und her; aber er fand weder Geld noch etwas, was er hätte verpfänden können, und wollte sich auch, obwohl die Stunde schon spät war und trotz seinem großen Verlangen, die Dame mit irgend etwas zu bewirten, doch, von einem andern gar nicht zu reden, aber nicht einmal seinem Bauer entdecken: da fiel sein Blick auf seinen guten Falken, den er im Vorraume auf der Stange sitzen sah. Und weil er nichts sonst besaß, nahm er ihn und dachte, als er ihn fett fand, das sei eine würdige Speise für eine solche Dame. Darum drehte er ihm, ohne sich länger zu bedenken, den Hals um und ließ ihn rasch durch seine Magd rupfen, zurichten, an den Spieß stecken und sorgfältig braten; und nachdem er den Tisch mit schneeweißen Tüchern, deren ihm noch einige geblieben waren, gedeckt hatte, ging er freudigen Gesichtes wieder in den Garten zu der Dame und sagte ihr, daß das Mahl, so gut er es habe besorgen können, zubereitet sei. Darum erhoben sich die Dame und ihre Begleiterin und gingen zu Tische und aßen den guten Falken, ohne zu wissen, was sie aßen, und Federigo, der mit ihnen aß, bediente sie treulich. Und nachdem sie vom Tische aufgestanden waren und noch eine Weile in angenehmer Unterhaltung verbracht hatten, schien es der Dame an der Zeit, das zu sagen, weswegen sie hergekommen war, und sie begann zu Federigo liebenswürdig also zu sprechen: »Wenn du, Federigo, an dein vergangenes Leben zurückdenkst und an meine Ehrbarkeit, die du vielleicht für Hartherzigkeit und Grausamkeit gehalten hast, so zweifle ich nicht im mindesten, daß du über meine Vermessenheit wirst staunen müssen, wenn du erst weißt, warum ich eigentlich hergekommen bin; wenn du aber Kinder hättest oder gehabt hättest, so daß es dir bekannt sein könnte, was für eine Gewalt die Liebe hat, die man zu ihnen trägt, so wäre ich sicher, daß du mich zum Teil entschuldigen würdest. Obwohl du nun keine Kinder hast, kann ich mich, die ich einen Sohn habe, doch nicht dem allgemeinen Gesetze der Mutterliebe entziehn, das mich, weil ich seiner Macht nachgeben muß, dazu zwingt, wider meinen Willen und wider alle Schicklichkeit und Pflicht von dir etwas als ein Geschenk zu heischen, was dir, wie ich weiß, überaus teuer ist und mit Recht teuer ist, weil dir dein unseliges Geschick sonst keine Freude, keine Lust, keinen Trost gelassen hat: und dieses Geschenk ist dein Falke, nach dem mein Knabe so lüstern ist, daß ich fürchte, die Krankheit, die er hat, würde sich, wenn ich ihn ihm nicht brächte, so sehr verschlimmern, daß ich ihn gar verlöre. Und darum bitte ich dich, nicht bei deiner Liebe zu mir, die dich ja zu nichts verhält, sondern bei deinem Edelsinn, den du in ritterlichem Tun vor allen andern bewährt hast, daß es dir belieben möge, ihn mir zu schenken, damit ich sagen könne, du habest meinem Sohne durch dieses Geschenk das Leben gerettet und ihn dir auf immer verpflichtet.« Als Federigo hörte, was die Dame verlangte, und bedachte, daß er ihr damit nicht dienen konnte, weil er ihn ihr zu essen gegeben hatte, begann er vor ihr zu weinen, ohne daß er nur mit einer Silbe hätte antworten können. Zuerst glaubte die Dame, dieses Weinen rühre von dem Schmerze her, daß er sich von seinem guten Falken trennen sollte, und war schon im Begriffe, zu sagen, sie verzichte darauf; dann aber enthielt sie sich dessen und wartete, bis Federigo zu weinen aufhören und ihr antworten werde, und der sagte: »Seit der Zeit, Madonna, wo es Gott gefallen hat, daß ich meine Liebe auf Euch richtete, habe ich in gar vielen Dingen die Widrigkeit des Schicksals empfunden und über das Schicksal geklagt; aber das waren lauter Kleinigkeiten im Vergleiche zu dem, was es mir jetzt antut und weswegen ich mich wohl nimmer mit ihm aussöhnen kann, wenn ich bedenke, daß es mich jetzt, wo Ihr in mein armes Haus gekommen seid, das Ihr, solange es reich gewesen ist, keines Besuches gewürdigt habt, außerstande gesetzt hat, Euch das kleine Geschenk, das Ihr von mir wollt, zu geben: und warum das nicht sein kann, das will ich Euch in kurzem erzählen. Als ich gehört habe, Ihr wolltet in Euerer Gnade mit mir essen, hielt ich es in Anbetracht Euerer Erhabenheit und Trefflichkeit für würdig und geziemend, Euch nach meinem Vermögen mit einer köstlichem Speise zu bewirten, als es gemeiniglich bei andern Leuten geschieht; da ich mich nun des Falken, den Ihr von mir verlangt habt, und seiner Güte entsann, hielt ich ihn für eine Speise, die Euer würdig sei, und Ihr habt ihn eben gebraten auf dem Teller gehabt. Und ich war der Meinung, ihn auf die beste Art verwendet zu haben; da ich aber jetzt sehe, daß Ihr ihn auf eine andere Weise begehrt hättet, ist mir das, daß ich Euch nicht damit dienen kann, so leid, daß ich mich darüber niemals trösten zu können glaube.« Und nach diesen Worten ließ er ihr zum Zeugnis die Federn und die Fänge und den Schnabel bringen. Als das die Dame sah und hörte, tadelte sie ihn zuerst, daß er einen solchen Falken getötet habe, um ihn einer Frau als Speise zu geben; dann aber rühmte sie bei sich selber seine Hochsinnigkeit, die die Armut nicht zu beugen vermocht hatte und vermochte. Da ihr aber keine Hoffnung verblieb, den Falken zu bekommen, und sie daher um die Genesung ihres Sohnes besorgt zu werden begann, ging sie schwermütig weg und kehrte zu ihrem Sohne heim. Und es dauerte nicht viele Tage, als dieser, ob aus Schwermut darüber, daß er den Falken nicht haben konnte, oder weil die Krankheit auch sonst

dieses Ende hätte nehmen müssen, zum größten Schmerze seiner Mutter aus dem Leben schied. Nachdem sie nun eine Zeitlang in Tränen und Bitterkeit verbracht hatte, wurde sie, weil sie eine außerordentlich reiche und noch junge Frau war, zu mehrern Malen von ihren Brüdern gedrängt, sich wieder zu verheiraten. Als sie sah, daß sie, obwohl sie nicht wollte, doch immer wieder bestürmt wurde, erinnerte sie sich der Trefflichkeit Federigos und seiner letzten großmütigen Handlung, daß er nämlich, um sie zu bewirten, einen solchen Falken getötet hatte, und sagte zu ihren Brüdern: »Am liebsten bliebe ich ja, wenn euch das recht wäre, unvermählt; wenn ihr aber darauf besteht, daß ich einen Gatten nehme, so werde ich wahrhaftig keinen andern nehmen als Federigo degli Alberighi.« Darob verspotteten sie die Brüder und sagten: »Du Törin, was sagst du da? Warum willst du ihn denn, wo er nichts auf der Welt hat?« Aber sie sagte zu ihnen: »Ich weiß sehr wohl, meine Brüder, daß es so ist, wie ihr sagt, aber ich will lieber einen Mann ohne Reichtum als Reichtum ohne einen Mann.« Als die Brüder hörten, was für eine Gesinnung sie hatte, erfüllten sie ihren Wunsch, weil sie Federigo als einen trotz seiner Armut sehr ehrenwerten Mann kannten, und gaben sie ihm samt allen ihren Reichtümern. Als sich Federigo als Gatte einer solchen und von ihm so heiß geliebten Frau und überdies als Herr eines gar großen Vermögens sah, hielt er nunmehr das Seinige besser zusammen und vollendete seine Jahre in Freuden mit ihr.

## Zehnte Geschichte

*Pietro di Vinciolo gebt weg, um anderswo zu Abend zu essen, und seine Frau läßt einen jungen Mann kommen. Pietro kehrt zurück, und sie versteckt ihren Geliebten unter einem Hühnerkorbe. Pietro erzählt, daß im Hause Ercolanos, wo er gegessen hatte, ein Jüngling, den dessen Weib eingelassen habe, gefunden worden sei, und Pietros Frau entrüstet sich über die Ercolanos. Zum Unglücke tritt ein Esel dem unterm Korbe auf die Finger, so daß er schreit; Pietro läuft hin, sieht ihn und erkennt den Trug seiner Frau, ist aber niederträchtig genug, schließlich mit ihr in Eintracht zu bleiben.*

Die Erzählung der Königin war zu ihrem Ende gekommen, und alle hatten Gott für die würdige Belohnung Federigos gepriesen, als Dioneo, der nie auf einen Befehl wartete, begann: Ich weiß nicht, ob ich es eine in dem Wesen des Menschen begründete Untugend nennen soll oder ob es ein rein äußerlicher, erst durch die Sittenverderbnis hinzugetretener Fehler ist, daß wir weniger gern über gute Handlungen lachen als über Schlechtigkeiten, besonders wenn sie nicht uns angehn. Und weil die Mühe, der ich mich in den vorhergegangenen Tagen unterzogen habe und die ich jetzt wieder auf mich nehmen will, auf nichts andres abzielt, als euch die Schwermut zu nehmen und euch Lachen und Vergnügen zu bringen, so werde ich euch, meine verliebten Damen, die Geschichte, die ich im Sinne habe, trotz dem Umstände, daß sie teilweise nicht gerade ehrbar ist, erzählen, weil sie euch eben Vergnügen bringen kann: und ihr mögt, indem ihr sie anhört, ebenso tun, wie ihr tut, wenn ihr in einen Garten kommt, wo ihr nur die Rosen mit den zarten Händchen pflückt und die Dornen laßt: wenn ihr so tun werdet, so werdet ihr den schlechten Mann samt seiner Schändlichkeit in seinem Unglücke lassen und fröhlich über den verliebten Trug seiner Frau lachen, nicht ohne mit fremdem Mißgeschicke, wo es nottut, Mitleid zu haben.

In Perugia war, es ist noch gar nicht lange her, ein reicher Mann, Pietro di Vinciolo mit Namen, der, mehr um die Leute zu täuschen und um das Gerede, in dem er bei allen Peruginern stand, verstummen zu machen, als wegen eines Verlangens, das er gehabt hätte, ein Weib nahm; und das Geschick berücksichtigte seine Neigungen in der Weise, daß es ihm ein stämmiges, rothaariges und hitziges Mädchen zur Gattin gab, die lieber zwei Männer als einen hätte haben wollen, während sie an einen geriet, dessen Sinn nach etwas ganz anderm als nach ihren Zärtlichkeiten stand. Als sie das im Laufe der Zeit inneward, war sie anfänglich, weil sie sich hübsch und frisch sah und ihr heißes Blut und ihre Jugendkraft fühlte, sehr unmutig darüber und hatte mit ihrem Manne etliche Male garstige Auseinandersetzungen und schier beständigen Unfrieden. Da sie dann aber sah, daß sie sich dabei viel eher selbst aufreiben als seiner Schlechtigkeit Einhalt tun würde, sagte sie bei sich: ›Der Lump vernachlässigt mich, um in Holzschuhen durchs Trockene zu gehn, und ich werde trachten, daß ich einen anderen im Schifflein durchs Nasse bringe. Ich habe ihn zum Gatten genommen und ihm meine große, hübsche Mitgift zugebracht, weil ich dachte, er als Mann werde nach dem begehrlich sein, wonach die Männer begehrlich sind und sein müssen; und hätte ich nicht geglaubt, daß er ein Mann sei, hätte ich ihn nie genommen. Warum hat er mich denn, wo er gewußt hat, daß ich ein Weib bin, zur Gattin genommen, wenn ihm die Weiber zuwider sind? Das ist unerträglich. Hätte ich der Welt entsagen wollen, so wäre ich ins Kloster gegangen; wenn ich aber warten sollte, bis mir das Vergnügen oder die Lust, um derentwillen ich der Welt nicht habe entsagen wollen und nicht entsagt habe, von ihm käme, so würde ich wohl bei eitel Warten alt werden und würde dann im Alter umsonst voll Reue über meine

verlorene Jugend klagen: wie man die genießen muß, dafür ist ja er der beste Lehrmeister, weil er mir zeigt, daß ich mein Vergnügen dort suchen soll, wo er das seinige findet, und dieses Vergnügen wird bei mir lobenswert sein, während es bei ihm überaus schändlich ist. Ich werde nur den Gesetzen zuwiderhandeln, er aber handelt den Gesetzen und der Natur zuwider.‹ Nachdem die gute Frau derartige Betrachtungen einmal und vielleicht öfter angestellt hatte, befreundete sie sich, um das insgeheim ins Werk zu setzen, mit einem alten Weibe, einer zweiten heiligen Verdiana, die den Schlangen Futter bringt: zu jedem Ablasse ging sie mit dem Rosenkranze in der Hand und sprach von nichts anderem als von dem Leben der Väter oder von den Wundmalen des heiligen Franziskus und galt allgemein als eine Heilige; der entdeckte nun die junge Frau, als es ihr an der Zeit schien, rückhaltlos ihre Absicht. Und die Alte sagte zu ihr: »Weiß Gott, Kind, der doch alle Dinge weiß, daran tust du sehr recht; und wenn du es um nichts sonst tätest, so müßtest du's ebenso wie jede junge Frau schon deswegen tun, um nicht deine Jugend zu verlieren, weil es für den Verständigen keinen Schmerz gibt, der dem über die verlorene Zeit gleichkäme. Und zu was Teufel sind wir denn, wann wir einmal alt sind, noch nütze, als die Asche um die Kohlenpfanne zu hüten? Wenn das irgendeine weiß oder darüber Zeugnis ablegen kann, so bin ich es: jetzt, wo ich alt bin, sehe ich mit schweren, bittern Gewissensbissen, aber umsonst, wie ich die Zeit habe verstreichen lassen; und habe ich sie auch nicht ganz verloren – ich möchte ja nicht, daß du glaubest, ich sei ein dummes Ding gewesen –, so habe ich doch nicht getan, was ich hätte tun können: wenn ich jetzt, wo ich mir, wie du siehst, sagen muß, daß sich keiner fände, der mir Feuer für den Zunder gäbe, an die Vergangenheit zurückdenke, so weiß Gott, wie es mir leid tut. Bei den Männern steht die Sache anders: sie sind zu tausend Dingen geboren und nicht nur zu einem, und die alten sind meist mehr wert als die jungen; aber die Frauen sind zu nichts anderem geboren als zu dem da und wegen der Kinder, und nur um dessentwillen gelten sie etwas. Und ersähest du das aus nichts anderm, so müßtest du's daraus ersehn, daß wir immer dazu bereit sind, die Männer aber nicht, und daß überdies eine Frau eine Menge von Männern erschöpfen kann, während auch eine Menge Männer nicht imstande sind, eine Frau müde zu machen. Von dieser Welt hat jeder so viel, wie er sich nimmt, und das trifft sonderlich bei den Frauen zu, die die Zeit, wann sie da ist, besser nutzen sollen als die Männer; du kannst es ja sehen, wie uns, wann wir einmal alt sind, weder der eigene Mann noch ein anderer ansehen will, sondern wie wir in die Küche gejagt werden, um mit den Katzen zu schwatzen und die Töpfe und Schüsseln zu zählen: und ärger noch, sie singen Sprüchlein auf uns und sagen: ›Den Jungen den Kuß, den Alten den Verdruß‹, und derlei Zeug mehr. Jetzt will ich dich aber nicht länger mit Worten aufhalten, sondern sage dir nur noch so viel, daß du dich niemand auf der Welt mit bessern! Nutzen hättest anvertrauen können als mir; denn es ist keiner so geschniegelt, daß ich mich ihm nicht zu sagen getraute, was not tut, und keiner so rauh und unwirsch, daß ich ihn nicht kirre machte und zu allem brächte, was ich will. Mach nur, daß du mir zeigst, wer dir gefällt, und überlaß es mir, zu handeln; um das eine aber bitte ich dich, Kind, bedenke, daß ich ein armes Weib bin, und ich will dich von Stund an an allen Ablässen, die ich gewinne, und an allen Vaterunsern, soviel ich auch bete, teilhaben lassen, damit sie Gott als ebenso viele Kerzen und Lichter für deine verstorbenen Angehörigen gelten lasse.« Und damit schloß sie. Nun beschrieb ihr die junge Frau einen Jüngling, der sehr oft durch ihre Straße ging, und einigte sich mit ihr dahin, daß sie es ihr überließ, die Sache nach ihrem Gutdünken abzumachen; dann gab sie ihr ein Stück Pökelfleisch und entließ sie mit Gott. Schon nach ein paar Tagen brachte ihr die Alte den, den sie bezeichnet hatte, und bald darauf einen andern und mehrere, wie eben die Lust nach ihnen die junge Frau anwandelte; und die ließ sich trotz ihrer Furcht vor ihrem Manne nicht eine einzige Gelegenheit entgehn, die sich ihr in dieser Art bot. Nun geschah es, daß sie, als ihr Mann eines Abends zu einem Freunde, der Ercolano hieß, zum Abendessen gehen sollte, der Alten auftrug, ihr einen Jüngling zu bringen, der einer der hübschesten und anmutigsten von Perugia war, und das tat die alsbald. Kaum hatte sich aber die Frau mit dem Jüngling zu Tische gesetzt, um mit ihm zu essen, als Pietro an der Tür rief, man solle ihm öffnen. Als das die Frau hörte, meinte sie, sie sei des Todes; trotzdem wollte sie den Jüngling, wenn es möglich wäre, verstecken: da sie aber zu verwirrt war, um ihn wegzuschicken oder ihn anderswo zu verstecken, ließ sie ihn in einem Vorraume der Kammer, wo sie aßen, unter einen Hühnerkorb, der dort war, kriechen und warf den Überzug eines Strohbetts, das sie am Tage hatte reinigen lassen, darüber, und dann beeilte sie sich, ihrem Manne zu öffnen. Als der im Hause war, sagte sie zu ihm: »Na, ihr habt ja das Essen rasch verschlungen.« Pietro antwortete: »Wir haben es nicht einmal gekostet.« — »Wie ist denn das zugegangen?« sagte die Frau. Nun sagte Pietro: »Ich will dir's sagen: Wir, Ercolano, seine Frau und ich, waren schon bei Tische, da hörten wir ganz in unserer Nähe niesen. Das erste Mal und das zweite kümmerten wir uns nicht darum; als aber der, der nieste, zum dritten Male und zum vierten und zum fünften und noch viel öfter nieste, waren wir alle baß verwundert. Ercolano, der über seine Frau etwas ärgerlich war, weil sie uns eine lange Weile hatte an der Tür stehn lassen, ohne zu öffnen, schrie, wie rasend: ›Was soll das heißen? Wer ist das, der so niest?‹ Und damit sprang er vom Tische auf, lief zu einer Treppe ganz in der Nähe, unter der bei der ersten Stufe ein Bretterverschlag war, wie sich ihn gemeiniglich die Leute herstellen, die ihr Haus bequem einrichten, damit man, wenn man will, etwas hineinlegen kann. Und weil ihm schien, daß das Niesen da herauskomme, öffnete er das Türchen des

Verschlags, und in dem Augenblicke, wo er's öffnete, drang der widerlichste Schwefeldampf heraus. Der Schwefeldampf hatte sich schon vorher bemerkbar gemacht gehabt, aber die Frau hatte uns auf unsere Beschwerden gesagt: ›Das kommt daher, weil ich vorhin meine Schleier mit Schwefel gebleicht und dann die Pfanne, wo der Schwefel zum Räuchern der Schleier ausgestreut gewesen ist, unter die Treppe da gestellt habe, und daher riecht es noch immer.‹ Als sich der Dampf etwas verzogen hatte, blickte Ercolano durch das Türchen hinein, das er geöffnet hatte; da sah er denn den, der geniest hatte und noch immer nieste, weil ihn der Schwefeldampf dazu zwang; und obwohl er noch immer nieste, hatte ihm schon der Schwefel die Brust so beklemmt, daß wenig gefehlt hätte und es wäre mit dem Niesen und mit allem andern für immer ausgewesen. Nun schrie Ercolano: ›Jetzt verstehe ich, warum wir, als wir gekommen sind, so lange haben vor der Tür warten müssen, ohne daß uns aufgetan worden wäre; aber ich soll keine Freude mehr auf der Welt haben, wenn ich dich nicht dafür bezahle!‹ Als das die Frau hörte und also sah, daß ihr Verbrechen offenkundig war, lief sie, ohne eine Entschuldigung vorzubringen, vom Tische weg und davon, und ich weiß nicht, wohin sie gegangen ist. Ercolano, der es gar nicht merkte, daß seine Frau weggelaufen war, sagte dem, der nieste, zu mehreren Malen, er solle herauskommen; der aber, der schon ohnmächtig war, rührte sich nicht, was immer auch Ercolano sagte. Darum packte ihn Ercolano bei einem Fuße und zog ihn heraus; und schon lief er um ein Messer, um ihn umzubringen. Da mir aber selber vor dem Richter bang war, stand ich auf und ließ es nicht zu, daß er ihn umgebracht oder mißhandelt hätte, sondern verteidigte ihn und schrie so lange, bis daraufhin Nachbarn herbeikamen, und die haben den jungen Mann, der schon halbtot war, aus dem Hause geschafft, wohin weiß ich nicht. So war denn unser Essen gestört, und ich habe es nicht nur nicht verschlungen, sondern es nicht einmal gekostet, wie ich gesagt habe.« Aus dieser Geschichte ersah die Frau, daß auch andere so klug waren wie sie, wenn auch dabei dann und wann einer ein Unglück widerfuhr, und sie hätte das Weib Ercolanos gern in Schutz genommen; weil sie aber dachte, sie könne dadurch, daß sie den fremden Fehler tadelte, dem eigenen einen freiem Weg schaffen, begann sie also: »Na, das sind recht schöne Sachen! Das muß ja eine fromme, wackere Frau sein! Und wie hat sie es verstanden, die Ehrbare zu spielen! Gebeichtet hätte ich bei ihr, so geistlich sah sie mir aus. Dabei ist sie, was noch ärger ist, heute schon alt und gibt den jungen ein solches Beispiel. Vermaledeit sei die Stunde, wo sie zur Welt gekommen ist, und ebenso sie selber, daß sie noch immer lebt, dieses ehrvergessene, treulose Weib, die alle Frauen in der ganzen Stadt entehrt und schändet! Mit Füßen hat sie ihre Ehrbarkeit getreten und die Treue, die sie ihrem Manne geschworen hat, und seine Ehre und hat sich nicht gescheut, einen solchen Mann, einen so ehrenwerten Bürger, der sie so gut behandelt hat, um eines andern willen mit ihrer eignen Schmach zu besudeln. So wahr mir Gott helfe, mit solchen Weibern sollte man kein Mitleid haben: umgebracht müßten sie werden; lebendig müßte man sie ins Feuer werfen und zu Asche verbrennen.« Da sie sich aber wieder ihres Buhlen erinnerte, den sie ganz in der Nähe unter dem Korbe hatte, begann sie Pietro zuzureden, er solle zu Bette gehn, es sei an der Zeit. Pietro, der mehr Lust zu essen gehabt hätte als zu schlafen, fragte sie, ob nichts zum Abendessen da sei. Und die Frau antwortete: »Was soll denn da sein? Als ob wir viel zum Abendessen herrichteten, wenn du nicht da bist! Glaubst du, ich bin Ercolanos Weib? Warum gehst du nicht schlafen? Es ist das beste, was du tun kannst.« An eben diesem Abende waren einige Bauern Pietros mit verschiedenen Sachen vom Lande hereingekommen und hatten ihre Esel, ohne sie getränkt zu haben, in einem Stallchen neben dem Vorraume untergebracht; nun zog einer von diesen Eseln, der einen mächtigen Durst hatte, den Kopf aus dem Halfter, ging aus dem Stalle und schnupperte auf der Suche nach Wasser überall umher, und so geriet er auch an den Korb, unter dem der Jüngling war. Der hatte, weil er auf allen vieren kauern mußte, die Finger der einen Hand etwas außerhalb des Korbes auf dem Boden; und sein Glück oder sein Unglück, wie wir es nennen wollen, ließ es geschehn, daß ihm der Esel einen Fuß auf die Hand setzte. Wegen des heftigen Schmerzes, den er darob fühlte, stieß er einen lauten Schrei aus; Pietro, der ihn hörte, verwunderte sich baß und merkte, daß der Schrei von einem hergekommen war, der im Hause war. Als er deswegen hinausgegangen war, hörte er ihn noch immer wimmern, weil der Esel den Fuß noch nicht von der Hand weggenommen hatte, sondern sie fest quetschte; darum lief er mit dem Rufe: »Wer ist da?« zu dem Korbe hin und hob ihn auf. Und nun sah er das Bürschchen, das, abgesehen davon, daß ihn die Finger wegen der Quetschung durch den Huf des Esels heftig schmerzten, vor Angst zitterte, daß ihm Pietro etwas zuleide tun werde. Pietro erkannte ihn und sah, daß es einer war, dem er in seinem lasterhaften Triebe schon lange nachgelaufen war; und als er auf seine Frage: »Was machst du da?« nichts sonst zur Antwort bekam, als daß ihn der um Gottes willen bat, ihm nichts zuleide zu tun, sagte er: »Steh auf und habe keine Angst, daß ich dir etwas zuleide täte; aber sage mir, wieso bist du da und warum?« Und das Bürschchen erzählte ihm alles. Nun nahm ihn Pietro, der über diese Entdeckung nicht weniger erfreut war, als seine Frau betrübt, bei der Hand und führte ihn in die Kammer, wo die Frau in der größten Angst von der Welt wartete. Pietro setzte sich ihr gegenüber und sagte: »Eben erst hast du das Weib Ercolanos vermaledeit und hast gesagt, daß sie verbrannt werden müßte und daß sie euch alle entehrt hat; warum hast du denn das nicht von dir selber gesagt? Oder wenn du es von dir nicht hast sagen wollen, wo hast du den Mut hergenommen, es von ihr zu sagen, wo du dir bewußt warst, dasselbe getan zu haben wie sie? .Sicherlich hat dich dabei nichts andres

geleitet als die Absicht, die euch allen gemein ist, nämlich euere eigenen Vergehn, weil keine um ein Haar besser ist, mit der Schuld der andern zu bemänteln: daß doch Feuer vom Himmel fiele und euch alle miteinander vertilgte, ihr schändliche Brut, die ihr seid!« Da die Frau sah, daß er ihr auf den ersten Anlauf nichts Böses sonst zugefügt hatte, als was in den Worten lag, und da sie zu merken glaubte, daß er vor Wonne zittere, ein so hübsches Bürschchen bei der Hand zu haben, faßte sie sich ein Herz und sagte: »Das glaube ich dir gerne, daß es dir recht wäre, wenn Feuer vom Himmel fiele und uns alle miteinander vertilgte; du hast ja nach uns so viel Verlangen wie der Hund nach den Prügeln. Aber bei Gottes Kreuz, so gut soll's dir nicht werden. Aber ich möchte mit dir ein wenig Abrechnung halten, um zu erfahren, worüber du dich eigentlich beschwerst; und ich werde sicherlich ganz gut dabei fahren, wenn du mich mit dem Weibe Ercolanos vergleichen willst. Das ist eine alte Scheinheilige, eine gleisnerische Betschwester und hat von ihm alles, was ihr Herz begehrt, und er hält sie, wie eine Frau gehalten werden soll; bei mir trifft das nicht zu. Zugegeben, daß ich hübsche Kleider und Schuhe von dir bekomme, so weißt du doch, wie es mit dem andern bestellt ist und wie lange es her ist, daß du nicht mehr bei mir gelegen hast; und ich ginge lieber in Lumpen und barfuß einher, wenn du mich im Bette besser behandeltest, als daß ich alles das habe und so behandelt werde, wie du mich behandelst. Sieh doch nur ein, Pietro, daß ich ein Weib bin wie die andern und daß ich dasselbe Verlangen habe wie die andern; wenn ich mich nun danach umtue, weil ich's von dir nicht bekomme, so kannst du mir das nicht verdenken: ich sehe wenigstens so weit auf deine Ehre, daß ich mich nicht mit Stallknechten und Lumpenkerlen einlasse.« Pietro merkte, daß ihr die Worte auch die ganze Nacht nicht ausgehn würden; darum und weil er sich wenig um sie scherte, sagte er: »Jetzt ist's genug, Weib: darin werde ich dich schon zufriedenstellen; aber es wäre sehr lieb von dir, wenn du sähest, daß wir etwas zu essen bekämen: ich glaube, der Knabe hat ebensowenig zu Abend gegessen wie ich.« – »Freilich nicht«, sagte die Frau, »noch hat er nichts gegessen; denn just, als dich der Teufel hergeführt hat, haben wir uns zu Tische setzen wollen, um zu essen.« – »Also geh«, sagte Pietro, »mach, daß wir essen können, und dann werde ich die Sache schon so einrichten, daß du keinen Grund haben wirst, dich zu beklagen.« Als die Frau sah, daß sich ihr Mann begütigt hatte, stand sie auf, ließ den Tisch rasch wieder decken und das Essen bringen, das sie vorbereitet gehabt hatte, und ließ es sich mit ihrem schändlichen Manne und dem Jüngling fröhlich schmecken. Wie es Pietro nach dem Mahle angestellt hat, daß alle drei befriedigt worden sind, ist mir entfallen. Soviel weiß ich aber, daß sich der Jüngling am nächsten Morgen auf dem Heimwege keinen sichern Bescheid hat geben können, wer sich mehr mit ihm unterhalten hatte, die Frau oder der Mann. Darum sage ich euch, meine verliebten Damen: Was einer dir tut, das tu ihm wieder; und kannst du es nicht, so merke dir es so lange, bis du es kannst, damit es ebenso aus dem Walde halle, wie hineingerufen worden ist.

Dioneo hatte seine Geschichte beendigt, bei der von den Damen, nicht etwa weil sie ihnen wenig Vergnügen gemacht hätte, sondern aus Scham minder gelacht worden war, und die Königin sah, daß das Ende ihrer Herrschaft gekommen war; darum stand sie auf, nahm den Lorbeerkranz ab und setzte ihn anmutsvoll auf das Haupt Elisas, indem sie zu ihr sagte: »Nun ist es an Euch, Madonna, zu gebieten.« Nachdem Elisa die Würde empfangen hatte, tat sie so, wie die andern getan hatten: zuerst erteilte sie dem Seneschall ihre Aufträge über das, was für die Zeit ihrer Herrschaft notwendig war, und dann sagte sie mit Zustimmung der ganzen Gesellschaft: »Wir haben nun schon oftmals gehört, wie es viele verstanden haben, ihrem Gegner mit einem hübschen Scherzworte oder mit einer schlagfertigen Antwort oder mit einem raschen Entschlüsse die Zähne aus dem Munde zu beißen oder eine drohende Gefahr zu verscheuchen; und weil das ein hübscher Vorwurf ist, der vielleicht auch nützlich sein kann, so will ich, daß sich die morgigen Geschichten mit Gottes Hilfe in diesem Rahmen halten, das heißt, daß von denen gesprochen wird, die eine Neckerei zurückgegeben haben oder einem Verluste, einer Gefahr oder einer Beschämung durch eine schlagfertige Antwort oder durch einen raschen Entschluß entgangen sind.« Das fand bei allen großen Beifall; darum erhob sich die Königin und beurlaubte alle bis zur Stunde des Abendessens. Als die ehrenwerte Gesellschaft sah, daß sich die Königin erhoben hatte, standen auch sie alle auf, und nun beschäftigte sich in der gewohnten Weise jedes mit dem, was ihm das meiste Vergnügen machte. Als aber der Gesang der Heuvögel verstummt war, wurden alle zu Tische gerufen; das Mahl verlief fröhlich, und dann ging es an ein allgemeines Singen und Spielen. Emilia hatte auf den Wunsch der Königin einen Tanz begonnen, als Dioneo den Auftrag erhielt, ein Lied zu singen. Und augenblicklich begann er: »Monna Aldruda, fasset Mut, ich bring Euch gute Nachricht . . .« Darüber begannen alle Damen zu lachen und besonders die Königin, aber die befahl ihm, das zu lassen und ein andres zu singen. Nun sagte Dioneo: »Madonna, wenn ich eine Zimbel hätte, so sänge ich: ›Hebt, Monna Lapa, doch den Rock‹ oder ›Unterm Ölbaum ist der Rasen‹; oder wolltet Ihr, daß ich Euch sänge: ›Der Wellenschlag tut mir gar weh‹? Aber ich habe keine Zimbel und darum wählt Euch unter diesen eins aus. Gefällt Euch das: ›Komm heraus und laß dich schneiden wie im Feld der Klee‹?« Die Königin sagte: »Nein, sing ein andres.« – »Also«, sagte Dioneo, »werde ich singen: ›Monna Simona, keltert doch; es ist noch nicht Oktobern« Lachend sagte die Königin:

»Daß dich der Leibhaftige, sing ein hübsches, wenn du willst; das da wollen wir nicht.« Dioneo sagte: »Ärgert Euch nur nicht, Madonna; eins wird Euch schon gefallen: ich weiß ihrer mehr als tausend. Wollt Ihr: ›Wenn ich nicht mein Schneckchen befühl an jedem Fleckchen‹ oder ›Mach es sachte, Liebster mein‹ oder ›Ich hab mir einen Hahn gekauft, der ist hundert Gulden wert‹?« Obwohl alle andern lachten, war jetzt die Königin doch ein wenig unwillig und sagte: »Dioneo, laß die Spaße und sing ein hübsches Lied; wenn nicht, so könntest du erfahren, wie böse ich werden kann.« Als das Dioneo hörte, ließ er seine Possen und begann augenblicklich folgendermaßen zu singen:

O Liebesgott, in dem geträumten Licht,
Von ihren schönen Augen kaum geboren,
Bin ich für dich und sie, ein Knecht, verloren.
Es kam auf mich aus ihren Augen Leuchten,
Nachdem schon deine Glut im Herz mir brannte.
Und meine mußten sich befeuchten,
Als ich in mir die Macht von dir erkannte.
Das war, als sie ihr Antlitz zu mir wandte!
Ich lebte bloß, sie vor den Sinn zu zündeln,
Dann überkam es mich; du mußt zusammenbündeln,
Was du an Tugend hast; und vor ihr Bild es legen:
Doch nur, um noch erneuten Schmerz im Herz zu hegen!

So ward ich einer deiner Untertanen,
Du lieber Herr; und ganz um dich gereiht,
Erwarte ich von deiner Macht nur Freundlichkeit!
Doch weiß ich nicht, ergab sich wahres Ahnen
Von Sehnsucht mir, durch dich, nun zum Geleit?
Kennst du mein lebendes Vertrauen,
Das sie in mir möge erschauen,
Für Frieden? Mir! Zu ihr auf allen Wegen.
Ich möchte, hoffe nur auch auf eignen Segen.

Du, holder Herr, nun möchte ich dich bitten,
Daß du mich ihr empfiehlst: sie möge doch vom Feuer
Ein Fünkchen spüren, unter dem ich so gelitten.
Du siehst, wie ich, verderblich nur, zu ihr hin steuer':
Mir selbst bin ich, für Liebe, wie entglitten.
Als Märtyrer muß ich mich hier verzehren,
Nur du kannst über Leid und mich sie still belehren.
Wie gerne würde ich für dich Erglühtsein pflegen:
O wolltest du zu mir ihr Sinnen leise regen!

Da Dioneo durch sein Schweigen anzeigte, daß sein Lied zu Ende war, ließ die Königin noch viele andere singen, obwohl sie dem Dioneos viel Beifall gespendet hatte. Als dann ein Teil der Nacht verstrichen war und die Königin fühlte, daß die Hitze des Tages durch die Kühle der Nacht überwunden war, befahl sie, daß jeder bis zum Morgen nach seinem Gefallen zur Ruhe gehe.

*Es endet der fünfte Tag des Dekamerons*

*Es beginnt der*

# sechte Tag des Dekamerons

*wo unter der Herrschaft Elisas*
*von denen gesprochen wird,*
*die eine Neckerei zurückgegeben haben*
*oder einem Verluste, einer Gefahr*
*oder einer Beschämung*
*durch eine schlagfertige Antwort*
*oder durch einen raschen Entschluß*
*entgangen sind*

Der Mond, der mitten am Himmel stand, hatte seine Strahlen verloren, und schon erhellte das neue Licht jede Gegend unserer Halbkugel, als die Königin aufstand und ihre Gesellschaft zu rufen befahl. Langsamen Schrittes ließen sie den schönen Hügel hinter sich und lustwandelten im Tau bei verschiedenen Gesprächen über dies und das, indem sie über die größere oder geringere Schönheit der erzählten Geschichten stritten und die verschiedenen darin berichteten Vorfälle von neuem belachten; als aber dann die Sonne immer höher stieg und zu brennen begann, hielten es alle für ratsam, umzukehren: darum lenkten sie ihre Schritte zurück und gingen nach Hause. Und dort fanden sie schon die Tische gedeckt und überall wohlriechende Krauter und schöne Blumen gestreut, und so setzten sie sich auf den Befehl der Königin, bevor es noch heißer wurde, zum Mahle. Das verlief in Fröhlichkeit, und nun wurden vor allem ein paar hübsche und heitere Liedchen gesungen, und dann gingen die einen schlafen, andere gaben sich dem Schach- oder dem Brettspiele hin, und Dioneo begann mit Lauretta von Troilus und Chryseis zu singen. Darüber kam die Stunde der Versammlung, und die Königin ließ alle rufen, und sie setzten sich in der gewohnten Weise um die Quelle. Schon wollte die Königin den Befehl geben, daß die erste Geschichte erzählt werde, als etwas geschah, was noch nie geschehn war: auf einmal hörten nämlich die Königin und alle einen großen Lärm, den die Mägde und die Diener in der Küche verübten. Der Seneschall, der sofort herbeigerufen wurde, antwortete auf die Frage, wer denn so schreie und was die Ursache des Lärmes sei, den Lärm machten Licisca und Tindaro, aber den Grund wisse er nicht, weil er just, als er hingekommen sei, um Ruhe zu stiften, von der Königin gerufen worden sei. Nun befahl ihm die Königin, Licisca und Tindaro augenblicklich herkommen zu lassen; und als die gekommen waren, fragte sie die Königin um den Grund ihres Lärmens. Tindaro wollte antworten, aber Licisca, die keine von den Jüngsten und alles andere eher als schüchtern war und beim Schreien in die Hitze gekommen war, schnitt ihm mit einem scheelen Blicke das Wort ab und sagte: »Sieh einmal den Esel von einem Mannsbild, der sich herausnimmt, wenn ich dabei bin, vor mir sprechen zu wollen! Laß mich reden, sag ich dir.« Und zur Königin gewandt, sagte sie: »Madonna, der da will mich die Frau des Sicofante kennen lehren und will mir, nicht mehr und nicht minder, als ob ich nie mit ihr beisammengewesen wäre, weismachen, daß in der ersten Nacht, wo Sicofante bei ihr gelegen hat, Junker Bengel nur mit Gewalt und Blutvergießen habe in Schwarzburg eindringen können; und ich sage, daß das nicht wahr ist, vielmehr ist er ganz friedlich und der Besatzung zur Lust eingezogen. Und der da ist ein solcher Esel, daß er im Ernste glaubt, die Mädchen seien so dumm, ihre Zeit zu verlieren und so lange zu warten, bis es dem Vater und den Brüdern paßt, die ihre Verheiratung sechsmal unter sieben drei oder vier Jahre länger hinausschieben, als sie sollten. Da hätten sie was, Brüderchen, wenn sie so lange säumten! Gottstreu – und wenn ich schwöre, so weiß ich, was ich rede –, unter allen meinen Bekannten ist keine einzige, die ihre Jungfernschaft in die Ehe gebracht hätte, und von den Verheirateten weiß ich auch genau, wie oft und wie sie ihre Männer hinters Licht führen: und dieser Schafskopf will mich die Weiber kennen lehren, als ob ich gestern zur Welt gekommen wäre.« Derweil Licisca redete, lachten die Damen aus vollem Halse, so daß man ihnen alle Zähne hätte ziehen können. Und die Königin hatte ihr wohl sechsmal zu schweigen befohlen, ohne daß es etwas genützt hätte; sie hörte nicht früher auf, als bis sie alles gesagt hatte, was sie hatte sagen wollen. Als sie aber endlich fertig war, kehrte sich die Königin zu Dioneo und sagte lachend: »Dioneo, das ist eine Frage für dich; und darum rüste dich, nach dem Schlüsse unserer Geschichten den endgültigen Spruch zu fällen.« Dioneo antwortete auf der Stelle: »Madonna, der Spruch ist gefällt, ohne daß erst der andere Teil gehört worden wäre; und ich sage, daß Licisca recht hat, und ich glaube, daß es so ist, wie sie sagt: Tindaro ist ein Esel.« Als das Licisca hörte, begann sie zu lachen, kehrte sich zu Tindaro und sagte zu ihm: »Hab ich dir's nicht gesagt? Troll dich nur; glaubst du, mir etwas erzählen zu können, wo du noch nicht trocken bist hinter den Ohren? Gott sei Dank, ich habe nicht umsonst gelebt, ich nicht.« Und hätte ihr nicht die Königin mit einem strengen Blicke Stillschweigen auferlegt und ihr nicht jedes weitere Wort und jeden weitern Lärm bei Strafe der Peitsche verboten und sie und Tindaro weggeschickt, so hätte die Gesellschaft den ganzen Tag nichts andres tun können, als ihr zuzuhören. Als dann die beiden gegangen waren, trug die Königin Filomena auf, den Anfang zu machen. Und heiter begann die also:

## Erste Geschichte

*Ein Ritter sagt zu Madonna Oretta, er werde ihr den Weg mit einer Geschichte so verkürzen, daß sie meinen werde, sie sitze zu Pferde; weil er aber schlecht erzählt, bittet sie ihn, sie wieder absteigen zu lassen.*

So wie in hellen Nächten die Sterne der Schmuck des Himmels sind und im Frühling die Blumen der Schmuck des grünen Angers und die wiederbelaubten Bäume der Schmuck der Hügel, so ist, meine jungen Damen, das gefällige Witzwort die Zier löblicher Sitten und verständiger Rede; und weil das Witzwort kurz

ist, so schickt es sich um so besser für die Frauen als für die Männer, je mehr das viele Reden den Frauen vor den Männern übel ansteht. Was immer aber der Grund ist, ob die Armut unsers Geistes oder eine sonderliche Feindschaft, womit der Himmel unser Jahrhundert verfolgt, Tatsache ist, daß es heute nur wenig Damen oder vielleicht gar keine gibt, die ein Witzwort zur gehörigen Zeit zu sagen oder, wenn es gesagt worden ist, richtig zu verstehn wüßten; und das ist eine gar große Schande für uns alle. Weil aber Pampinea über diesen Gegenstand schon zur Genüge gesprochen hat, verzichte ich darauf, noch weiter davon zu sprechen. Um euch jedoch zu zeigen, wie hübsch so ein Wort zu rechter Zeit ist, will ich euch erzählen, wie eine Edeldame einen Ritter auf artige Weise schweigen gemacht hat.

Wie sich viele von euch erinnern werden oder gehört haben könnten, war vor nicht langer Zeit in unserer Stadt eine adelige Dame, von trefflichen Sitten und redegewandt, die zu viel Vorzüge hatte, als daß ihr Name verschwiegen bleiben dürfte – sie hieß also Madonna Oretta und war die Gattin von Messer Geri Spina. Die lustwandelte einmal, als sie zur Zeit auf dem Lande war, wie wir jetzt sind, mit einigen Damen und Rittern, die sie an diesem Tage in ihrem Hause zu Tisch gehabt hatte, von einem Orte zum andern; wahrscheinlich war der Weg, den sie allesamt zu Fuß zurücklegen wollten, etwas lang, denn einer von den Rittern, die in der Gesellschaft waren, sagte zu ihr: »Madonna Oretta, wenn Ihr wollt, so werde ich Euch das große Stück Weges, das wir noch vor uns haben, mit einer der hübschesten Geschichten von der Welt so verkürzen, daß Ihr meinen werdet, Ihr säßet zu Pferde.« Und die Dame antwortete ihm: »Das wird mir sehr lieb sein, Messer, und ich bitte Euch sehr darum.« Der Herr Ritter, der vielleicht den Degen im Streite auch nicht besser zu führen verstand als die Zunge beim Erzählen, begann, als er diese Antwort vernahm, eine Geschichte, die an sich in der Tat sehr schön gewesen wäre; indem er aber ein und dasselbe Wort dreimal und viermal und sechsmal wiederholte und dann noch einmal darauf zurückkam und manchmal sagte: »Das habe ich nicht gut gesagt« und oft in den Namen irrte und einen mit dem andern verwechselte, verdarb er sie garstig, davon ganz zu schweigen, daß seine Vortragsweise nicht im mindesten der Beschaffenheit der Personen und den vorkommenden Handlungen angemessen war. Der Dame Oretta brach beim Zuhören zu often Malen der Angstschweiß aus, und ums Herz wurde ihr so bange, als ob sie krank und ihrem Ende nahe gewesen wäre. Als sie es nicht mehr länger aushaken zu können vermeinte, sah sie, daß sich der Ritter in einen dicken Wirrwarr hineingeredet hatte und nicht imstande war, sich herauszuwickeln; und da sagte sie anmutig zu ihm: »Herr, Euer Pferd hat einen gar harten Trab; seid doch so gut und laßt mich absteigen.« Der Ritter, der zum Glück im Begreifen nicht so schwerfällig war als im Geschichtenerzählen, begriff den Scherz, nahm ihn vergnügt und heiter auf, ging zu andern Geschichten über und verzichtete darauf, die, die er begonnen und schlecht verfolgt hatte, zu Ende zu bringen.

## Zweite Geschichte

*Der Bäcker Cisti macht Messer Geri Spina durch eine Antwort auf die Unbescheidenheit eines Verlangens aufmerksam.*

Als niemand mehr war, sowohl von den Damen als auch von den Herren, der nicht der Antwort Madonna Orettas Beifall gezollt hätte, befahl die Königin, daß Pampinea fortfahre; und die begann also: Ich für mich allein kann nicht entscheiden, wen die größere Schuld trifft, ob die Natur, wenn sie einer edeln Seele einen unscheinbaren Körper zuweist, oder Fortuna, wenn sie einem mit einer edlen Seele begabten Körper ein unscheinbares Gewerbe zuweist, wie wir das, so wie bei vielen, auch bei unserm Landsmanne Cisti haben beobachten können, den Fortuna trotz seinem hohen Sinne zum Bäcker gemacht hat. Und sicherlich würde ich die Natur und Fortuna gleichermaßen verwünschen, wenn ich nicht wüßte, daß die Natur unverständig ist und daß Fortuna, wenn sie auch von den Toren als blind dargestellt wird, doch tausend Augen hat. So aber nehme ich an, daß die Natur und Fortuna in ihrer Vorsicht dasselbe tun, was die Sterblichen zu often Malen tun, wann sie in Besorgnissen wegen der Zukunft ihre wertvollsten Dinge an den unscheinbarsten und deswegen am wenigsten verdächtigen Orten in ihren Häusern vergraben, um sie erst bei dringendem Bedürfnis hervorzuholen, nachdem diese wertvollen Dinge an dem unscheinbaren Orte viel sicherer verwahrt gewesen sind, als es im schönsten Gemache geschehn wäre; so verbergen auch die zwei Herrinnen der Welt oft ihre wertvollsten Dinge unter dem Dunkel der unscheinbarsten Handwerke, damit ihr Glanz, wann sie sie notgedrungen hervorholen, um so heller erstrahle. Wie dies in einer geringfügigen Sache der Bäcker Cisti dargetan hat, indem er Messer Geri Spina die Augen geöffnet hat, diese Geschichte will ich euch ganz kurz erzählen, weil sie mir durch die Erzählung von Madonna Oretta, der Gattin Messer Geris, wieder in den Sinn gekommen ist.

Ich sage also, daß Papst Bonifaz, bei dem Messer Geri Spina sehr viel galt, wegen gewisser wichtiger

Angelegenheiten vornehme Gesandte nach Florenz geschickt hatte und daß die im Hause Messer Geris abgestiegen waren, um die Geschäfte des Papstes gemeinsam mit ihm zu besorgen; dabei geschah es, daß Messer Geri, den Grund weiß ich nicht, mit diesen päpstlichen Gesandten fast jeden Morgen, alle zu Fuß, bei Santa Maria Ughi vorbeikam, wo der Bäcker Cisti seinen Backofen hatte und sein Handwerk selbst ausübte. Obwohl Fortuna diesem Cisti ein gar niedriges Handwerk gegeben hatte, so war sie ihm doch darin so günstig gewesen, daß er außergewöhnlich reich geworden war und, ohne sein Handwerk gegen ein anderes vertauschen zu wollen, mit ziemlichem Auf wände lebte; und neben andern guten Dingen hatte er stets den besten weißen und roten Wein, der in Florenz oder der Gegend gefunden wurde. Als er nun Messer Geri und die päpstlichen Gesandten jeden Morgen bei seiner Türe vorbeigehn sah, kam ihm in den Sinn, bei der großen Hitze wäre es sehr höflich von ihm, wenn er ihnen einen Trunk von seinem guten Weine anböte; weil er aber den Standesunterschied zwischen ihm und Messer Geri bedachte, so schien es ihm, daß es eine unschickliche Überhebung wäre, wenn er sie einlüde, und deshalb nahm er sich vor, es darauf anzulegen, daß sich Messer Geri selbst einladen werde. Darum setzte er sich jeden Morgen um die Stunde, wo er dachte, daß Messer Geri mit den Gesandten vorbeikommen werde, in einem schneeweißen Wamse und mit einer frisch gewaschenen Schürze, so daß er eher wie ein Müller als wie ein Bäcker aussah, vor seine Tür und ließ einen neuen verzinnten Eimer mit frischem Wasser, und ein kleines neues Bologneser Krüglein, gefüllt mit seinem guten Weißwein, herausbringen und dazu zwei Becher, die silbern zu sein schienen, so blank waren sie; kamen sie dann vorbei, so begann er seinen Wein, nachdem er sich erst einmal oder zweimal geräuspert hatte, mit solchen Zeichen des Behagens zu schlürfen, daß ein Toter Lust danach bekommen hätte. Einen und zwei Morgen sah Messer Geri zu, am dritten aber sagte er: »Wie ist er, Cisti? Ist er gut?« Sofort sprang Cisti auf und antwortete: »Ja, Messer; wie gut er aber ist, das könnte ich Euch nie klarmachen, Ihr kostetet ihn denn.« Messer Geri, den entweder die Beschaffenheit des Wetters oder die über das gewohnte Maß hinausgehende Anstrengung oder vielleicht das Wohlbehagen, womit er Cisti hatte trinken sehn, durstig gemacht hatte, kehrte sich zu den Gesandten und sagte lächelnd: »Meine Herren, ich wäre dafür, wir kosteten den Wein dieses wackern Mannes; vielleicht ist er so, daß es uns nicht reuen wird«; und er ging mit ihnen zu Cisti. Augenblicklich ließ der eine hübsche Bank aus seiner Backstube bringen und bat sie, sich zu setzen; und zu ihren Dienern, die sich daranmachen wollten, die Becher zu spülen, sagte er: »Bleibt davon weg, Freunde, und überlaßt dieses Geschäft mir; ich verstehe ebensogut einzuschenken wie einzuschieben; und rechnet nicht darauf, daß ein Tröpfchen für Euch abfällt.« Und nach diesen Worten spülte er vier schöne neue Becher und schenkte, nachdem er ein kleines Krüglein von seinem guten Weine hatte kommen lassen, Messer Geri und dessen Begleitern emsig zu trinken ein. Die hatten seit langem keinen Wein getrunken, der ihnen besser gemundet hätte, und lobten ihn sehr; darum kam Messer Geri in der ganzen Zeit, die die Gesandten noch verweilten, fast jeden Morgen mit ihnen auf einen Trunk hin. Als sie aber abgefertigt waren und abreisen sollten, gab Messer Geri ein prächtiges Gastmahl, wozu er eine Anzahl der angesehensten Bürger einlud; auch Cisti hatte er einladen lassen, aber der wollte unter keiner Bedingung hinkommen. Nun trug Messer Geri einem seiner Diener auf, zu Cisti um eine Flasche Wein zu gehn und dann jedem Gaste ein halbes Glas voll zum ersten Gerichte einzuschenken. Der Diener, der vielleicht ärgerlich war, daß er von diesem Weine nie zu trinken bekommen hatte, ging mit einer großen Flasche hin; als Cisti die sah, sagte er: »Mein Sohn, Messer Geri schickt dich nicht zu mir.« Da der Diener trotz wiederholten Beteuerungen keine andere Antwort erhalten konnte, kehrte er zu Messer Geri zurück und sagte es ihm. Und Messer Geri sagte zu ihm: »Geh noch einmal hin und sage, daß ich dich zu ihm schicke; und wenn er dir wieder so antwortet, so frage ihn, zu wem ich dich denn schickte.« Der Diener ging nochmal hin und sagte: »Wahrhaftig, Cisti, Messer Geri schickt mich doch zu dir.« Aber Cisti antwortete: »Wahrhaftig, mein Sohn, das tut er nicht.« – »Also«, sagte der Diener, »zu wem schickt er mich denn?« Cisti antwortete: »Zum Arno.« Als das der Diener Messer Geri meldete, gingen dem plötzlich die Augen auf, und er sagte zu ihm: »Laß die Flasche sehn, die du mitgenommen hast.« Und als er sie gesehen hatte, sagte er: »Cisti spricht die Wahrheit.« Dann schalt er ihn tüchtig aus und hieß ihn, eine geziemende Flasche zu nehmen. Jetzt sagte Cisti: »Nun weiß ich wohl, daß er dich zu mir geschickt hat«, und füllte sie ihm heiter. Und noch an demselben Tage ließ er ein Fäßchen mit diesem Weine füllen und es behutsam in das Haus Messer Geris tragen; er ging hinterher und sagte zu Messer Geri, den er daheim fand: »Messer, es wäre mir nicht lieb, wenn Ihr glaubtet, die Größe der Flasche von heute morgen habe mich erschreckt; aber mir kam es so vor, als wäre es Euch entfallen, was ich Euch in diesen Tagen mit meinem kleinen Krüglein dargetan habe, daß das nämlich kein Gesindewein ist, und daran habe ich Euch heute morgen erinnern wollen. Weil ich aber nicht länger der Hüter Eures Eigentums sein will, habe ich alles hieherschaffen lassen; tut künftighin damit, wie es Euch beliebt.« Messer Geri hielt das Geschenk Cistis sehr wert und stattete ihm den Dank ab, den es ihm zu verdienen schien; und er hielt Cisti fürder stets hoch in Ehren und nannte sich seinen Freund.

## Dritte Geschichte

*Monna Nonna de' Pulci gibt dem Bischof von Florenz auf sein unehrbares Witzeln eine so schlagfertige Antwort, daß er verstummt.*

Als Pampinea ihre Geschichte beendigt hatte, spendeten alle der Antwort Cistis und seiner Freigebigkeit vollen Beifall; dann beliebte es der Königin, daß Lauretta weitererzählte, und die begann mit heiterm Gesicht also: Zuerst war es Filomena, meine hübschen Damen, und nun war es Pampinea, die mit vollem Rechte daran gerührt haben, wie schön ein witziges Wort und wie gering darin unsere Fähigkeit ist; weil ich denn darauf nicht mehr zurückzukommen brauche, will ich nur noch das, was über die Witzworte gesagt worden ist, dahin ergänzen, daß die Witzworte die Eigenschaft haben, den, dem sie gelten, zu beißen, aber wie ein Lamm zu beißen und nicht wie ein Hund; denn wenn ein Witzwort wie ein Hund bisse, so wäre es kein Witzwort mehr, sondern eine Beleidigung. In diesen Grenzen haben sich die Worte Madonna Orettas und die Antwort Cistis gehalten. Handelt es sich nun um eine Antwort, so verlangt es die Billigkeit, daß der Antwortende, wenn er zuerst wie von einem Hunde gebissen worden ist, wieder wie ein Hund beißen darf, ohne daß er den Tadel verdiente, den er, wenn ihm das nicht geschehn wäre, verdient hätte; und darum heißt es darauf achten, wie, wann und zu wem und schließlich auch wo man Witzworte sagt. Weil dies ein Prälat in unserer Stadt nicht beachtet hat, hat er für seinen Biß einen nicht geringern eingetauscht; und das will ich euch in einer kleinen Geschichte darlegen.

Zu der Zeit, wo Messer Antonio d'Orso, ein verdienstvoller und weiser Prälat, Bischof von Florenz war, kam ein katalanischer Edelmann, Messer Diego della Ratta mit Namen, als Marschall des Königs Robert nach Florenz. Nun geschah es, daß diesem Messer Diego, der nicht nur ein wohlgestalteter Mann, sondern auch ein arger Schürzenjäger war, unter den florentinischen Damen besonders eine gefiel, die sehr schön und die Enkelin eines Bruders des besagten Bischofs war. Da er nun erfuhr, daß ihr Gatte, obwohl er aus einem guten Geschlechte stammte, ein habgieriger und niederträchtiger Mann war, so traf er mit ihm die Vereinbarung, daß ihn der um fünfhundert Gulden eine Nacht bei seiner Frau schlafen lasse; nachdem er aber mit der Frau, freilich gegen ihren Willen, geschlafen hatte, bezahlte er ihn mit fünfhundert Silbergroschen, wie sie damals im Umlaufe waren, die er hatte vergolden lassen. Als das dann allgemein bekannt wurde, hatte der niederträchtige Gatte den Schaden und den Spott; der Bischof aber stellte sich als kluger Mann, als wüßte er von nichts. Der Bischof und der Marschall verkehrten viel miteinander, und so ritten sie auch am Johannistage miteinander auf der Straße, wo das Wettrennen abgehalten wurde, und besahen die Damen; da sah der Bischof eine junge Frau, Monna Nonna de' Pulci mit Namen, eine Base von Messer Alessio Rinucci, den ihr sicherlich alle gekannt habt: diese Dame, die von der jetzigen Pest hinweggeraffi worden ist, war damals jugendfrisch und schön, war wohlredend und hatte das Herz am rechten Flecke, kurz vorher hatte sie sich zur Porta San Piero verheiratet. Die zeigte der Bischof dem Marschall; und als sie dann in ihrer Nähe waren, legte er dem Marschall seine Hand auf die Schulter und sagte zu ihr: »Nonna, was hältst du von dem da? Meintest du mit ihm fertig zu werden?« Nonna hielt dafür, daß diese Worte ein wenig an ihre Ehrbarkeit rührten und diese in den Augen derer, die sie gehört hatten, und deren waren viele, bemakeln könnten. Weil sie aber gar nicht daran dachte, sich von diesem Makel zu reinigen, sondern lieber Streich um Streich zurückgeben wollte, antwortete sie unverzüglich: »Messer, er würde vielleicht nicht mit mir fertig werden, aber sicherlich nähme ich nur richtige Münze«. Als der Marschall und der Bischof dieses Wort vernahmen, fühlten sie sich gleicherweise getroffen, der eine, weil er gegen die Enkelin von des Bischofs Bruder ehrlos gehandelt hatte, und der andere, weil er diese ihm in der Person der Enkelin seines Bruders angetane Schmach ruhig eingesteckt hatte; ohne daher einander anzusehn, zogen sie schweigend und beschämt ab und redeten diesen Tag kein Wort weiter. So ist es also für die junge Dame, die gebissen worden war, nicht unschicklich gewesen, daß sie eine beißende Antwort zurückgegeben hat.

## Vierte Geschichte

*Chichibio, der Koch Currado Gianfigliazzis, verwandelt den Zorn Currados durch ein rasches Wort in Gelächter und rettet sich vor der ihm von Currado angedrohten Züchtigung.*

Als Lauretta schwieg, wurde Nonna von allen gepriesen, bis die Königin Neifile auftrug, fortzufahren; und diese sagte: Obwohl es, meine liebreichen Damen, meist der behende Verstand ist, der dem Redenden je nach den Umständen sowohl treffende als auch hübsche Worte leiht, steht doch das Glück oft auch den

Furchtsamen bei und legt ihnen plötzlich Worte in den Mund, die der Redende bei geruhigem Sinne niemals gefunden hätte; und das gedenke ich euch in meiner Geschichte zu beweisen.

Currado Gianfigliazzi war, wie jede von euch gesehn oder gehört haben kann, immer ein freigebiger und prachtliebender adeliger Bürger unserer Stadt, der ein ritterliches Leben führte und sich, ohne daß wir jetzt von seiner verdienstvollem Tätigkeit sprechen wollten, stets mit Meute und Federspiel vergnügte. Der hatte eines Tages bei Peretola mit einem seiner Falken einen Kranich erlegt; weil er ihn feist und jung fand, schickte er ihn seinem guten Koche, der Chichibio hieß und ein Venezianer war, und ließ ihm sagen, er solle ihn zum Abendessen braten und gut zubereiten. Chichibio, der wie ein großer Leichtfuß aussah und auch war, rupfte den Kranich, brachte ihn ans Feuer und begann ihn mit aller Sorgfalt zu braten. Der Vogel war fast schon gar und duftete ausgezeichnet, als ein Dirnchen aus der Nachbarschaft, Brunetta mit Namen, in die Chichibio bis über die Ohren verliebt war, in die Küche kam; da sie den Duft roch und den Kranich sah, bat sie Chichibio mit süßen Worten, ihr eine Keule davon zu geben. Chichibio antwortete singend: »Ich geh sie Euch nicht, Donna Brunetta, ich geb sie Euch nicht.« Ärgerlich darüber sagte Brunetta zu ihm: »Gottstreu, wenn du sie mir nicht gibst, so werde ich dir nie auch nur im geringsten deinen Willen tun.« Und binnen kurzem gab es eine ordentliche Auseinandersetzung. Endlich löste Chichibio, um seine Dame nicht böse zu machen, eine Keule von dem Kranich ab und gab sie ihr. Als dann der Kranich ohne die Keule Currado und seinen Gästen vorgesetzt wurde, ließ Currado, den das befremdete, Chichibio rufen und fragte ihn, was es mit der andern Keule des Kranichs sei. Und der verlogene Venezianer antwortete sogleich: »Herr, die Kraniche haben nur eine Keule und ein Bein.« Nun sagte Currado voller Zorn: »Was Teufel, wieso haben sie nur eine Keule und ein Bein? Ist das vielleicht der erste Kranich, den ich in meinem Leben sehe?« Chichibio blieb dabei: »Es ist so, Messer, wie ich Euch sage; wenn es Euch recht ist, werde ich's Euch an den lebendigen zeigen.« Den Gästen zuliebe verzichtete Currado darauf, noch einmal zu antworten, sagte aber: »Weil du sagst, du wirst mir an den lebendigen etwas zeigen, was ich nie gesehn oder wovon ich nie gehört habe, so will ich das morgen früh sehn, und dann werde ich mich zufriedengeben; aber ich schwöre dir beim Leichnam Christi, daß ich dich, wenn es nicht so ist, auf eine Weise züchtigen werde, daß du dein Leben lang an mich denken sollst.« Und damit hatten die Worte für diesen Abend ein Ende. Kaum graute aber am nächsten Morgen der Tag, so stand Currado, der den Zorn keineswegs verschlafen hatte, wutschnaubend auf und befahl, die Pferde vorzuführen; er ließ Chichibio auf einen Klepper steigen und ritt mit ihm zu einem Wasser, an dessen Ufer er am Morgen immer Kraniche gesehn hatte, und unterm Reiten sagte er zu ihm: »Nun werden wir bald sehn, wer gestern abend gelogen hat, du oder ich.« Chichibio, der sah, daß sich der Zorn Currados noch immer nicht gelegt hatte und daß er seine Lüge werde bewähren müssen, ohne daß er gewußt hätte, wie er das machen könnte, ritt in der allergrößten Angst hinter Currado her und hätte, wenn es nur möglich gewesen wäre, gar gern Reißaus genommen; da es aber unmöglich war, so sah er überall umher, nach vorne und nach rückwärts und nach rechts und links, und alles, was er nur sah, kam ihm vor wie Kraniche, die auf zwei Beinen stehn. Sie waren schon dem Flusse nahe, als er, früher als alle andern, am Ufer gut ein Dutzend Kraniche sah, die alle auf einem Beine standen, wie es ihre Gewohnheit ist, wenn sie schlafen. Augenblicklich zeigte er sie Currado und sagte: »Nun könnt Ihr ganz genau sehn, Messer, daß ich gestern abend mit Recht gesagt habe, die Kraniche hätten nur ein Bein und einen Fuß; betrachtet nur die, die dort stehn.« Als sie Currado sah, sagte er: »Warte nur, ich werde dir schon zeigen, daß sie zwei haben«; und er ritt etwas näher zu ihnen hin und schrie: »Hoho!« Auf dieses Geschrei setzten die Kraniche auch den andern Fuß zur Erde und flogen nach etlichen Schritten davon. Und Currado kehrte sich zu Chichibio und sagte: »Na, du schlechter Schalk? Haben sie zwei?« Schier betäubt antwortete Chichibio, ohne daß er selber gewußt hätte, woher er die Worte nehme: »Ja, Messer, aber den von gestern abend habt Ihr nicht mit Hoho! angeschrien; hättet Ihr ihn ebenso angeschrien, so hätte er ebenso wie diese das andere Bein und den andern Fuß herausgestreckt.« Currado gefiel diese Antwort so, daß sich all sein Zorn in Heiterkeit und Lachen verwandelte, und er sagte: »Chichibio, du hast recht; das hätte ich tun sollen.« So hat also Chichibio mit seiner raschen und lustigen Antwort die Züchtigung von sich abgewandt und seinen Herrn besänftigt.

## Fünfte Geschichte

*Meister Giotto, der Maler, und Messer Forese da Rabatta machen sich auf dem Heimwege von Mugello gegenseitig über ihr schäbiges Aussehn lustig.*

Die Antwort Chichibios hatte den Damen viel Vergnügen gemacht; als dann Neifile schwieg, begann auf den Wunsch der Königin Panfilo und sprach: So wie Fortuna, meine teuren Damen, oft unter einem niedrigen Handwerk die größten Schätze der Tugend verbirgt, wovon uns kurz vorher Pampinea ein Beispiel gegeben hat, so findet sich auch oft, daß die Natur die wundersamsten Geistesgaben in Menschen von

abscheulicher Mißgestalt gelegt hat; das zeigt sich deutlich an zweien unserer Mitbürger, von denen ich kurz erzählen will. Der eine, Messer Forese da Rabatta genannt, der klein und ungestalt war und ein so glattes und stumpfnasiges Gesicht hatte, daß es den häßlichsten Vagabunden verunstaltet hätte, war also erfahren in den Gesetzen, daß er bei vielen wackern Männern als ein Schrein der Rechtsgelehrsamkeit galt. Der andere, Giotto mit Namen, hatte einen Geist von solcher Erhabenheit, daß unter allen Dingen, die die Mutter Natur unter dem Kreislaufe der Himmel erzeugt, nicht ein einziges war, das er nicht mit dem Griffel und der Feder oder dem Pinsel so getreu abgebildet hätte, daß sein Werk nicht das Bild des Gegenstandes, sondern der Gegenstand selbst zu sein schien, so daß es bei seinen Werken sehr oft vorkam, daß der Gesichtssinn der Menschen irrte und das für wirklich hielt, was nur gemalt war. Und weil er die Kunst, die viele Jahrhunderte lang unter dem Aberwitz etlicher Menschen begraben war, die mehr um die Augen der Unwissenden zu ergötzen, als um den Geist der Weisen zu befriedigen, gemalt haben, wieder ans Licht gezogen hat, darf er verdientermaßen eine der Leuchten des florentinischen Ruhmes genannt werden, und das um so mehr, je größer die Bescheidenheit war, mit der er diesen Ruhm errungen hat, indem er, obwohl er der Meister aller andern war, immer den Namen eines Meisters abgelehnt hat. Und die Ablehnung dieser Benennung hat ihm einen um so größern Glanz gebracht, je begieriger sie sich seine Schüler oder die, die weniger verstanden als er, angemaßt haben. Aber so herrlich auch seine Kunst war, so war er doch weder von Gestalt noch von Gesicht in irgendeinem Stücke schöner als Messer Forese. Aber kommen wir zu der Geschichte.

Messer Forese und Giotto hatten ihre Besitzungen in Mugello; Messer Forese war nun in der Sommerszeit, wo die Gerichte feiern, auf die seinigen nachsehn gegangen und traf, als er auf einem schlechten Karrenklepper heimritt, zufällig den besagten Giotto, der ebenso auf den seinigen nachgesehn hatte und nun nach Florenz zurückkehrte. Da Giotto keineswegs besser beritten war, wie auch sein sonstiger Aufzug um nichts besser war, gesellten sie sich zueinander und ritten nun als alte Herren langsam ihre Straße. Da geschah es, wie wir es ja im Sommer öfters geschehn sehn, daß sie ein plötzlicher Regen überraschte; daher flohen sie mit möglichster Eile in das Haus eines Bauern, der ihnen beiden befreundet und bekannt war. Da aber der Guß nicht nachlassen zu wollen schien und sie noch bei Tage in Florenz sein wollten, borgten sie sich von dem Bauer zwei alte Mäntel aus grobem Tuche und zwei durch das Alter zernagte Hüte – bessere hatte er nicht – und machten sich wieder auf den Weg. Nach einem kurzen Ritte sahen sie sich völlig durchweicht und von dem Kote, den die Pferde häufig in Mengen emporschleudern, über und über bespritzt, lauter Dinge, die dem Äußern des Menschen gewöhnlich nicht zustatten kommen; und als sich der Himmel aufheiterte, begannen sie, die bis dahin stumm geritten waren, miteinander zu sprechen. Und indem Messer Forese unter dem Reiten Giotto zuhörte, der ein trefflicher Erzähler war, begann er ihn zu betrachten von der Seite und von oben bis unten; und da er sein ganzes Aussehn so widerwärtig und garstig fand, so begann er, ohne sich selber zu betrachten, zu lachen und sagte: »Giotto, wenn uns jetzt ein Fremder begegnete, der dich noch nie gesehn hätte, glaubst du, daß er glauben würde, du seiest der beste Maler der Welt, der du ja doch bist?« Augenblicklich antwortete ihm Giotto: »Ich glaube, Messer, er würde das glauben, wenn er, nachdem er Euch besehen hätte, glaubte, daß Ihr das Abc könntet.« Als das Messer Forese hörte, erkannte er sein Unrecht und sah sich mit einer Münze bezahlt, die der verkauften Ware entsprach.

## Sechste Geschichte

*Michele Scalza beweist etlichen jungen Leuten, daß die Vagabunden das adeligste Geschlecht auf der Welt und zu Wasser sind, und gewinnt ein Abendessen.*

Noch lachten die Damen über die schlagfertige Antwort Giottos, als die Königin befahl, daß Fiammetta fortfahre, und die begann also: Daß Panfilo, meine jungen Damen, die Vagabunden erwähnt hat, die ihr vielleicht nicht so gut kennt wie er, hat mir eine Geschichte ins Gedächtnis gebracht, in der die Größe ihres Adels dargetan wird; da sie im übrigen nicht von unserm Vorwurfe abweicht, will ich sie euch erzählen.

Es ist noch nicht viel Zeit verstrichen, daß in unserer Stadt ein Jüngling, Michele Scalza mit Namen, gelebt hat, der einer der angenehmsten und kurzweiligsten Menschen von der Welt war und die absonderlichsten Hinfalle bei der Hand hatte; darum hatten die jungen Florentiner, sooft sie sich zu einer Gesellschaft zusammenfanden, eine große Freude, wenn sie ihn dazu haben konnten. So war er auch eines Tages mit einigen von ihnen auf dem Mont' Ughi, und da geschah es, daß die Frage aufgeworfen wurde, welches Geschlecht in Florenz das edelste und älteste sei. Die einen nannten die Uberti, die andern die Lamberti, der die und der die, wie sie es eben verstanden. Scalza hörte eine Weile zu und sagte dann,

spöttisch lächelnd: »Geht mir doch weg, geht doch, ihr Tröpfe, die ihr seid, ihr wißt ja nicht, was ihr redet: die edelsten und ältesten nicht nur in Florenz, sondern auf der ganzen Welt und zu Wasser, sind die Vagabunden; und darin stimmen alle Philosophen überein und jeder, der sie so kennt wie ich; und damit ihr nicht im mindesten im unklaren seid, wen ich meine, so sage ich, daß ich von den Vagabunden spreche, die in der Nachbarschaft von Santa Maria Maggiore hausen.« Die jungen Männer, die erwartet hatten, er werde andere nennen, lachten ihm, als sie das hörten, ins Gesicht und sagten: »Du machst dich lustig über uns, als ob wir die Vagabunden nicht ebenso gut kennten wie du.« Scalza sagte: »Nein, beim Evangelium, das tue ich nicht, ich rede nur die lautere Wahrheit, und wenn einer mit mir um ein Abendessen wetten will, das der, der verliert, dem andern und sechs Gesellen nach dessen Belieben geben soll, so werde ich die Wette gern halten; und ich tue überdies noch das, daß ich mich dem Spruche eines jeden, den ihr wollt, unterwerfen werde.« Nun sagte einer, der Neri Mannini hieß, zu ihm: »Ich bin bereit, das Essen zu gewinnen«; nachdem sie sich dann auf Piero di Fiorentino, in dessen Hause sie waren, als Richter geeinigt hatten, gingen Scalza und Neri zu ihm, und die andern gingen alle hinterdrein, um Scalza verlieren zu sehn und ihn zu hänseln, und erzählten Piero den ganzen Verlauf des Gespräches. Piero, der ein verständiger junger Mann war, hörte zuerst die Ausführungen Neris an und wandte sich dann zu Scalza und sagte zu ihm: »Und wie wirst du beweisen, was du behauptest?« Scalza sagte: »Wie? Ich werde es dir mit so triftigen Gründen beweisen, daß nicht nur du, sondern jeder, der es jetzt noch leugnet, sagen wird, daß ich die Wahrheit sage. Ihr wißt, daß die Geschlechter um so adeliger sind, je älter sie sind, und so haben sie es ja vorhin auch alle gemeint; sind daher die Vagabunden älter als alle andern, so sind sie auch die adeligsten: wenn ich also beweise, daß sie die ältesten sind, so habe ich zweifellos die Wette gewonnen. Ihr müßt also wissen, daß die Vagabunden vom Herrgott zu einer Zeit gemacht worden sind, wo er erst angefangen hat, malen zu lernen; die andern Menschen sind später gemacht worden, als er schon malen konnte. Und damit ihr seht, daß ich die Wahrheit spreche, so seht euch die Vagabunden an und die andern Menschen: während ihr alle andern mit wohl und verhältnismäßig geformten Gesichtern seht, werdet ihr bei den Vagabunden einmal ein sehr langes und schmales, dann wieder ein über alles Maß breites finden, und der eine hat eine gar lange Nase und der andere eine kurze, manchem springt das Kinn heraus und ist in die Höhe gekrümmt mit Kinnbacken wie bei einem Esel, und welche gibt's, bei denen ein Auge größer ist als das andere, und wieder welche haben das eine tiefer, wie eben die Gesichter aussehn, die die Kinder machen, wenn sie zeichnen zu lernen beginnen. Daraus erhellt denn, wie ich vorhin gesagt habe, ganz deutlich, daß die der Herrgott gemacht hat, als er malen lernte, und so sind sie älter als die andern und also adeliger.« Da diese Dinge sowohl Piero, der der Richter war, als auch Neri, der um das Essen gewettet hatte, ebenso erinnerlich waren wie jedem andern, so begannen sie alle über die lustige Beweisführung Scalzas zu lachen und bewährten, daß er recht habe und das Essen gewonnen habe und daß wahrhaftig das Geschlecht der Vagabunden das adeligste und älteste sei, nicht nur in Florenz, sondern auf der ganzen Welt und zu Wasser. Und darum hat Panfilo, um einen Begriff von der Häßlichkeit von Messer Foreses Gesicht zu geben, mit gutem Grunde sagen dürfen, es würde einen von den Vagabunden verunstaltet haben.

## Siebente Geschichte

*Madonna. Filippa, die vor Gericht steht, weil sie ihr Gatte mit ihrem Geliebten betroffen hat, befreit sich mit einer flinken und lustigen Antwort und setzt es durch, daß das Gesetz abgeändert wird.*

Fiammetta schwieg, und noch lachte jeder über den neuen Beweisgrund, den Scalza herangezogen hatte, um den Adel der Vagabunden über jeden andern zu stellen, als die Königin Filostrato gebot zu erzählen; und der begann also: In jedem Falle, meine verehrten Damen, ist die Wohlredenheit eine schöne Gabe; am schönsten aber ist sie nach meinem Bedünken, wenn man sie dort zu üben versteht, wo es die Not heischt. Das hat eine edle Dame, von der ich erzählen will, sehr wohl verstanden, indem sie, wie ihr hören werdet, nicht nur bei ihren Zuhörern Heiterkeit und Lachen erregt, sondern sich auch aus den Schlingen eines schimpflichen Todes gerettet hat.

In der Stadt Prato war einmal ein Gesetz, wahrlich nicht minder tadelnswert als grausam, das, ohne irgendwie einen Unterschied zu machen, festsetzte, daß jede Frau, die von ihrem Gatten beim Ehebruche mit einem Geliebten betroffen worden sei, ebenso verbrannt werden solle wie jede, von der sich herausgestellt habe, daß sie sich einem beliebigen Manne um Geld hingegeben habe. Zu der Zeit, wo dieses Gesetz in Kraft war, geschah es, daß eine schöne Edeldame, Madonna Filippa mit Namen, die verliebter war als jede andere, eines Nachts in ihrem eigenen Gemache von ihrem Gatten Rinaldo de" Pugliesi in den Armen Lazzarinos de' Guazzagliotri betroffen wurde, eines hübschen jungen Edelmannes dieser Stadt, den

sie mehr liebte als sich selbst. Furchtbar ergrimmt über diesen Anblick hielt sich Rinaldo kaum zurück, sich auf die beiden zu stürzen und sie zu töten; und wenn er nicht für sich selber gefürchtet hätte, so hätte er dem Ungestüm seines Zornes nachgegeben und es getan. Obwohl er sich aber hierin mäßigte, so konnte er sich doch nicht auch darin mäßigen, daß er nicht das, was ihm zu vollstrecken verwehrt war, nämlich den Tod seiner Frau, von dem pratesischen Gesetze begehrt hätte. Da er ein völlig genügendes Zeugnis hatte, um das Vergehn der Dame zu beweisen, erhob er, ohne einen andern Rat annehmen zu wollen, sofort, als der Tag gekommen war, die Klage gegen sie und ließ sie vor Gericht fordern. Die Dame, die gar hochherzig war, wie es bei liebenden Frauen gemeiniglich zutrifft, faßte trotz dem Abraten vieler Freunde und Verwandten den festen Entschluß, zu erscheinen und lieber, die Wahrheit bekennend, starken Geistes zu sterben, als nach einer feigen Flucht in von ihr selbst verhängter Verbannung zu leben und also kundzutun, daß sie eines solchen Geliebten, wie der war, in dessen Armen sie in der vergangenen Nacht geweilt hatte, unwert sei. Nachdem sie also mit einem stattlichen Geleite von Frauen und Männern, die ihr alle zu leugnen rieten, vor dem Richter erschienen war, fragte sie ihn festen Antlitzes und mit gelassener Stimme, was er von ihr wünsche. Als der Richter, indem er sie betrachtete, sah, daß sie sehr schön war und einen gar edeln Anstand dartat und, wie es auch ihre Worte bezeugten, hohen Sinnes war, fühlte er Mitleid mit ihr und besorgte, daß sie etwas gestehn werde, was ihn, wenn er seine Ehre rein erhalten wolle, zwingen werde, sie dem Tode zu überliefern. Da er aber nicht umhin konnte, sie über das zu befragen, dessen sie beschuldigt war, sagte er zu ihr: »Madonna, wie Ihr seht, steht hier Euer Gatte Rinaldo, und er führt Klage gegen Euch, daß er Euch mit einem Manne im Ehebruche betroffen habe; und darum verlangt er, daß ich Euch dafür, wie es das Gesetz verlangt, mit dem Tode bestrafe: das kann ich aber nicht tun, wenn Ihr nicht gesteht, und darum gebt wohl acht, was Ihr antwortet, und sagt mir, ob das wahr ist, dessen Euch Euer Gatte anklagt.« Ohne das geringste Zeichen von Erregung antwortete die Dame mit heiterer Stimme: »Es ist wahr, Messer, daß Rinaldo mein Gatte ist und daß er mich in der vergangenen Nacht in den Armen Lazzarinos betroffen hat, in denen ich wegen der innigen und vollkommenen Liebe, die ich zu ihm trage, zu often Malen geweilt habe; und das werde ich nie leugnen: bin ich doch überzeugt, daß Ihr wißt, daß die Gesetze alle einschließen und mit der Zustimmung aller, die sie angehn, gemacht sein sollen. Das trifft aber bei diesem Gesetze nicht zu, weil es nur jene armen Frauen beschränkt, die viel besser als die Männer mehrern Genüge tun könnten; überdies hat, als es gegeben worden ist, keine Frau zugestimmt, ja, es ist nicht einmal eine darum gefragt worden: und aus diesen Gründen darf man es wohl ungerecht nennen. Wenn Ihr nun meinem Leben und Euerer Seele zum Nachteile sein Vollstrecker sein wollt, so steht das bei Euch; bevor Ihr aber darangeht, ein Urteil zu sprechen, bitte ich Euch, daß Ihr mir eine kleine Gunst gewährt, nämlich meinen Gatten zu fragen, ob ich mich ihm jedesmal und so oft es ihm beliebt hat und ohne Widerrede hingegeben habe oder nicht.« Daraufhin antwortete Rinaldo, ohne erst zu warten, daß ihn der Richter fragen werde, augenblicklich, daß ihm die Dame jedesmal, wann er's verlangt habe, jeglichen seiner Wünsche gewährt habe. »Also frage ich, Herr Richter«, fuhr die Dame sogleich fort, »wenn er von mir immer alles das, was er gebraucht und gewünscht hat, bekommen hat, was sollte oder soll ich denn mit dem machen, was er übrigläßt? Es vor die Hunde werfen? Ist es nicht viel besser, damit einem Edelmanne, der mich mehr liebt als sich, zu dienen, als es zugrunde gehn oder verderben zu lassen?« Zu diesem also beschaffenen Verhöre einer so vornehmen und wohlberufenen Dame waren schier alle Bürger von Prato zusammengelaufen; als sie nun diese lustige Frage hörten, riefen sie nach vielem Gelächter alle wie aus einem Munde, die Dame habe recht und spreche gut; und bevor sie auseinandergingen, änderten sie, weil ihnen das der Richter nahelegte, das grausame Gesetz ab und beschränkten seine Geltung auf die Frauen, die sich um Geld an ihren Gatten vergehn würden. So ging denn Rinaldo voll Beschämung über sein albernes Unterfangen vom Gerichte weg, und die Dame kehrte froh und heiter, schier wie eine vom Feuer Wiedererstandene, mit Ruhm bedeckt in ihr Haus zurück.

## Achte Geschichte

*Fresco rät seiner Nichte, nicht in den Spiegel zu sehen, wenn ihr (wie sie sagte) der Anblick widerwärtiger Leute verdrießlich sei.*

Die von Filostrato erzählte Geschichte hatte anfangs, nach der sittsamen Röte auf den Wangen der Damen zu schließen, in ihren Herzen etwas Scham erregt; dann aber hatten sie einander angesehn und mit mühsam verhaltenem Lachen und leise kichernd weiter zugehört. Als aber Filostrato geschlossen hatte, wandte sich die Königin an Emilia und befahl ihr fortzufahren. Die begann mit einem tiefen Atemzuge, nicht anders als ob sie vom Schlafe erwacht wäre: Weil mich ein langes Nachdenken eine große Strecke weit von hier entrückt hat, so werde ich mich, meine reizenden Damen, meiner Verpflichtung, unserer Königin gehorsam zu sein, mit einer viel kürzern Geschichte entledigen, als ich etwa sonst getan hätte, wenn ich mit

meinem Geiste hier gewesen wäre; und zwar will ich euch von der albernen Verirrung eines jungen Mädchens erzählen und wie diese aus einem stichelnden Scherzworte ihres Oheims hätte eine Lehre ziehen können, wenn sie imstande gewesen wäre, ihn zu verstehn.

Es hatte also einer, der Fresco da Celatico hieß, eine Nichte, die mit dem Kosenamen Ciesca genannt wurde. Sie war ja ganz hübsch von Gestalt und Gesicht, aber noch immer keins von diesen Engelsbildern, wie wir sie vorzeiten zu often Malen gesehn haben, hielt sich jedoch für so vollkommen und erhaben, daß es ihr zur Gewohnheit geworden war, sowohl an Männern als auch an Frauen und an allem, was sie sah, zu nörgeln, ohne daß sie auf sich selber achtgehabt hätte, wo sie doch so unausstehlich, dünkelhaft und widerwärtig war, daß ihr nichts, was geschah, recht war; und zu alledem hatte sie einen solchen Hochmut, daß er, wenn sie ihren Stammbaum auf Karl den Großen hätte zurückführen können, übermäßig gewesen wäre. Und wenn sie über die Straße ging, so tat sie vor lauter Zimperlichkeit nichts als die Nase rümpfen, als ob von jedem, den sie sah oder der ihr begegnete, ein Gestank ausgegangen wäre. Von ihrem sonstigen unausstehlichen und verdrießlichen Wesen zu geschweigen, geschah es eines Tages, daß sie sich, als sie heimkam, neben Fresco setzte und sich voller Geziertheit zu einem ärgerlichen Schnaufen zwang; darum sagte Fresco zu ihr: »Was will das bedeuten, Ciesca, daß du heute, wo doch ein Feiertag ist, so rasch zurückgekommen bist?« Und sie antwortete in ekliger Ziererei: »Freilich bin ich rasch zurückgekommen: denn ich glaube nicht, daß in dieser Stadt jemals so unausstehliche und widerwärtige Männer und Weiber gewesen sind wie heute, und es geht auch nicht einer über die Straße, der mir nicht zuwider wäre wie das Fieber; und ich glaube nicht, daß es auf der Welt ein Frauenzimmer gibt, dem der Anblick von unausstehlichen Leuten mehr Verdruß machte als mir, und um sie nicht länger sehn zu müssen, bin ich so rasch zurückgekommen.« Fresco, dem das abscheuliche Getue seiner Nichte arg mißfiel, sagte zu ihr:

»Wenn dir die Unausstehlichen so unausstehlich sind, wie du sagst, so sieh, wenn du zufrieden leben willst, niemals mehr in den Spiegel.« Aber sie, die hohler war als ein Rohr und an Geist Salomo zu gleichen meinte, verstand die Worte Frescos nicht besser, als sie ein Schaf verstanden hätte, und antwortete, sie wolle ebensogut in den Spiegel sehn wie die andern. Und so blieb sie denn so dumm, wie sie gewesen war, und ist es noch heute.

## Neunte Geschichte

*Guido Cavalcanti sagt einigen florentinischen Edelleuten, die ihn überfallen haben, mit einem witzigen Worte auf anständige Weise eine Grobheit.*

Als die Königin sah, daß nunmehr, wo sich Emilia ihrer Geschichte entledigt hatte, niemand mehr außer dem, der das Vorrecht des Letzten hatte, und ihr zu erzählen hatte, begann sie also: Obwohl ihr mir heute, meine anmutigen Damen, mindestens zweimal eine Geschichte, die ich hätte erzählen wollen, weggenommen habt, ist mir doch noch eine verblieben, deren Schluß ein so bedeutsames Wort enthält, daß vielleicht bis jetzt noch von keinem ähnlichen erzählt worden ist.

Ihr sollt also wissen, daß es in unserer Stadt in vergangenen Zeiten sehr hübsche und löbliche Gebräuche gegeben hat, die heute allesamt verschwunden sind, dank der Habsucht, die sich zugleich mit dem Reichtum in der Stadt breitgemacht und alle ausgerottet hat. So war es auch üblich, daß sich die Edelleute der einzelnen Viertel an verschiedenen Orten von Florenz versammelten und Gesellschaften bildeten, die auf eine gewisse Anzahl von Teilnehmern beschränkt waren, wobei sie darauf achteten, nur solche zuzulassen, die die Kosten füglich bestreiten konnten; und heute hielt der eine, morgen der andere und so der Reihe nach alle offenen Tisch, jeder an seinem Tage und für die ganze Gesellschaft. Und bei diesen Veranstaltungen bewirteten sie zu often Malen fremde Edelleute, wann welche nach Florenz kamen, und auch einheimische: und wenigstens einmal im Jahre kleideten sie sich alle gleich und ritten dann und an den wichtigsten Festtagen gemeinsam durch die Stadt, und manchmal stellten sie ein Lanzenbrechen an, entweder an einem hohen Feiertage oder wann die frohe Nachricht von einem Siege oder etwas anderm in die Stadt gekommen war. Unter diesen Gesellschaften war auch eine von Messer Betto Brunelleschi, und Betto und seine Gesellen gaben sich alle Mühe, Guido di Messer Cavalcante de' Cavalcanti als Mitglied zu gewinnen, und das nicht ohne Grund: denn abgesehen davon, daß Guido einer der besten Logiker von der Welt und ein ausgezeichneter Kenner der Naturwissenschaften war, Dinge, um die sich die Gesellschaft wenig bekümmerte, war er ein außergewöhnlich heiterer, liebenswürdiger und wohlberedter Mann und verstand alles, was er tun wollte und was einem Edelmanne geziemt, besser zu tun als irgendein anderer; und dabei war er sehr reich und verstand es besser, als es Worte auszudrücken vermöchten, den zu ehren, von dem er überzeugt war, daß er es verdiente. Messer Betto war es aber nie gelungen, ihn dazu zu

bekommen, und er nahm, ebenso wie seine Gesellen, als Grund dafür an, daß sich Guido, der zuweilen tiefen Betrachtungen nachhing, fast gänzlich von dem Umgange mit den Menschen zurückgezogen hatte. Und weil Guido in einigen Stücken die Grundsätze der Epikureer vertrat, sagte der gemeine Mann, seine Betrachtungen gälten nur dem einen Trachten, einen Beweis ausfindig zu machen, daß kein Gott sei. Nun geschah es, daß Guido, wie es seine Gewohnheit war, von Or San Michele über den Corso degli Adimari bis zu San Giovanni, wo damals große Särge aus Marmor – heute sind sie bei Santa Reparata – und viele andere herumlagen, gegangen war und eben zwischen den Porphyrsäulen, die dort sind, und diesen Särgen und dem just geschlossenen Tore von San Giovanni war, als Messer Betto mit seiner Gesellschaft über den Platz von Santa Reparata geritten kam; und als sie Guido zwischen den Gräbern sahen, sagten sie: »Reiten wir hin und ärgern wir ihn ein wenig.« Und indem sie den Pferden die Sporen gaben, kamen sie, bevor er sich dessen versehen hätte, wie mit einem Überfall lustig über ihn und begannen zu ihm zu sagen: »Guido, du verschmähst es, von unserer Gesellschaft zu sein; aber schau, wann du endlich gefunden haben wirst, daß es keinen Gott gibt, was wirst du dann davon haben?« Augenblicklich sagte Guido, der sich von ihnen eingeschlossen sah: »In euerm Hause, meine Herren, könnt ihr mir sagen, was euch beliebt«; und indem er seine Hand auf einen der Särge legte, die ziemlich groß waren, schwang er sich, behend wie er war, auf die andere Seite hinüber und ging, da er sich also ihrer entledigt hatte, seiner Wege. Betroffen sahen sie alle einander stumm an, und dann sagten sie, er sei gedankenlos und das, was er zu ihnen gesagt habe, habe keinen Sinn; denn der Ort, wo sie sich befänden, gehe sie nicht mehr an als alle andern Bürger und Guido nicht weniger als irgendeinen von ihnen. Messer Betto aber kehrte sich zu ihnen und sagte: »Gedankenlos seid ihr, wenn ihr ihn nicht verstanden habt: er hat uns in wenig Worten auf eine anständige Weise die größte Grobheit von der Welt gesagt; wenn ihr richtig zuseht, so sind diese Särge die Häuser der Toten, weil die drinnen liegen und drinnen wohnen, und damit, daß er sagt, sie seien unser Haus, will er andeuten, daß wir und die andern unwissenden und ungelehrten Leute im Vergleiche zu ihm und den andern Gelehrten schlechter sind als die Toten und daß wir also, wenn wir hier sind, in unserm Hause sind.« Da nunmehr jeder zu seiner Beschämung verstand, was Guido hatte sagen wollen, so ärgerten sie ihn nie mehr; und Messer Betto galt bei ihnen fortan als ein scharfsichtiger und verständiger Edelmann.

## Zehnte Geschichte

*Bruder Cipolla verspricht den Bauern von Certaldo, ihnen eine Feder des Engels Gabriel zu zeigen; ah er dann statt der Feder Kohlen findet, sagt er, das seien einige von denen, womit der heilige Laurentius geröstet worden sei.*

Da jetzt jedes Mitglied der Gesellschaft seine Geschichte beigetragen hatte, erkannte Dioneo, daß es ihn traf, zu erzählen; darum wartete er nicht erst auf einen feierlichen Befehl, sondern legte allen, die das bedeutsame Wort Guidos lobten, Stillschweigen auf und begann: Trotz meinem Vorrechte, meine liebreizenden Damen, von dem erzählen zu dürfen, was mir beliebt, gedenke ich heute nicht von dem Gegenstande abzuweichen, wovon ihr alle gar hübsch gesprochen habt, sondern in euere Fußtapfen zu treten und euch zu zeigen, wie schlau einer von den Mönchen des heiligen Antonius mit einer raschen Ausflucht dem Hohne entgangen ist, den ihm zwei junge Leute zugedacht gehabt haben. Und wenn ich, um meine Geschichte ausführlich zu erzählen, etwas weit aushole, so wird euch das nicht leid sein dürfen, weil die Sonne, wie ihr seht, noch mitten am Himmel steht.

Certaldo ist, wie ihr gehört haben könntet, ein Burgflecken im Elsatal, in unserm Stadtgebiete gelegen, und war einmal, wie klein es auch ist, von adeligen und wohlhabenden Leuten bewohnt. Weil er dort stets gute Weide fand, pflegte einer von den Mönchen des heiligen Antonius eine lange Zeit, alljährlich einmal, hinzukommen, um die Almosen, die ihm die Toren spendeten, einzusammeln; sein Name war Bruder Cipolla, und vielleicht war er dort nicht weniger wegen seines Namens – Cipolla heißt auf deutsch Zwiebel – als seiner Frömmigkeit wegen gern gesehen, weil diese Gegend die trefflichsten Zwiebeln von ganz Toskana hervorbringt. Dieser Bruder Cipolla war von kleinem Wüchse und rothaarig, hatte ein munteres Gesicht und war der größte Schalk von der Welt; überdies sprach er, obwohl er keinerlei Wissen hatte, so ausgezeichnet und schlagfertig, daß ihn, wer ihn nicht gekannt hätte, nicht nur für einen großen Redner gehalten, sondern einen neuen Cicero oder Quinctilian genannt hätte, und mit allen Leuten in der Gegend war er Gevatter oder Freund. Seiner Gewohnheit nach kam er also wieder einmal, und zwar Mitte August, hin, und als an einem Sonntagmorgen alle guten Männer und Frauen der Dörfer rund herum in der Pfarrkirche bei der Messe waren, trat er, als es ihn an der Zeit deuchte, vor und sagte: »Meine Herren und Damen, wie ihr wißt, ist es euer Brauch, den armen Dienern des gnädigen Herrn St. Antonius etwas von eurem Korn und eurem Weizen zu geben, der eine wenig, der andere viel, je nach seinem Besitze und seiner

Frömmigkeit, damit euch St. Antonius ein Hüter euerer Rinder und Esel und Schweine und Schafe sei; und überdies pflegt ihr, besonders die, die in unserer Brüderschaft eingeschrieben sind, den kleinen Betrag zu bezahlen, der jährlich einmal bezahlt wird. Um diese Gaben einzusammeln, bin ich von meinem Obern, das ist der Herr Abt, hergeschickt worden; und darum findet euch mit Gottes Segen nach der dritten Nachmittagsstunde, wann ihr die Glocken werdet läuten hören, vor der Kirche ein, wo ich euch in der gebräuchlichen Weise die Predigt halten und euch das Kreuz zum Kusse reichen werde; überdies will ich euch, die ich alle als eifrige Verehrer des gnädigen Herrn St. Antonius kenne, zu besonderer Gnade eine hochheilige und schöne Reliquie zeigen, die ich vorzeiten selbst aus dem heiligen Lande übers Meer hergebracht habe, nämlich eine Feder des Engels Gabriel, die er in der Kammer der Jungfrau Maria verloren hat, als er in Nazareth zur Verkündigung zu ihr gekommen ist.« Und nach diesen Worten schwieg er und wandte sich wieder zur Messe. Unter den vielen Menschen, die in der Kirche waren, als Bruder Cipolla diese Sachen sagte, waren zwei durchtriebene Burschen, die Giovanni del Bragoniera und Biagio Pizzini hießen. Nachdem die eine Weile unter sich über die Reliquie des Bruders Cipolla gelacht hatten, nahmen sie sich vor, ihm mit dieser Feder einen Streich zu spielen, obwohl sie sonst seine guten Freunde und von seiner Gesellschaft waren. Und da sie erfahren hatten, daß Bruder Cipolla an diesem Morgen bei einem Freunde in der Burg speiste, stiegen sie, als sie ihn bei Tische wußten, an die Straße herunter und begaben sich in die Herberge, wo der Bruder eingekehrt war, mit dem Vorsatze, sich so in die Arbeit zu teilen, daß Biagio den Knecht Bruder Cipollas mit einem Gespräche festhalten solle, während Giovanni die Feder unter den Sachen des Bruders suchen und sie, sei sie wie immer, wegnehmen wollte, damit sie sähen, was er dann dem Volke darüber sagen werde. Nun hatte Bruder Cipolla einen Knecht, Guccio mit Namen, dem die einen den Beinamen Walfisch und die andern Dreckfink und wieder andere Schwein gaben, und der war ein so abscheulicher Kerl, daß Lippo Topo wahrhaftig nie einen abscheulichem gezeichnet hat. Bruder Cipolla pflegte oft in Gesellschaft Witze über ihn zu reißen und zu sagen: »Mein Knecht hat neun Eigenschaften von einer solchen Art, daß welche immer von ihnen, wenn sie sich an Salomo oder Aristoteles oder Seneca fände, für sich allein hinreichen würde, um all ihre Tugend, all ihren Verstand und all ihre Heiligkeit zuschanden zu machen. Denkt euch also, was das für ein Mann sein muß, bei dem sich weder Tugend noch Verstand noch Heiligkeit findet und der alle neun hat.« Und wenn er manchmal gefragt wurde, was das für neun Eigenschaften seien, so antwortete er, weil er sie in Reime gesetzt hatte, also: »Er ist nachlässig und faul und ein Lügenmaul, ungehorsam und nichtsnutzig und lästerisch und schmutzig, dumm wie die Nacht und ungeschlacht, gar nicht zu reden davon, daß er samt diesen noch einige andere Fehlerchen hat, die besser verschwiegen bleiben. Und die lächerlichste Eigenheit von ihm ist die, daß er an jedem Orte ein Weib nehmen und ein Haus mieten will; und so lang und schwarz und schmierig auch sein Bart ist, glaubt er doch so fest, schön und begehrenswert zu sein, daß er sich einbildet, so viel Frauen ihn sähen, alle müßten sich in ihn verlieben, und wenn man ihn ließe, so liefe er allen nach in hitziger Brunst. Wahr ist aber, daß er mir sehr behilflich ist, und mag einer auch noch so heimlich mit mir zu sprechen haben, er muß seinen Teil davon hören; und wenn es geschieht, daß ich um etwas gefragt werde, hat er eine so große Angst, ich könnte am Ende nicht antworten, daß augenblicklich er antwortet, mit Ja oder mit Nein, wie er glaubt, daß es sich gehöre.« Den hatte also Bruder Cipolla in der Herberge gelassen und ihm befohlen, wohl darauf zu achten, daß niemand über seine Sachen komme, und besonders nicht über seinen Mantelsack, weil der die Heiligtümer enthielt. Aber Guccio Dreckfink, der lieber in der Küche war als die Nachtigall auf den grünen Zweigen, sonderlich dann, wenn er dort eine Magd wußte, ließ Befehl Befehl sein, weil er in der Küche des Wirtes ein fettes, stämmiges, kleines und verwachsenes Mensch gesehen hatte, mit ein Paar Brüsten wie Mistkörbe und mit einem Gesichte, als ob sie eine von den Vagabunden gewesen wäre, und am ganzen Leibe verschwitzt, schmierig und durchräuchert: um derentwillen ließ er die Kammer Bruder Cipollas und dessen ganze Sachen in Stich, machte sich an sie heran, nicht anders als wie ein Geier, der sich aufs Aas stürzt, setzte sich, obwohl es im August war, zum Feuer und begann mit ihr, die Nuta hieß, ein Gespräch anzuknüpfen und ihr zu sagen, daß er ein Edelmann mit Brief und Siegel sei und tausendundneun Gulden habe ohne die, die er schuldig sei und die eher mehr seien als weniger, und daß er ebensoviel zu sagen und zu tun verstehe wie der blaue Hund; und ohne sich um seine Kapuze zu scheren, die so fettig war, daß sie für den großen Suppenkessel von Altopascio genug Würze gegeben hätte, und um sein zerrissenes und geflicktes Wams, das um den Hals und über den Achseln einen Schmelz von Dreck hatte und mit mehr Flecken in mehr Farben geziert war als je ein tatarisches oder indisches Tuch, und um seine ganz zerfetzten Schuhe und um seine zerschlissenen Strümpfe, sagte er ihr, als ob er der gnädige Herr von Castiglione gewesen wäre, er werde sie neu kleiden und herausputzen und sie der jämmerlichen Lage, bei fremden Leuten leben zu müssen, entreißen und sie, obwohl sie nichts ihr eigen nenne, der Hoffnung auf ein besseres Los zuführen, und so noch tausenderlei Dinge, die aber trotz der liebenswürdigen Miene, mit der er sie sagte, in den Wind geredet waren und, wie die meisten seiner Unternehmungen, zu nichts führten. Die zwei jungen Leute fanden also Guccio Schwein um Nuta beschäftigt; erfreut darüber, weil sie so der halben Mühe enthoben waren, gingen sie, ohne daß es ihnen jemand zu verwehren versucht hätte, in die Kammer Bruder

Cipollas, die sie offen fanden, und das erste, was ihnen beim Suchen in die Hände fiel, war der Mantelsack, worin die Feder war; als sie ihn geöffnet hatten, fanden sie in einem gut mit Zendeltaffet eingewickelten Bündel ein kleines Kästchen und in diesem eine Schwanzfeder eines Papageis, und die mußte ihrer Meinung nach die sein, die er denen von Certaldo zu zeigen versprochen hatte. Und das konnte der Bruder den Leuten damals ganz leicht weismachen, weil die Üppigkeiten Ägyptens noch nicht oder höchstens zu einem kleinen Teile nach Toskana herübergekommen waren, während sie später zum Unheil von ganz Italien in übermäßiger Menge herübergekommen sind; und wenn auch sonst irgendwo einiges bekannt gewesen wäre, so wußte doch in dieser Gegend fast keiner von den Bewohnern etwas davon, sondern dort herrschte noch die rauhe Biederkeit der Alten, und geschweige, daß sie je einen Papagei gesehn hätten, hatten sie kaum jemals von einem reden hören. Zufrieden mit ihrem Funde, nahmen die zwei jungen Leute die Feder weg; um aber das Kästchen nicht leer zu lassen, füllten sie es mit Kohlen, wovon sie einen Haufen in einem Winkel der Kammer liegen sahn. Dann verschlossen sie es wieder und brachten alles wieder in Ordnung, wie sie es gefunden hatten, und gingen mit der Feder, ohne daß sie gesehn worden wären, froh davon und warteten nun mit Geduld, was Bruder Cipolla sagen werde, wenn er statt der Feder Kohlen finden werde. Die einfältigen Männer und Weiber, die in der Kirche gehört hatten, daß sie nach der dritten Nachmittagsstunde die Feder des Engels Gabriel sehn sollten, waren nach Schluß der Messe heimgekehrt; und weil es ein Nachbar dem andern sagte und eine Gevatterin der andern, fanden sich, als überall das Mittagessen vorbei war, so viele Männer und Frauen auf der Burg ein, daß kaum Platz genug war, und warteten sehnsüchtig darauf, die Feder sehn zu dürfen. Bruder Cipolla, der gut gegessen und ein wenig geschlafen hatte, stand kurz nach drei auf und ließ, als er erfuhr, daß die Bauern in Massen gekommen waren, um die Feder zu sehn, seinem Guccio Dreckfink sagen, er solle mit dem Glöcklein heraufkommen und den Mantelsack mitbringen. Nachdem sich der mit Mühe von der Küche und von Nuta losgerissen hatte, ging er mit den verlangten Dingen hinauf; als er dort angelangt war, ganz kurzatmig, weil ihm das Wassertrinken den Leib arg aufgebläht hatte, ging er auf den Befehl Bruder Cipollas zum Kirchentore und begann die Glöcklein tüchtig zu läuten. Ohne sich überzeugt zu haben, ob alle seine Sachen in Ordnung seien, begann nun Bruder Cipolla, als alle beisammen waren, seine Predigt und redete ein langes und breites, wie es in seinen Kram paßte; und als er daranging, die Feder des Engels Gabriel zu zeigen, sprach er vorerst mit großer Feierlichkeit das Confiteor, ließ dann zwei Kerzen anzünden, wickelte den Taffet, nicht ohne vorher die Kapuze abgelegt zu haben, behutsam auf und zog das Kästchen hervor. Nun sprach er noch ein Weilchen zum Lobe und Preise des Engels Gabriel und seiner Reliquie, und endlich öffnete er das Kästchen. Als er das voller Kohlen sah, hatte er nicht etwa auf Guccio Walfisch Verdacht, weil er ihm so etwas überhaupt nicht zutraute, fluchte ihm auch nicht, daß er es nicht so gehütet habe, daß niemand hätte die Verwechslung vornehmen können, sondern schalt sich im stillen selber aus, daß er ihm die Obhut über seine Sachen anvertraut habe, obwohl er gewußt habe, wie Guccio sei, nämlich nachlässig und ungehorsam, faul und dumm. Nichtsdestoweniger veränderte er keineswegs die Farbe, sondern hob Blick und Hände himmelwärts und sagte so laut, daß er von allen gehört wurde: »O Gott, gepriesen sei immerdar deine Allmacht.« Dann verschloß er das Kästchen wieder, wandte sich wieder zum Volke und sagte: »Meine Herren und Damen, ihr müßt wissen, daß ich, als ich noch sehr jung war, von meinem Obern in die Länder geschickt worden bin, wo die Sonne aufgeht, und ich habe den ausdrücklichen Auftrag mitbekommen, so lange zu suchen, bis ich die Vorrechte des Porzellans finden werde, die, obwohl es nichts kosten würde, sie zu siegeln, doch andern viel nützlicher sind als uns. Darum machte ich mich auf den Weg, ging von Venedig aus und kam durch die Vorstadt der Griechen und weiter durch das Königreich Algarbien und dann durch Bagdad, immer zu Pferde, nach Parione, und von dort nach einem Weilchen nicht ohne harten Durst nach Sardinien. Aber warum soll ich euch alle Länder herzählen, die ich durchstreift habe? Nachdem ich den Arm des heiligen Georg übersetzt hatte, gelangte ich nach Lügien und Trügien, Länder, die dicht bewohnt sind von großen Völkern; und dann kam ich in die Flunkerei, wo ich viele von unsern Brüdern und von andern Orden fand, die um Gottes willen jedes Ungemach mieden und sich wenig aus fremden Leiden machten, wenn dabei ihr Vorteil herausschaute, dabei aber in diesen Ländern kein andres Geld ausgaben als ungeprägtes. Und von dort zog ich weiter ins Land der Abruzzen, wo Männer und Weiber in Holzschuhen übers Gebirge gehen und die Schweine in ihren eigenen Därmen verwursten; und in einer kleinen Entfernung traf ich Leute, die das Brot auf Stöcken trugen und den Wein in Säcken. Und von ihnen kam ich zu den Wurmbergen, wo alle Wasser abwärts rinnen. Binnen kurzer Zeit ging ich so weit landein, bis ich nach Pastinakisch Indien kam, und dort sah ich, das schwöre ich euch bei dem Kleide, das ich trage, die Federn in der Luft fliegen, eine unglaubliche Sache, wenn man's nicht gesehn hat; aber mir kann das Maso del Saggio bezeugen, der große Kaufmann, den ich dort getroffen habe, als er Nüsse knackte und die Schalen stückweise verkaufte. Da ich aber nicht finden konnte, was ich suchen ging, kehrte ich um, weil es dort zu Wasser weitergeht, und kam in das Heilige Land, wo das kalte Brot im Sommer vier Heller gilt und das warme gar nichts. Und dort suchte ich den ehrwürdigen Vater auf, den Herrn Rührmichnichtan Wennseuchbeliebt, den verdienstvollen Patriarchen von Jerusalem. Aus Verehrung für das Kleid des

gnädigen Herrn St. Antonius, das ich immer trug, wollte er mich all die heiligen Reliquien sehn lassen, die er bei sich hatte; und derer waren so viele, daß ich, wenn ich sie euch alle aufzählen wollte, in ein paar Meilen nicht zu Ende käme. Um euch aber nicht allen Trost zu versagen, will ich euch einige nennen. Zuerst hat er mir den Finger des Heiligen Geistes gezeigt, so unversehrt und heil wie nur je, und dann das Löckchen des Seraphs, der dem heiligen Franziskus erschienen ist, und eine Klaue eines Cherubs und eine Rippe des Wortes, das Fleisch geworden ist, und ein paar Kleider des heiligen katholischen Glaubens und einige Strahlen des Sterns, der den Weisen aus dem Morgenlande erschienen ist, und ein Fläschchen mit dem Schweiße, den der heilige Michael vergossen hat, als er den Teufel bestritt, und den Kinnbacken des Todes, den der heilige Lazarus gestorben ist, und andere. Und weil ich ihm freigebig einige Abhänge des Monte Morello italienisch mitteilte und einige Hauptstücke des Caprezio, die er schon lange gesucht hatte, so machte er mich zum Teilhaber seiner heiligen Reliquien und gab mir außer einem Zahne des heiligen Kreuzes und einem Fläschchen mit etwas Glockenhall vom Tempel Salomos auch die Feder des Engels Gabriel, von der ich euch schon gesprochen habe, und einen Holzschuh des heiligen Gerhard von Villamagna, den ich, es ist noch nicht lange her, in Florenz Gherardo die Bonsi geschenkt habe, der ihn mit der größten Andacht verehrt; und dann hat er mir von den Kohlen gegeben, womit der gebenedeite heilige Märtyrer Laurentius geröstet worden ist. Und alle diese Dinge habe ich ehrfurchtsvoll von dort mitgebracht und habe sie noch alle. Freilich hat mir mein Oberer nicht früher erlaubt, sie zu zeigen, als bis er überzeugt sein werde, ob sie echt sind oder nicht. Jetzt aber haben ihn einige Wunder, die durch sie geschehen sind, und Briefe, die er vom Patriarchen erhalten hat, von ihrer Echtheit überzeugt, und er hat mir die Erlaubnis zugestanden, sie zu zeigen; weil ich mich aber fürchte, sie einem andern anzuvertrauen, trage ich sie immer bei mir. Nun ist es Tatsache, daß ich die Feder des Engels Gabriel, damit sie nicht verderbe, in einem Kästchen verwahre, und die Kohlen, womit der heilige Laurentius geröstet worden ist, in einem andern; diese Kästchen sind aber einander so ähnlich, daß mir schon oft das eine für das andere in die Hand gekommen ist, und so ist es mir auch heute ergangen: ich habe geglaubt, das Kästchen mit der Feder hergebracht zu haben, und habe das mit den Kohlen hergebracht. Ich halte jedoch nicht dafür, daß das ein Irrtum gewesen sei, sondern ich bin überzeugt, daß es der Wille Gottes gewesen ist und daß er mir das Kästchen mit den Kohlen in die Hand gelegt hat; denn eben erinnere ich mich, daß übermorgen das Fest des heiligen Laurentius ist: Gott hat gewollt, daß ich durch das Vorzeigen der Kohlen, womit der geröstet worden ist, in euern Seelen die Verehrung, die ihr ihm schuldet, neu entzünde, und so hat er mich nicht die Feder, die ich nehmen wollte, sondern die gebenedeiten Kohlen nehmen lassen, die von dem Blute seines hochheiligen Körpers ausgelöscht worden sind. Und darum, Geliebte in Christo, nehmt die Mützen ab und naht euch in Andacht, um sie zu betrachten. Vorher aber sollt ihr wissen, daß wer immer mit diesen Kohlen im Kreuzeszeichen berührt worden ist, das ganze Jahr sicher sein kann, daß ihn kein Feuer berührt, ohne daß er es spürte.« Und nachdem er also gesprochen hatte, stimmte er einen Lobgesang auf St. Laurentius an und öffnete das Kästchen und zeigte die Kohlen. Nachdem die törichte Menge die ein Weilchen mit ehrfürchtigem Staunen betrachtet hatte, drängten sie sich alle ungestüm zu Bruder Cipolla heran, brachten bessere Opfergaben als sonst und baten ihn, einer wie der andere, daß er sie damit berühre. Bruder Cipolla nahm denn die Kohlen in die Hand und begann ihnen auf ihre weißen Hemden und auf die Wämser und den Frauen auf die Kopftücher so große Kreuze zu zeichnen, wie nur Platz hatten, wobei er beteuerte, daß den Kohlen alles das, was beim Kreuzemachen abgehe, im Kästchen wieder nachwachse, und das habe er schon zu often Malen bewährt gefunden. Und indem er auf diese Art, nicht ohne beträchtlichen Nutzen für sich, alle Leute von Certaldo mit dem Kreuze zeichnete, beschämte er durch seine Geistesgegenwart die beiden, die ihn durch das Wegnehmen der Feder zu beschämen gedacht hatten. Sie waren bei seiner Pedigt anwesend gewesen und hatten, als sie hörten, was für eine absonderliche Ausflucht er ergriff und wie weit er die Worte herholte, so übermäßig lachen müssen, daß sie sich die Kinnbacken zu verrenken geglaubt hatten. Als sich dann das Volk verlaufen hatte, gingen sie zu ihm und entdeckten ihm unter dem größten Gelächter von der Welt, was sie getan hatten, und gaben ihm hierauf seine Feder zurück; die sollte ihm ein Jahr später nicht weniger einbringen als damals die Kohlen.

Diese Geschichte hatte allen in der Gesellschaft gleichmäßige Lust und Freude bereitet, und allgemein wurde über Bruder Cipolla herzlich gelacht und besonders über seine Pilgerfahrt und über die Reliquien, die er dort gesehn und von dort mitgebracht hatte. Als aber die Königin merkte, daß die Geschichte zu Ende war und mit ihr auch ihre Herrschaft, erhob sie sich, nahm den Kranz ab, setzte ihn lächelnd auf das Haupt Dioneos und sagte: »Es ist an der Zeit, Dioneo, daß auch du einmal versuchst, wie schwer es hält, über Frauen zu herrschen und sie zu leiten; sei also König und herrsche so, daß wir deine Herrschaft an ihrem Ende loben können.« Dioneo nahm die Krone an und antwortete lachend: »Sicherlich habt ihr schon oft Könige gesehn, die beliebter waren, als ich es bin, nämlich die Schachkönige; wenn ihr mir aber so gehorchen wolltet, wie einem wirklichen Könige gehorcht werden soll, so würde ich euch Wonnen genießen lassen, ohne die auch der froheste Tag keine vollständige Befriedigung zurückläßt. Aber lassen wir das; ich

werde herrschen, so gut wie ich es verstehn werde.« Und nachdem er sich gemäß dem üblichen Brauche hatte den Seneschall kommen lassen, gab er ihm seine Befehle für die Dauer seiner Herrschaft, und dann sagte er: »In mancherlei Weise haben wir schon, meine verehrten Damen, über menschliches Trachten und mannigfaches Geschick gesprochen, so daß ich, wenn nicht vorhin Frau Licisca hergekommen wäre und mir mit ihrem Reden einen Stoff für die morgigen Erzählungen geboten hätte, sicherlich eine lange Zeit gebraucht hätte, um einen Vorwurf für die Geschichten zu finden. Wie ihr gehört habt, hat sie gesagt, sie habe nicht eine Bekannte, die ihre Jungfernschaft in die Ehe gebracht hätte, und hat hinzugefügt, sie wisse auch genau, wie oft und wie die Verheirateten ihre Männer hinters Licht führen. Von dem ersten Teile ihrer Behauptung wollen wir absehn, weil das Kindereien sind, aber von dem zweiten will es mir scheinen, daß darüber zu sprechen ganz vergnüglich sein könnte; und darum will ich, daß morgen, da Frau Licisca hierzu den Anstoß gegeben hat, von den Streichen gesprochen werde, die die Frauen entweder aus Liebe, oder um sich aus der Not zu helfen, ihren Männern gespielt haben, ob es die nun gemerkt haben oder nicht.« Einigen Damen schien es, daß es sich nicht recht für sie schicken werde, über einen solchen Gegenstand zu erzählen, und sie baten ihn, die eben gestellte Aufgabe abzuändern. Aber der König antwortete ihnen: »Ich weiß ebensogut wie ihr, meine Damen, was ich befohlen habe; und von diesem Befehle hat mich das, was ihr mir darlegen wollt, nicht abbringen können, weil ich denke, daß die Zeiten derartig sind, daß den Männern und den Frauen, wenn sie sich nur vor unehrbarem Tun in acht nehmen, von allem zu sprechen erlaubt ist. Wißt ihr denn nicht, daß bei den Heimsuchungen der jetzigen Zeitläufte die Richter ihre Stühle verlassen haben, daß die Gesetze, die göttlichen sowohl als auch die menschlichen, schweigen und daß jedermann unumschränkte Freiheit gewährt ist, damit er sein Leben friste? Und wenn sich darum euere Ehrbarkeit ein wenig in Worten gehen läßt, nicht auf daß daraus irgend etwas Unschickliches erfolge, sondern um euch und andern ein Vergnügen zu bereiten, so sehe ich keinen stichhaltigen Grund, daß euch deswegen in der Zukunft Vorwürfe gemacht werden könnten. Überdies habt ihr Damen in dieser Gesellschaft vom ersten Tage an bis zu dieser Stunde so auf euere Ehrbarkeit gehalten, daß es mich nicht dünkt, sie habe sich durch irgend etwas, was unter uns gesprochen worden ist, in irgendeiner Weise befleckt, so wie ich auch überzeugt bin, daß sie sich bei alledem mit Gottes Hilfe nie beflecken wird. Und weiter, wo gäbe es jemand, der nicht euere Ehrbarkeit kennte? In der ihr euch, wie ich meine, nicht einmal durch die Schrecken des Todes irremachen ließet, geschweige denn durch eine lustige Unterhaltung. Und um die Wahrheit zu sagen, wenn einer erführe, daß ihr euch geweigert habt, gelegentlich von diesen Schelmereien zu reden, so faßte er vielleicht den Verdacht, daß ihr vielleicht selber darin nicht unschuldig seiet und deshalb nicht davon hättet sprechen wollen. Übrigens würdet ihr mir eine schöne Ehre antun, wenn ihr mich, der ich allen gehorsam gewesen bin, nur deswegen zum Könige gemacht und mit der Gewalt des Gesetzes bekleidet hättet, um das, was ich euch auftrage, nicht zu tun. Laßt also diese Bedenken fahren, die mehr für kleinliche Geister taugen als für die eurigen, und sinnet eine jede wohlgemut, eine recht hübsche Geschichte zu erzählen.« Als das die Damen gehört hatten, sagten sie, es solle geschehen, was er wünsche; darum entließ nun der König alle mit der Erlaubnis, sich bis zum Abendessen nach ihrem Belieben zu beschäftigen. Die Sonne stand noch sehr hoch, weil die Unterhaltung kurz gewesen war; deshalb rief Elisa, als sich Dioneo mit den andern jungen Männern zum Brettspiele gesetzt hatte, die andern Damen beiseite und sagte zu ihnen: »Seit wir hier sind, habe ich mich darauf gefreut, euch einmal hier in der Nähe in das sogenannte Frauental zu führen, weil ich nicht glaube, daß schon eine von euch dort gewesen ist; bis jetzt habe ich noch nie die Gelegenheit dazu gefunden, heute aber steht die Sonne noch hoch: wenn ihr also mit mir hingehn wollt, so zweifle ich keineswegs, daß es euch, wenn ihr einmal dort seid, nicht gereuen wird, hingegangen zu sein.« Die Damen antworteten, sie seien bereit, riefen eins von ihren Mädchen und machten sich, ohne die Männer etwas wissen zu lassen, auf den Weg; und sie waren noch nicht viel weiter als eine Meile gegangen, so kamen sie zum Frauental. Sie betraten es auf einem ganz schmalen Pfade, an dessen Seite ein klares Bächlein rieselte, und sahen, daß es, sonderlich damals bei der großen Hitze, schöner und annehmlicher war, als sich beschreiben ließe. Und nach dem, was mir eine von ihnen später gesagt hat, war die ebene Talsohle so rund, als ob sie mit dem Zirkel ausgemessen gewesen wäre, obwohl das ein Kunstwerk der Natur und nicht der Menschenhand war; und diese Ebene, deren Umfang etwas mehr als eine halbe Meile betrug, war umgeben von sechs nicht allzu hohen Hügeln, auf deren Gipfeln man je ein Gebäude sah, das ähnlich einer schönen Burg gebaut war. Die Abhänge dieser Hügel setzten sich stufenweise bis in die Ebene fort, ähnlich wie wir es in den Theatern sehn, daß die Sitzreihen von der höchsten bis zur untersten so angeordnet sind, daß sie ihre Kreise stets verengen. Und diese Abhänge trugen, so weit sie gegen Mittag lagen, eine Fülle von Weinreben, Oliven, Mandel-, Kirschen- und Feigenbäumen und vielen andern Gattungen fruchtbringender Bäume, und keine Spanne war ungenützt. Die Abhänge, die der Wagen der Mitternacht sah, prangten über und über in dem grünen Laube von Eichen, Eschen und andern hochstrebenden Bäumen. Die Ebene wieder, zu der es keinen andern Weg gab als den, den die Damen gekommen waren, war durchaus mit Tannen, Zypressen und Lorbeerbäumen und hier und dort mit Fichten in so hübsch verteilten Gruppen bewachsen, als ob sie der größte Meister in dieser Kunst gepflanzt hätte; und obwohl die Sonne hoch stand, gelang es

ihr doch nur selten oder gar nicht, einen Strahl bis auf den Boden herabzusenden, der eine einzige Wiese des zartesten Grases bildete, besät mit purpurnen und andern Blüten. Und was überdies ein nicht geringeres Vergnügen als das andere bot, war ein Bächlein, das aus einem Tälchen zwischen zweien von diesen Hügeln über Felsenstufen mit einem die Ohren entzückenden Plätschern herabstürzte und so glänzend zerstäubte, daß es von weitem aussah wie Quecksilber, das aus einer gepreßten Öffnung in winzigen Tröpfchen gespritzt wird; und wo es hinunter in die Ebene kam, sammelte es sich in einem schönen Bette, lief hurtig bis zur Mitte der Ebene und bildete dort einen kleinen See, wie solche manchmal die Städter in ihren Gärten als Weiher anlegen, wenn sie dazu Gelegenheit haben. Und dieser See war nicht tiefer, als daß er einem Manne bis an die Brust gereicht hätte, und sein Wasser, das von jeglicher Trübung frei war, ließ einen Grund aus dem feinsten Kiese so deutlich sehn, daß wer nichts zu tun gehabt und es gewollt hätte, die einzelnen Steinchen hätte zählen können. Und wer ins Wasser blickte, sah nicht nur den Grund, sondern auch so viele hin und her schießende Fische, daß es außer der Lust noch helles Staunen erregte. Und der See war sonst von keinem Ufer umschlossen als von dem Boden der Wiese, die rings um den See um so üppiger war, je mehr sie dort Feuchtigkeit von ihm erhielt. Das Wasser, das der See nicht fassen konnte, wurde von einem andern Bette aufgenommen, und so verließ es das Tal, um ins niedrigere Land abzufließen. Als die Damen in das Tal gekommen waren und sich mit vieler Anerkennung für seine Schönheit überall umgesehn hatten, faßten sie, weil sie nicht im geringsten besorgt waren, gesehn zu werden, den Entschluß, sich von der großen Hitze durch ein Bad in dem See, den sie vor sich sahen, erfrischen zu wollen. Und nachdem sie ihrem Mädchen befohlen hatten, auf dem Wege, den sie gekommen waren, zu bleiben und achtzugeben, ob niemand komme, entkleideten sie sich alle sieben und stiegen in die Flut, die ihre weißen Körper nicht anders verbarg, als ein dünnes Glas eine rote Rose. Und weil in dem Wasser, auch als sie drinnen waren, keinerlei Trübung entstand, begannen sie hier und dort die Fische zu verfolgen, um sie, die sich nirgends verstecken konnten, mit den Händen zu fassen. Sie fingen auch einige und erlustigten sich so eine Weile; als es ihnen aber dann an der Zeit schien, an die Rückkehr zu denken, stiegen sie heraus, kleideten sich wieder an und machten sich, ohne das Tal mehr preisen zu können, als sie es schon gepriesen hatten, langsamen Schrittes auf den Weg, unter steten Gesprächen von der Schönheit des Tales. Sie kamen zu guter Stunde beim Palaste an und fanden die jungen Männer noch beim Spiele, wie sie sie verlassen hatten. Und Pampinea sagte lächelnd zu ihnen: »Heute haben wir euch doch einmal hintergangen.« – »Wieso denn?« sagte Dioneo; »fangt ihr dergleichen zu tun an, bevor ihr noch davon gesprochen habt?« Pampinea sagte: »Ja, Herr«; und dann erzählte sie ihm ausführlich, woher sie kämen und wie das Tal aussehe und wie weit der Weg hin sei und was sie dort getan hätten. Als der König von der Schönheit des Ortes hörte, bekam er Lust ihn zu sehn und ließ deshalb rasch das Abendessen auftragen. Nachdem das unter allgemeiner Fröhlichkeit beendet war, verließen die drei Jünglinge die Damen und gingen mit ihren Dienern in das Tal, wo noch keiner von ihnen gewesen war; und indem sie jede einzelne Schönheit erwogen, kamen sie zu dem Schlüsse, daß es wenig schönere Orte auf der Welt geben werde. Nachdem sie dann gebadet und sich wieder angekleidet hatten, kehrten sie, weil es schon ziemlich spät war, nach Hause zurück; dort trafen sie die Damen, wie sie nach dem Gesänge Fiammettas einen Reigen tanzten. Als der zu Ende war, brachten die Jünglinge das Gespräch auf das Frauental und sagten im Vereine mit den Damen viel schöne Dinge zu seinem Lobe. Darum ließ der König den Seneschall kommen und befahl ihm, Sorge zu tragen, daß am nächsten Tage Vorbereitungen getroffen und Betten hinausgetragen würden, wenn vielleicht einer oder der andere um die Mittagszeit dort werde schlafen oder ruhen wollen. Hierauf ließ er Lichter, Wein und Konfekt bringen; die Gesellschaft erfrischte sich ein wenig und ordnete sich dann auf den Befehl des Königs zum Tanze. Nun wandte er sich an Elisa und sagte liebenswürdig zu ihr: »Meine schöne Dame, du hast mir heute die Ehre der Krone übertragen, und ich will dir an diesem Abende die des Liedes übertragen; drum singe eins, wie es dir beliebt.« Lächelnd antwortete Elisa, das tue sie gerne, und begann mit süßer Stimme also:

O Gott der Liebe, könnt ich mich von dir entkrallen;
Ich wüßte kaum, ob je
In mir Vermöchten bliebe, anderm Häkchen zu verfallen.

Als schlichtes Mädchen trat ich ein in deinen Krieg
Und hatte ihn als holden Frieden mir gedacht:
Ich legte jedes Rüstzeug ab: mein Ringen schwieg,
Denn sicher war ich meiner, fühlte mich bewacht.
Du treuloser Tyrann, gewöhnt an rauhen Sieg,
Warfst dich auf mich, im Liebesweh;
Und gleich mit scharfer WarFenkraft und Schnallen.

Von deinen Ketten hart umschlungen,

Gabst du mich jenem, der für meinen Tod geboren;
Schon lang zur Hingebung an Tränenpein durchdrungen,
Ward ich so voll zum Opfer seiner Macht erkoren,
Daß ich, von grauser Herrschaft ganz bezwungen,
Vor Seufzen nimmer weiß, wie ich besteh:
Es muß das Weinen unerleichtert mir verhallen.

Es wird ihm wohl der Wind mein Flehen überbringen,
Doch hört er keines und will nichts erhören.
Noch scheint er stündlich härter mich zu dingen;
So leb ich kaum und kann das Sterben nicht erbringen:
Ich lasse mich noch weiter zu der Welt betören!
Drum hilf mir, daß ich nicht in Schmach vergeh:
O gib ihn mir, aus deinen Siegerkrallen.

Wenn es dir nicht behagt, solches zu tuen, löse
Die Knoten, die sich Hoffnungen geknüpft.
O du, mein Herr, warum bist du mir immer böse?
Erhöre mich: dann fühl ich, wie das Herz mir hüpft,
Weil Zuversicht aus jüngster Schönheit in mich schlüpft.
Und ich bef ehl mir schnell: mein Weh vergeh!
In weißer, roter Blumenpracht kann ich gefallen.

Elisa endete ihr Lied mit einem wehmütigen Seufzer; zwar wunderten sich alle über den Inhalt, jedoch konnte niemand erraten, was sie für einen Grund habe, so zu singen. Aber der König, der in aufgeräumter Stimmung war, ließ Tindaro rufen und befahl ihm, seine Sackpfeife hervorzuholen, und nach deren Klange tanzten sie noch lange. Als aber damit ein großer Teil der Nacht verstrichen war, hieß der König alle schlafen gehn.

*Es endet der sechste Tag des Dekamerons*

*Es beginnt der*

# siebente Tag des Dekamerons

*wo unter der Herrschaft Dioneos*
*von den Streichen erzählt wird,*
*die die Frauen entweder aus Liebe,*
*oder um sich aus der Not zu helfen,*
*ihren Männern gespielt haben,*
*ob es die nun gemerkt*
*haben oder nicht*

Schon war im Osten jedes Gestirn verschwunden, ausgenommen der Morgenstern, der noch durch die erblassende Morgenröte schimmerte, als der Seneschall aufstand und sich mit einem ansehnlichen Trosse ins Frauental aufmachte, um dort alle Anstalten zu treffen, wie ihm sein Herr aufgetragen und befohlen hatte. Nach seinem Abgange dauerte es nicht lange, so stand auch der König auf, den der Lärm der Aufladenden und der Lasttiere geweckt hatte, und ließ ebenso alle Damen und Jünglinge wecken. Noch brachen die Sonnenstrahlen mit linder Kraft hervor, als sie sich schon alle auf den Weg machten, und noch nie glaubten sie die Nachtigallen und die andern Vögel so fröhlich singen gehört zu haben, wie an diesem Morgen; und von deren Gesänge begleitet gingen sie ins Frauental, wo sie von noch viel mehr Sängern empfangen wurden, so daß es ihnen nicht anders schien, als ob die über ihre Ankunft gejubelt hätten. Indem sie dort rund herum gingen und das ganze Tal von neuem betrachteten, deuchte es sie um so viel schöner zu sein als am Tage vorher, wie die Tagesstunde mehr im Einklänge stand zu seiner Schönheit. Nachdem sie ihre Nüchternheit mit gutem Weine und mit Konfekt gebrochen hatten, begannen sie, um sich nicht von den Vögeln beschämen zu lassen, auch selber zu singen, und das Tal, das stets dasselbe Lied sang wie sie, im Widerhall mit ihnen; und die Vögel gaben, als ob sie sich nicht hätten überwunden bekennen wollen, neue süße Weisen drein. Um die Essensstunde wurden die Tische unter den Lorbeern und andern schönen Bäumen nahe am schönen See aufgestellt, und sie setzten sich, wie es der König wünschte, und beim Essen sahen sie die Fische in dem See in Rudeln schwimmen; und das gab nicht nur zum Schauen Anlaß, sondern dann und wann auch zum Gespräche. Als dann das Mahl beendet und die Gerichte und die Tische weggeräumt waren, begannen sie, noch heiterer als früher, zu singen. Derweil waren an mehreren Stellen in dem kleinen Tale Betten aufgeschlagen und von dem verständigen Seneschall mit fränkischem Stoffe verhängt und überdacht worden; nun durfte, wer wollte, mit Erlaubnis des Königs schlafen gehn, und wer nicht schlafen wollte, konnte unter den andern bei ihnen gebräuchlichen Vergnügungen nach Belieben wählen. Als aber alle wieder aufgestanden waren und es Zeit war, sich zum Geschichtenerzählen zu versammeln, setzten sie sich nicht weit von der Stelle, wo sie gegessen hatten, nahe am See auf den Teppichen nieder, die nach dem Wunsche des Königs auf den Rasen gebreitet worden waren, und der König befahl, daß Emilia beginne. Und die begann mit heiterm Lächeln also:

## Erste Geschichte

*Gianni Lotteringhi bort des Nachts an seiner Tür pochen: er weckt seine Frau, und die redet ihm ein, es sei das Gespenst; sie beschwören es mit einem Spruche, und das Klopfen hört auf.*

Es wäre mir sehr lieb gewesen, Herr, wenn es Euch gefallen hätte, daß jemand anders als ich bei einem so schönen Gegenstande, wie es der ist, wovon wir sprechen sollen, den Anfang gemacht hätte; weil es aber Euer Wille ist, daß ich allen andern Frauen Mut machen soll, so werde ich das gerne tun. Und ich werde euch, meine liebsten Damen, etwas zu erzählen trachten, was euch für die Zukunft nützlich sein kann; wenn nämlich alle Frauen so furchtsam sind wie ich und sonderlich vor dem Gespenste, von dem ich, weiß Gott, nicht weiß, was es ist, ebensowenig wie ich bis jetzt auch nur eine gefunden habe, die es gewußt hätte, obwohl es wir Frauen alle gleichermaßen fürchten, so werdet ihr, wenn ihr euch meine Geschichte gut merkt, einen heiligen und trefflichen Spruch lernen, der die besondere Kraft hat, das Gespenst zu verscheuchen.

In Florenz war einmal in der Straße von San Brancazio ein Wollenweber, Gianni Lotteringhi mit Namen, der in seinem Handwerke mehr geschickt war als in andern Dingen klug. Und um seiner Einfalt willen war er zu often Malen Oberer der Kirchensänger von Santa Maria Novella geworden und hatte die Aufsicht über sie und bekleidete sehr häufig andere Ämtchen von dieser Art, weswegen er denn eine gar hohe Meinung von sich hegte; und alles das wurde ihm zuteil, weil er als wohlhabender Mann den Mönchen oft gute Mahlzeiten gab. Und weil sie auch dann und wann ein Paar Hosen oder eine Kutte oder ein Skapulier von ihm zogen, lehrten sie ihn schöne Gebete und gaben ihm das Vaterunser auf italienisch und den Gesang des heiligen Alexius und die Klage des heiligen Bernhard und das Loblied der Frau Mathilde und andern solchen Plunder, und darauf hielt er große Stücke und verwahrte alles gar sorgsam um seines Seelenheils willen. Nun hatte er zur Gattin eine hübsche, verführerische Frau, Monna Tessa mit Namen, eine Tochter von Manuccio von der Cuculia, die klug und verschlagen war. Da sie, die die Einfalt ihres Mannes kannte, in Federigo di Neri Pegolotti, einen hübschen, frischen jungen Mann, verliebt war, so wie er in sie, so ließ sie ihn durch eine Magd von ihr wissen, daß er sie auf einem schönen Landgute, das Gianni in Camerata besaß, besuchen kommen solle; dort verweilte sie nämlich den ganzen Sommer, während Gianni nur manchmal hinauskam, um dort zur Nacht zu essen und zu schlafen, und am Morgen in seine Werkstatt oder auch wohl zu seinen

Sängern zurückkehrte. Federigo, der das über die Maßen ersehnt hatte, ging an dem Tage, der ihm angegeben war, um die Dämmerung hinauf und durfte, weil Gianni an diesem Abend nicht kam, in aller Gemächlichkeit und Lust mit der Frau essen und mit ihr zu Bette gehn; und in seinen Armen liegend, lehrte sie ihn in dieser Nacht wohl ein halbes Dutzend von den Lobgesängen ihres Mannes. Da es aber ebensowenig ihr Wunsch wie der Federigos war, daß diese Nacht die letzte sei, so wie sie die erste gewesen war, trafen sie, damit nicht jedesmal die Magd um ihn zu gehn brauche, die Verabredung, daß er alltäglich auf dem Wege von und zu seinem Landhause, das etwas höher lag, einen Blick auf den Weingarten neben ihrem Hause werfen solle, wo er auf einem Pfahle einen Eselskopf sehn werde: sei der mit der Schnauze nach Florenz gekehrt, so solle er unbesorgt und ohne Fehl in der Dunkelheit zu ihr kommen und, wenn er die Tür nicht offen finde, dreimal leise klopfen, und sie werde ihm öffnen; sehe er aber, daß die Schnauze des Kopfes gegen Fiesole gekehrt sei, so solle er nicht kommen, weil dann Gianni da sein werde. Und indem sie es in dieser Weise hielten, fanden sie sich zu often Malen zusammen. An einem Abende aber, wo Federigo wieder einmal mit Monna Tessa, die zwei feiste Kapaune hatte zurichten lassen, hätte essen sollen, geschah es, daß Gianni, der nicht hätte kommen sollen, zu sehr später Stunde daherkam: das war der Frau gar nicht lieb, und er und sie aßen ein Stückchen Pökelfleisch, das sie nebenbei hatte sieden lassen; der Magd aber befahl sie, die zwei gesottenen Kapaune in ein weißes Tischtuch zu wickeln und sie nebst einer Menge frischer Eier und einer Flasche guten Weins in den Garten zu tragen, wohin man gelangen konnte, ohne durchs Haus gehn zu müssen, und wo sie dann und wann mit Federigo zu essen pflegte, und alles unter einem Pfirsichbaume, der am Rande einer Wiese stand, zu hinterlegen. Und so groß war ihr Unmut, daß sie völlig vergaß, der Magd auch zu sagen, sie solle so lange warten, bis Federigo kommen werde, und ihm sagen, daß Gianni da sei und daß er die Sachen aus dem Garten wegnehmen möge. Als nun Gianni und seine Frau zu Bette gegangen waren und ebenso die Magd, dauerte es nicht lange, so kam Federigo und pochte leise an die Haustür, die so nahe bei der Kammer war, daß es Gianni augenblicklich hörte; auch die Frau hörte es, tat aber, als ob sie schliefe, damit Gianni keinen Argwohn gegen sie fasse. Nach einer kleinen Weile klopfte Federigo zum zweiten Male; verwundert darüber stieß Gianni die Frau ein wenig an und sagte: »Tessa, hörst du nichts? Mir kommt es so vor, als würde an unserer Tür gepocht.« Die Frau, die es viel besser gehört hatte als er, stellte sich, als ob sie aus dem Schlafe erwachte, und sagte: »Was gibt's denn?« – »Ich sage«, sagte Gianni, »daß es mir so vorkommt, als würde an unsere Türe gepocht.« Die Frau sagte: »Gepocht? O weh, Gianni, so weißt du also nicht, was das ist? Das ist das Gespenst, vor dem ich in diesen Nächten eine entsetzliche Angst gehabt habe; wenn ich's gehört habe, so habe ich den Kopf unter die Decke gesteckt und ich habe mich nicht getraut, ihn hervorzuziehen, ehe es hellichter Tag gewesen ist.« Nun sagte Gianni: »Geh, Frau, habe keine Angst, wenn es das ist; als wir vorhin zu Bette gegangen sind, habe ich das Te lucis und das Intemerata und eine Menge guter Gebete gesprochen und habe das Bett in allen Winkeln gesegnet im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes, so daß wir uns nicht zu fürchten brauchen, weil es uns samt aller Macht, die es haben mag, nicht schaden kann.« Da aber die Frau vermeiden wollte, daß Federigo etwa einen Argwohn gegen sie fasse und mit ihr breche, beschloß sie auf jeden Fall aufzustehn und ihm zu verstehn zu geben, daß Gianni da sei, und sagte zu ihrem Manne: »Schon recht, sag du nur deine Sprüche; ich für meinen Teil werde mich nie mehr ruhig und sicher fühlen, wenn wir es nicht beschwören, dieweil du hier bist.« Gianni sagte: »Aber wie beschwört man es denn?« Die Frau sagte: »Die Beschwörung weiß ich ganz wohl; als ich vorgestern in Fiesole beim Ablasse war, hat mich eine von diesen Klausnerinnen – und wie heilig die sind, das soll dir Gott an meiner Statt sagen –, als sie mich so geängstigt gesehen hat, einen heiligen und trefflichen Spruch gelehrt und mir gesagt, sie habe ihn, bevor sie Klausnerin geworden sei, zu mehreren Malen versucht, und stets habe er geholfen. Aber weiß Gott, allein hätte ich nicht das Herz gehabt, ihn zu versuchen; aber weil du jetzt da bist, möchte ich gerne, daß wir das Gespenst beschwören gingen.« Gianni sagte, ihm sei's recht; darum standen sie auf und gingen beide ganz leise zu der Tür, auf deren andern Seite Federigo, wenn auch schon argwöhnisch, noch immer wartete. Und als sie dort waren, sagte die Frau zu Gianni: »Du mußt aber ausspucken, wann ich's dir sagen werde.« – »Gut«, sagte Gianni. Und die Frau begann den Spruch und sagte: »Gespenst, Gespenst, am nächtlichen Ort, mit steifem Schweife stehst du dort, mit steifem Schweif geh wieder fort; im Garten unterm Pfirsich ist fettig Feistes für dich und hundert Klunkern der Henne mein, setz an den Mund die Flasche Wein, verschwinde aber dann im Nu und laß Gianni und mich in Ruh.« Und nun sagte sie zu ihrem Manne: »Spuck aus!« Und Gianni spuckte aus. Und Federigo, der draußen stand und das hörte, ließ alle Eifersucht fahren und hatte trotz seinem Mißmut so große Lust zu lachen, daß er schier barst, und als Gianni ausspuckte, sagte er: »Die Zähne mit.« Nachdem die Frau das Gespenst auf diese Weise dreimal beschworen hatte, ging sie mit ihrem Manne ins Bett zurück. Federigo, der, weil er hatte mit ihr essen sollen, nichts gegessen hatte, ging, da er die Worte des Spruches richtig verstand, in den Garten; dort fand er unter dem Pfirsich die zwei Kapaune und den Wein und die Eier, trug alles nach Hause und verzehrte es in aller Gemächlichkeit. Und über diese Beschwörung lachte er bei ihren spätem Zusammenkünften noch oft mit ihr. Freilich sagen manche, die Frau habe den Eselskopf richtig nach Fiesole gedreht gehabt, aber ein Bauer, der am Weingarten vorbeigekommen sei, habe ihm einen

Stockstreich versetzt, so daß er sich ein paarmal umgedreht und schließlich gegen Florenz gewandt zur Ruhe gekommen sei, und darum sei Federigo, der geglaubt habe, er werde erwartet, gekommen, und die Frau habe die Beschwörung in dieser Weise vorgenommen: »Gespenst, Gespenst, geh, eh es zu spät, den Eselskopf hab ich nicht umgedreht; ein anderer war's, Gott soll ihn strafen, laß mich und meinen Gianni schlafen.« Und deswegen sei er weggegangen und habe weder Herberge noch Essen gefunden. Aber eine Nachbarin von mir, die eine sehr alte Frau ist, hat mir gesagt, nach dem, was sie als Kind gehört habe, sei das eine wahr und das andere; das andere sei aber nicht Gianni Lotteringhi geschehn, sondern einem, der Gianni di Nello geheißen und am Tore von San Pietro gewohnt habe und kein geringerer Tropf als Gianni Lotteringhi gewesen sei. Und so steht es ganz in eurer Wahl, meine liebwerten Damen, ob ihr das eine annehmen wollt oder das andere oder alle beide. Jedenfalls haben diese Sprüche eine besondere Kraft bei derlei Dingen, wie ihr nunmehr erfahren habt; merkt sie euch, vielleicht sind sie euch noch einmal von Nutzen.

## Zweite Geschichte

*Peronella steckt ihren Geliebten, als ihr Mann heimkommt, in ein Faß; da der Mann sagt, er habe dieses Faß verkauft, sagt sie, sie habe es einem verkauft, der eben drinnen sei, um zu sehn, ob es noch ganz sei. Nun kommt der heraus und läßt es von dem Manne auskratzen und in sein Haus tragen.*

Mit herzlichem Gelächter wurde Emilias Geschichte aufgenommen und alle priesen den Spruch als trefflich und heilig; als aber die Geschichte zu Ende war, befahl der König, daß Filostrato fortzufahren habe, und der begann also: So zahlreich sind die Streiche, meine lieben Damen, die euch die Männer spielen, und sonderlich die Ehemänner, daß ihr, wenn es einmal geschieht, daß eine Frau ihrem Manne einen spielt, nicht nur zufrieden sein müßtet, daß dies geschehn ist oder daß ihr es erlebt oder daß ihr davon habt erzählen hören, sondern daß ihr selber gehn und es überall erzählen müßtet, damit es die Männer also innewürden, daß es, wenn sie es treffen, die Frauen ebensogut treffen; und wenn ihnen diese Erkenntnis käme, so könnte das nicht anders als nützlich für euch sein: denn wenn einer weiß, daß es auch der andere trifft, so läßt er sich nicht so leicht einfallen, ihn hintergehen zu wollen. Wer wird denn also zweifeln, daß das, was wir heute erzählen werden, für die Männer, wenn sie es wieder erführen, ein triftiger Anlaß wäre, sich in ihrem Verlangen, euch Streiche zu spielen, einen Zügel anzulegen, weil sie daraus ersehn würden, daß auch ihr es, wenn ihr nur wolltet, verstündet, ihnen Streiche zu spielen? Darum ist es meine Absicht, euch zu erzählen, was ein junges Weibchen, obwohl geringen Standes, mit schneller Geistesgegenwart zu ihrer Rettung ihrem Manne angetan hat.

Ein armer Mann in Neapel hatte – es ist noch nicht lange her – ein hübsches, muntres Mädchen, Peronella geheißen, zur Frau genommen; und nun fristeten sie ihr Leben so gut, wie es möglich war, mit den paar Groschen, die er in seinem Handwerke als Maurer und sie durch Spinnen verdiente. Da geschah es eines Tages, daß ein junger Stutzer Peronella sah und sich, weil sie ihm wohlgefiel, in sie verliebte; darum umwarb er sie auf allerhand Arten so lange, bis sie mit ihm einverstanden war. Und um zusammenkommen zu können, verabredeten sie, er solle, weil ihr Gatte alle Morgen, um zur Arbeit zu gehn oder Arbeit zu suchen, früh aufstand, so zur Stelle sein, daß er ihn weggehn sehe, und nach seinem Weggehn, da die Straße, wo das Ehepaar wohnte und die Avorio hieß, sehr einsam war, zu ihr ins Haus kommen; und so taten sie zu often Malen. Mit der Zeit geschah es aber eines Morgens, daß Giannello Strignario – so hieß der junge Mann –, der nach dem Weggehn des guten Mannes ins Haus gekommen war, noch bei Peronella weilte, als der Mann, der sonst den ganzen Tag nicht heimzukommen pflegte, zurückkehrte; da er die Tür verriegelt fand, so klopfte er, und nach dem Klopfen begann er bei sich zu sagen: ›Gepriesen seist du immerdar, o Herr; wenn es auch dein Wille war, daß ich arm sei, so hast du mir wenigstens den Trost einer guten und ehrbaren Frau gegeben. Sieh nur, wie rasch sie, kaum daß ich weggegangen bin, die Tür verriegelt hat, um jedem, der sie belästigen könnte, den Eintritt zu verwehren.‹ Als Peronella ihren Mann hörte, den sie an seinem Klopfen erkannte, sagte sie: »O weh, Giannello, ich bin verloren! Da ist mein Mann, daß ihn Gott schände, zurückgekommen, und ich weiß nicht, was das bedeuten soll, weil er noch nie zu dieser Stunde zurückgekommen ist; vielleicht hat er dich hereingehn sehn. Aber sei es was immer, steige um Gottes willen in das Faß da, und ich gehe ihm öffnen, und wir werden sehn, was das zu bedeuten hat, daß er heute so bald wieder heimgekommen ist.« Hurtig stieg Giannello ins Faß, und Peronella ging zur Tür und öffnete ihrem Manne; und sie sagte mit bösem Gesichte: »Was sind denn das für neue Sachen, daß du heute so bald heimkommst? Das sieht mir gerade so aus, als ob du heute feiern wolltest, weil du dein Werkzeug nach Hause bringst; wenn du es so treibst, wovon werden wir denn leben? Woher sollen wir Brot nehmen?

Glaubst du, ich würde es zugeben, daß du mein Jäckchen versetzt und meine andern Lumpen? Wo ich Tag und Nacht nichts andres tue als spinnen, daß sich mir das Fleisch von den Nägeln löst, nur damit wir wenigstens so viel öl haben, wie in unserer Lampe verbrennt! Mann, Mann, es ist keine einzige Nachbarin, die sich nicht voll Staunen darüber lustig machte, was und wie ich mich placke; und du kommst mir mit schlenkernden Armen nach Hause, wo du doch bei der Arbeit sein solltest!« Und nach diesen Worten begann sie zu weinen, fing aber gleich wieder an: »O weh, o weh, ich Ärmste, ich Unglückliche, in was für einer Übeln Stunde bin ich geboren, wie weit ist's mit mir gekommen! Hätte ich doch einen so wackern jungen Mann haben können und habe ihn nicht wollen, um an den da zu geraten, der nicht bedenkt, wen er heimgeführt hat! Die andern machen sich gute Tage mit ihren Liebhabern, und da gibt's keine, die nicht ihrer zwei oder drei hätte, und sie lassen sich's wohl sein mit ihnen, und ihren Männern zeigen sie den Mond für die Sonne; und ich, ich Elende, weil ich gut bin und nichts wissen will von derlei Dingen, ich habe nichts als Unglück und Trübsal. Merke dir's, Mann, wenn ich schlecht sein wollte, ich fände leicht einen, und es sind genug feine Herren da, die mich lieben und es gut mit mir meinen, und sie haben mir Geld geboten oder ob ich Kleider oder Schmuck haben will, aber ich habe es nie übers Herz bringen können, weil ich nicht die Tochter von so einer bin: und du kommst mir nach Hause, wenn du bei der Arbeit sein solltest!« Der Mann sagte: »Aber Frau, ereifere dich doch nicht, um Himmels willen: du darfst es mir glauben, ich weiß, was du bist, und erst heute morgen habe ich mich davon überzeugt; es ist ja wahr, daß ich habe arbeiten gehn wollen, aber wie es sich zeigt, weißt du es ebensowenig, wie ich es gewußt habe, daß heute St. Galleon ist, wo nicht gearbeitet wird, und darum bin ich zu dieser Stunde heimgekommen. Aber nichtsdestoweniger habe ich vorgesorgt und etwas ausfindig gemacht, daß wir Brot haben werden für mehr als einen Monat; ich habe nämlich dem Manne da, der, wie du siehst, mit mir hergekommen ist, das Faß verkauft, das uns, wie du weißt, so lange im Wege gestanden hat, und er gibt mir fünf Gilgengulden dafür.« Nun sagte Peronella: »So etwas ist es ja gerade, was mich an dir kränkt! Du bist ein Mann und kommst herum und solltest doch Bescheid wissen, und dabei hast du ein Faß um fünf Gilgengulden verkauft, das ich, ein Frauenzimmer, das kaum über die Haustür kommt, um sieben verkauft habe, weil ich gesehn habe, wie es uns im Wege stand; und der, der es gekauft hat, ist eben, als du zurückgekommen bist, hineingestiegen, um zu sehn, ob es auch ganz ist.« Als das der Mann hörte, war er mehr als zufrieden und sagte zu dem, der mit ihm um das Faß gekommen war: »Freund, geh mit Gott; du siehst, meine Frau hat es um sieben verkauft, während du mir nicht mehr als fünf geboten hast.« Der Biedermann sagte: »Meinetwegen«, und ging. Und Peronella sagte zu ihrem Manne: »Geh doch hin, weil du einmal da bist, und mach uns den Handel richtig.« Giannello, der die ganze Zeit mit gespitzten Ohren gehorcht hatte, ob er etwas zu fürchten habe oder ob er sich vorsehn müsse, sprang, als er die letzten Worte Peronellas hörte, augenblicklich aus dem Fasse und sagte, als ob er die Heimkunft des Mannes gar nicht bemerkt hätte: »Wo steckst du denn, gute Frau?« Und der Mann, der schon hinging, sagte: »Da bin ich, was willst du?« Giannello sagte: »Wer bist denn du? Ich will die Frau, mit der ich um das Faß gehandelt habe.« Darauf sagte der andere: »Das könnt Ihr ruhig mit mir tun, ich bin ihr Mann.« Nun sagte Giannello: »Das Faß scheint mir noch ganz, aber Ihr scheint Hefe drinnen gehabt zu haben; denn es ist über und über mit, ich weiß nicht was für einer so trockenen Kruste überkleistert, daß ich sie mit den Nägeln nicht wegkriegen kann, und darum will ich es erst einmal rein sehn, bevor ich es nehme.« Nun sagte Peronella: »Deswegen soll der Handel nicht zurückgehn; mein Mann wird es durchaus reinigen.« Und der Mann sagte: »Jawohl.« Und er legte sein Werkzeug weg, zog das Wams aus, ließ sich ein Licht anzünden und einen Kratzer geben, stieg hinein und machte sich ans Kratzen. Und Peronella beugte sich, als ob sie ihm hätte zusehn wollen, über das Faß, das nicht sehr hoch war, und legte sich so darüber, daß sie einen Arm samt der ganzen Schulter drinnen hatte, und fing dann an: »Da kratz, und da und dort auch«, und: »Schau, da ist noch ein bißchen haften geblieben.« Und während sie in dieser Stellung den Mann anwies und ihn auf manches aufmerksam machte, kam Giannello, der sein Verlangen noch nicht völlig gestillt gehabt hatte, als der Mann heimgekommen war, auf den Gedanken, es so zu stillen, wie er konnte, weil er wohl sah, daß er so nicht konnte, wie er gewollt hätte; und darum trat er an die Frau heran, deren Leib die Öffnung des Fasses völlig zudeckte, und befriedigte sein Jugendverlangen in derselben Weise, wie auf den weiten Steppen die ungezäumten und brünstigen Hengste die parthischen Stuten anspringen, und gelangte in demselben Augenblicke ans Ende, wo das Faß ausgekratzt war: und er trat zurück, und Peronella zog den Kopf aus dem Fasse und der Mann stieg heraus. Nun sagte Peronella zu Gianello: »Nimm das Licht, Freund, und sieh nach, ob es dir rein genug ist.« Gianello sah hinein und sagte, daß alles in Ordnung sei und daß er zufrieden sei; dann gab er dem Manne sieben Gilgengulden und ließ es sich nach Hause tragen.

## Dritte Geschichte

*Bruder Rinaldo liegt bei seiner Gevatterin; als ihn ihr Mann mit ihr in der Kammer*

*findet, machen sie ihm weis, der Bruder habe dem Kinde die Würmer besprochen.*

Wie dunkel auch Filostrato von den parthischen Stuten gesprochen hatte, die gewitzten Damen lachten doch darüber, wenn sie sich auch stellten, als lachten sie über etwas andres. Als aber der König sah, daß die Geschichte zu Ende war, trug er Elisa auf, weiterzuerzählen, und die begann also: Emilias Gespensterbeschwörung hat mir, meine lieblichen Damen, eine Geschichte von einer andern Beschwörung ins Gedächtnis zurückgerufen, und diese Geschichte will ich, obwohl sie nicht so schön ist wie die Emilias, erzählen, weil mir im Augenblicke keine andere zu unserm Gegenstande einfällt.

Ihr sollt also wissen, daß vorzeiten in Siena ein hübscher Jüngling war aus wohlangesehenem Geschlechte, der Rinaldo hieß; der war in eine sehr schöne Frau in seiner Nachbarschaft, die Gattin eines reichen Mannes, bis über die Ohren verliebt und hegte die Hoffnung, wenn er nur einmal die Gelegenheit haben werde, mit ihr in Sicherheit vor jedem Argwohn zu sprechen, so werde er alles erlangen, was er wünschte. Weil er nun keine solche Gelegenheit sah, beschloß er, der Gevatter der Dame, die eben schwanger war, zu werden: nachdem er sich daher ihrem Manne angefreundet hatte, sagte er es ihm auf die Weise, die ihn die anständigste deuchte, und es geschah. Da es nun jetzt, wo Rinaldo der Gevatter Madonna Agnesas geworden war, weniger auffiel, wenn er mit ihr sprach, so faßte er sich ein Herz und tat ihr sein Verlangen, das sie schon vorher in seinen Augen gelesen hatte, auch in Worten kund; aber das half ihm wenig, obwohl es der Frau nicht mißfiel, davon gehört zu haben. Nicht lange darauf geschah es, daß Rinaldo, gleichgültig warum, Mönch wurde; und wie immer die Weide, die er im Orden fand, gewesen sein mag, er blieb darin. Hatter er aber zu der Zeit, wo er Mönch wurde, die Liebe zu seiner Gevatterin ebenso wie andere Eitelkeiten etwas beiseite gesetzt, so nahm er doch im Verlaufe der Zeit, ohne die Kutte zu lassen, alles wieder auf und begann seine Freude daran zu haben, sich in besseres Tuch zu kleiden, viel Sorgfalt auf seine sonstige Zierlichkeit zu verwenden, Kanzonen, Sonette und Balladen zu machen und Lieder zu singen, und bald hatte er nichts andres mehr im Kopfe als derlei Dinge. Aber was rede ich von unserm Bruder Rinaldo? Gibt's denn überhaupt einen Mönch, der es nicht so triebe? Pfui der Schande der verdorbenen Welt! Sie schämen sich nicht, ihr strotzendes Fett zur Schau zu tragen, ihre geröteten Gesichter und die Üppigkeit ihrer Kleider und sonstigen Sachen, und ähneln, wie sie einhergehn, nicht den Tauben, sondern den hoffärtigen Hähnen, die sich ragenden Kammes brüsten, und was schlimmer ist, sie machen sich, abgesehn davon, daß ihre Zellen voll sind von Büchschen mit Latwergen und Salben, von Schachteln mit mancherlei Konfekt, von Flaschen und Fläschchen mit abgezogenen Wässern und mit öl, von Krügen, gefüllt mit Malvasier und griechischem und anderm Wein, so daß der Besucher eher in einen Spezerei- oder Salbenladen gekommen zu sein meint als in eine Mönchszelle, abgesehn also davon, machen sie sich gar nichts daraus, daß es alle Welt weiß, daß sie gichtisch sind, und glauben, niemand wisse, daß stetes Fasten, eine grobe und karge Kost und ein nüchternes Leben die Menschen mager und schmal und im allgemeinen gesund erhalten und daß, wenn man doch eine Krankheit davon bekommt, diese niemals das Zipperlein sein kann, zu dessen Heilung ein keusches und auch sonst den Gewohnheiten eines bescheidenen Mönches entsprechendes Leben vorgeschrieben wird. Und sie glauben, niemand wisse es, daß die langen Nachtwachen, das Leben und die Kasteiungen schon für sich allein, außer der schmalen Kost, genügen müßten, um den Menschen bleich und kraftlos zu machen, und daß weder St. Dominikus noch St. Franziskus vier Kutten statt einer gehabt hat und daß sich die beiden nicht in vorgefärbtes oder sonst kostbares Tuch gekleidet haben, um darin zu prangen, sondern in rauhe Wolle von der natürlichen Farbe, um sich vor dem Froste zu schützen. Möge doch der Herrgott hier die Abhilfe schaffen, die die harmlosen Seelen, die sie ernähren, brauchen würden. Da also Bruder Rinaldo zu seinen frühern Gelüsten zurückgekehrt war, begann er seine Gevatterin gar häufig zu besuchen und sie, weil seine Dreistigkeit gewachsen war, mit heftigerm Drängen um das zu bestürmen, wonach er Begehren trug. Die Frau, die sich arg bestürmt sah und vielleicht Bruder Rinaldo hübscher fand als früher, verfiel nun eines Tages, wo er ihr besonders stark zugesetzt hatte, auf das, was alle Frauen tun, die den Wunsch haben, alles zu gewähren, worum sie gebeten werden, und sagte: »Aber Bruder Rinaldo, tun denn die Mönche so etwas?« Und Bruder Rinaldo antwortete ihr: »In dem Augenblicke, Madonna, wo ich diese Kutte ausgezogen habe, und das ist leicht geschehn, bin ich Euch ein Mann wie jeder andere und kein Mönch.« Die Frau verzog den Mund zum Lachen und sagte: »O weh, ich Arme, Ihr seid doch mein Gevatter; wie könnte denn so etwas geschehn? Das wäre gar zu schlecht, und ich habe oftmals gehört, daß es eine allzu schwere Sünde ist; wenn das nicht wäre, so würde ich wahrhaftig tun, was Ihr wollt.« Und Bruder Rinaldo sagte zu ihr: »Ihr wäret eine Närrin, wenn Ihr es deswegen ließet. Ich will ja nicht sagen, daß es keine Sünde sei; aber Gott vergibt dem Reuigen viel größere. Sagt mir doch einmal, wer ist Euerm Söhnchen näher verwandt, ich, der ich es aus der Taufe gehoben habe, oder Euer Mann, der es gezeugt hat?« Die Frau antwortete: »Näher verwandt ist ihm mein Mann.« – »Ihr sagt die Wahrheit«, sagte der Bruder; »und Euer Mann, liegt der nicht bei Euch?« –»Nun freilich«, sagte die Frau. »Folglich«, sagte der Bruder, »darf ich, da ich Euerm Söhnchen weniger verwandt

bin als Euer Mann, ebenso gut bei Euch liegen wie Euer Mann.« Die Frau, die in der Logik nicht bewandert war und keines großen Anstoßes bedurfte, glaubte oder stellte sich glaubend, daß der Bruder recht habe, und antwortete: »Wer könnte Euern klugen Worten entgegnen?« Und dann gab sie sich aller Gevatterschaft zum Trotze darein, ihm seinen Willen zu tun. Sie ließen es auch nicht bei einem Male bewenden, sondern fanden sich, weil ihnen der Deckmantel der Gevatterschaft, der einen Argwohn weniger leicht aufkommen ließ, alle Gemächlichkeit bot, öfter und öfter zusammen. Dabei geschah es aber einmal, daß Bruder Rinaldo bei einem Besuche im Hause der Frau sah, daß außer ihr noch eine Magd von ihr anwesend war, ein hübsches und mutwilliges Mädchen, und sogleich schickte er seinen Begleiter mit dieser Magd in den Taubenschlag, damit er sie dort das Vaterunser lehre, während er mit der Frau, die ihr Knäblein an der Hand hielt, in die Kammer ging; sie schlössen sich ein, saßen auf ein Ruhebett, das dort war, nieder und begannen sich zu erlustigen. Damit waren sie noch beschäftigt, als es geschah, daß der Gevatter heimkehrte und, ohne daß ihn jemand bemerkt hätte, zur Kammertür kam und pochte und die Frau rief. Als das Madonna Agnesa hörte, sagte sie: »Ich bin verloren: mein Mann ist da; jetzt wird er erst innewerden, was der Grund unserer Freundschaft ist.« Bruder Rinaldo war entkleidet, nämlich ohne Kutte und ohne Skapulier, nur im Wamse, und darum sagte er: »So ist es: wäre ich nur angekleidet, so ließe sich ja etwas machen; aber wenn Ihr ihm öffnet und er mich also findet, dann gibt es keine Entschuldigung.« Aber die Frau, der ein plötzlicher Rat zu Hilfe kam, sagte: »Kleidet Euch nur an; und wann Ihr angekleidet seid, so nehmt Euer Patchen auf den Arm und paßt gut auf, was ich sagen werde, damit Euer Reden zu dem meinigen stimme, und überlaßt alles mir.« Der Mann hatte noch nicht zu pochen aufgehört, als ihm sein Weib antwortete: »Ich komme schon.« Und sie stand auf, ging heitern Gesichts zur Kammertür, öffnete sie und sagte: »Denk dir nur, Mann, unser Gevatter, der Bruder Rinaldo, ist da, und Gott war es, der ihn geschickt hat; denn wahrhaftig, wäre er nicht gekommen, so hätten wir heute unsern Knaben verloren.« Als das der Dummrian hörte, war er ganz außer sich und sagte: »Wieso denn?« – »Mann«, sagte die Frau, »vorhin ist er plötzlich so schwach geworden, daß ich schon geglaubt habe, er sei tot, und ich hätte nicht gewußt, was tun und was sagen, wenn nicht in diesem Augenblicke unser Gevatter Bruder Rinaldo gekommen wäre und ihn auf den Arm genommen und gesagt hätte: ›Gevatterin, das kommt von den Würmern, die er im Leibe hat: die kriechen ihm zum Herzen hin und könnten ihn gar leicht umbringen; aber habt keine Angst, ich werde sie besprechen und alle tot machen, und bevor ich weggehe, sollt Ihr Euern Knaben so gesund sehn, wie er nur jemals war.‹ Weil du uns dazu vonnöten gewesen wärest, um gewisse Gebete zu sprechen, und dich die Magd nicht zu finden wußte, so hat er die Gebete durch seinen Begleiter, der auf den höchsten Ort unsers Hauses gehn mußte, hersagen lassen, und er und ich sind daherein gegangen. Und weil bei einem solchen Werke niemand dabei sein darf als die Mutter des Kindes, haben wir uns, damit wir von niemand gestört werden, hier eingeschlossen, und er hat es noch immer im Arme, und ich glaube, er wartet auf nichts sonst, als bis sein Begleiter mit den Gebeten fertig ist, und das wird schon geschehn sein, weil das Kind schon wieder völlig bei sich ist.« Der Dummkopf, der das glaubte, weil er von der Liebe zu seinem Knaben so verblendet war, daß ihm gar nicht in den Sinn kam, seine Gattin könnte ihn betrogen haben, sagte nach einem tiefen Seufzer: »Ich will gehn und nachsehn.« Aber die Frau sagte: »Laß das, du würdest alles verderben, was gemacht worden ist; warte, ich will sehn, ob du hereinkommen darfst, und werde dich rufen.« Bruder Rinaldo, der alles gehört und sich mit Muße angekleidet und den Knaben auf den Arm genommen hatte, rief, als er damit in Ordnung war: »Gevatterin, höre ich nicht den Gevatter?« Der Dummkopf antwortete: »Ja, Herr.« – »Also«, sagte Bruder Rinaldo, »so kommt herein.« Der Dummkopf ging hinein, und Bruder Rinaldo sagte zu ihm: »Nehmt hin Euern Sohn, der jetzt durch die Gnade Gottes gesund ist, obwohl es einen Augenblick gegeben hat, wo ich geglaubt habe, Ihr würdet ihn am Abende nicht mehr lebendig sehn; und laßt ein Wachsbild von seiner Größe zum Preise Gottes vor dem Bilde des heiligen Ambrosius aufstellen, um dessen Verdienste willen Euch Gott diese Gnade erwiesen hat.« Als der Knabe den Vater sah, lief er auf ihn zu und liebkoste ihn, wie es die kleinen Kinder tun; und der Vater nahm ihn auf den Arm und begann ihn zu küssen, nicht anders, als ob er ihn aus dem Grabe zurückbekommen hätte, und dankte dem Gevatter für die Heilung. Inzwischen hatte der Begleiter Bruder Rinaldos die Magd nicht ein Vaterunser, sondern wohl mehr als vier gelehrt und ihr ein Beutelchen aus weißem Zwirne, das ein Geschenk einer Nonne gewesen war, geschenkt und sie mit frommer Verehrung für ihn erfüllt; dann aber war er, als er den Dummkopf an der Kammer der Frau hatte rufen hören, leise an einen Ort geschlichen, wo er alles sehn und hören konnte, was dort vorging. Da er nun sah, daß die Sache gut ablief, kam er herunter, trat in die Kammer und sagte: »Bruder Rinaldo, die vier Gebete, die Ihr mir aufgetragen habt, habe ich alle gesagt.« Und Bruder Rinaldo sagte zu ihm: »Bruder, du bist gut bei Atem und hast deine Sache gut gemacht. Ich habe erst zwei gesagt gehabt, als mein Gevatter gekommen ist; aber der Herrgott hat wegen deiner Mühe und wegen der meinigen Gnade geübt, und das Kind ist geheilt.« Der Dummkopf ließ guten Wein und Konfekt bringen und erv/ies also seinem Gevatter und dessen Begleiter die Aufmerksamkeit, die ihnen bekömmlicher war als jede andere. Dann begleitete er sie bis vors Haus und befahl sie Gott; und nachdem er ohne Verzug ein Wachsbild hatte machen lassen, ließ er es neben den andern vor dem Bilde des heiligen Ambrosius aufhängen, aber nicht vor dem von Mailand.

## Vierte Geschichte

*Tofano sperrt eines Nachts seine Frau aus dem Hause; da ihr ihre Bitten keinen Einlaß verschaffen können, tut sie, als ob sie sich in einen Brunnen stürzte, und wirft einen Stein hinein. Tofano kommt aus dem Hause und läuft hin, und sie tritt ins Haus und sperrt ihn aus und schmäht ihn keifend.*

Kaum sah der König, daß die Geschichte Elisas zu Ende war, so wandte er sich auch schon zu Lauretta und deutete ihr seinen Wunsch an, daß sie erzähle; darum fing sie ohne Zaudern also an: O Amor, wie groß ist deine Macht! Wie unerschöpflich bist du an Ratschlägen und Erfindungen! Welcher Weise oder Meister der Vergangenheit oder der Gegenwart könnte sich dieser Warnungen, Erfindungen und Fingerzeige rühmen, die du im Augenblicke dem bietest, der deinen Fußtapfen folgt! Wahrlich, die Unterweisung jedes andern ist träg im Vergleiche zu deiner, wie es denn genugsam aus den schon erzählten Beispielen erhellt. Zu diesen will ich, meine verliebten Damen, noch eins von einer einfältigen Frau hinzufügen, das von der Art ist, daß ich nicht weiß, wer anders sie die List hätte lehren können als Amor.

Es war also einmal in Arezzo ein reicher Mann, der Tofano hieß. Der hatte zur Gattin eine sehr schöne Frau erhalten, Monna Ghita mit Namen, und auf die wurde er alsbald eifersüchtig, ohne daß er gewußt hätte warum. Als das die Frau merkte, fragte sie ihn voll Unmut zu mehrern Malen um den Grund seiner Eifersucht; da er ihr aber keinen andern nennen konnte als ganz allgemeine und hinfällige, kam ihr der Einfall, ihn an dem Übel sterben zu lassen, wovor er grundlos Angst hatte. Und weil sie gemerkt hatte, daß ein ihrer Meinung nach vortrefflicher junger Mann um sie buhlte, begann sie sich vorsichtig mit ihm zu verständigen; als dann der Handel zwischen ihm und ihr so weit richtig war, daß nichts mehr als die Ausführung der Worte fehlte, dachte die Frau daran, auch dazu ein Mittel ausfindig zu machen. Unter den schlechten Eigenschaften, die sie an ihrem Manne entdeckt hatte, war auch seine Neigung, viel zu trinken, und nun begann sie ihn nicht nur deswegen zu loben, sondern ihn auch gar listig dazu anzueifern. Und das machte sie sich so zur Gewohnheit, daß sie ihn fast jedesmal, wann es ihr paßte, verleitete, sich einen Rausch anzutrinken; und als sie ihn das erste Mal betrunken sah, brachte sie ihn zu Bette und kam mit ihrem Geliebten zusammen, und diese Zusammenkünfte verschafften sie sich dann noch des öftern in aller Sicherheit. Und so sehr verließ sie sich auf seine Trunkenheit, daß sie nicht nur die Verwegenheit fand, ihren Geliebten zu sich ins Haus zu lassen, sondern auch manchmal auf einen großen Teil der Nacht in sein Haus ging, das nicht weit von ihrem war. Indem die verliebte Frau dieses Treiben fortsetzte, geschah es, daß ihr niederträchtiger Mann endlich merkte, daß sie, obwohl sie ihn zum Trinken aufforderte, niemals auch selber trank; daraus schöpfte er den Argwohn, es könnte so sein, wie es auch wirklich war, nämlich daß ihn die Frau trunken mache, um, während er im Schlafe liege, ihrer Lust nachzugehen. In der Absicht, zu erproben, ob dem so sei, trank er einmal tagsüber nichts und stellte sich des Abends in Reden und Gebärden als ob er der betrunkenste Mensch wäre, den es je gegeben hätte. Die Frau glaubte es, erachtete nicht für notwendig, daß er weiter trinke, und brachte ihn alsbald zu gutem Schlafe ins Bett. Und hierauf verließ sie das Haus, so wie sie schon zu manchen Malen getan hatte, begab sich zu ihrem Geliebten und blieb bei ihm bis gegen Mitternacht. Als Tofano merkte, daß die Frau nicht mehr da war, stand er auf, ging zur Haustür und verschloß sie von innen und stellte sich ans Fenster, um die Frau heimkommen zu sehn und ihr zu zeigen, daß ihm ihre Aufführung nicht mehr unbekannt sei; und er wartete so lange, bis die Frau daherkam. Als sich die ausgesperrt fand, war sie über die Maßen bestürzt und begann zu versuchen, ob sie die Tür mit Gewalt öffnen könne. Eine Weile sah ihr Tofano zu, dann aber sagte er: »Frau, du bemühst dich umsonst; du kannst nicht herein. Geh, und geh wieder dorthin, wo du bis jetzt gewesen bist, und laß es dir gesagt sein, daß du nicht eher hereinkommst, als bis ich dir dieses Vorfalls halber vor deinen Verwandten und vor den Nachbarn die Ehre erwiesen habe, die dir gebührt.« Die Frau begann ihn um Gottes willen zu bitten, er möge doch so gut sein und ihr öffnen; sie komme nicht dorther, wo er meine, sondern sie sei bei einer Nachbarin zu Besuch gewesen, weil die Nächte jetzt zu lang seien, als daß sie die ganze Zeit schlafen oder allein wachen könnte. Ihr Bitten half ihr aber nicht das mindeste, weil dieses Vieh durchaus entschlossen war, seine und ihre Schande, von der einstweilen noch niemand etwas wußte, vor ganz Arezzo offenbar zu machen. Als die Frau sah, daß ihre Bitten eitel blieben, nahm sie ihre Zuflucht zu Drohungen und sagte: »Wenn du mir nicht öffnest, so werde ich dir etwas antun, daß du der unseligste Mensch auf Gottes Erdboden sein wirst.« Tofano antwortete: »Was könntest du mir denn antun?« Die Frau, der Amor schon durch seine Eingebungen den Verstand geschärft hatte, antwortete: »Bevor ich diese Schmach ertrage, die du mir ungerechterweise zugedacht hast, stürze ich mich in den Brunnen da, und wenn ich dann dort als Leiche gefunden werde, so wird es keinen Menschen geben, der nicht glauben würde, daß du mich in der Trunkenheit hineingeworfen hast; dann wirst du entweder fliehen und alles, was du hast, im Stiche lassen und im Elend leben müssen, oder man wird dir als meinem Mörder, der du ja auch wirklich sein wirst, den Kopf abschlagen.« Aber auch

diese Worte brachten Tofano nicht dazu, seinen törichten Sinn zu ändern. Darum sagte die Dame: »Nun denn, ich kann diesen Ärger nicht länger mehr ertragen: Gott verzeihe ihn dir; laß meinen Spinnrocken wegnehmen, den ich hier liegen lasse.« Und nach dieser Rede ging sie – die Nacht war so finster, daß auf der Straße keiner den andern hätte sehn können – zu dem Brunnen, nahm einen der größten Steine, die am Fuße der Einfassungsmauer lagen, schrie: »Gott, verzeih mir!« und ließ ihn in den Brunnen fallen. Der Stein machte, als er auf das Wasser traf, ein gewaltiges Geräusch, und so glaubte Tofano fest, sie habe sich hineingestürzt; darum nahm er Eimer und Seil, stürzte aus dem Hause, um ihr Hilfe zu bringen, und rannte zum Brunnen. Die Frau, die sich nahe bei der Haustür versteckt hatte, schlüpfte, als sie ihn zum Brunnen rennen sah, ins Haus, schloß sich ein, trat ans Fenster und fing also an: »Den Wein soll man wässern, wenn man ihn trinkt, und nicht hinterdrein in der Nacht.« Als das Tofano hörte, sah er wohl ein, daß er gefoppt worden war, er ging zur Tür zurück und begann der Frau, weil er nicht hineinkonnte, zu sagen, daß sie ihm öffnen solle. Aber die gab es nunmehr auf, leise zu reden, wie sie's bisher getan hatte, und begann schier schreiend also: »Bei Gottes Kreuz, du ärgerlicher Trunkenbold, heute nacht kommst du nicht herein; ich habe dein Leben endlich einmal satt, und ich muß es alle Welt sehn lassen, was für einer du bist und wann du in der Nacht nach Hause kommst.« Tofano wieder begann ihr in seiner Wut Beschimpfungen zuzurufen und zu schreien, und darüber standen die Nachbarn, die den Lärm hörten, auf und kamen, Männer und Frauen, an die Fenster und fragten, was los sei. Die Frau fing weinend an und sagte: »Das ist dieser schlechte Mensch, der mir entweder abends betrunken heimkommt oder in den Kneipen schläft und dann um diese Stunde nach Hause kommt: lange genug habe ich's ertragen, ohne daß es mir etwas geholfen hätte, aber endlich habe ich's nimmer ertragen können, und deshalb habe ich ihm diese Schande, ihn aus dem Hause zu sperren, antun wollen, um zu sehn, ob er sich bessern wird.« Das Vieh Tofano wieder sagte, wie der Hergang gewesen war, und stieß heftige Drohungen gegen sie aus. Aber die Frau sagte zu ihren Nachbarn: »Nun seht ihr, was er für ein Mensch ist! Was würdet ihr sagen, wenn ich auf der Straße wäre, wie er es ist, und er im Hause, wie ich es bin? Gottstreu, ich zweifle nicht im geringsten, daß ihr sagen würdet, er habe recht. Daraus könnt ihr leicht erkennen, was er im Sinne hat. Just das, was ich glaube, daß er getan hat, sagt er, hätte ich getan. Er hat mich zu erschrecken geglaubt, indem er, ich weiß nicht was in den Brunnen gestürzt hat; aber wollte nur Gott, er hätte sich wirklich selber hineingestürzt und wäre ertrunken: so hätte er doch den Wein, den er zuviel getrunken hat, ordentlich gewässert.« Die Nachbarn, Männer und Frauen, begannen alle Tofano zu schelten und ihm die Schuld beizumessen und ihm wegen dessen, was er wider die Frau gesagt hatte, Grobheiten zu sagen; und binnen kurzem ging der Lärm von Nachbar zu Nachbar, bis er schließlich auch zu den Verwandten der Frau gelangte. Die kamen hin, ließen sich die Sache von dem einen Nachbar und dem andern erzählen, packten Tofano und prügelten ihn so weidlich durch, daß ihm kein Fleckchen heil blieb am ganzen Leibe. Dann gingen sie ins Haus, nahmen die Sachen der Frau und führten die Frau zu ihnen nach Hause, nicht ohne Tofano noch mit etwas Schlimmerm gedroht zu haben. Da nun Tofano sah, wie schlecht ihm das ausgegangen war und wie schlecht ihn seine Eifersucht beraten hatte, bat er, weil er seine Frau von Herzen liebhatte, einige Freunde um ihre Vermittlung und ruhte nicht eher, als bis er die Frau in gutem Frieden wieder im Hause hatte; und er versprach ihr, fürder nicht mehr eifersüchtig zu sein, und gab ihr überdies die Erlaubnis, all ihrer Lust nachzugehn, so weislich jedoch, daß er davon nichts merke. Und so hat er's gemacht wie der dumme Bauer, der sich nicht verträgt, wenn man ihn nicht schlägt. Und darum lebe die Liebe, und nieder mit dem Joch und was daranhängt!

## Fünfte Geschichte

*Ein Eifersüchtiger hört seiner Frau als Priester verkleidet die Beichte, und sie macht ihm weis, sie liebe einen Geistlichen, der allnächtlich zu ihr komme; wahrend nun der Eilersüchtige heimlich hei der Tür auf den Geistlichen lauert, läßt die Dame ihren Geliebten übers Dach zu sich kommen und unterhält sich mit ihm.*

Lauretta hatte ihre Geschichte zu Ende gebracht, und niemand hatte der Frau das Lob versagt, daß ihre Handlungsweise richtig und der Niederträchtigkeit ihres Gatten angemessen gewesen sei, als sich der König, um keine Zeit zu verlieren, zu Fiammetta wandte und sie einlud, das Amt der Erzählerin auf sich zu nehmen; darum begann die also: Die letzte Geschichte veranlaßt mich, meine edeln Damen, ebenso von einem Eifersüchtigen zu erzählen, weil ich dafürhalte, daß alles, was ihnen ihre Frauen antun, besonders wenn die Eifersucht grundlos ist, wohlgetan ist. Und hätten die Gesetzgeber alles wohl erwogen, so meine ich, hätten sie den Frauen dafür keine andere Strafe zuerkennen dürfen, als sie dem zuerkannt haben, der seinen Gegner verletzt, indem er sich wehrt; denn die Eifersüchtigen trachten ihren jungen Frauen nach dem Leben und befleißigen sich, sie in den Tod zu treiben. Die Frauen sind die ganze Woche im Hause

eingesperrt und besorgen alles, was Haus und Wirtschaft erheischen, möchten dann aber gerne, wie es jedermann tut, am Festtage etwas Freude und etwas Erholung haben und etwa ein Vergnügen genießen, wie es die Bauern auf dem Lande, die Handwerker in den Städten und die hohen Herren an den Höfen genießen, wie es Gott getan hat, der am siebenten Tage von all seiner Mühe ausgeruht hat, und wie es die heiligen und bürgerlichen Gesetze verlangen, die zu Gottes Ehre und zum gemeinen Wohle die Tage der Mühsal von den Tagen der Ruhe unterscheiden. Aber davon wollen die Eifersüchtigen nichts wissen, vielmehr machen sie gerade die Tage, die für alle andern Frauen freudig sind, für die ihrigen, die sie in engern Gewahrsam sperren, besonders traurig und trübselig: und wie und wie sehr das an den Armen nagt, das weiß nur die Frau, die es an sich erfahren hat. Um also den Schluß zu ziehn, sage ich, die Frauen sollten für das, was sie eifersüchtigen Männern zum Trotze tun, nicht verdammt, sondern gepriesen werden.

Es war also einmal in Rimini ein Kaufmann, reich an Grundbesitz und Geld, der auf die schöne Dame, die er zur Frau hatte, über die Maßen eifersüchtig wurde; und dazu hatte er keinen andern Grund, als daß er, weil er sie sehr liebte und sie für sehr schön hielt und weil er sah, daß sie mit all ihrem Fleiße trachtete, ihm zu gefallen, der Meinung war, ebenso liebe sie jeder andere und alle fänden sie schön und sie trachte ebenso allen zu gefallen wie ihm – eine Schlußfolgerung, wie sie nur ein schlechter und wenig verständiger Mann ziehen konnte. Da er also eifersüchtig geworden war, gab er so Obacht auf sie und hielt sie so streng, daß es vielleicht genug zum Tode verurteilte Missetäter gibt, die von ihren Kerkermeistern nicht mit solcher Obacht verwahrt werden. Abgesehn davon, daß die Dame nie zu einer Hochzeit oder zu einem Feste oder in die Kirche gehn oder irgendwie den Fuß aus dem Hause setzen durfte, getraute sie sich nicht einmal, ans Fenster zu treten oder aus irgendeinem Grunde einen Blick auf die Straße zu werfen; darum war ihr Leben gar trübselig, und sie ertrug dieses Ungemach um so ungeduldiger, je weniger schuldig sie sich fühlte. Da sie also sah, daß die Unbill, die ihr Mann ihr antat, ungerecht war, verfiel sie darauf, zu ihrem Tröste, wenn nur irgendwie möglich, ein Mittel ausfindig zu machen, damit ihr diese Behandlung nicht mehr zu Unrecht zuteil werde. Und weil sie nicht ans Fenster treten durfte und es also ausgeschlossen war, daß sie etwa einem liebäugelnd Vorübergehenden hätte zu verstehn geben können, sie wäre seine Liebe zufrieden, so gedachte sie, da sie wußte, daß in dem Hause nebenan ein hübscher, anmutiger Jüngling war, ihr Augenmerk darauf zu richten, ob vielleicht in der Mauer, die die beiden Häuser trennte, irgendeine Öffnung sei, durch die sie dann so oft blicken wollte, bis sie den Jüngling zu einem Zeitpunkte sehn würde, wo sie mit ihm sprechen und ihm ihre Liebe, wenn er die annehmen wollte, zum Geschenke machen könnte, worauf sie sich um ein Mittel umzusehn gedachte, sich mit ihm ein und das andere Mal zusammenzufinden und auf diese Weise über ihr elendes Leben auf so lange hinwegzukommen, bis der Teufel ihrem Manne aus dem Leibe gefahren sein werde. Indem sie nun die Mauer, wann ihr Mann nicht daheim war, bald hier und bald dort betrachtete, sah sie zufällig, daß sie in einem ganz versteckten Winkel durch einen Spalt etwas geöffnet war. Obwohl sie beim Duchsehn nur sehr schlecht unterscheiden konnte, was an der andern Seite war, erkannte sie doch, daß es eine Kammer war, wohin der Spalt auslief, und sagte bei sich: ›Wenn das die Kammer Filippos wäre‹, – nämlich ihres jungen Nachbars – ›so hätte ich halb gewonnen‹. Und sie ließ es durch eine Magd von ihr, die Mitleid mit ihr hatte, vorsichtig ausspähen und erfuhr, daß dort wirklich der junge Mann ganz allein schlief. Darum besuchte sie den Spalt gar häufig und ließ, wann sie drüben den Jüngling hörte, Steinchen und Splitter hinüberfallen und tat das so lange, bis der Jüngling endlich einmal herankam, um zu sehn, was das sei; nun rief sie ihn leise an. Und er, der ihre Stimme kannte, antwortete ihr; und da sie nun die Gelegenheit hatte, eröffnete sie ihm in kurzen Worten alles, was sie im Sinne hatte. Wohl zufrieden damit, vergrößerte der Jüngling das Loch von seiner Seite aus, immerhin nur so, daß es niemand bemerken konnte; und dort plauderten sie zu often Malen und reichten sich die Hände, aber etwas weiters war wegen der regelrechten Bewachung des Eifersüchtigen nicht möglich. Als nun das Weihnachtsfest herankam, sagte die Dame zu ihrem Manne, wenn es ihm recht sei, wolle sie am Morgen des Christtages zur Beichte und Kommunion in die Kirche gehn, wie es die andern Christen täten. Aber der Eifersüchtige sagte zu ihr: »Was für Sünden hast du denn begangen, daß du beichten willst?« Die Dame sagte: »Wie? Glaubst du, ich sei eine Heilige, weil du mich eingeschlossen hältst? Du weißt es doch wohl, daß ich Sünden habe so wie alle andern, die auf Erden leben; aber dir will ich sie nicht sagen, weil du kein Priester bist.« Aus diesen Worten schöpfte der Eifersüchtige Argwohn und verfiel darauf, wissen zu wollen, was das für Sünden seien, und erdachte auch ein Mittel, das wirklich durchzusetzen; darum antwortete er ihr, er sei es zufrieden, wolle aber nicht, daß sie in eine andere Kirche gehe als in ihre Kapelle, und dort solle sie am Morgen beizeiten hingehn und entweder ihrem Kaplan oder dem Priester, den ihr der bezeichnen werde, aber ja keinem andern beichten und auf der Stelle wieder heimkommen. Die Dame deuchte es, sie habe ihn halb und halb verstanden; sie sagte jedoch kein Wort darüber, sondern antwortete, das werde sie tun. Am Morgen des Christtages stand sie mit der Morgenröte auf, kleidete sich an und ging in die Kirche, die ihr ihr Mann angegeben hatte. Der Eifersüchtige wieder stand ebenso auf, ging in dieselbe Kirche und war noch vor ihr dort; da er schon mit dem Priester alles abgeredet hatte, legte er rasch eine von dessen Kutten mit einer großen, über die Wangen

reichenden Kapuze an, wie wir solche bei den Priestern sehn, zog sich die Kapuze ein wenig ins Gesicht und setzte sich in den Chor. Als die Dame in die Kirche gekommen war, ließ sie den Priester rufen. Der kam und sagte ihr, als er von ihr hörte, daß sie beichten wolle, er könne sie nicht anhören, werde ihr aber einen andern schicken; und er ging weg und schickte den Eifersüchtigen in sein Unglück. Der kam gar würdevoll daher, aber obwohl der Tag noch nicht gar hell war und obwohl er sich die Kapuze über die Augen gezogen hatte, konnte er sich doch nicht so verstellen, daß ihn die Dame nicht augenblicklich erkannt hätte. Und die sagte bei sich, als sie ihn in diesem Aufzuge sah: ›Gepriesen sei Gott, daß er aus einem Eifersüchtigen ein Geistlicher geworden ist; aber laß nur, ich werde ihm schon geben, was er suchen geht.‹ Sie ließ sich also nichts anmerken, daß sie ihn erkannt hatte, und setzte sich zu seinen Füßen nieder. Der Herr Eifersüchtige hatte etliche Steinchen in den Mund genommen, die ihm das Reden etwas erschweren sollten, damit er nicht daran von seiner Frau erkannt werde; ansonsten glaubte er so gut vermummt zu sein, daß er es schlechterdings für unmöglich hielt, von ihr erkannt zu werden. Als es nun zur Beichte kam, sagte ihm die Dame, nachdem sie ihm vorerst gesagt hatte, daß sie verheiratet sei, unter andern Dingen, daß sie in einen Geistlichen verliebt sei, der allnächtlich komme, um bei ihr zu liegen. Als das der Eifersüchtige hörte, war es ihm, als ob ihm ein Messer durchs Herz gefahren wäre; und wenn ihn nicht der Wunsch, noch mehr zu erfahren, zurückgehalten hätte, so hätte er die Beichte Beichte sein lassen und wäre weggelaufen. So aber behielt er seine Fassung und fragte die Dame: »Ja, wieso denn? Liegt denn nicht Euer Mann bei Euch?« Die Dame antwortete: »Freilich, Herr.« – »Nun also«, sagte der Eifersüchtige, »wie kann denn dann auch der Geistliche bei Euch liegen?« – »Herr«, sagte die Dame, »ich weiß nicht, was er für einen Zauber anwendet, aber im Hause ist keine Tür so fest verschlossen, daß sie sich nicht öffnete, wenn er sie berührt; und er sagt mir, daß er, wann er zu der Tür meiner Kammer kommt, noch bevor er sie öffnet, gewisse Worte sagt, durch deren Kraft mein Mann auf der Stelle einschläft, und wann er merkt, daß er eingeschlafen ist, dann öffnet er die Tür und kommt herein und bleibt bei mir, und das schlägt nie fehl.« Nun sagte der Eisersüchtige: »Madonna, das ist übel getan, und davon müßt Ihr gänzlich abstehn.« Aber die Dame sagte zu ihm: »Ich glaube nicht, Herr, daß ich das je tun könnte; dazu liebe ich ihn zu sehr.« – »Also«, sagte der Eifersüchtige, »kann ich Euch nicht lossprechen.« Und die Dame sagt zu ihm: »Das tut mir sehr leid: ich bin ja nicht hergekommen, um Euch Lügen zu sagen; wenn ich es tun zu können glaubte, würde ich es Euch sagen.« Nun sagte der Eifersüchtige: »Wahrlich, Madonna, Ihr dauert mich, weil ich Euch auf diese Weise Euere Seele verderben sehe; aber ich will Euch zuliebe die Mühe auf mich nehmen, meine besonderen Gebete in Euerm Namen an Gott zu richten, und das wird Euch vielleicht helfen: und ich werde Euch dann und wann meinen Meßhelfer schicken, damit Ihr ihm saget, ob sie Euch geholfen haben oder nicht; und helfen sie Euch, so wollen wir einen Schritt weitergehn.« Aber die Dame sagte zu ihm: »Das tut nicht, Herr, daß Ihr mir jemand ins Haus schickt; denn wenn es mein Mann erführe, so würde er sich, eifersüchtig, wie er ist, nicht um die Welt ausreden lassen, daß der mit seinem Kommen keinen andern als einen schlechten Zweck verfolge, und ich hätte das ganze Jahr keine gute Stunde mit ihm.« Und der Eifersüchtige sagte: »Madonna, deswegen macht Euch keine Sorgen; ich werde es sicherlich derart anstellen, daß Ihr kein Wörtlein von ihm hören sollt.« Nun sagte die Dame: »Wenn Ihr Euch das zutraut, ich bin es zufrieden.« Und nachdem sie ihre Beichte abgelegt und eine Buße erhalten hatte, erhob sie sich und ging die Messe hören. Schnaubend vor Wut über sein Mißgeschick, ging der Eifersüchtige die geistlichen Kleider ablegen und machte sich auf den Heimweg, voll Verlangen, ein Mittel zu rinden, wie er den Geistlichen und seine Frau beisammen finden könnte, um ihnen beiden übel mitzuspielen. Die Dame kam von der Kirche nach Hause und sah es ihrem Manne am Gesichte an, daß sie ihm einen schlimmen Christtag bereitet hatte; er aber trachtete, sich nach Möglichkeit nichts von dem anmerken zu lassen, was er getan hatte und was er zu wissen glaubte. Und da er bei sich beschlossen hatte, sich die nächste Nacht an die Haustür zu stellen und auf den Geistlichen zu warten, sagte er zu der Dame: »Ich muß heute anderswo zu Nacht essen und schlafen, und darum schließe die Haustür gut zu und auch die auf der halben Stiege und die Kammertür und geh zu Bette, wann es dir an der Zeit scheint.« Die Dame antwortete: »Das soll geschehn.« Und als sie die Gelegenheit dazu hatte, ging sie zu dem Loche und gab das gewohnte Zeichen, und kaum hatte es Filippo gehört, so kam er auch schon hin. Nun sagte ihm die Dame, was sie diesen Morgen getan hatte und was ihr Gatte nach dem Essen gesagt hatte, und dann sagte sie: »Ich bin gewiß, daß er das Haus nicht verlassen, sondern sich bei der Tür auf die Lauer legen wird; und darum sieh zu, daß du heute nacht übers Dach herüberkommst, damit wir beieinander sein können.« Ganz glücklich darüber sagte der junge Mann: »Madonna, laßt mich nur machen.« Als die Nacht gekommen war, verbarg sich der Eifersüchtige leise mit seinen Waffen in einer Kammer zu ebener Erde, und die Dame ließ alle Türen schließen, besonders sorgfältig aber die auf der halben Treppe, damit der Eifersüchtige nicht heraufkommen könne; dann kam der Jüngling gar vorsichtig herüber, und sie gingen zu Bette, um ihre Lust aneinander zu haben und sich's gut geschehn zu lassen, und als es Tag geworden war, kehrte der Jüngling in sein Haus zurück. Der Eifersüchtige aber hatte, bekümmert und ohne Abendessen und vor Kälte halbtot, schier die ganze Nacht mit seinen Waffen an der Tür gewartet, ob der Geistliche kommen werde; und bei Tagesanbruch hatte er sich, außerstande, noch länger wach zu

bleiben, in der Kammer zu ebener Erde schlafen gelegt. Gegen die dritte Morgenstunde, wo die Haustür schon offen war, erhob er sich, ging, als ob er von anderswo herkäme, hinauf ins Haus und frühstückte. Und bald darauf schickte er einen Knaben zu ihr, der den Meßhelfer des Priesters, dem sie gebeichtet hatte, vorstellen sollte, und ließ sie fragen, ob der Bewußte wiedergekommen sei. Die Dame, die den Boten gut erkannte, antwortete, diese Nacht sei er nicht gekommen, und wenn er so tue, so werde sie ihn vergessen können, obwohl es ihr gar nicht lieb wäre, wenn sie ihn vergäße. Was soll ich euch noch weiter sagen? Viele Nächte lang stand der Eifersüchtige an der Eingangstür, um den Geistlichen zu erwischen, und stets ließ sich die Dame mit ihrem Liebsten gut geschehn. Endlich konnte es aber der Eifersüchtige nicht mehr aushaken und fragte seine Frau mit zornigem Gesichte, was sie dem Geistlichen an dem Morgen, wo sie gebeichtet hatte, gesagt habe. Die Dame antwortete, das wolle sie ihm nicht sagen, weil es nicht ehrbar und nicht ziemlich sei. Und der Eifersüchtige sagte zu ihr: »Du schändliches Weib, dir zum Trotze weiß ich, was du ihm gesagt hast; und ich muß es durchaus wissen, wer der Geistliche ist, in den du so verliebt bist und der durch seine Zaubersprüchlein allnächtlich bei dir liegt, oder ich schneide dir den Hals ab.« Die Frau sagte, es sei nicht wahr, daß sie in einen Geistlichen verliebt sei. »Was?« sagte der Eifersüchtige; »hast du nicht dem Geistlichen, der dir die Beichte gehört hat, das und das gesagt?« Die Dame antwortete: »Das hat er dir ja so haarklein erzählt, daß du es nicht besser wissen könntest, wenn du dabeigewesen wärest; ja denn, ich habe es ihm gesagt.« – »Also«, sagte der Eifersüchtige, »so sag mir, wer der Geistliche ist, und das augenblicklich.« Die Dame begann zu lächeln und sagte: »Es tut mir im Herzen wohl, wenn ein gescheiter Mann von einer einfältigen Frau an der Nase herumgeführt wird wie ein Schafbock bei den Hörnern: schade nur, daß du nicht gescheit bist und es von der Stunde an nicht warst, wo du den verdammten Geist der Eifersucht hast in dein Herz dringen lassen, ohne zu wissen warum; denn je törichter und dümmer du bist, desto weniger Ehre habe ich davon. Glaubst du denn, Mann, daß meine leiblichen Augen so blind seien wie deine geistigen? Wahrhaftig, dem ist nicht so: schon beim Ansehn habe ich erkannt, wer der Geistliche war, der mir die Beichte gehört hat, und ich weiß, daß du es gewesen bist; aber ich habe mir vorgenommen gehabt, dir das zu geben, was du suchen gegangen bist, und das habe ich dir gegeben. Wärest du aber so gescheit gewesen, wie du zu sein glaubst, so hättest du es nicht auf diese Weise versucht, die Heimlichkeiten deiner guten Frau zu erfahren, und hättest, ohne einen eiteln Argwohn zu schöpfen, eingesehn, daß das, was sie dir gebeichtet hat, wirklich wahr ist, ohne daß sie irgendwie gesündigt hätte. Ich habe dir gesagt, ich liebte einen Geistlichen; und bist du denn nicht, den ich zu großem Unrecht liebe, damals ein Geistlicher gewesen? Ich habe dir gesagt, daß keine Tür meines Hauses vor ihm verschlossen bleiben könne, wenn er bei mir liegen wolle; und welche Türe wäre dir denn je versperrt gewesen, wenn du zu mir hast kommen wollen? Ich habe dir gesagt, daß der Geistliche allnächtlich bei mir liege; und wann hättest du nicht bei mir gelegen? Und sooft du deinen Meßhelfer zu mir geschickt hast, weißt du, daß ich dir jedesmal, wo du nicht bei mir gewesen bist, habe sagen lassen, der Geistliche sei nicht bei mir gewesen. Wer wäre denn außer dir, der du dich von deiner Eifersucht verblenden ließest, so übel beraten gewesen, daß er das nicht verstanden hätte? Und du bist zu Hause geblieben, um in der Nacht an der Tür Wache zu halten, und mir glaubtest du weisgemacht zu haben, du seist anderswohin essen und schlafen gegangen. Komme doch wieder zur Besinnung und werde doch wieder der Mann, der du früher gewesen bist, und mach dich nicht zum Gespött für jeden, der dein Wesen so kennt, wie ich es kenne, und gib die feierliche Bewachung auf, die du jetzt durchführst; denn ich schwöre dir bei Gott, wenn mich die Lust anwandelte, dir Hörner aufzusetzen, ich hätte, und hättest du hundert Augen statt deiner zwei, das Herz dazu, meinen Wünschen Genüge zu tun, ohne daß du es merktest.« Der elende Eifersüchtige, der gemeint hatte, er habe die Heimlichkeit seiner Frau recht schlau herausbekommen, sah nun, als er dies hörte, ein, daß er zum Narren gehalten worden war; und ohne etwas zu erwidern, gestand er sich, daß seine Frau gut und klug war. Und so ließ er seine Eifersucht jetzt, wo sie am Platze gewesen wäre, fahren, so wie er sie sich früher, wo sie nicht am Platze gewesen war, zugelegt hatte. Da also die kluge Dame nunmehr fast völlige Freiheit hatte, nach ihrem Belieben zu tun, brauchte sie ihren Geliebten nicht mehr übers Dach kommen zu lassen, sondern konnte ihn durch die Tür einlassen, und sie verschaffte sich mit ihm, indem sie vorsichtig zu Werke ging, noch zu often Malen frohe Stunden und ein wonniges Leben.

## Sechste Geschichte

*Madonna Isabetta wird, als Leonetto bei ihr weilt, von Messer Lambertuccio besucht, der sie liebt; als nun ihr Mann heimkommt, schickt sie Messer Lambertuccio mit einem Dolche in der Hand aus dem Hause, und dann begleitet ihr Mann Leonetto weg.*

Wundersam hatte allen die Geschichte Fiammettas gefallen, und jedermann beteuerte, die Dame habe

wohlgetan, und dem törichten Manne sei ganz recht geschehn; dann aber trug der König Pampinea auf, fortzufahren, und die begann also: Es gibt viele Leute, die einfältigerweise sagen, die Liebe bringe einen um die Vernunft und die Liebenden würden durch sie wie betört. Diese Meinung halte ich für albern, und daß sie es ist, haben die schon erzählten Beispiele bewiesen; und auch ich gedenke es nachzuweisen.

In unserer Stadt, die mit allen Glücksgütern reich gesegnet ist, war einmal eine edle, schöne junge Dame, die die Gattin eines wackern und ansehnlichen Ritters war. Und wie es schon zu gehn pflegt, daß der Mensch nicht immer dieselbe Speise verträgt, sondern manchmal nach Abwechslung verlangt, so verliebte sich diese Dame, der ihr Mann nicht recht Genüge tun konnte, in einen Jüngling, Leonetto mit Namen, der, obwohl nicht gerade von vornehmer Geburt, doch ein anmutiger und liebenswürdiger Mensch war, und ebenso verliebte er sich in sie: und da, wie ihr wißt, selten unerfüllt bleibt, was beide Teile wünschen, so dauerte es gar nicht lange, bis sie an das Ziel ihrer Liebe gelangten. Nun geschah es, daß sich in die Dame ihrer holden Schönheit wegen ein Ritter, Messer Lambertuccio mit Namen, heftig verliebte; sie aber fand ihn so widerwärtig und eingebildet, daß sie sich nicht um die Welt hätte entschließen können, seine Liebe zu erwidern. Nichtsdestoweniger bestürmte er sie mit vielen Botschaften; und als ihm die nichts nützten, ließ er ihr, weil er ein mächtiger Mann war, drohen, wenn sie ihm nicht zu Willen sei, werde er sie in Schande bringen. Das bewog die Dame, die ihn kannte, wie er war, sich aus Furcht seinen Wünschen zu fügen. Und als sich die Dame, die Madonna Isabetta hieß, für den Sommer, wie es unser Brauch ist, auf ein ihr gehöriges schönes Landgut begeben hatte, geschah es, daß sie eines Morgens, wo ihr Mann auf ein paar Tage weggeritten war, um Leonetto schickte, damit er ihr Gesellschaft leiste, und der kam voller Freude unverzüglich hin. Nun hatte Messer Lambertuccio erfahren, daß der Mann der Dame abwesend war, und darum stieg er ohne Begleitung zu Pferde, ritt zu ihr und pochte ans Tor. Als die Magd der Dame sah, daß er es war, ging sie sogleich zu ihr, die mit Leonetto in der Kammer war, rief sie heraus und sagte zu ihr: »Madonna, Messer Lambertuccio ist ganz allein unten.« Darob war die Dame das unglücklichste Weib von der Welt; da sie aber eine große Angst vor ihm hatte, bat sie Leonetto, er möge es sich nicht verdrießen lassen, sich ein Weilchen hinter dem Bettvorhange zu verbergen, bis Messer Lambertuccio weggegangen sein werde. Leonetto, der sich nicht weniger vor ihm fürchtete als die Dame, verbarg sich dort und sie befahl ihrer Magd, Messer Lambertuccio öffnen zu gehn; die öffnete ihm, und er stieg im Hofe von seinem Rosse, band es an eine Haspe und eilte hinauf. Die Dame machte ein heiteres Gesicht, ging ihm bis an die Treppe entgegen und empfing ihn mit so freundlichen Worten, wie sie ihr nur möglich waren, und fragte ihn, was ihn hergeführt habe. Der Ritter umarmte und küßte sie und sagte: »Ich habe vernommen, meine Seele, daß Euer Mann nicht hier ist, und darum bin ich gekommen, um ein Weilchen bei Euch zu bleiben.« Und nach diesen Worten gingen sie in die Kammer und schlössen sich ein, und Messer Lambertuccio begann sich an ihr zu erlustigen. Er war noch bei ihr, als es wider alles Vermuten der Dame geschah, daß ihr Mann heimkehrte; kaum hatte ihn die Magd in der Nähe des Hauses gesehn, als sie auch schon zur Kammer der Dame rannte und rief: »Madonna, der Herr kommt heim; ich glaube, er ist schon unten im Hofe.« Als das die Dame hörte und bedachte, daß sie zwei Männer im Hause hatte, und sich sagen mußte, daß sie den Ritter seines Rosses wegen, das im Hofe war, nicht verbergen konnte, hielt sie sich für verloren; gleichwohl sprang sie augenblicklich aus dem Bette und sagte zu Messer Lambertuccio mit rasch gefaßtem Entschlüsse: »Messer, wenn Ihr mich nur ein bißchen liebhabt und mich vom Tode retten wollt, so tut, was ich Euch sagen werde: Ihr werdet Euern Dolch blank ziehn und mit einem bösen und gar zornigen Gesicht die Treppe hinuntergehn und dabei sagen: ›Ich schwöre es bei Gott, ich werde ihn schon anderswo treffen‹; und will Euch mein Mann aufhalten oder um etwas fragen, so sagt nichts andres, als was ich Euch gesagt habe, und steigt zu Pferde und haltet Euch unter keiner Bedingung mit ihm auf.« Messer Lambertuccio sagte, das tue er gern; und er zog seinen Dolch und tat, ganz rot im Gesichte, teils wegen der Mühe, die er bestanden hatte, teils aus Zorn über die Heimkehr des Ritters, alles, was ihm die Dame aufgetragen hatte. Der Gatte der Dame, der im Hofe abgestiegen war, wollte eben, verwundert über das Roß, hinaufgehn, als er Messer Lambertuccio herunterkommen sah; verwundert über seine Reden und über sein Aussehn, sagte er zu ihm: »Was ist das, Messer?« Aber Messer Lambertuccio setzte den Fuß in den Steigbügel, schwang sich aufs Pferd und sprengte davon, ohne was andres gesagt zu haben als: »Bei Christi Leichnam, ich werde ihn schon anderswo treffen!« Der Edelmann fand seine Frau, als er hinaufgestiegen war, ganz bestürzt und voll Angst an der Treppe stehn und sagte zu ihr: »Was ist denn das? Wem gelten denn diese wütenden Drohungen Messer Lambertuccios?« Die Dame trat näher an ihre Kammer, damit Leonetto sie höre, und antwortete: »Messer, mein Leben lang habe ich keine solche Angst ausgestanden. Ein junger Mann, ich kenne ihn nicht, hat sich da hereingeflüchtet, und Messer Lambertuccio hat ihm mit blankem Dolche nachgesetzt; der junge Mann hat von ungefähr die Kammer offen gefunden, und da hat er mich zitternd gebeten: ›Madonna, helft mir um Gottes willen, daß ich nicht in Euern Armen sterben muß.‹ Ich bin aufgestanden und habe ihn eben fragen wollen, wer er sei und was es gebe, da kommt auch schon Messer Lambertuccio herauf und ruft: ›Wo bist du, Schurke?‹ Ich habe mich in die Kammertür gestellt und habe ihn, als er hereinwollte, aufgehalten,

und er war so ritterlich, daß er, als er gesehn hat, mir sei es unlieb, daß er eintrete, nach vielen Reden gegangen ist, wie Ihr gesehn habt.« Nun sagte der Gatte: »Du hast recht getan, Frau: es wäre eine gar zu große Schande gewesen, wenn einer hier getötet worden wäre; von Messer Lambertuccio war es nicht hübsch, daß er einen verfolgte, der sich da hereingeflüchtet hat.« Dann fragte er, wo der junge Mann sei, und die Dame antwortete: »Ich weiß nicht, Messer, wo er sich versteckt hat.« Nun sagte der Ritter: »Wo bist du? Komm nur ruhig hervor.« Leonetto, der alles gehört hatte, kam, noch gar ängstlich, weil er wirklich viel Angst ausgestanden hatte, aus seinem Verstecke hervor und der Ritter sagte zu ihm: »Was hast du mit Messer Lambertuccio zu schaffen?« Der Jüngling antwortete: »Messer, nicht das mindeste von der Welt; und darum bin ich fest überzeugt, daß er entweder nicht recht bei Sinnen ist oder daß er mich mit einem andern verwechselt hat: denn kaum hat er mich nicht weit von diesem Hause gesehn gehabt, so hat er auch schon um den Dolch gegriffen und gerufen: ›Schurke, du bist des Todes!‹ Ich habe ihn nicht erst gefragt, warum, sondern habe so rasch wie nur möglich Reißaus genommen, und so bin ich hierhergekommen, wo ich, dank dem Herrgott und dieser edeln Dame, gerettet worden bin.« Nun sagte der Ritter: »Wohlan denn, habe keine Furcht, ich werde dich heil und unversehrt nach Hause bringen, und dann sieh zu, daß du herausbekommst, was er mit dir zu schaffen hat.« Und nachdem sie gegessen hatten, hieß er ihn zu Pferde steigen, geleitete ihn nach Florenz und verließ ihn erst bei seinem Hause. Leonetto sprach noch an demselben Abende, wie ihn die Dame unterwiesen hatte, insgeheim mit Messer Lambertuccio und traf mit ihm eine solche Abrede, daß der Ritter, so viel auch nachher darüber gesprochen wurde, nie etwas von dem Streiche erfuhr, den ihm seine Frau gespielt hatte.

## Siebente Geschichte

*Lodovico entdeckt Madonna. Beatrice, daß er sie liebt; sie schickt ihren Gatten Egano in ihren Kleidern in den Garten und legt sich mit Lodovico nieder; der steht dann auj, geht in den Garten und verprügelt Egano.*

Madonna Isabettas List, von der Pampinea erzählt hatte, wurde von jedermann in der Gesellschaft für ganz erstaunlich erklärt; aber Filomena, der der König befohlen hatte, fortzufahren, sagte: Wenn ich mich nicht täusche, meine verliebten Damen, so glaube ich euch von einer nicht minder hübschen zu erzählen, und das will ich sogleich tun.

Ihr müßt wissen, daß einmal in Paris ein florentinischer Edelmann lebte, der aus Armut Kaufmann geworden war und dem dabei das Glück so hold gewesen war, daß ihn der Handel zu einem sehr reichen Manne gemacht hatte; er hatte von seiner Frau einen einzigen Sohn, den er Lodovico genannt hatte. Und damit sich der mehr zu dem Adel des Vaters als zum Kaufmannsberufe schicke, hatte ihn der Vater nicht in eine Handlung stecken wollen, sondern hatte ihn in die Zahl der Edelleute, die dem Könige von Frankreich dienten, aufnehmen lassen, so daß sich der junge Mann gewandte Umgangsformen und viele andere schöne Dinge aneignete. Da geschah es einmal, daß einige Ritter, die vom Heiligen Grabe zurückgekehrt waren, zu den jungen Leuten, unter denen auch Lodovico war, kamen und ihrer Unterhaltung zuhörten, die sich um die schönen Frauen Frankreichs und Englands und anderer Himmelsstriche drehte, und schließlich sagte einer von den Ankömmlingen, so weit er auch in der Welt herumgekommen sei und so viele Frauen er auch gesehn habe, habe er doch keine gesehn, die an Schönheit der Gattin von Egano de' Galluzzi in Bologna, Madonna Beatrice genannt, gleichgekommen wäre; und ihm stimmten alle seine Gesellen bei, die mit ihm in Bologna gewesen waren und die Dame gesehn hatten. Als das Lodovico hörte, der noch nie geliebt hatte, entbrannte er in solcher Sehnsucht, sie zu sehn, daß er an nichts andres mehr denken konnte; und völlig entschlossen, nach Bologna zu ziehn und, wenn sie ihm gefalle, dort zu bleiben, teilte er seinem Vater mit, er wolle zum Heiligen Grabe ziehn, und erhielt auch mit vieler Mühe die Erlaubnis dazu. Unter dem angenommenen Namen Anichino kam er also nach Bologna, und das Glück wollte es, daß er die Dame schon am nächsten Tage bei einem Feste sah; da er sie tausendmal schöner fand, als er gedacht hätte, entschloß er sich, glühend in sie verliebt, Bologna nicht zu verlassen, ohne ihre Liebe errungen zu haben. Und bei der Überlegung, was für einen Weg er dazu einschlagen solle, kam er endlich, indem er von allen andern Plänen absah, zu der Ansicht, wenn es ihm gelänge, bei ihrem Manne, der viel Gesinde hielt, als Diener unterzukommen, so könnten vielleicht seine Wünsche ihre Erfüllung finden. Er verkaufte also seine Pferde und brachte seine Leute, denen er befohlen hatte, sich so zu stellen, als ob sie ihn nicht kennten, anständig unter; dann besprach er sich mit seinem Wirte und sagte ihm, daß er gerne bei einem vornehmen Herrn, wenn er einen finden könnte, als Diener einträte. Und der Wirt sagte zu ihm: »Du bist der richtige, um einem Edelmanne dieser Stadt, Egano mit Namen, willkommen zu sein, der viele hält und von allen will, daß sie ein gefälliges Äußeres haben wie du; ich werde mit ihm sprechen.« Und wie er gesagt hatte, so tat

er; und bevor er Egano verließ, hatte er ihm Anichino verdungen, und das war dem so lieb wie nur möglich. Indem er also in Eganos Hause war und gar häufig die Gelegenheit hatte, seine Dame zu sehn, begann er Egano so aufmerksam und so zu seiner Zufriedenheit zu bedienen, daß ihn der so liebgewann, daß er es nicht mehr über sich brachte, etwas ohne ihn zu tun; und bald hatte er nicht nur sich, sondern seine ganzen Angelegenheiten Anichino anvertraut. Nun geschah es eines Tages, wo Egano auf die Vogelbeize gegangen und Anichino zu Hause geblieben war, daß sich Madonna Beatrice, die Anichino zwar bei mehrmaligem Augenmerk auf seine Person und sein Betragen im stillen gelobt und an ihm Gefallen gefunden hatte, aber seine Liebe zu ihr noch nicht bemerkt hatte, mit ihm zum Schachspiele setzte; und Anichino ließ sie in dem Verlangen, ihr zu gefallen, auf eine geschickte Art gewinnen, worüber die Dame eine außerordentliche Freude hatte. Und da sich alle Frauen der Dame, da sie sie spielen sahen, entfernt und sie mit ihm allein gelassen hatten, stieß Anichino einen tiefen Seufzer aus. Die Dame blickte ihn an und sagte: »Was hast du denn, Anichino? So leid ist es dir, daß ich gewinne?« – »Madonna«, antwortete Anichino, »etwas viel Größeres war der Grund meines Seufzers.« Nun sagte die Dame: »Ach, sag mir's doch, wenn du mich liebhast.« Als sich Anichino von der, die er über alles liebte, mit den Worten ›wenn du mich liebhast‹ beschwören hörte, seufzte er viel tiefer als das erstemal; darum bat ihn die Dame von neuem, er solle so gut sein und ihr sagen, was der Grund seiner Seufzer sei. Und Anichino sagte zu ihr: »Ich habe eine große Angst, Madonna, Ihr könntet darüber böse werden, wenn ich's Euch sagte; überdies besorge ich, daß Ihr es jemand wiedersagtet.« Und die Dame sagte zu ihm: »Wahrlich, ich werde es nicht übel aufnehmen, und sei überzeugt, daß ich das, was du mir sagst, niemand sagen werde, außer du willst es.« Nun sagte Anichino: »Da Ihr mir das also versprecht, so will ich es Euch sagen«, und sagte ihr, fast mit Tränen in den Augen, wer er sei, was er von ihr gehört habe, wo und wie er sich in sie verliebt habe und warum er bei ihrem Gatten in den Dienst getreten sei, und dann bat er sie gar demütig, sie solle es sich, wenn es sein könne, gefallen lassen, Erbarmen mit ihm zu haben und sein geheimes und so glühendes Verlangen zu stillen; und wenn sie das nicht tun wolle, so solle sie ihn das bleiben lassen, was er sei, und seine Liebe dulden. – O du einzige Huld des bolognesischen Blutes! Wie preiswürdig bist du stets in solcher Herzensnot gewesen! Nie hast du Tränen und Seufzer begehrt, und immerdar bist du den innigen Bitten und dem liebenden Verlangen gnädig gewesen: verfügte ich über würdiges Lob, mein Mund sollte nimmer ermüden, dich zu preisen! – Die edle Dame hatte Anichino, während er sprach, ins Gesicht gesehn und durch seine Bitten, weil sie seinen Worten völlig traute, die Liebe zu ihm mit solcher Macht im Herzen empfangen, daß auch sie zu seufzen begann und nach einigen Seufzern antwortete: »Sei guten Muts, mein süßer Anichino: nicht Geschenke und nicht Versprechungen und kein Liebeswerben von Edelleuten und Herren und von sonst jemand – und ich bin von vielen umworben worden und werde es noch immer – hat meinen Sinn je so rühren können, daß ich einen geliebt hätte; du aber hast es in der kurzen Spanne, die deine Worte gedauert haben, dahin gebracht, daß ich jetzt viel mehr dir gehöre als mir. Und ich meine, daß du meine Liebe treulich verdient hast, und darum schenke ich sie dir, und ich verspreche dir, daß ich sie dich, bevor noch diese Nacht völlig verstrichen ist, genießen lassen werde. Und damit dies geschehe, so mache, daß du gegen Mitternacht in meine Kammer kommst: ich werde die Tür offen lassen, und du weißt, auf welcher Seite des Bettes ich schlafe; dort komme hin, und wenn ich schlafe, so rüttle mich, bis ich wach werde, und dann will ich dich trösten für die lange Sehnsucht, die du gelitten hast: und damit du das glaubst, will ich dir einen Kuß zum Unterpfande geben.« Und damit schlang sie die Arme um seinen Hals und küßte ihn und er küßte sie. Nach dieser Abrede verließ Anichino die Dame und ging seinen Geschäften nach, in freudiger Ungeduld die Nacht erwartend. Egano kam von der Vogelbeize heim und ging, weil er müde war, sofort nach dem Abendessen schlafen, und die Dame tat ebenso und ließ, ihrem Versprechen gemäß, die Kammertür offen. Zu der ihm angegebenen Stunde kam Anichino hin und ging, nachdem er leise in die Kammer getreten war und die Tür hinter sich geschlossen hatte, an die Seite des Bettes, wo die Dame schlief, und fand, als er ihr die Hand auf die Brust legte, daß sie wach war; und als sie gewahr wurde, daß Anichino gekommen sei, nahm sie seine Hand in ihre beiden und warf sich also, indem sie sie festhielt, so lange im Bette herum, bis Egano, der geschlafen hatte, erwachte, und nun sagte sie zu ihm: »Ich habe dir heute abend nichts sagen wollen, weil ich gesehn habe, daß du müde warst; aber sage mir, Egano, so wahr dir Gott helfe, wen hältst du denn für deinen besten Diener und für den treuesten und der dich am meisten liebt von allen, die du im Hause hast?« Egano antwortete: »Was soll das heißen, daß du mich um so etwas fragst? Weißt du es denn nicht? ich habe keinen und habe keinen gehabt, dem ich so viel vertraut hätte oder vertraute oder geneigt wäre, wie ich Anichino vertraue und geneigt bin; aber was soll deine Frage?« Als Anichino gemerkt hatte, daß Egano wach war und daß von ihm gesprochen wurde, hatte er in seiner Furcht, die Dame wolle ihn verraten, zu mehreren Malen versucht, seine Hand zurückzuziehn und wegzugehn; aber sie hatte sie so fest gehalten und hielt sie so fest, daß es ihm unmöglich war, sich zu entfernen. Die Dame antwortete Egano und sagte: »Ich will es dir sagen: ich habe geglaubt, es sei so, wie du sagst, und er sei dir treuer als jeder andere; aber er hat mir den Irrtum genommen: denn als du heute auf die Vogelbeize gegangen bist, ist er daheimgeblieben und hat sich, als es ihm an der Zeit geschienen hat, nicht gescheut, von mir zu verlangen, ich solle ihm zu Willen sein; und ich

habe ihm, damit ich das nicht lange mit Beweisen zu bewähren brauche, sondern dich handgreiflich überzeugen kann, geantwortet, ich sei es zufrieden und würde heute nacht nach Mitternacht in unsern Garten kommen und ihn unterm Fichtenbaume erwarten. Ich freilich gedenke nicht hinzugehn; willst aber du die Treue deines Dieners kennenlernen, so kannst du das leicht und kannst, indem du eins von meinen Nachtkleidern anziehst und eine Haube um den Kopf nimmst, hinuntergehn und warten, ob er hinkommt, und das tut er, ich weiß es gewiß.« Als das Egano hörte, sagte er: »Wahrlich, das muß ich sehn«; und damit stand er auf, zog, so gut er's im Finstern konnte, ein Nachtkleid der Dame an, setzte eine Haube auf und ging in den Garten und begann unter einem Fichtenbaume auf Anichino zu warten. Kaum hatte ihn die Dame aufstehn und aus der Kammer gehn sehn, so stand auch sie auf und schloß die Tür inwendig zu. Anichino hatte in seinem ganzen Leben noch nie eine solche Angst ausgestanden und hatte sich nach Leibeskräften bemüht, sich aus den Händen der Dame loszumachen, und hatte sie und seine Liebe und daß er ihr vertraut hatte, wohl hunderttausendmal verwünscht; als er aber merkte, auf was für ein Ende ihr Tun hinauslief, war er der glücklichste Mensch, den es je gegeben hat. Nachdem die Dame ins Bett zurückgekehrt war, entkleidete er sich, wie sie wünschte, gleich ihr, und nun genossen sie miteinander eine geraume Weile alle Lust und Wonne. Als dann die Dame endlich dafürhielt, daß Anichino nicht mehr länger verweilen dürfe, hieß sie ihn aufstehn und sich wieder ankleiden und sagte zu ihm: »Nun, mein süßes Herz, nimm einen tüchtigen Stock und geh in den Garten, und indem du so tust, als ob du mich hättest auf die Probe stellen wollen, schimpfe Egano ordentlich zusammen, wie wenn ich an seiner Statt dort wäre, und prügele ihn mir weidlich durch; daraus soll uns noch viel Freud und Lust erwachsen.« Anichino stand auf und ging mit einem Weidenknüttel in den Garten, und als er in der Nähe der Fichte war und ihn Egano kommen sah, stand der auf und ging ihm entgegen, wie wenn er ihn in jubelnder Freude empfangen wollte. Aber Anichino sagte zu ihm: »O du niederträchtiges Weib, so bist du denn gekommen und hast geglaubt, ich würde mich also an meinem Herrn versündigen wollen? Aber an die Stunde sollst du dein Leben lang denken!« Und damit hob er den Stock und begann zuzuschlagen. Als das Egano hörte und den Stock sah, begann er, ohne ein Wort zu sagen, Reißaus zu nehmen; aber Anichino war hinter ihm her, indem er ohne Unterlaß schrie: »Geh zum Henker, daß dich Gott schände, du liederliches Weib, morgen früh sage ich wahrhaftig alles Egano.« Egano, der ein paar Tüchtige abbekommen hatte, lief, so rasch er nur konnte, in die Kammer zurück; und als ihn die Dame fragte, ob Anichino in den Garten gekommen sei, sagte er: »Wäre er es lieber nicht; denn er hat mich in der Meinung, ich sei du, mit einem Stocke windelweich geprügelt und hat mir die niederträchtigsten Schimpfworte gesagt, die je einem schlechten Weibe gesagt worden sind: und wahrhaftig, ich hätte mich sehr gewundert, wenn er solche Reden mit der Absicht, mir eine Schande anzutun, gegen dich geführt hätte; aber weil er dich immer so lustig und ausgelassen sieht, hat er dich versuchen wollen.« Nun sagte die Dame: »Gott sei gelobt, daß er mich mit Worten und dich mit Taten versucht hat; und ich meine, er kann sagen, daß ich die Worte mit mehr Geduld gelitten habe als du die Taten. Da er dir aber so treu ist, so wird man ihn lieb und wert halten müssen.« – »Freilich«, sagte Egano, »du sagst die Wahrheit.« Und indem er aus dem Vorgefallenen seine Schlüsse zog, war er der Meinung, die trefflichste Frau und den treuesten Diener zu haben, die je ein Edelmann gehabt habe. Obwohl er nun noch oftmals mit Anichino und der Dame über diese Nacht lachte, so war es doch gerade diese Nacht, der es die beiden Liebenden verdankten, daß sie die ganze Zeit, die es Anichino noch gefiel, bei Egano in Bologna zu bleiben, mit viel größerer Gemächlichkeit, als sie sonst etwa gehabt hätten, alles tun konnten, was ihnen Lust und Freude brachte.

## Achte Geschichte

*Die Gattin eines Eifersüchtigen wickelt sich einen Faden um die Zehe und wird so inne, wann ihr Geliebter gekommen ist. Der Mann merkt es, und während er ihren Geliebten verfolgt, legt die Dame an ihrer Statt eine andere Frau ins Bett; die prügelt ihr Mann und schneidet ihr die Haare ab. Dann geht er um ihre Brüder; als die aber sehn, daß alles nicht wahr ist, sagen sie ihm ordentlich ihre Meinung.*

Unerhört schien es allen, wie boshaft Madonna Beatrice ihrem Manne mitgespielt habe, und jeder gestand zu, daß Anichino eine gar große Angst ausgestanden haben müsse, als er die Dame, von der er festgehalten worden sei, habe sagen hören, er habe sie um ihre Liebe angegangen; als aber der König sah, daß Filomena schwieg, wandte er sich zu Neifile und sagte zu ihr: Erzählt Ihr. Die lächelte ein wenig und begann: Eine schwere Aufgabe bleibt mir, wenn ich euch mit einer so hübschen Geschichte zufriedenstellen will, wie es meine Vorgänger getan haben; immerhin hoffe ich mich dieser Aufgabe mit Gottes Hilfe anständig zu entledigen.

Ihr müßt also wissen, daß einmal in unserer Stadt ein sehr reicher Kaufmann lebte, Arriguccio Berlinghieri mit Namen, der, wie es übrigens noch heutzutage die Kaufleute tun, den törichten Wunsch hegte, durch die Gattin adelig zu werden, und deswegen eine junge Edeldame, die gar nicht zu ihm paßte, Monna Sismonda mit Namen, heiratete. Weil er nun nach Kaufmannsbrauch viel auf Reisen und wenig bei ihr war, verliebte sie sich in einen Jüngling, Ruberto mit Namen, der lange um sie gebuhlt hatte. Und da sie einen vertrauten Umgang mit ihm aufgenommen hatte und vielleicht des übergroßen Vergnügens halber, das sie daran fand, zu wenig vorsichtig war, geschah es, daß Arriguccio, sei es, daß er etwas gemerkt hatte, oder wie immer es zugegangen sein mag, der eifersüchtigste Mann von der Welt wurde und seine Reisen und sonstigen Geschäfte ließ und fast keine andere Sorge mehr kannte, als sie wohl zu bewachen; er hätte auch nie einschlafen können, wenn er sie nicht vorher hätte zu Bette gehn sehn. Das nahm sich die Dame gar sehr zu Herzen, weil sie so auf keinerlei Art mit ihrem Ruberto Zusammensein konnte. Nachdem sie aber viel nachgedacht hatte, um ein Mittel, wie sie mit ihm beisammensein könnte, ausfindig zu machen, und er sie oft deshalb bestürmt hatte, kam sie auf den Gedanken, es in folgender Weise zu halten: Da ihre Kammer an der Straße lag und da sie zu often Malen bemerkt hatte, daß Arriguccio zwar sehr langsam einschlummerte, dann aber sehr fest schlief, nahm sie sich vor, Ruberto gegen Mitternacht, wo der Schlaf ihres Mannes am tiefsten war, zur Haustür kommen zu lassen und ihm zu öffnen und ein Weilchen bei ihm zu bleiben. Und um zu bewerkstelligen, daß sie es, ohne daß es sonst jemand merken könnte, sofort innewerde, wann er gekommen sei, dachte sie sich aus, einen Faden aus dem Kammerfenster zu hängen, der mit einem Ende bis zur Erde reichen sollte, während sie das andere in ihrer Kammer herunterziehn und über den Fußboden bis zum Bette führen und sich, wann sie im Bette sei, an die große Zehe binden wollte. Und das ließ sie Ruberto sagen und trug ihm auf, wann er komme, an dem Faden zu ziehn, und sie werde, wenn ihr Mann schlafe, den Faden auslassen und ihm öffnen; schlafe er aber nicht, so werde sie den Faden festhalten und an sich ziehen, damit er nicht warte. Das gefiel Ruberto, und er ging zu often Malen hin, wobei es ihm manchmal glückte, mit ihr beisammensein zu können, und manchmal nicht. Diese Erfindung bewährte sich eine lange Zeit, bis es endlich eines Nachts geschah, daß Arriguccio, während seine Frau schlief, den Fuß übers Bett streckte und so an den Faden stieß; er griff hin und fand den Faden an die Zehe seiner Frau gebunden, und da sagte er sich: »Dahinter steckt irgendein Trug.« Und als er dann bemerkte, daß der Faden zum Fenster hinauslief, war er seiner Sache sicher: darum schnitt er ihn sachte von der Zehe der Frau, band ihn an seine und wartete gespannt, was das bedeuten solle. Es dauerte nicht lange, so kam Ruberto und zog, wie er gewohnt war, an dem Faden; Arriguccio verspürte es zwar, hatte aber den Faden nicht so fest zu binden verstanden, daß er nicht Ruberto, der fest daran gezogen hatte, in der Hand geblieben wäre: darum dachte Ruberto, er solle warten, und tat es. Sofort stand Arriguccio auf, nahm seine Waffen und rannte zur Tür, um zu sehn, wer es sei, und ihn übel zuzurichten. Nun war Arriguccio, samt dem, daß er ein Kaufmann war, ein trutziger und ungeschlachter Mann; als er daher zur Tür kam und sie nicht so sachte öffnete, wie die Dame zu tun pflegte, konnte sich Ruberto, der wartete und ihn hörte, leicht vorstellen, wie es sich verhielt, nämlich daß der, der öffnete, Arriguccio war; darum nahm er augenblicklich Reißaus, und Arriguccio setzte ihm nach. Nachdem schließlich Ruberto eine ziemliche Strecke geflohen war, ohne daß Arriguccio die Verfolgung aufgegeben hätte, zog er, weil auch er bewaffnet war, vom Leder und wandte sich um, so daß sie, indem der eine ausfiel und sich der andere zur Wehr setzte, aneinander gerieten. Als Arriguccio die Kammer geöffnet hatte, war die Dame erwacht und hatte bei der Wahrnehmung, daß ihr der Faden von der Zehe geschnitten war, sofort begriffen, daß ihr Trug entdeckt war; überzeugt, daß Arriguccio Ruberto nachgelaufen sei, stand sie, weil sie sich leicht sagen konnte, was daraus erfolgen werde, unverzüglich auf, rief ihre Magd, die um den ganzen Handel wußte, und redete so lange auf sie ein, bis sich die an ihrer Statt in ihr Bett legte, und bat sie zugleich, die Prügel, die ihr Arriguccio geben werde, geduldig zu leiden; sie werde ihr das auf eine Weise vergelten, daß sie keinen Grund haben werde, sich zu beklagen. Und nachdem sie das Licht, das in der Kammer brannte, ausgelöscht hatte, ging sie hinaus und verbarg sich irgendwo im Hause und begann der Dinge zu harren, die da kommen sollten. Arriguccio und Ruberto hatten noch nicht lange gerauft, so hörten es die Nachbarn, standen auf und begannen sie tüchtig herunterzumachen: deshalb ließ Arriguccio aus Furcht, erkannt zu werden, von seinem Gegner ab, zornig und voll Mißmut, weil es ihm unmöglich gewesen war, ihn zu erkennen oder ihn irgendwie zu verletzen, und ging heim; und als er in der Kammer angelangt war, begann er in grimmigem Zorne also: »Wo bist du, du niederträchtiges Weib? Du hast das Licht ausgelöscht, damit ich dich nicht finden soll, aber da hast du dich getäuscht.« Und er ging zum Bette, packte, in der Meinung, seine Frau zu packen, die Magd und versetzte ihr, was er nur Hände und Füße rühren konnte, so viele Faustschläge und Fußtritte, daß er ihr das Gesicht ganz braun und blau zerbeulte, und schnitt ihr schließlich noch die Haare ab, wobei er ihr ohne Unterlaß ärgere Beschimpfungen sagte, als je einem schlechten Weibe gesagt worden sind. Die Magd weinte heftig, wie sie ja Grund genug dazu hatte, und obwohl sie manchmal sagte: »O weh, Gnade, um Gottes willen! So hört doch auf!« war ihre Stimme so vom Weinen erstickt, und Arriguccio war so außer sich vor Wut, daß er nicht unterscheiden konnte, daß das die Stimme einer andern Frau und nicht seiner Gattin war.

Nachdem er sie also weidlich geprügelt und ihr, wie wir gesagt haben, die Haare abgeschnitten hatte, sagte er: »Du schändliches Weib, weiter will ich dich nicht mehr anrühren, aber um deine Brüder werde ich gehn und ihnen deine schöne Aufführung erzählen, und dann sollen sie um dich kommen und mit dir machen, was sie glauben, daß ihrer Ehre zuträglich ist, und dich mitnehmen; denn wahrhaftig, in diesem Hause ist deines Bleibens nicht länger mehr.« Und nach diesen Worten verließ er die Kammer, schloß sie von außen ab und ging ganz allein weg. Kaum hatte Madonna Sismonda, die alles gehört hatte, gemerkt, daß ihr Mann weggegangen war, so öffnete sie die Kammer und zündete das Licht wieder an: da fand sie denn die Magd ganz windelweich geschlagen und heftig weinend; sie tröstete sie, so gut es ihr möglich war, und brachte sie in die Kammer, wo die Magd sonst schlief, um sie dort insgeheim pflegen und warten zu lassen, wie sie ihr denn auch später von dem Gelde Arriguccios so viel zuwandte, daß sie sich zufriedengab. Und nachdem sie die Magd also weggeschafft hatte, machte sie unverzüglich das Bett wieder und brachte es so schmuck in Ordnung, als ob in dieser Nacht noch niemand drinnen gelegen hätte, entzündete das Licht wieder und kleidete sich wieder an und richtete sich wieder so her, als ob sie noch nicht im Bette gewesen wäre; dann zündete sie eine Lampe an, nahm ihre Arbeit, setzte sich oben an der Treppe hin und begann zu nähen, voll Erwartung, auf was für ein Ende die Sache hinauslaufen werde. Arriguccio war, als er sein Haus verlassen hatte, mit der größtmöglichen Eile zu dem Hause der Brüder seiner Frau gelaufen und pochte nun dort so lange, bis man ihn hörte und ihm öffnete. Als die Brüder der Dame, drei an der Zahl, und ihre Mutter hörten, daß Arriguccio da sei, standen sie alle auf, ließen Lichter anzünden und gingen ihm entgegen und fragten ihn, was ihn um diese Stunde und so allein herführe. Arriguccio erzählte ihnen, indem er mit dem Faden begann, den er um Madonna Sismondas Zehe gewickelt gefunden hatte, alles, was er entdeckt und getan hatte; und um ihnen den handgreiflichen Beweis, daß er wirklich so getan habe, zu geben, händigte er ihnen die Haare ein, die er seiner Frau abgeschnitten zu haben glaubte, und setzte hinzu, sie sollten kommen und das tun, was nach ihrer Meinung ihre Ehre erfordere, weil er keineswegs willens sei, sie länger in seinem Hause zu behalten. Heftig erbost über das, was sie hörten, und grimmig über sie aufgebracht, weil sie alles fest glaubten, ließen die Brüder der Dame Fackeln anzünden und machten sich in der Absicht, ihr übel mitzuspielen, mit Arriguccio auf den Weg zu seinem Hause. Als das ihre Mutter sah, folgte sie ihnen weinend, indem sie bald den einen, bald den andern bat, das nicht so ohne weiteres zu glauben, bevor sie sonst etwas gesehn oder gehört hätten: es sei ganz gut möglich, daß ihr Mann aus einem andern Grunde erbost auf sie sei und ihr etwas zuleide getan habe und ihr das jetzt nur deswegen in die Schuhe schiebe, um für sich eine Entschuldigung zu haben; übrigens würde sie sich sehr wundern, wie so etwas hätte geschehn können, wo sie doch ihre Tochter, die sie von klein auf erzogen habe, sehr wohl kenne. Derlei Reden führte die Mutter noch in Menge, bis sie beim Hause Arriguccios angelangt und eingetreten waren und die Treppe hinaufzusteigen begannen. Als sie Madonna Sismonda kommen hörte, sagte sie: »Wer ist denn da?« Und einer von den Brüdern antwortete ihr: »Du wirst es schon erfahren, wer es ist, du schändliches Weib.« Nun sagte Madonna Sismonda: »Ja, was soll denn das heißen? Herr, steh uns bei!« Und sie stand auf und sagte: »Seid willkommen, Brüder; was führt euch um diese Stunde alle drei her?« Als sie sahen, daß sie beim Nähen saß und in ihrem Gesichte nicht eine Spur von Schlägen zu sehn war, wo doch Arriguccio gesagt hatte, er habe sie völlig zerbleut, wurden sie gleich im Anfange stutzig und zügelten den Ungestüm ihres Zornes und fragten sie, wie das zugegangen sei, weswegen sich Arriguccio über sie beklagt habe, indem sie ihr mit allem möglichen drohten, wenn sie ihnen nicht alles sagen werde. Die Dame sagte: »Ich weiß weder, was ich euch sagen soll, noch weswegen sich Arriguccio bei euch über mich beklagt hat.« Arriguccio betrachtete sie, als er sie sah, wie geistesabwesend: er erinnerte sich, ihr vielleicht tausend Faustschläge ins Gesicht versetzt und sie zerkratzt und ihr alles Schlechte von der Welt angetan zu haben, und nun sah er sie vor sich, als ob nichts von dem allem geschehn wäre. Die Brüder sagten ihr in kurzen Worten, was ihnen Arriguccio gesagt hatte von dem Faden und von den Prügeln und von allem. Die Dame wandte sich zu Arriguccio und sagte: »O weh, Mann, was höre ich da? Warum gibst du mich, dir zur argen Schande, für ein schlechtes Weib aus, wo ich es nicht bin, und dich für einen bösen, grausamen Mann, der du doch nicht bist? Wann wärest du denn heute nacht zu Hause, geschweige denn bei mir gewesen? Oder wann hättest du mich geschlagen? Ich erinnere mich an nichts.« Arriguccio begann: »Was, du schlechtes Weib, sind wir denn nicht mitsammen zu Bette gegangen? Bin ich denn nicht wieder heimgekommen, nachdem ich hinter deinem Geliebten hergelaufen bin? Habe ich dir nicht eine Tracht Prügel gegeben und dir die Haare abgeschnitten?« Die Dame antwortete: »In diesem Hause hast du dich gestern abend nicht niedergelegt. Aber lassen wir das, weil ich dafür kein anderes Zeugnis habe, als meine wahrhaftige Rede, und kommen wir zu dem, daß du sagst, du habest mich geschlagen und mir die Haare abgeschnitten. Mich hast du nicht geschlagen, und so viele ihr euer seid, samt dir, überzeugt euch doch, ob ich irgendwo am ganzen Leibe ein Zeichen eines Schlages habe; ich möchte es dir auch nicht raten, daß du dich unterfingest, Hand an mich zu legen, denn, Gotteskreuz, ich kratzte dir die Augen aus. Auch die Haare hast du mir nicht abgeschnitten, daß ich es verspürt oder gesehn hätte; aber vielleicht hast du's so getan, daß ich's nicht bemerkt habe: laß sehn, ob sie abgeschnitten sind oder nicht.« Und damit nahm sie die Schleier vom Kopfe und zeigte, daß sie nicht abgeschnitten, sondern

unversehrt waren. Als das die Brüder und die Mutter sahen und hörten, begannen sie zu Arriguccio: »Was willst du denn also, Arriguccio? Das sieht ja ganz anders aus, als was du uns sagen gekommen bist, daß du getan habest; und wir wissen nicht, wie du den Rest beweisen könntest.« Arriguccio, der dastand wie im Traume, wollte trotzdem reden; da er aber sah, daß das, was er beweisen zu können geglaubt hatte, nicht so war, getraute er sich kein Wort zu sagen. Aber die Dame wandte sich zu ihren Brüdern und sagte: »Ich sehe, meine Brüder, ihm hat es sich darum gehandelt, daß ich etwas tue, was ich nie habe tun wollen, nämlich euch von seinen Schändlichkeiten und Schlechtigkeiten zu erzählen, und das werde ich tun. Ich bin fest überzeugt, daß ihm das, was er euch gesagt hat, wirklich zugestoßen ist und daß er's getan hat; und höret, wie. Dieser Biedermann, dem ihr mich zu meinem Unglücke zur Frau gegeben habt, der sich einen Kaufmann nennt und Vertrauen beansprucht und der für mäßiger als ein Klosterbruder und für züchtiger als ein Jungfräulein gelten möchte, der läßt wenige Abende vergehn, wo er sich nicht in den Schenken betrinkt und sich mit allerhand liederlichen Frauenzimmern abgibt; und mich läßt er bis Mitternacht und dann und wann auch bis zum Morgen auf die Weise warten, wie ihr mich gefunden habt. Ich bin überzeugt, er hat sich, tüchtig angetrunken, zu irgendeiner von seinen Dirnen gelegt und hat, als er wach geworden ist, den Faden an ihrem Fuße gefunden, und dann hat er alle seine Heldentaten vollbracht, die er erzählt, ist zu ihr zurückgekommen und hat sie geschlagen und ihr die Haare abgeschnitten; und dann hat er, ohne wieder zur Vernunft gekommen zu sein, geglaubt, und ich bin überzeugt, er glaubt es noch, daß er das mir getan hat: und wenn ihr ihm nur recht ins Gesicht seht, so ist er noch immer halb betrunken. Immerhin möchte ich nicht, daß ihr das, was er von mir gesagt hat, anders aufnähmet, als wie die Rede eines Betrunkenen; ich verzeihe es ihm, und so verzeiht es auch ihr ihm.« Als ihre Mutter diese Worte hörte, begann sie ein großes Geschrei und sagte: »Gottskreuz, Tochter, das dürfte ihm nicht also hingehn; eher sollte man diesen abscheulichen, undankbaren Hund totschlagen, der es nicht wert gewesen ist, so ein Mädchen zu bekommen, wie du bist. Wart nur, Brüderchen! Ja, wenn er dich noch aus dem Kote aufgelesen hätte! Daß ihn Gott schände an Seele und Leib, wenn du dir das ekelhafte Gewäsch dieses Eselsdreckkrämers gefallen lassen solltest, eines von diesen Lumpen, die vom Dorfe hereingekommen und dem Gesindel entlaufen sind, ohne einen guten Rock auf dem Leibe, die sich auf den Hosenboden treten und die Schreibfeder am Arsche tragen; und wenn sie einen Dreier in der Tasche haben, so wollen sie die Töchter von Edelleuten und vornehmen Frauen heiraten und legen sich ein Wappen bei und sagen, ich bin aus dem und dem Geschlechte, und meine Vorfahren haben es so und so gemacht. Hätten nur meine Söhne auf mich gehört, als sie dich mit einem Pappenstiel als Mitgift an einen von den Grafen Guidi hätten verheiraten können; aber nein, diesem herrlichen Kleinod von einem Manne haben sie dich geben müssen, der sich nicht schämt, dich, wo du doch die beste Frau von Florenz bist und die keuscheste, mitten in der Nacht eine Hure zu heißen, als ob wir dich nicht kennten: aber Gottstreu, wenn es nach mir ginge, sollte er den Buckel so vollgedroschen bekommen, daß er in seinem Drecke liegen bliebe.« Und dann kehrte sie sich wieder zu ihren Söhnen und sagte: »Kinder, ich habe es euch ja gesagt, daß das unmöglich ist. Habt ihr gehört, wie euer liebenswürdiger Herr Schwager euere Schwester behandelt? Der Vierpfennigkrämer, der er ist! Wäre ich nur wie ihr, und er hätte das von ihr gesagt, was er gesagt hat, und täte so mit ihr, wie er tut, ich gäbe nicht eher Ruhe und Frieden, bis ich ihn aus der Welt geschafft hätte; und wäre ich ein Mann statt ein Weib, ich ließe es nicht zu, daß ein anderer Hand an ihn legte. Gott soll's ihm heimzahlen, dem jämmerlichen Trunkenbold, der keine Ehre im Leibe hat!« Als das die jungen Leute sahen und hörten, kehrten sie sich zu Arriguccio und sagten ihm die ärgsten Beschimpfungen, die je einem schlechten Manne gesagt worden sind; und schließlich sagten sie zu ihm: »Für diesmal verzeihn wir dir, weil du betrunken bist; aber wenn dir dein Leben lieb ist, so nimm dich in acht, daß wir nicht noch einmal derlei Sachen hören: denn wahrhaftig, wenn uns wieder etwas zu Ohren kommt, so werden wir dir es dann doppelt heimzahlen.« Und nachdem sie also gesprochen hatten, gingen sie weg. Arriguccio stand da, wie vor den Kopf geschlagen, und wußte selber nicht, ob das, was er getan hatte, wirklich geschehn sei oder ob er geträumt habe; und ohne noch ein Wort darüber zu sagen, ließ er seine Frau in Frieden. Die war durch ihre Schlauheit nicht nur der drohenden Gefahr entgangen, sondern hatte sich auch einen Weg gebahnt, um in Zukunft alles, wozu sie Lust hatte, ohne irgendwelche Furcht vor ihrem Manne tun zu können.

## Neunte Geschichte

*Lydia, die Gattin von Nicostratus, liebt Pyrrhus, der von ihr, um ihr glauben zu können, drei Dinge heischt; sie verrichtet alle drei und ergötzt sich noch überdies mit ihm in der Gegenwart von Nicostratus und macht diesem weis, was er gesehn habe, sei nicht wahr.*

Die Geschichte Neifiles hatte so gefallen, daß die Damen schier nicht aufhören konnten, darüber zu

lachen und zu sprechen, obwohl ihnen der König mehrere Male Stillschweigen auferlegt und Panfilo befohlen hatte, die seinige zu erzählen. Als sie aber endlich schwiegen, begann Panfilo also: Ich glaube nicht, verehrte Damen, daß es irgend etwas gibt, und sei es noch so schwierig und bedenklich, daß sich nicht der, der glühend liebt, unterfinge, es auszuführen. Obwohl das nun schon in vielen Geschichten dargetan worden ist, glaube ich es nichtsdestoweniger noch deutlicher durch eine, die ich erzählen will, beweisen zu können: darin werdet ihr von einer Dame hören, die die bei dem, was sie tat, mehr vom Glücke begünstigt worden ist, als daß sie ihr Verstand wohl beraten hätte; und darum würde ich keiner raten, es zu wagen und in ihre Fußtapfen zu treten, einmal, weil das Glück nicht immer bereitwillig ist, und dann, weil nicht alle Männer auf der Welt ebenso verblendet sind.

In Argos, der alten Stadt in Achaia, die mehr durch die Könige, die sie in vergangenen Zeiten beherrscht haben, berühmt ist, als daß sie groß wäre, war einmal ein adeliger Mann, Nicostratus mit Namen, dem das Glück, als er schon an der Schwelle des Greisenalters stand, eine vornehme Dame zur Gattin bescherte, die nicht minder herzhaft als schön war und Lydia hieß. Als reicher Edelmann hielt er ein zahlreiches Gesinde und Hunde und Beizvögel und fand ein gar großes Vergnügen an der Jagd; und unter seinen Dienern hatte er einen anmutigen, schmucken und schön gewachsenen Jüngling, der sich zu allem schickte, was er tun sollte, und der hieß Pyrrhus, und kein anderer Diener genoß von Nicostratus so viel Liebe und Vertrauen wie er. In diesen Pyrrhus verliebte sich Lydia so heftig, daß sie weder bei Tag noch bei Nacht an etwas anderes denken konnte: er aber schien sich, sei es, daß er nichts bemerkt hatte, oder weil er nichts bemerken wollte, nicht darum zu kümmern, worüber denn die Dame ein unerträgliches Herzeleid fühlte; weil sie aber durchaus entschlossen war, ihn das wissen zu lassen, rief sie eine ihrer Kammerfrauen, Lusca mit Namen, der sie besonders vertraute, und sprach also zu ihr: »Die Wohltaten, Lusca, die du von mir empfangen hast, verbinden dich zu Gehorsam und Treue, und darum hüte dich, von dem, was ich dir jetzt sagen werde, vor irgend jemand sonst etwas verlauten zu lassen als vor dem, den ich dir angeben werde. Wie du siehst, Lusca, bin ich eine junge, frische Frau und habe alles, was eine Frau nur begehren kann, in Hülle und Fülle; kurzum, ich kann mich, eines ausgenommen, nicht beklagen, und dieses eine ist das, daß der Jahre meines Mannes allzu viele sind im Vergleiche zu meinen, weswegen ich in dem, woran die jungen Frauen ihr Hauptvergnügen finden, wenig befriedigt werde: da ich es aber ebenso begehre wie die andern, habe ich mir seit geraumer Zeit vorgenommen, wenn mir schon das Glück nicht gar freundlich gewesen ist, daß es mir einen so alten Mann gegeben hat, wenigstens nicht so sehr meine eigene Feindin sein zu wollen, daß ich kein Mittel zu finden wüßte, um mir meine Lust und mein Heil zu verschaffen; und um diese Wünsche in demselben Maße wie die andern erfüllt zu sehn, habe ich den Entschluß gefaßt, daß ihnen unser Pyrrhus als der würdigste von allen durch seine Umarmungen abhelfen soll, und habe ihm meine Liebe so sehr zugewandt, daß ich mich nicht mehr wohl fühle, wenn ich ihn nicht sehe oder an ihn denke: und wenn ich nicht ohne Säumnis mit ihm beisammen sein kann, so glaube ich wahrlich, daß ich sterben werde. Wenn dir darum etwas an meinem Leben liegt, so mache ihm auf die Weise, die du für die beste hältst, meine Liebe kund und bitte ihn in meinem Namen, daß es ihm gefallen möge, zu mir zu kommen, wann du um ihn gehn wirst.« Die Kammerfrau sagte, das werde sie gerne tun; und als ihr zum ersten Male Zeit und Gelegenheit paßten, nahm sie Pyrrhus beiseite und richtete ihm die Botschaft ihrer Herrin so gut, wie es ihr nur möglich war, aus. Als das Pyrrhus hörte, verwunderte er sich baß, weil er nie etwas bemerkt hatte, und hegte Argwohn, ob ihm das die Dame nicht sagen lasse, um ihn zu versuchen; darum antwortete er augenblicklich in barscher Weise: »Ich kann nicht glauben, Lusca, daß diese Worte von meiner Herrin kämen, und darum sieh dich vor, was du sagst; und kommen sie wirklich von ihr, so glaube ich nicht, daß sie sie ernst meine, wenn sie dich das sagen läßt, und meint sie sie wirklich ernst, so erweist mir mein Herr mehr Ehre, als ich verdiente: nicht um mein Leben würde ich ihm eine solche Schmach antun; und darum sieh dich vor, daß du nie mehr von derlei Dingen zu mir sprichst.« Lusca ließ sich durch seine strengen Worte nicht abschrecken, sondern sagte zu ihm: »Sowohl von diesen Dingen, Pyrrhus, als auch von allem andern, was mir meine Herrin je auftragen wird, werde ich so oft zu dir sprechen, wie sie mir befehlen wird, ob dir das nun lieb oder leid sein wird; aber du bist ein Esel.« Und etwas aufgebracht kehrte sie mit dieser Antwort zu der Dame zurück, und die hatte, als sie sie hörte, nur den Wunsch zu sterben; aber nach etlichen Tagen sprach sie wieder mit der Kammerfrau und sagte zu ihr: »Du weißt, Lusca, kein Baum fällt auf den ersten Streich: darum meine ich, du gehst noch einmal zu ihm, der zu meinem Schaden auf ganz unerhörte Art Treue üben will; du wirst eine schickliche Gelegenheit ergreifen und ihm meine ganze Glut offenbaren, und trachte, es durchaus dazu zu bringen, daß aus der Sache etwas wird: denn wollte ich jetzt von meinem Vorhaben abstehn, so würde ich sterben müssen, und er würde glauben, er sei zum besten gehalten worden; und wo wir uns um seine Liebe bemühn, würde sein Haß das Ende sein.« Die Kammerfrau tröstete die Dame und suchte Pyrrhus auf; sie fand ihn heiter und gut aufgelegt und sagte zu ihm: »Vor ein paar Tagen, Pyrrhus, habe ich dir zu wissen gemacht, in was für einem Feuer sich deine und meine Herrin um der Liebe willen verzehrt, die sie zu dir trägt, und heute wiederhole ich dir's noch einmal, damit du, wenn du auf der Härte,

die du letzthin dargetan hast, bestehst, sicher sein kannst, daß sie nicht lange mehr leben wird: darum bitte ich dich, gib dich doch darein, ihre Sehnsucht zu stillen; und beharrst du trotzdem bei deinem Starrsinn, so werde ich dich, den ich bis jetzt für einen sehr gescheiten Menschen gehalten habe, für einen Dummkopf halten. Was für eine Ehre müßte es für dich sein, daß dich eine solche Dame, so schön und so vornehm, über alles liebt? Und dann, wie müßtest du dich dem Glücke verpflichtet fühlen, wenn du bedenkst, daß es dir eine Gabe zugedacht hat, die nicht nur den Wünschen deiner Jugend entspricht, sondern auch für dich eine Zuflucht bedeutet bei allem, was du brauchst? Wen kennst du denn deinesgleichen, der es auf eine so vergnügliche Art besser hätte, als du es haben könntest, wenn du gescheit wärest? Wen wirst du denn finden, der, was Waffen, Pferde, Kleider und Geld betrifft, so gut daran wäre, wie du es sein könntest, wenn du ihr deine Liebe gewähren wolltest? öffne also dein Herz meinen Worten und komme wieder zu dir: erinnere dich, daß das Glück dem Menschen nur ein einziges Mal und nicht öfter mit heiterm Antlitz und offenem Schöße entgegentritt; wer es da nicht zu empfangen weiß, hat sich später, wenn er sich arm und als Bettler findet, nur über sich und nicht über das Glück zu beklagen. Und überdies gilt es zwischen Dienern und Herren nicht dieselbe Treue zu üben, wie sie unter Freunden und unter Verwandten am Platze ist, vielmehr sollen die Diener dort, wo sie es können, ihre Herren ebenso behandeln, wie sie von ihnen behandelt werden. Denkst du, daß dir Nicostratus, wenn du eine schöne Frau oder Mutter oder Tochter oder Schwester hättest, die ihm gefiele, dieselbe Treue halten würde, die du ihm an seiner Frau bewähren willst? Ein Narr bist du, wenn du das glaubst: du kannst sicher sein, daß er, wenn er durch Schmeicheleien und Bitten nichts ausrichten könnte, Gewalt gegen sie anwenden würde, was immer du dazu sagtest. Behandeln wir sie und das Ihrige also, wie sie uns und das Unsrige behandeln. Brauche die Gabe des Glücks: stoß es nicht weg von dir, geh ihm entgegen und nimm es auf, wenn es zu dir kommt; denn wahrlich, tust du das nicht, so wird es dich, abgesehn davon, daß daraus unfehlbar der Tod deiner Herrin erfolgen würde, noch so reuen, daß du dir selber den Tod wünschen wirst.« Pyrrhus, der mehrmals über die frühern Worte Luscas nachgedacht hatte, war zu dem Entschlüsse gekommen, ihr, wenn sie wieder zu ihm kommen werde, eine andere Antwort zu geben und sich willig in die Wünsche der Dame zu schicken, wenn ihm die beweisen könne, daß es sich ihr nicht darum handle, ihn in Versuchung zu führen; und darum antwortete er ihr: »Schau, Lusca, ich erkenne ja an, daß das, was du mir sagst, wahr ist; aber ich kenne auch wieder meinen Herrn als einen gar klugen und umsichtigen Mann, und weil er alle seine Geschäfte in meine Hand legt, so fürchte ich sehr, daß das Lydia auf seinen Rat oder Wunsch tue, um mich zu versuchen: will sie darum, um mir darin Klarheit zu schaffen, drei Dinge tun, die ich verlangen werde, so wird sie mir wahrhaftig nie mehr etwas befehlen, was ich nicht auf der Stelle täte. Und die drei Dinge, die ich will, sind die: erstens, daß sie in Gegenwart von Nicostratus seinen besten Sperber tötet, dann, daß sie mir ein Büschel Haare aus dem Bart von Nicostratus schickt, und schließlich will ich noch einen Zahn von ihm, einen von seinen besten.« Diese Dinge schienen der Kammerfrau hart und der Dame noch härter; aber Amor, der der beste Tröster und der trefflichste Berater ist, gab Lydia den Entschluß ein, alles zu tun, und sie ließ Pyrrhus durch Lydia sagen, daß sie das, was er verlangt habe, treulich tun werde, und bald; überdies werde sie sich, weil er Nicostratus für gar so klug halte, in dessen Gegenwart mit ihm ergötzen und Nicostratus weismachen, daß es nicht wahr sei. Pyrrhus begann also zu warten, was die Dame tun werde. Als Nicostratus wenige Tage darauf, wie er öfter zu tun pflegte, einigen Edelleuten ein großes Essen gab, verließ die Dame, nachdem die Tische weggenommen worden waren, in grünen Samt gekleidet und reich geschmückt, ihr Gemach, trat in den Saal, wo die Gäste waren, und ging, so daß es Pyrrhus und alle andern sahen, zu der Stange, auf der der Sperber saß, den Nicostratus also wert hielt, machte ihn los, als ob sie ihn hätte auf ihre Hand heben wollen, packte ihn bei den Würfeln und schlug ihn an die Wand und tötete ihn. Und als ihr Nicostratus zurief: »O weh, Frau, was hast du da getan?« antwortete sie ihm: »Nichts!« Dann wandte sie sich zu den Edelleuten, die mit ihm gespeist hatten, und sagte: »Wie sähe wohl, meine Herren, die Rache aus, die ich an einem Könige nähme, der mich beleidigt hätte, wenn ich nicht so viel Herz hätte, sie an einem Sperber zu nehmen? Ihr müßt wissen, daß mich dieser Vogel seit langem um all die Zeit gebracht hat, die die Männer der Freude ihrer Frauen widmen sollten; denn kaum ist das Morgenrot am Himmel, so steht Nicostratus auf, steigt zu Pferde und reitet mit dem Sperber ins Gefild hinaus, um ihn fliegen zu sehn, und ich, wie ihr mich hier seht, darf mißvergnügt allein im Bette bleiben: darum habe ich schon oft die Absicht gehabt, zu tun, was ich getan habe, und ich habe es aus keinem andern Grunde aufgeschoben, als um es in Gegenwart von Männern zu tun, die mir in meiner Beschwerde gerechte Richter sein würden, wie ich von euch erhoffe.« Die Edelleute, die das hörten, glaubten, ihre Neigung zu Nicostratus sei nicht anders beschaffen, als ihre Worte lauteten, wandten sich daher allesamt lachend zu Nicostratus, der arg erbost war, und sagten: »Ganz recht hat die Dame getan, ihre Unbill durch den Tod des Sperbers zu rächen!« Und mit verschiedenen kurzweiligen Reden, die sie, als die Edeldame schon wieder in ihr Gemach zurückgekehrt war, über den Vorfall führten, verwandelten sie den Ärger ihres Gatten in Lachen. Pyrrhus aber hatte, als er das gesehn hatte, bei sich selber gesagt: ›Einen hohen Anfang hat die Dame meine glückselige Liebe nehmen lassen: Gott gebe, daß sie so verharre.‹ Nachdem also Lydia den Sperber getötet hatte, waren nicht viele Tage verstrichen, als sie

Nicostratus, mit dem sie in ihrem Gemache beisammen war, unter Liebkosungen zu necken anfing; und als er sie im Scherze ein wenig an den Haaren zog, nahm sie die Gelegenheit war, um das zweite, was Pyrrhus von ihr verlangt hatte, auszuführen; geschwind faßte sie ein Löckchen seines Bartes und riß lächelnd so fest daran, daß sie es ihm völlig aus dem Kinn raufte. Da Nicostratus darüber unwillig ward, sagte sie: »Was hast du denn, daß du so ein Gesicht machst? Weil ich dir etwa sechs Haare aus dem Barte gezogen habe? Dir hat das nicht so weh getan wie eben erst mir, als du mich an den Haaren gezogen hast.« Ein Wort gab das andere bei dieser Unterhaltung, aber die Dame verlor kein Auge von dem Haarbüschel, das sie ihm ausgerissen hatte; und noch an demselben Tage schickte sie es ihrem teuern Geliebten. Das dritte gab der Dame mehr zu denken: aber bei ihrem scharfen Geiste, den Amor noch mehr schärfte, hatte sie bald einen Weg gefunden, den sie einschlagen wollte, um auch das zu vollbringen. Nicostratus hatte in seinem Hause zwei Knaben, die ihm von ihren Vätern übergeben worden waren, damit sie, weil sie edler Abkunft waren, adeliges Wesen lernten, und der eine schnitt vor, wenn Nicostratus aß, und der andere machte den Mundschenken; die beiden ließ sie rufen, redete ihnen ein, daß sie aus dem Munde röchen, und unterwies sie, wenn sie Nicostratus bedienten, den Kopf möglichst zurückzuhalten, aber davon niemand etwas zu sagen. Die Knaben, die ihr glaubten, begannen die Weise einzuhalten, die sie ihnen angegeben hatte. Darum fragte die Dame eines Tages Nicostratus: »Ist dir nicht aufgefallen, wie die Knaben tun, wenn sie dich bedienen?« Nicostratus sagte: »Freilich; ich habe sie schon fragen wollen, warum sie so tun.« Und die Dame sagte zu ihm: »Tu das nicht, ich kann es dir selber sagen und habe es dir die ganze Zeit her nur deswegen nicht gesagt, um dich nicht zu ärgern; jetzt aber sehe ich, daß es auch andere zu merken anfangen, und darum darf ich es dir nicht länger mehr verheimlichen. Das geschieht dir wegen nichts anderm, als weil du stark aus dem Munde riechst, und ich verstehe den Grund davon nicht, weil es doch sonst nicht so zu sein pflegte; und das ist etwas gar Widerwärtiges, wo du mit Edelleuten zu verkehren hast, und darum heißt es zusehn, wie ihm abzuhelfen ist.« Nun sagte Nicostratus: »Woher könnte das kommen? Sollte ich einen schlechten Zahn haben?« Und Lydia sagte zu ihm: »Vielleicht ist es so.« Und sie führte ihn zum Fenster, ließ ihn den Mund öffnen und sagte, nachdem sie auf der einen Seite und auf der andern nachgesehn hatte: »Aber Nicostratus, wie hast du das so lange aushaken können? Auf der Seite hast du einen, der ist, soviel ich sehn kann, nicht nur schadhaft, sondern ganz und gar verfault, und wenn du ihn noch länger im Munde behältst, so wird er dir auch die daneben verderben; darum möchte ich dir raten, tu ihn heraus, bevor es ärger wird.« Nun sagte Nicostratus: »Da du so meinst, ist es auch mir recht; schicke unverzüglich um einen Meister, der mir ihn ausbreche.« Und die Dame sagte zu ihm: »Gott bewahre, daß deshalb ein Meister kommen sollte; mich dünkt, er steht so, daß ich ihn dir selber ohne Meister ganz leicht ausbrechen werde. Dann gehn auch diese Meister dabei so roh um, daß ich's nicht übers Herz brächte, dich in den Händen eines von ihnen zu sehn oder zu wissen: ich will's also auf jeden Fall selber tun; ich werde wenigstens, wenn es dir zu weh tun sollte, augenblicklich aufhören, was der Meister nicht täte.« Sie ließ also die nötigen Werkzeuge bringen und schickte alle, Lusca ausgenommen, die sie bei sich behielt, aus dem Gemache; dann schlössen sie es ab und hießen Nicostratus, sich auf einer Bank auszustrecken, und nun fuhr ihm die eine, während ihn die andere festhielt, mit der Zange in den Mund, faßte einen von seinen Zähnen und riß ihm ihn, obwohl er vor Schmerz laut schrie, mit einem kräftigen Ruck heraus; den versteckten sie rasch und nahmen einen andern, einen garstig angefaulten, den Lydia in Bereitschaft gehalten hatte, und zeigten ihn dem gepeinigten und halbtoten Manne, wobei Lydia sagte: »Da schau, was du so lange in deinem Munde gehabt hast.« Er glaubte es und hielt sich nun, wo der Zahn draußen war, trotz dem wütenden Schmerze, den er ausgestanden hatte, und trotz seinem Jammern für geheilt; und nachdem er mit allerhand Tränklein gelabt worden war, ging er, als der Schmerz etwas nachgelassen hatte, aus dem Gemache. Die Dame nahm den Zahn und schickte ihn alsbald ihrem Geliebten, und der erklärte sich, nunmehr von ihrer Liebe überzeugt, für bereit, jedem ihrer Wünsche nachzukommen. Obwohl der Dame bis zu ihrer Vereinigung mit ihm jede Stunde so lang wie tausend vorkam, verlangte sie doch danach, ihm noch eine größere Sicherheit zu geben, und wollte ihm auch das noch halten, was sie versprochen hatte; darum stellte sie sich krank, und als sie eines Tages nach dem Essen von Nicostratus besucht wurde und niemand sonst bei ihm sah als Pyrrhus, so bat sie ihren Mann, er möge ihr mit Pyrrhus helfen, zur Linderung ihres Leidens in den Garten zu gehn. Daher faßte sie Nicostratus an der einen Seite und Pyrrhus an der andern und trugen sie so in den Garten und setzten sie auf einem Rasenfleckchen am Fuße eines hübschen Birnbaums nieder: Nachdem sie dort ein Weilchen gesessen hatten, sagte die Dame zu Pyrrhus, den sie schon früher unterwiesen hatte, was er zu tun habe: »Pyrrhus, ich habe ein großes Verlangen nach ein paar von diesen Birnen; steig also hinauf und wirf etliche herunter.« Pyrrhus stieg sofort auf den Baum und begann Birnen herabzuwerfen; und unter dem Werfen begann er folgendermaßen: »Aber Herr, was treibt Ihr denn? Und Ihr, Herrin, schämt Ihr euch nicht, so etwas in meiner Gegenwart zu leiden? Glaubt Ihr, ich sei blind? Eben noch wäret Ihr so schwer krank: wie seid Ihr denn so rasch genesen, daß Ihr derlei Sachen macht? Und wenn Ihr sie schon machen wollt, so habt Ihr doch so viele schöne Gemächer; warum geht Ihr denn nicht ins Haus? Das wäre viel anständiger, als es so in meiner Gegenwart zu machen.« Die Dame wandte sich zu ihrem Gatten und sagte:

»Was sagt Pyrrhus? redet er irre?« Nun sagte Pyrrhus: »Ich rede nicht irre, nein; glaubt Ihr denn, ich sähe es nicht?« Nicostratus war baß erstaunt und sagte: »Pyrrhus, ich glaube wahrlich, du träumst.« Und Pyrrhus antwortete ihm: »Herr, ich träume auch nicht ein bißchen, Ihr träumt ja auch nicht: vielmehr rührt Ihr Euch so weidlich, daß, wenn sich der Birnbaum ebenso rührte, nicht eine einzige Birne oben bliebe.« Nun sagte die Dame: »Was mag das sein? Könnte es wirklich so sein, daß er das wirklich zu sehn glaubt, was er sagt? So wahr mir Gott helfe, wäre ich so gesund, wie ich einmal war, ich stiege hinauf, um zu sehn, was das für Wunder sind, die er sehn will.« Pyrrhus auf dem Birnbäume ließ nicht ab von seinen Reden; endlich sagte Nicostratus zu ihm: »Steig herunter«, und das tat er. Nun sagte Nicostratus: »Was sagst du also, das du gesehn hast?« Pyrrhus sagte: »Ich glaube, Ihr haltet dafür, ich sei närrisch oder redete im Schlafe: ich habe Euch, wenn ich es denn sagen muß, auf Eurer Frau gesehn; und als ich dann heruntergestiegen bin, habe ich gesehn, wie Ihr Euch erhoben und Euch dorthin gesetzt habt, wo Ihr jetzt seid.« – »Wahrhaftig«, sagte Nicostratus, »du bist nicht recht gescheit; denn seitdem du auf den Baum gestiegen bist, haben wir uns in keiner Weise gerührt außer so, wie du siehst.« Und Pyrrhus sagte zu ihm: »Warum streiten wir darüber? Ich habe Euch gesehn, und habe ich Euch gesehn, so habe ich Euch auf dem Eurigen gesehn.« Nicostratus wunderte sich immer mehr, bis er endlich sagte: »Ich will doch sehn, ob der Baum verzaubert ist und ob wirklich, wer oben ist, diese Wunder sieht«; und er stieg hinauf. Als er oben war, begannen sich die Dame und Pyrrhus miteinander zu ergötzen; als das Nicostratus sah, begann er zu schreien: »O du schlechtes Weib, was tust du denn? Und du, Pyrrhus, auf den ich so viel vertraut habe!« Und mit diesen Worten begann er vom Baume herunterzusteigen. Die Dame und Pyrrhus sagten: »Wir sitzen hier«; und als sie ihn heruntersteigen sahen, setzten sie sich wieder so hin, wie er sie verlassen hatte. Kaum war Nicostratus herunten, so begann er ihnen, die dort saßen, wo er sie verlassen hatte, Beschimpfungen zu sagen. Aber Pyrrhus sagte zu ihm: »Nicostratus, nun gestehe ich es in Wahrheit, daß ich, wie Ihr vorhin gesagt habt, falsch gesehn habe, solange ich auf dem Baume war, und das erkenne ich aus nichts anderm, als weil ich sehe und weiß, daß auch Ihr falsch gesehn habt. Und daß ich die Wahrheit sage, dafür braucht Ihr keinen andern Beweis, als daß Ihr berücksichtigt und bedenkt, ob sich Eure Frau, die doch weit ehrbarer und klüger ist als jegliche andere, wenn sie Euch eine solche Schande antun wollte, dazu hergeben würde, es vor Euern Augen zu tun; von mir will ich nicht erst sprechen, der ich mich lieber vierteilen ließe, als daß ich nur daran dächte, geschweige denn wirklich daran ginge, so etwas in Eurer Gegenwart zu tun. Die Ursache dieser Gesichtstäuschung muß wahrhaftig in dem Baume liegen; denn daß Ihr hier fleischlich bei Eurer Frau gelegen hättet, das hätte ich mir von der ganzen Welt nicht ausreden lassen, wenn ich nicht Euch hätte sagen hören, es habe Euch geschienen, daß ich etwas getan hätte, woran ich, das weiß ich sicherlich, nie gedacht habe, geschweige denn, daß ich es jemals getan hätte.« Nun stand die Dame, die ganz verstört tat, auf und begann: »Daß dich Gott strafe, wenn du mir so wenig Verstand zutraust, daß ich, wenn ich schon derlei liederliche Streiche im Sinne hätte, wie du sagst, daß du sie gesehn habest, nichts Besseres wüßte, als sie vor deinen Augen zu verüben. Darüber kannst du ruhig sein: wenn mich die Lust danach ankäme, hierher käme ich nicht, sondern ich hielte dafür, es würde mir schon in einem von unsern Gemächern auf eine Art und Weise gelingen, daß es mich wundernehmen sollte, wenn du es je erführest.« Nicostratus, dem das richtig zu sein schien, was eins wie das andere gesagt hatte, nämlich daß sie sich hier vor ihm niemals einer solchen Handlung unterstanden hätten, ließ von seinen Reden und Vorwürfen ab und begann von der Seltsamkeit des Ereignisses zu sprechen und von dem Wunder, daß sich dem, der auf den Baum steige, das Gesicht verkehre. Aber die Dame, die sich über die Meinung, die Nicostratus von ihr gezeigt hatte, aufgebracht stellte, sagte: »Wahrlich, wenn es auf mich ankommt, so soll dieser Baum keiner Frau mehr, weder mir noch einer andern, so eine Schande antun; lauf also, Pyrrhus, und bring ein Beil und räche zugleich dich und mich, indem du ihn umhaust, obwohl es viel besser wäre, das Beil Nicostratus vor den Kopf zu schlagen, weil er sich ohne jegliche Überlegung so rasch hat die Augen des Geistes verblenden lassen: denn wäre auch das, was du sagst, denen, die du im Kopfe hast, so vorgekommen, so hättest du doch nie und nimmer mit dem Urteile deines Verstandes nachfolgen oder es als tatsächlich annehmen dürfen.« Pyrrhus ging augenblicklich um das Beil und hieb den Birnbaum um; und als ihn die Dame liegen sah, sagte sie zu Nicostratus: »Jetzt, wo ich den Widersacher meiner Ehrbarkeit gefällt sehe, ist auch mein Zorn verschwunden«; und da Nicostratus sie um Verzeihung bat, gewährte sie sie ihm gütig, indem sie ihn ermahnte, er solle es sich nie wieder beikommen lassen, ihr, die ihn mehr als sich selbst liebe, so etwas zuzumuten. So kehrte denn der arme gefoppte Gatte mit ihr und ihrem Liebhaber ins Haus zurück, und dort fanden nachher Pyrrhus an Lydia und sie an ihm zu often Malen mit größerer Gemächlichkeit Freuden und Wonnen. Gott möge auch uns also gnädig sein.

## Zehnte Geschichte

*Zwei Sieneser lieben eine Frau, die die Gevatterin des einen ist; der stirbt und erscheint, wie er versprochen hat, seinem Gesellen und erzählt ihm, wie es ihm dort geht.*

Zu erzählen hatte nur noch der König; als er daher sah, daß sich die Damen, die den unschuldig umgehauenen Birnbaum beklagten, beruhigt hatten, begann er also: Es ist etwas Selbstverständliches, daß jeder gerechte König der erste sein soll in der Beobachtung der Gesetze, die er gegeben hat, und daß er, wenn er das nicht tut, als ein Strafe verdienender Sklave und nicht als König betrachtet werden soll; ich aber, der ich euer König bin, bin gezwungen, dieser Schuld und diesem Tadel zu verfallen. Es ist ja wahr, daß ich gestern, als ich das Gesetz für unsere heutigen Erzählungen gegeben hatte, willens gewesen bin, heute keinen Gebrauch von meinem Vorrechte zu machen, sondern mich gleichermaßen wie ihr dem Gesetze zu unterwerfen und von demselben Gegenstande wie ihr alle zu erzählen; aber es ist nicht nur alles das erzählt worden, was ich zu erzählen im Sinne gehabt hätte, sondern es sind überdies noch so viele andere und weit hübschere Dinge vorgebracht worden, daß ich mich, obwohl ich mein ganzes Gedächtnis durchstöbere, auf nichts besinnen und nichts entdecken kann, was dem über diesen Gegenstand Gesagten so weit gleichkäme, daß ich es erzählen könnte. Da ich mich also gegen das von mir selber gegebene Gesetz vergehn muß, erkläre ich mich, als einer, der Strafe verdient, schon im voraus zu jeder Buße bereit, die mir auferlegt werden wird, und halte mich wieder an mein altes Vorrecht. Und da sage ich euch, daß Elisas Geschichte von dem Gevatter und der Gevatterin und dann die Narrheit der Sieneser so gewichtig sind, daß sie mich, meine liebsten Damen, bestimmen, die Streiche, die den albernen Männern von ihren klugen Frauen gespielt worden sind, beiseite zu lassen und eine Geschichte von Gevattern und Sienesern zu erzählen, die, obwohl sie manches enthält, was man nicht glauben darf, nichtsdestoweniger zum Teile lustig anzuhören sein wird. Es waren also in Siena zwei junge Männer aus dem Volke, Tingoccio Mini und Meuccio di Tura mit Namen, die an der Porta Salaja wohnten; sie gingen mit niemand als miteinander um und hatten sich allem Anscheine nach sehr lieb. Als fleißige Kirchenbesucher, die sie wie andere Leute waren, hatten sie zu often Malen in der Predigt von der Herrlichkeit und der Pein gehört, die den Seelen der Verstorbenen in der andern Welt nach ihren Verdiensten zuteil werden. In dem Verlangen, darüber eine sichere Kunde zu erfahren, gaben sie einander, weil sie sonst keinen Weg dazu fanden, das Versprechen, daß der, der von ihnen zuerst sterben werde, zu dem, der am Leben geblieben sei, zurückkehren und ihm die Mitteilungen machen werde, die der verlange; und das bekräftigten sie mit einem Schwur. Nachdem sie sich dieses Versprechen gegeben hatten, geschah es, daß – ihren Verkehr miteinander setzten sie so fort, wie wir gesagt haben – daß Tingoccio der Gevatter eines gewissen Ambruogio Anseimini wurde, der in Campo Reggi wohnte und von seiner Frau, die Monna Mita hieß, mit einem Söhnchen beschenkt worden war. Tingoccio, der nun seine Gevatterin, die eine hübsche, reizende Frau war, öfters mit Meuccio besuchte, verliebte sich trotz der Gevatterschaft in sie; und ebenso verliebte sich auch Meuccio in sie, weil sie ihm sehr gefiel und er sie von Tingoccio preisen hörte. Diese Liebe verbarg einer vor dem andern, aber nicht aus dem nämlichen Grunde: Tingoccio fürchtete sich, sie Meuccio zu entdecken, weil er die Liebe zu einer Gevatterin für unerlaubt hielt und weil er sich geschämt hätte, wenn es irgendwem bekannt geworden wäre; Meuccio hütete sich nicht deshalb, sondern weil er bemerkt hatte, daß sie Tingoccio gefiel. Darum sagte er sich: »Entdecke ich es ihm, so wird er eifersüchtig auf mich werden; und weil er als Gevatter nach seinem Gefallen mit ihr sprechen kann, so wird er mich ihr, was er nur kann, verhaßt machen, und so werde ich von ihr nie etwas erhalten, was ich wünsche.« Diese Liebe der *zwei* Jünglinge hatte so, wie wir gesagt haben, schon eine ganze Weile gedauert, als es geschah, daß es Tingoccio, der es leichter hatte, der Frau all sein Verlangen kundzutun, durch Handlungen und Worte dahin zu bringen verstand, daß er von ihr alles erhielt, was er wünschte; Meuccio merkte das wohl; obgleich es ihm aber sehr mißfiel, tat er doch, als ob er nichts sähe, weil er, in der Hoffnung, auch einmal an das Ziel seiner Wünsche zu gelananderngen, Tingoccio weder einen Anlaß noch einen Grund geben wollte, ihm seinen Handel zu verderben oder ihm etwas in den Weg zu legen. So stand es also um die Liebe der zwei Gesellen, glücklicher bei dem einen als bei dem andern, als es geschah, daß Tingoccio, dem das Erdreich in dem Garten der Gevatterin sehr behagte, durch das viele Graben und Arbeiten in eine Krankheit verfiel; und die verschlimmerte sich nach etlichen Tagen so, daß er sich ihrer nicht erwehren konnte und aus diesem Leben schied. Und am dritten Tage nach seinem Abscheiden – eher hatte er wahrscheinlich nicht gekonnt – kam er, seinem Versprechen gemäß, des Nachts in die Kammer Meuccios, der in tiefem Schlafe lag, und rief ihn an. Meuccio erwachte und sagte: »Wer ist's denn?« und er antwortete ihm: »Ich bin Tingoccio und bin, meinem Versprechen gemäß, zu dir zurückgekehrt, um dir Kunde von der andern Welt zu bringen.« Meuccio erschrak zwar ein wenig, als er ihn sah, faßte sich aber und sagte: »Willkommen, Bruder«; und dann fragte er ihn, ob er verloren sei. Und Tingoccio antwortete: »Verloren ist das, was sich nicht wiederfindet; wie könnte ich denn da sein, wenn ich verloren wäre?« – »Ah«, sagte Meuccio, »so habe ich es nicht gemeint; ich frage dich, ob du unter den Seelen

bist, die zur Pein des Höllenfeuers verdammt sind.« Und Tingoccio antwortete: »Das nicht, aber ich leide für die Sünden, die ich begangen habe, schwere Pein und arge Qualen.« Nun fragte ihn Meuccio im einzelnen, was für Strafen dort für die verschiedenen Sünden, die hier begangen werden, erteilt würden, und Tingoccio sagte sie ihm alle. Dann fragte ihn Meuccio, ob er hier etwas für ihn tun könne. Das bejahte Tingoccio und sagte ihm auch, was, nämlich für ihn Messen lesen und beten und Almosen verteilen lassen, weil diese Dinge denen in der andern Welt sehr förderlich seien. Und Meuccio sagte ihm, das werde er gern tun; und als Tingoccio von ihm scheiden wollte, erinnerte sich Meuccio der Gevatterin, so daß er etwas den Kopf hob und sagte: »Richtig, da fällt mir noch etwas ein, Tingoccio: wegen der Gevatterin, bei der du, solange du noch hier warst, gelegen hast, was für eine Strafe hast du denn dafür bekommen?« Und Tingoccio antwortete: »Als ich hingekommen bin, Bruder, war einer dort, der scheint alle meine Sünden auswendig gewußt zu haben, und der hat mir angegeben, wohin ich zu gehn hätte. Dort, wo ich nun meine Sünden unter der härtesten Pein beweinte, fand ich viele Gesellen, die zu derselben Pein wie ich verdammt waren; und derweil ich dort unter ihnen war, erinnerte ich mich, was ich mit der Gevatterin getan hatte: da ich dafür noch eine härtere Pein erwartete, zitterte ich vor Angst, obwohl ich schon mitten in einem großen, lodernden Feuer war. Als das einer, der neben mir war, sah, sagte er: ›Was geschieht dir denn mehr als den andern, die da sind, daß du im Feuer zitterst, als ob es dich fröre?‹ – ›Ach, lieber Freund‹, sagte ich, ›ich habe große Angst vor dem Richterspruche, den ich für eine große Sünde, die ich einst begangen habe, erwarte.‹ Nun fragte er mich, was das für eine Sünde gewesen sei, und ich sagte ihm: ›Die Sünde ist die, daß ich bei einer Gevatterin von mir gelegen habe, und das so oft, daß ich mich damit aufgerieben habe.‹ Da lachte er mir ins Gesicht und sagte: ›Geh, du Tölpel, fürchte dich nicht, hier gibt man nichts auf die Gevatterschaft.‹ Als ich das hörte, beruhigte ich mich wieder völlig.« Und nach diesen Worten sagte er, weil schon der Tag anbrach: »Gott befohlen, Meuccio; ich kann nicht länger bei dir bleiben«; und im Augenblicke verschwand er. Als Meuccio gehört hatte, daß man dort nichts auf die Gevatterschaft gebe, begann er sich wegen seiner Albernheit zu verspotten, weil er schon auf einige Gevatterinnen verzichtet hatte; er ließ also seinen Wahn fahren und war darin für die Zukunft klüger. Hätte das Bruder Rinaldo gewußt, so hätte er seine Zuflucht nicht zu langen Schlüssen zu nehmen brauchen, als er seine treffliche Gevatterin zu seinen Wünschen bekehrt hat.

Da sich die Sonne gegen Abend neigte, hatte sich schon ein linder Zephir erhoben, als sich der König, weil seine Geschichte zu Ende war und niemand mehr zu erzählen hatte, den Kranz vom Haupte nahm und ihn auf das Köpfchen Laurettas setzte mit den Worten: »Ich kröne Euch mit dem Lorbeer, dessen Namen Ihr tragt, zur Königin unserer Gesellschaft; was Ihr denn glaubt, daß allen zur Freude gereiche und zur Erheiterung, das gebietet nun als Herrin«; und damit setzte er sich nieder. Lauretta, die also Königin geworden war, ließ den Seneschall rufen und befahl ihm, Anstalten zu treffen, daß in dem lieblichen Tale die Tische zu einer frühern Stunde als üblich bestellt würden, damit dann die Rückkehr zum Palaste in aller Gemächlichkeit geschehn könne; überdies gab sie ihm an, was er in der Zeit ihrer Herrschaft zu tun haben werde. Dann wandte sie sich wieder zu der Gesellschaft und sagte: »Auf Dioneos Wunsch haben wir heute von den Streichen gesprochen, die die Frauen ihren Männern spielen; und wäre es nicht, daß ich nicht den Anschein erwecken möchte, als gehörte ich zu der Herde der kleinen Kläffer, die sich auf der Stelle rächen wollen, so würde ich sagen, daß morgen von den Streichen gesprochen werden soll, die die Männer ihren Frauen spielen. Davon lasse ich aber und sage, daß jeder daran denken soll, von den Streichen zu sprechen, die tagtäglich von der Frau dem Manne oder von dem Manne der Frau oder von einem Manne dem andern gespielt werden; und ich glaube, daß das eine ebenso angenehme Unterhaltung geben wird, wie die heutige war.« Und nach diesen Worten stand sie auf und beurlaubte die Gesellschaft bis zur Stunde des Abendessens. Die Damen und die jungen Männer standen gleicherweise auf; einige begannen barfuß durch das Wasser zu waten, und andere lustwandelten unter den schönen, hochgewachsenen Bäumen auf dem grünen Rasen. Dioneo und Fiammetta sangen ein hübsches Weilchen von Archytas und Palaemon; und so vertrieben sie sich die Zeit mit mancherlei Belustigungen gar vergnüglich bis zur Stunde des Abendessens. Als die gekommen war, setzten sie sich an die Tische, die den kleinen See entlang aufgestellt waren, und nahmen dort bei dem Gesänge von tausend Vögeln, stets erquickt von einem linden Lüftchen, das von den Hügeln in der Runde herabwehte, und von keiner Mücke belästigt, ruhig und vergnügt ihr Mahl ein. Und als die Tische weggenommen waren, streiften sie noch ein wenig durch das liebliche Tal, und die Sonne stand noch hoch am Himmel, als sie auf Wunsch der Königin langsamen Schrittes den Heimweg antraten; und mit Scherz und Gelächter über tausenderlei Dinge, solche sowohl, die an diesem Tage erzählt worden waren, als auch andere, gelangten sie gegen Einbruch der Nacht zu dem schönen Palaste. Kaum hatten sie dort die Ermüdung des kurzen Weges mit kühlem Weine und Konfekt von sich gescheucht, so begannen sie bei dem schönen Springbrunnen zu tanzen, bald zu den Klängen von Tindaros Sackpfeife, bald zu anderer Musik. Endlich befahl die Königin, daß Filomena ein Lied singe, und die begann also:

O wie müde ward ich durch mein Leben!

Werd ich dorthin, woher bedrückend Abenteuer
Mich einst hinwegnahm, jemals noch zurückgegeben?
Ich wußte nimmer, das ist sicher, heim zu finden,
Wo ich Ermattete dereinst geruht:
Zu holdes Sehnsuchtslodern muß das Herz empfinden!
Du einzige Stille, o mein einziges Gut,
Das tief noch kann mein Herz umwinden,
So sag mir's du! Denn nimmer blieb dem Wunsch der Mut,
Aus anderm, und ich wüßt nicht wem,
Es zu erkunden! Laß mich drum auf Frieden,
O du, mein Herr, für die bestürzte Seele hoffen.
Ich weiß aus der Erinnerung, wie mir geschah,
Nicht leicht zu holen, was zur Lust mich so entfacht,
Daß keine Heimstätte mich birgt bei Tag und Nacht.
Denn was ich alles hörte, fühlte oder sah,
Entzündete nur immer, unerhört an Macht,
Ein neues Feuer gleich: aus mir erbracht:
Und ich verzehr mich noch: die Flammen bleiben nah!
Darum durch dich sei einst mir Tröstung, Herr, beschieden.
In meiner Einfalt ward ich hart und tief betroffen.
O sag mir du, ob je es sein wird, und auch wann,
Daß ich dich wiederfinde,
Wo Huld der Augen, die wohl töten sollte, mich gewann.
Du liebes Gut, du meine Seele, sag es linde,
Wann ich zu dir, noch bald, gelangen kann,
Und tröste mich, in deiner Rede Bann,
Daß mir die Zeit voll Spannung rasch verschwinde:
Beschenk mich dann gar lang mit freudvollem Hienieden;
Nicht bange mir, weil meine Liebeswunden troffen.
O, kam es je, daß ich dich halte, wüßt ich nicht,
Ob ich in Torheit nochmals, wie dereinst,
Dich fliehen ließe, elend im Verzicht!
Ich hielte dich zu fest, da du mir hold erscheinst.
Aus deinem süßgeliebten Mund
Enthüllte sich mein Wunsch, der schönsten Freude Fund:
Von anderm Holdesten zu schweigen, sei mir Pflicht!
O, könnt ich dich in der Umarmung an mich schmieden.
Denn der Gedanke schon hält das Gemüt zum Sinne offen.

Dieses Lied brachte die Gesellschaft zu der Meinung, daß eine neue, wonnige Liebe Filomena feßle; und weil aus ihren Worten hervorzugehn schien, daß sie mehr als nur die Lust der Augen erfahren habe, wurde sie des Glückes wegen, das man ihr zuschrieb, von manchen, die dort waren, beneidet. Als aber das Lied zu Ende war, sagte die Königin, die sich erinnerte, daß der nächste Tag ein Freitag war, mit freundlichem Antlitz zu allen: »Ihr wißt, meine edeln Damen, und auch ihr, meine Herren, daß morgen der Tag ist, der dem Leiden unsers Erlösers gewidmet ist; wenn ihr euch recht erinnert, haben wir diesen Tag, Königin war damals Neifile, andächtig gefeiert und haben mit den lustigen Gesprächen ausgesetzt, und dasselbe haben wir an dem darauffolgenden Samstage getan. Indem ich also dem guten Beispiele Neifiles folgen will, glaube ich, daß es nur schicklich ist, daß wir uns morgen und übermorgen, so wie wir es in der vorigen Woche getan haben, unsers lustigen Geschichtenerzählens enthalten und uns das ins Gedächtnis rufen, was an diesen Tagen für das Heil unserer Seelen geschehen ist.« Allen gefiel die fromme Rede ihrer Königin, und da schon ein gutes Stück der Nacht verstrichen war, gingen sie, von ihr beurlaubt, alle zur Ruhe.

*Es endet der siebente Tag des Dekamerons*

*Es beginnt der*

# achte Tag des Dekamerons

*wo unter der Herrschaft Laurettas*
*von den Streichen erzählt wird,*
*die tagtäglich von der Frau dem Manne*
*oder von dem Manne der Frau*
*oder von einem Manne dem andern gespielt werden*

Schon erglänzten am Morgen des Sonntags die höchsten Berggipfel unter den Strahlen des aufgehenden Lichtes, die Schatten wichen, und die Umrisse der Dinge traten klar hervor, als die Königin samt ihrer Gesellschaft aufstand. Zuerst ergingen sie sich auf dem tauigen Rasen, dann besuchten sie um die Mitte der zweiten Morgenstunde ein Kirchlein in der Nähe, hörten dort den Gottesdienst und kehrten nach Hause zurück; nachdem sie heiter und guter Dinge gegessen hatten, sangen und tanzten sie ein wenig, bis sie die Königin beurlaubte, damit wer wolle, der Ruhe pflegen könne. Als aber die Sonne den Mittagskreis überschritten hatte, setzten sie sich nach dem Wunsche der Königin zu dem gewohnten Geschichtenerzählen an den schönen Springbrunnen, und auf einen Befehl der Königin begann Neifile also:

## Erste Geschichte

*Gulfardo borgt von Guasparruolo das Geld, das er dessen Frau versprochen hat, um mit ihr schlafen zu dürfen; er gibt es ihr und läßt sich von ihr in Gegenwart Guasparruolos bestätigen, daß er ihr's gegeben hat.*

Wenn es denn der Herrgott bestimmt hat, daß ich heute mit meiner Geschichte den Anfang machen soll, so schicke ich mich auch darein. Und weil, meine liebenswürdigen Damen, über die Streiche, die die Frauen den Männern gespielt haben, schon ziemlich viel gesagt worden ist, so will ich einen erzählen, den ein Mann einer Frau gespielt hat, nicht vielleicht, um zu tadeln, was der Mann getan hat, oder weil ich etwa behaupten wollte, der Frau sei nicht ganz recht geschehn, sondern um den Mann zu loben und die Frau zu tadeln, und weil ich dartun will, daß auch die Männer es treffen, die diejenigen betrügen, die ihnen vertrauen, so wie sie selbst von denen betrogen werden, denen sie vertrauen. Von Rechts wegen sollte man übrigens eigentlich, um ein schicklicheres Wort zu wählen, bei dem, was ich erzählen will, nicht von Betrügen, sondern eher von Heimzahlen sprechen, da es sicher ist, daß die Frau die Ehrbarkeit zu pflegen und ihre Keuschheit so zu hüten hat wie ihr Leben und sich durch nichts auf der Welt verleiten lassen soll, sie zu beflecken; unsere Schwachheit ist ja schuld daran, daß das nicht allwege so beobachtet wird, wie es sich gehörte, aber trotzdem behaupte ich, daß die das Feuer verdient, die sich dazu durch eine Bezahlung verleiten läßt, während die, die durch die Liebe, deren Macht sie erkannte, dahin gelangt, in den Augen eines nicht allzu strengen Richters Verzeihung verdient, wie es denn nach den vor einigen Tagen von Filostrato gegebenen Darlegungen mit Madonna Filippa in Prato gehalten worden ist.

Es war also einmal in Mailand ein Deutscher in Diensten, Gulfardo mit Namen, ein wackerer Gesell, der dem, dem er diente, stets die Treue hielt, was bei den Deutschen selten zuzutreffen pflegt; und weil er geborgtes Geld treu und pünktlich wiedererstattete, so hätte er genug Kaufleute gefunden, die ihm jede Summe Geldes um einen kleinen Nutzen geborgt hätten. Dieser Gulfardo wandte nun während seines Aufenthaltes in Mailand seine Liebe einer sehr schönen Frau zu, genannt Madonna Ambruogia und Gattin eines reichen Kaufherrn, der Guasparruolo Cagastraccio hieß und mit dem er gut bekannt und befreundet war. Und in dieser Liebe benahm er sich so zurückhaltend, daß weder der Gatte noch sonst jemand etwas merkte, schickte aber eines Tages zu ihr und ließ sie bitten, seiner Liebe günstig sein zu wollen; er sei bereit, alles zu tun, was sie befehlen werde. Nach vielem Hinundherreden kam die Dame zu dem Schlüsse, sie sei bereit, Gulfardos Willen zu tun, jedoch unter zwei Bedingungen: erstens dürfe er's keinem Menschen offenbaren, zweitens müsse er ihr als reicher Mann, der er sei, zweihundert Gulden schenken, die sie zu etwas brauche; dann werde sie ihm stets zu Willen sein. Als das Gulfardo hörte, verdroß ihn die Habgier dieser Niederträchtigen, die er stets für eine rechtschaffene Frau gehalten hatte, und seine inbrünstige Liebe verwandelte sich schier in Haß; und in der Absicht, ihr einen Streich zu spielen, ließ er ihr sagen, daß er für sie sowohl dies als auch alles andere, was ihm nur möglich sei, gern tun werde, und sie möge ihm nur Botschaft schicken, wann er kommen und ihr das Geld bringen solle, und davon werde niemand etwas erfahren als ein Freund, vor dem er keine Heimlichkeit habe und der ihn auf allen Gängen begleite. Ganz zufrieden mit dieser Antwort ließ ihm die Frau, oder besser gesagt, die Hure, sagen, daß ihr Gatte Guasparruolo in etlichen Tagen nach Genua reisen müsse; das werde sie ihn wissen lassen und nach ihm schicken. Gulfardo ging, als es ihm an der Zeit schien, zu Guasparruolo und sagte zu ihm: »Ich habe etwas vor und brauche dazu zweihundert Gulden; sei so gut und borge sie mir zu den Zinsen, die du sonst von mir nimmst.« Guasparruolo sagte, das tue er gerne, und zählte ihm sofort das Geld auf. Nach etlichen Tagen machte sich Guasparruolo, wie die Frau gesagt hatte, auf die Reise nach Genua; darum schickte die Frau zu Gulfardo, er solle kommen und die zweihundert Gulden bringen. Gulfardo ging mit seinem Freunde hin, und das erste, was er tat, als er sie ihn erwarten sah, war, daß er ihr die zweihundert Gulden vor den Augen seines Freundes übergab mit den Worten: »Madonna, nehmt dies Geld und gebt es Euerm Gatten, sobald er wieder daheim ist.« Die Frau nahm es, ohne zu ahnen, warum Gulfardo also sagte; sie glaubte vielmehr,

er tue nur deshalb so, damit sein Gesell nicht merke, daß er ihr es als Kaufpreis gebe. Darum sagte sie: »Sehr gern, aber ich will sehn, wieviel es ist«, und schüttete es auf einen Tisch; und als sie gefunden hatte, daß es zweihundert waren, trug sie sie ganz zufrieden in ihren Schrein. Dann holte sie Gulfardo und führte ihn in ihre Kammer; und sie befriedigte ihn nicht nur diese Nacht mit ihrem Leibe, sondern noch viele andere vor der Heimkehr ihres Gatten. Als Guasparruolo von Genua heimgekehrt war, paßte Gulfardo die Zeit ab, wo er mit seiner Frau zusammen war, ging zu ihm und sagte in ihrer Gegenwart zu ihm: »Guasparruolo, das Geld, nämlich die zweihundert Gulden, die du mir neulich geborgt hast, habe ich nicht gebraucht, weil sich das Geschäft, dessentwegen ich sie genommen habe, zerschlagen hat, und daher habe ich sie alsbald deiner Frau gebracht und ihr übergeben; und darum lösche meine Rechnung.« Guasparruolo wandte sich zu seiner Frau und fragte sie, ob sie sie bekommen habe. Da sie den Zeugen anwesend sah, konnte sie nicht leugnen und sagte: »Freilich habe ich sie bekommen; ich habe nur noch nicht daran gedacht, es dir zu sagen.« Nun sagte Guasparruolo: »Es ist alles richtig, Gulfardo; geht mit Gott, ich werde Eure Rechnung schon in Ordnung bringen.« Gulfardo ging seiner Wege, und die geprellte Frau gab den Schandlohn ihrem Gatten: und so hatte der listige Liebhaber seine habsüchtige Dame genossen, ohne daß es ihn etwas gekostet hätte.

## Zweite Geschichte

*Der Pfarrer von Varlungo schläft mit Monna Belcolore, indem er ihr dafür seinen Chorrock verpfändet; dann leiht er sich von ihr einen Mörser aus. Als er den zurückschickt, läßt er den verpfändeten Chorrock fordern. Die gute Frau gibt ihn mit Stichelreden zurück.*

Einmütig billigten die Männer und die Frauen die Handlungsweise Gulfardos gegen die habsüchtige Mailänderin, bis sich die Königin zu Panfilo wandte und ihm lächelnd befahl fortzufahren; und Panfilo begann: Meine schönen Damen, mir fällt ein Geschichtchen ein, das sich gegen die richtet, die uns ohne Unterlaß verletzen, ohne daß wir's ihnen auf dieselbe Weise heimzahlen könnten, nämlich gegen die Geistlichen, die einen regelrechten Kreuzzug wider unsere Frauen verkündet haben und, wenn sie eine unterkriegen können, ebenso Schuldvergebung und Ablaß verdient zu haben glauben, wie wenn sie den Sultan in Ketten von Alexandrien nach Avignon gebracht hätten; das könV nen ihnen die armen Weltleute nicht antun, wenn sie sich auch an ihren Müttern, Schwestern, Liebchen und Töchtern mit nicht geringerer Inbrunst rächen, als jene ihre Weiber bestürmen. Und darum will ich euch von einem ländlichen Liebeshandel erzählen, der weniger langwierig als, gegen den Schluß zu, spaßhaft ist und euch die Lehre wird ziehn lassen, daß man den Geistlichen nicht immer alles aufs Wort glauben darf.

In Varlungo, einem Dorf, das, wie jede von euch weiß oder gehört haben könnte, hier ganz in der Nähe ist, war also ein tüchtiger und im Frauendienst rüstiger Pfarrer, der, obgleich er im Lesen nicht allzu groß war, doch seine Pfarrleute allsonntäglich unter der Ulme mit vielen trefflichen und heiligen Worten erbaute; und wann die Männer nicht zu Hause waren, suchte er die Frauen besser heim als sein Vorgänger, indem er ihnen bisweilen ein Bildchen und den Weihbrunn und etwa einen Kerzenstummel ins Haus brachte und ihnen seinen Segen spendete. Nun geschah es, daß ihm, nachdem ihm schon genug seiner Pfarrtöchter gefallen hatten, sonderlich eine gefiel, die Belcolore hieß und die Gattin eines Bauern war, der sich Bentivegna del Mazzo nennen ließ: sie war auch wirklich eine annehmliche, frische Dirne, bräunlich und drall und zur Bosselarbeit füglicher als jede andere; zudem war sie es, die am besten verstand, die Zimbel zu schlagen und zu singen: »Das Wasser rinnt ins Zwiebelfeld«, und den Reigen anzuführen und, wenn es darauf ankam, im Rundtanze das hübsche Tüchlein in der Hand zu schwingen, trotz jeder Nachbarin: um all dieser Vorzüge willen hatte sich der Herr Pfarrer so rasend in sie verliebt, daß er fast den Verstand verlor und den ganzen Tag herumstrich, um sie zu Gesicht zu bekommen. Und wenn er sie am Sonntagmorgen in der Kirche wußte, so legte er ein Kyrie und ein Sanctus ein und machte die größten Anstrengungen, sich als ein großer Meister im Gesänge zu zeigen, wo es doch klang, als ob ein Esel gebrüllt hätte; sah er sie aber nicht, so machte er alles leichthin ab. Immerhin wußte er es so zu treiben, daß weder Bentivegna del Mazzo noch ein Nachbar etwas merkte. Und um mit Monna Belcolore auf einen vertraulichem Fuß zu kommen, machte er ihr dann und wann Geschenke: bald schickte er ihr ein Büschel frischen Knoblauchs, der in der ganzen Gegend nirgends schöner wuchs als in seinem Garten, den er mit eigener Hand bearbeitete, bald ein Körbchen Schoten, dann wieder einen Bund Zwiebeln oder Bollen. Wann er einmal die Zeit ersah, dann betrachtete er sie mit schmollenden Blicken und greinte verliebt mit ihr; sie aber gab sich spröde den Anschein, nichts zu bemerken, und ging kalt an ihm vorüber: und so gelang es dem Herrn Pfarrer nicht, seiner Sache einen Fortgang zu geben. Nun geschah es, daß der Pfarrer, als er wohl um die Mittagsstunde auf der Straße hin und her strolchte, Bentivegna del Mazzo mit einem beladenen Esel begegnete; er redete

ihn an und fragte ihn, wohin er gehe. Bentivegna antwortete: »In die Stadt, Herr, wenn ich die Wahrheit sagen soll, in einer meinigen Angelegenheit, und die Sachen da bringe ich dem Ser Bonaccorri da Ginestreto, damit er mir, ich weiß nicht worin, beisteht, weswegen mich der Defizialrichter durch seinen Perikolater zu einer parentorischen Frist hat laden lassen.« Voller Freude sagte der Pfarrer: »Recht so, mein Sohn, geh also mit meinem Segen und komm bald wieder; und wenn dir Lapuccio oder Naldino zu Gesichte kommt, so vergiß nicht, ihnen zu sagen, daß sie mir die Riemen zu meinen Dreschflegeln schicken sollen.« Bentivegna sagte, das werde geschehn, und wanderte weiter nach Florenz. Jetzt fiel dem Pfarrer ein, es sei die richtige Zeit, zu Belcolore zu gehn und sein Glück zu versuchen; und er nahm den Weg zwischen die Beine und rastete nicht eher, als bis er bei ihrem Hause war. Er trat ein und sagte: »Gott zum Gruße, ist niemand daheim?« Belcolore, die gerade auf dem Boden war, sagte, als sie ihn hörte: »Willkommen, Herr; was trottet Ihr denn bei dieser Hitze umher?« Der Pfarrer antwortete: »Wenn es der Himmel gut mit mir meint, so bin ich hergekommen, um ein Weilchen bei dir zu bleiben, weil ich deinen Mann getroffen habe, wie er in die Stadt ging.« Belcolore, die schon herunter gekommen war, setzte sich nieder und machte sich daran, den Kohlsamen zu klauben, den ihr Mann kurz vorher gedroschen hatte. Der Pfarrer fing an und sagte: »Belcolore, willst du mich denn wirklich auf diese Art sterben lassen?« Belcolore lächelte und sagte: »Was tu ich Euch denn?« Der Pfarrer sagte: »Du tust mir nichts, aber du läßt dir nicht von mir das tun, was ich möchte und was Gott geboten hat.« Belcolore sagte: »Geht doch, geht doch. Oder tun die Geistlichen auch so etwas?« Der Pfarrer sagte: »Nun freilich, und besser als die andern Männer; und warum auch nicht? Und ich sage dir, wir machen eine weit bessere Arbeit; und weißt du warum? Wir mahlen mit gesammeltem Wasser. Aber im Ernst, es soll dein Schade nicht sein, wenn du still bist und mich machen läßt.« Belcolore sagte: »Wieso nicht mein Schade? Ihr seid ja alle miteinander geiziger als der Leibhaftige!« Nun sagte der Pfarrer: »Ich bin's nicht, fordere nur: willst du ein Paar Schuhe, oder willst du ein Stirnband, oder willst du ein schönes Stück Tuch, oder was willst du?« Belcolore sagte: »Damit ist es nichts, derlei Zeug habe ich genug; wenn Ihr mich aber wirklich so liebhabt, so tut mir doch einen Gefallen: und dann täte ich alles, was Ihr wollt.« Nun sagte der Priester: »Sag, was du willst, und ich werde es gern tun.« Nun sagte Belcolore: »Samstag muß ich nach Florenz gehn, die gesponnene Wolle abliefern und mein Spinnrad ausbessern lassen; und wenn Ihr mir fünf Lire borgt – daß Ihr sie habt, weiß ich –, so kann ich mein braunes Leibchen auslösen samt dem Sonntagsgürtel, den ich in die Ehe gebracht habe: so, wie ich bin, kann ich ja, das seht Ihr, weder in die Kirche noch sonst an einen rechtschaffenen Ort gehn. Dann werde ich alles tun, was Ihr wollt.« Der Pfarrer antwortete: »So wahr mir Gott helfe, ich habe sie nicht bei mir; aber, glaub mir's, bevor der Samstag kommt, werde ich sie dir gern geschafft haben.« – »Ja«, sagte Belcolore, »im Versprechen seid ihr alle groß, aber ums Halten schert ihr euch nicht. Gedenkt Ihr es mit mir ebenso zu treiben, wie Ihr's mit Biliuzza getrieben habt, die mit einer langen Nase hat abziehn müssen? Gottstreu, das soll Euch nicht gelingen; dadurch ist sie im ganzen Orte ins Gerede gekommen. Habt Ihr sie nicht, so holt sie.« – »Ach«, sagte der Pfarrer, »laß mich doch jetzt nicht erst nach Hause laufen. Sieh nur, wie günstig alles steht, und niemand ist da; vielleicht kommt uns jemand dazwischen, bis ich wieder zurück bin, und ich weiß nicht, wann es sich mir wieder so gut schicken wird wie jetzt.« Und sie sagte: »Je nun, wenn Ihr gehn wollt, so geht, wenn nicht, so laßt es bleiben.« Als der Pfarrer sah, daß sie nicht geneigt war, ihm seinen Willen zu tun, außer ums salvum me fac, wo er es doch sine custodia tun wollte, sagte er: »Du glaubst es also nicht, daß ich sie dir bringen werde; damit du mir aber glaubst, werde ich dir meinen braunen Chorrock zum Pfände lassen.« Belcolore rümpfte die Nase und sagte: »Den Chorrock da? Was ist er denn wert?« Der Pfarrer sagte: »Was, was er wert ist? Nimm es gefälligst zur Kenntnis, daß er aus Zweibrückener bis Dreibrückener Tuch ist, und bei uns gibt es Leute, die es gar für Vierbrückener halten; und es sind noch keine vierzehn Tage her, daß ich beim Trödler Lollo sieben bare Lire dafür bezahlt habe; und ich habe ihn noch um fünf Soldi zu wohlfeil gekauft, wie mir Buglietto gesagt hat, der sich, wie du weißt, auf derlei braunes Tuch sehr gut versteht.« – »Wirklich?« sagte Belcolore. »So wahr mir Gott helfe, ich hätte es nicht geglaubt. Aber gebt ihn erst einmal her.« Der Herr Pfarrer, der die Armbrust gespannt hatte, zog den Chorrock aus und gab ihr ihn. Und nachdem sie ihn aufgehoben hatte, sagte sie: »Herr, gehn wir dort in die Scheuer; da kommt kein Mensch hin.« Und so taten sie. Und dort gab ihr der Pfarrer die süßesten Schmätze von der Welt, verschwägerte sie mit dem Herrgott und getröstete sich an ihr eine geraume Weile. Dann ging er im Wamse weg, als ob er von einer Hochzeit käme, und kehrte zu seiner Kirche heim. Als er nun bedachte, daß all die Kerzenstümpfchen, die er im ganzen Jahre zum Opfer bekam, noch nicht einmal die Hälfte von fünf Liren ausmachten, deuchte es ihn, er habe eine Dummheit gemacht, und es reute ihn, daß er seinen Chorrock versetzt hatte, und er sann hin und her, wie er ihn ohne Bezahlung wiederbekommen könnte. Und weil er einigermaßen ein Schalk war, so fiel ihm auch bald ein, wie er's anstellen müsse, um ihn wiederzubekommen, und das führte er durch. Am nächsten Tage, der ein Feiertag war, schickte er nämlich einen Knaben seines Nachbars zu Monna Belcolore mit der Bitte, sie möge ihm ihren steinernen Mörser borgen; er habe Binguccio dal Poggio und Nuto Buglietto zum Frühstücke bei sich und möchte ihnen eine Brühe bereiten. Belcolore schickte ihm ihn. Um die Essensstunde paßte der Pfarrer die Zeit ab, wo

Bentivegna del Mazzo und Belcolore bei Tische saßen, rief dann seinen Meßhelfer und sagte zu ihm: »Nimm den Mörser da und trag ihn zu Belcolore und sag zu ihr: Der Pfarrer läßt Euch schönen Dank sagen, und Ihr möchtet ihm den Chorrock schicken, den Euch der Knabe als Pfand dagelassen hat.« Der Meßhelfer ging mit dem Mörser zu Belcolore und traf sie mit Bentivegna bei Tisch. Er setzte den Mörser hin und bestellte die Botschaft des Pfarrers. Als Belcolore hörte, daß er den Chorrock zurückforderte, wollte sie antworten, aber Bentivegna sagte mit einem bösen Gesichte: »Du nimmst also ein Pfand von dem geistlichen Herrn? Bei Gott, am liebsten möchte ich dir eine ordentliche Maulschelle geben. Geh und gib ihn sofort zurück, daß dich der Teufel hole, und merke dir's: er mag verlangen, was er will, und wäre es unser Esel, geschweige denn sonst etwas, es darf ihm nichts versagt werden.« Brummend stand Belcolore auf, ging zur Truhe, nahm den Chorrock heraus, gab ihn dem Meßhelfer und sagte: »Sag dem geistlichen Herrn von mir aus: Belcolore sagt, sie gelobt zu Gott, daß Ihr keine Brühe mehr stoßen sollt in ihrem Mörser, weil Ihr ihr diesmal so viel Ehre angetan habt.« Der Meßhelfer ging mit dem Chorrocke und bestellte die Botschaft dem ehrwürdigen Herrn. Der sagte lachend: »Wann du sie siehst, so sag ihr, daß ich ihr, wenn sie mir den Mörser nicht mehr borgt, auch den Stößel nicht mehr borgen werde; eins mag fürs andere gehn.« Bentivegna glaubte, seine Frau habe deswegen also gesprochen, weil er sie ausgescholten habe, und kümmerte sich nicht weiter darum. Belcolore aber grollte dem Ehrwürdigen und sprach bis zur Weinlese kein Wort mit ihm; als ihr aber der Pfarrer drohte, er werde sie in den tiefsten Höllenschlund fahren lassen, söhnte sie sich aus Furcht zwischen dem Most und den heißen Kastanien mit ihm aus, und sie hatten nachher oft ihre Kurzweil miteinander. Und statt der fünf Lire ließ ihr der Pfarrer ihre Zimbel neu überziehen und ein Schellchen dranhängen, und sie gab sich zufrieden.

## Dritte Geschichte

*Calandrino, Bruno und Buffalmacco gehn den Mugnone hinunter, um den Heliotrop zu suchen; Calandrino glaubt ihn gefunden zu haben und kehrt mit Steinen beladen heim. Da seine Frau mit ihm zanken will, verprügelt er sie in seiner Wut; und er erzählt seinen Gesellen, was sie besser wissen als er.*

Die Geschichte Panfilos, die die Damen so zum Lachen gereizt hatte, daß sie, wenn sie nicht aufgehört haben, noch immer lachen, war zu Ende, und die Königin befahl Elisa fortzufahren; die begann, noch immer lachend: Ich weiß es nicht, meine schönen Damen, ob es mir gelingen wird, euch mit meiner nicht minder wahren als artigen Geschichte ebenso zum Lachen zu bringen, wie es Panfilo mit der seinigen getan hat; aber ich will mir alle Mühe geben.

In unserer Stadt, wo es ja noch nie an sonderbaren Käuzen mit mancherlei Lebensführung gefehlt hat, war, es ist noch nicht lange her, ein Maler, Calandrino mit Namen, ein einfältiger Mensch von wunderlichem Wesen, der seine meiste Zeit mit zwei andern Malern verbrachte, die Bruno und Buffalmacco hießen; das waren ein paar lustige, übrigens auch kluge und schlaue Burschen, die mit Calandrino deshalb verkehrten, weil ihnen seine Einfalt und sein Betragen vielen Spaß machten. Ebenso war damals in Florenz ein junger Mann, voller Liebenswürdigkeit und Witz, dem alles, was er anpackte, trefflich vonstatten ging, Maso del Saggio genannt; der hatte einige Stückchen von der Einfalt Calandrinos gehört und nahm sich vor, ihm einen Streich zu spielen oder einen Bären aufzubinden, um sich an seinem Benehmen zu ergötzen. Eines Tages traf er ihn von ungefähr in der Kirche von S. Giovanni, wie er mit aller Aufmerksamkeit die Malereien und das Schnitzwerk des Tabernakels bewunderte, das erst vor kurzem über dem Altar aufgestellt worden war. Da er Zeit und Gelegenheit seinen Absichten günstig fand, unterrichtete er seinen Freund, der ihn begleitete, von dem, was er im Sinne hatte, und ging mit ihm näher hin zu dem Platze, wo Calandrino allein saß; indem sie nun so taten, als ob sie ihn nicht sähen, begannen sie von den Kräften verschiedener Steine zu sprechen, und Maso redete darüber mit einer solchen Sicherheit, wie wenn er ein ausgemachter, großer Steinkenner gewesen wäre. Calandrino spitzte die Ohren zu diesem Gespräche; als er aber sah, daß es sich um nichts Vertrauliches handelte, stand er auf und gesellte sich zu ihnen. Das war ganz nach Masos Wunsch, und er fuhr in seiner Auseinandersetzung fort, bis ihn Calandrino fragte, wo sich denn diese also kräftigen Steine fänden. Maso antwortete, daß sich die meisten in Plapperheim im Pansenlande fänden, in einer Gegend, die Wohlleben heiße, wo die Weinreben mit Würsten angebunden seien, wo man eine Gans um einen Dreier kaufe und noch ein Gänschen als Zugabe bekomme, und wo ein Berg sei aus lauter geriebenem Parmesankäse, und dort oben täten die Leute nichts andres als Makkaroni und Klößchen machen, die sie in Kapaunenbrühe kochten und dann herunterwürfen, und je mehr sich einer davon nehme, desto mehr habe er, und ein Bächlein Weines fließe dort, von dem besten, der je getrunken worden sei, ohne das mindeste Tröpfchen Wasser. »Oh«, sagte Calandrino, »das ist ja ein herrliches Land; aber sag mir, was machen sie

denn mit den Kapaunen, die sie kochen?« Maso antwortete: »Die essen alle die Pansen auf.« Nun sagte Calandrino: »Bist du schon dort gewesen?« Maso antwortete: »Du fragst, ob ich schon dort gewesen bin? Freilich, einmal so gut wie tausendmal.« Nun sagte Calandrino: »Und wieviel Meilen sind es denn hin wie her.« Calandrino sagte: »Da muß es ja weiter sein als die Abruzzen.« – »Jawohl«, antwortete Maso, »ein bißchen.« Da Calandrino sah, daß Maso das alles mit ernsthaftem Gesichte und ohne zu lachen sagte, schenkte er ihm in seiner Einfalt all den Glauben, den man der offenkundigsten Wahrheit schenken kann, und nahm so alles für wahr und sagte: »Das ist mir zu weit; sonst, wenn es näher wäre, ginge ich wirklich einmal mit dir hin, um die Makkaroni herunterpurzeln zu sehn und mir einen Bauch voll davon zu holen. Aber sag mir, daß du gesegnet seist, findet sich denn gar keiner von diesen also kräftigen Steinen auch bei uns?« Maso antwortete: »O ja, zweierlei Steine finden sich hier von einer ganz besondern Kraft: Die einen sind die Mahlsteine von Settignano und von Montisci, die die Kraft haben, daß sie, wenn man sie als Mühlsteine verwendet, das Mehl bereiten, und darum sagt man auch dort: Von Gott kommen die Gnaden und von Montisci die Mühlsteine. Dieser Mühlsteine gibt es aber so viele, daß sie bei uns so wenig gelten, wie bei ihnen die Smaragde, die ganze Gebirge bilden, größer als der Monte Morello, die um Mitternacht leuchten, daß dich Gott behüte. Und wisse, wer diese Mühlsteine, bevor sie durchbohrt worden sind, schleifen und in Ringe fassen ließe und dem Sultan brächte, der könnte von ihm haben, was er wollte. Den andern Stein nennen wir Steinkenner Heliotrop, das ist ein Stein von gar großer Kraft: wer immer ihn bei sich trägt, wird, solange er ihn hat, von niemand dort gesehn, wo er nicht ist.« Nun sagte Calandrino: »Das sind große Kräfte; aber wo findet man diesen zweiten?« Maso antwortete, daß man ihn im Mugnone finde. Calandrino sagte: »Wie groß ist der Stein? Und wie ist seine Farbe?« Maso antwortete: »Die Größe ist verschieden: der eine ist größer, der andere ist kleiner; aber alle miteinander sind schwärzlich.« Calandrino, der sich alles wohl gemerkt hatte, schützte ein Geschäft vor und verabschiedete sich von Maso mit der Absicht, diesen Stein zu suchen; er beschloß jedoch, das nicht ohne Vorwissen Brunos und Buffalmaccos zu tun, die er ganz besonders liebte. Er machte sich also auf die Suche nach ihnen, um mit ihnen ohne Säumnis und vor jedem andern suchen zu gehn, und er vertat den ganzen Morgen damit, sie zu suchen; endlich, die Stunde der None war schon vorbei, erinnerte er sich, daß sie im Kloster der Frauen von Faenza arbeiteten. Nun ließ er alles stehn und gehn, eilte trotz der großen Hitze mehr laufend als gehend hin, rief sie herbei und sagte zu ihnen: »Liebe Gesellen, wenn ihr mir glauben wollt, so können wir die reichsten Leute von Florenz werden: ich habe von einem glaubwürdigen Manne vernommen, daß sich im Mugnone ein Stein findet, der den, der ihn bei sich trägt, für jedermann unsichtbar macht; darum wäre ich dafür, wir gingen ohne alle Säumnis hin, bevor noch ein anderer hingeht, und suchten ihn. Finden werden wir ihn sicherlich, weil ich ihn kenne; und haben wir ihn gefunden, was haben wir dann sonst zu tun, als ihn in die Tasche zu stecken und zu den Wechslertischen zu gehn, die ja, wie ihr wißt, immer voller Groschen und Gulden sind, und davon so viel zu nehmen, wie wir wollen? Sehn wird uns niemand, und so können wir auf einen Schlag reich werden und brauchen fürder nicht mehr den ganzen Tag die Mauern zu beschmieren wie die Schnecken.« Als das Bruno und Buffalmacco hörten, lachten sie in sich hinein, blinzelten einander zu, stellten sich, als ob sie baß verwundert wären, und billigten den Plan Calandrinos; jedoch fragte Burralmacco, wie dieser Stein heiße. Calandrino, der aus ganz grobem Teige geknetet war, hatte den Namen längst vergessen; darum antwortete er: »Was geht uns der Name an, wo wir doch die Kraft kennen? Ich wäre dafür, wir gingen ihn suchen, ohne länger zu verziehn.« – »Also gut«, sagte Bruno, »was hat er denn für eine Form?« Calandrino sagte: »Es gibt ihrer von jeder Form, aber alle sind schwärzlich; darum meine ich, wir müssen alle auflesen, die schwarz sind, bis wir an den richtigen kommen: verlieren wir denn keine Zeit mehr und gehn wir.« Darauf sagte Bruno: »Wart noch ein wenig.« Und er wandte sich zu Buffalmacco und sagte: »Ich meine, Calandrino hat recht, aber ich meine nicht, daß die Stunde dazu passe, weil die Sonne hoch steht und gerade in den Mugnone scheint und alle Steine ausgetrocknet hat, so daß sie allesamt weiß aussehn, auch die, die am Morgen, bevor sie die Sonne ausgetrocknet hat, schwarz sind; überdies ist heute, an einem Werktage, aus mancherlei Gründen viel Volk im Mugnone, und wenn uns die sähen, könnten sie erraten, was wir wollen, und sich vielleicht selbst dranmachen, und er könnte ihnen in die Hände fallen, und wir hätten dann den Herweg für den Hinweg. Wenn ihr derselben Meinung seid, so meine ich, daß das ein Geschäft für die Morgenstunden ist, wo man leicht die schwarzen von den weißen kennt, und für einen Feiertag, wo uns niemand sieht.« Buffalmacco billigte den Vorschlag Brunos, und Calandrino stimmte zu, und sie verabredeten sich, daß sie am kommenden Sonntag am Morgen alle drei den Stein suchen gehn wollten; jedoch bat sie Calandrino über alles auf der Welt, ja mit keiner Seele davon zu sprechen, weil es ihm als Geheimnis anvertraut worden sei. Und nach diesem Gespräche sagte er ihnen, was er von der Gegend Wohlleben gehört hatte und schwor Stein und Bein, daß sich alles so verhalte. Als sie Calandrino verlassen hatten, verabredeten sie sich untereinander, wie sie sich bei dieser Sache zu benehmen hätten. Calandrino erwartete den Sonntag mit Ungeduld. Endlich war es Sonntag, und beim Tagesgrauen stand Calandrino auf und holte seine Gesellen; sie verließen die Stadt beim Tore S. Gallo, stiegen in den Mugnone hinab und gingen ihn, den Stein suchend, abwärts. Calandrino ging als der eifrigste voran, sprang behend bald hierhin,

bald dorthin, warf sich, wo immer er einen schwarzen Stein sah, nieder, las ihn auf und steckte ihn in den Busen; seine Gesellen gingen hinterdrein und lasen dann und wann einen auf. Calandrino war noch nicht weit gegangen, so hatte er den Busen voll: drum hob er den Saum seines Rockes – der Rock war nicht so knapp, wie man ihn im Hennegau trägt – und machte, indem er ihn der Länge nach am Riemen befestigte, einen großen Bausch, aber auch der war bald voll; endlich bauschte er auch seinen Mantel und füllte auch ihn mit Steinen. Als Buffalmacco und Bruno sahen, daß Calandrino tüchtig bepackt war und daß die Essenszeit kam, sagte Bruno gemäß ihrer Verabredung zu Buffalmacco: »Wo ist denn Calandrino?« Buffalmacco drehte sich um und blickte, obwohl er sah, daß er ganz in der Nähe war, nach allen Richtungen aus und antwortete: »Ich weiß nicht; aber vor einem Weilchen war er noch da vor uns.« Bruno sagte: »Weilchen hin, Weilchen her, ich halte es für gewiß, daß er schon zu Hause ist und beim Essen sitzt, und uns läßt er hier im Mugnone wie die Narren schwarze Steine suchen.« – »Das hat er wirklich gut gemacht«, sagte nun Buffalmacco, »uns daherzufoppen, weil wir so dumm waren, ihm zu trauen! Da schau her! Wer wäre denn außer uns noch so töricht, daß er sich einreden ließe, im Mugnone sei ein Stein mit einer solchen Kraft zu finden?« Als Calandrino diese Worte hörte, bildete er sich ein, der Stein sei ihm in die Hände gefallen und es sei seine Kraft, daß sie ihn, obgleich er in der Nähe sei, nicht sähen. Dieses Glücksfalls wegen über die Maßen froh, beschloß er heimzugehn, ohne ihnen ein Wörtlein zu sagen; er kehrte also um und machte sich auf den Weg. Als das Buffalmacco sah, sagte er zu Bruno: »Was tun wir nun? Warum gehn wir nicht auch heim?« Bruno antwortete: »Gehn wir, aber ich schwöre es bei Gott, so etwas soll mir Calandrino nicht wieder tun; und hätte ich ihn so in der Nähe, wie den ganzen heutigen Morgen, ich wollte ihm mit diesem Kiesel eins in die Fersen versetzen, daß er vielleicht einen Monat lang an den Streich dächte.« Und dies sagen und ausholen und den Kiesel Calandrino an die Fersen schleudern war eins. Calandrino tat es arg weh, und er hob den Fuß und begann zu schnaufen; doch schwieg er und ging weiter. Buffalmacco nahm eins von den Kieselchen, die er aufgelesen hatte, und sagte zu Bruno: »Schau, das hübsche Kieselchen; ich wollte, es führe Calandrino ins Kreuz«; und er ließ es fliegen und traf ihn tüchtig ins Kreuz. Und kurz, auf diese Weise steinigten sie ihn unter mancherlei Reden den Mugnone hinauf bis zum Tore von S. Gallo. Dort warfen sie die aufgelesenen Steine weg und blieben eine Weile bei den Zollwächtern; die, die vorher von ihnen unterrichtet worden waren, taten, als ob sie Calandrino nicht sähen, und ließen ihn durch, nicht ohne das herzlichste Gelächter. Calandrino kam, ohne sich irgendwo aufzuhalten, zu seinem Hause, das nahe beim Canto alla Macina lag. Und das Glück begünstigte den Possen so, daß Calandrino auf dem ganzen Wege im Flusse und dann in der Stadt von niemand angesprochen wurde; er war auch nur wenig Leuten begegnet, weil fast jedermann beim Essen war. Calandrino trat also, derart bepackt, ins Haus. Zufälligerweise stand eben seine Gattin, die Monna Tessa hieß, eine hübsche, wackere Frau, oben an der Stiege; als sie ihn kommen sah, begann sie, ein bißchen unwillig über sein langes Ausbleiben, zu greinen und sagte: »Was, Brüderchen, der Teufel führt dich auch einmal nach Hause? Alles hat schon gegessen, wann du zum Essen heimkommst.« Als das Calandrino hörte und daraus ersah, daß er gesehn ward, sagte er voller Zorn und Schmerz: »Du nichtsnutziges Weibsbild, mußt gerade du da sein? Du hast mir alles verdorben; aber, Gottstreu, ich werde dir's heimzahlen!« Und er sprang in eine Kammer, um dort die vielen mitgebrachten Steine abzuladen; dann stürzte er sich wütend auf seine Frau, packte sie bei den Flechten und riß sie nieder und bearbeitete sie, solange er Hände und Füße rühren konnte, am ganzen Körper mit Schlägen und Tritten, bis ihr kein Haar auf dem Kopfe blieb und kein Knochen im Leibe heil war, ohne daß es ihr etwas genützt hätte, daß sie ihn mit aufgehobenen Händen um Gnade bat. Nachdem Buffalmacco und Bruno mit den Torwächtern ein Weilchen gelacht hatten, folgten sie Calandrino langsamen Schrittes von weitem. Als sie an der Schwelle seiner Tür waren, wurden sie Ohrenzeugen der grimmigen Prügel, die er seiner Frau verabreichte; und sie riefen ihn an, als ob sie eben erst gekommen wären. Schweißtriefend, rot und abgemattet trat Calandrino ans Fenster und bat sie, zu ihm heraufzukommen. Sie stellten sich, als begriffen sie den Handel nicht und gingen hinauf; da sahen sie das Zimmer voller Steine und in dem einen Winkel saß die Frau, zerzaust, zerfetzt, braun und blau geschlagen, das Gesicht verschwollen und bitterlich weinend, im andern Calandrino, den Gürtel gelockert und vor Mattigkeit keuchend. Nachdem sie sich ein wenig umgesehn hatten, sagten sie: »Was ist das, Calandrino? Willst du mauern, daß hier so viele Steine herumliegen?« Und sie setzten noch hinzu: »Und was hat denn Monna Tessa? Es scheint, du hast sie geprügelt; was sind das für Geschichten?« Calandrino, der ganz erschöpft war von der Last der Steine und von der Wut, womit er die Frau verprügelt hatte, und von dem Schmerze über das nach seiner Meinung verlorene Glück, konnte nicht so viel Atem sammeln, um eine regelrechte Antwort herauszubringen. Während er also daran würgte, begann Buffalmacco von neuem: »Calandrino, wenn du schon aus andern Gründen einen Zorn hattest, so hättest du uns deswegen noch nicht so zum Narren halten dürfen, wie du getan hast: zuerst hast du uns mitgenommen, damit wir den kostbaren Stein mit dir suchten, und dann läßt du uns, ohne uns zu sagen ›Gott befohlen‹ oder ›Schert euch zum Teufel‹, wie zwei Trottel im Mugnone stehn und gehst deiner Wege; das lassen wir uns nicht gefallen. Aber du kannst sicher sein, daß du uns so etwas nie wieder tun wirst.« Auf diese Worte hin zwang sich Calandrino zu einer Antwort und sagte: »Ärgert

euch nicht, meine Freunde, die Sache steht anders, als ihr denkt. Ich Unglücksvogel habe den Stein gefunden gehabt; und wollt ihr hören, ob ich die Wahrheit sage? Als ihr einander das erste Mal meinetwegen gefragt habt, bin ich keine zehn Ellen weit von euch gewesen; und wie ich dann gesehn habe, daß ihr daherkämet und mich nicht sähet, so bin ich umgekehrt, und auf dem ganzen Wege bis hierher war ich immer ein paar Schritte vor euch.« Und er erzählte ihnen vom Anfange bis zum Ende, was sie getan und gesagt hatten, und zeigte ihnen, wie sie ihm den Rücken und die Fersen mit den Kieseln zugerichtet hatten, und dann fuhr er fort: »Und ich sage euch, daß mir, als ich mit all diesen Steinen im Busen durchs Tor gegangen bin, niemand ein Wort gesagt hat; dabei wißt ihr, wie unangenehm und widerwärtig diese Wächter zu sein pflegen und wie sie alles sehn wollen. Und überdies habe ich auf der Straße mehrere Gevattern und Freunde von mir getroffen, die mich sonst immer anreden und zu einem Trunke einladen; aber kein einziger hat ein Sterbenswörtlein zu mir gesagt, und das deshalb, weil sie mich nicht gesehn haben. Endlich komme ich nach Hause, und da tritt mir dieser Teufel von einem vermaledeiten Weibe entgegen und hat mich gesehn; denn, wie ihr wißt, machen die Weiber die Kraft jeglichen Dings zuschanden: und so bin ich, der ich mich für den glücklichsten Menschen von Florenz habe halten dürfen, der allerunglücklichste geworden. Und darum habe ich sie verprügelt, was ich die Hände habe rühren können, und ich weiß nicht, warum ich mich zurückhalte, ihr nicht die Adern zu zerschneiden. Vermaledeit sei die Stunde, wo ich sie zum ersten Male gesehn habe und wo sie mir in dies Haus gekommen ist.« Und dabei packte ihn der Zorn wieder, und er wollte aufstehn, um die Prügelei von vorne anzufangen. Buffalmacco und Bruno stellten sich bei dieser Erzählung sehr verwundert und bestätigten oft, was Calandrino sagte, und hatten dabei eine solche Lust zu lachen, daß sie bald geplatzt wären. Als sie aber sahen, daß er wütend aufsprang, um das Weib noch einmal zu prügeln, traten sie dazwischen und hielten ihn zurück, indem sie sagten, schuld daran sei keineswegs die Frau, sondern er, weil er ihr, obwohl er gewußt habe, daß die Weiber jegliche Kraft zuschanden machen, nicht eingeschärft habe, ihm an diesem Tage nicht unter die Augen zu kommen. Diese Vorsichtsmaßregel habe ihn Gott vergessen lassen, entweder weil ihm das Glück nicht beschieden gewesen sei, oder weil er die Absicht gehabt habe, seine Gesellen zu betrügen, denen er's sofort hätte mitteilen müssen, daß er den Stein gefunden zu haben glaube. Nicht ohne große Mühe söhnten sie endlich nach langem Zureden die bekümmerte Frau mit ihm aus; dann gingen sie ihrer Wege und überließen ihn in dem Hause voller Steine seiner Trübsal.

## Vierte Geschichte

*Der Propst von Fiesole liebt eine verwitwete Dame, findet aber keine Gegenliebe; während er bei ihr zu liegen glaubt, liegt er bei ihrer Magd, und die Brüder der Dame zeigen ihn so dem Bischof.*

Elisa war zu Ende mit ihrer Geschichte, die sie zu nicht geringer Freude der ganzen Gesellschaft erzählt hatte, und die Königin wandte sich an Emilia mit einer Gebärde, die den Wunsch anzeigte, sie möge nach der Geschichte Elisas die ihrige erzählen. Unverzüglich begann Emilia also: Meine besten Damen, wie sehr uns die Priester, die Brüder und jeder Geistliche zusetzen, ist, wenn mir recht ist, schon in mehr als einer Geschichte dargetan worden; weil man aber davon nie so viel sagen kann, daß nicht noch immer etwas übrigbliebe, so will ich zu den andern Geschichten noch eine von einem Propste erzählen, der es aller Welt zuleide hat durchsetzen wollen, daß ihm eine Dame ihre Gunst zuwende, ob sie nun wolle oder nicht; als kluge Frau, die sie war, hat sie ihn jedoch behandelt, wie er es verdiente.

Wie ihr alle wißt, war Fiesole, die uralte Stadt, deren Hügel wir von hier sehen können, vorzeiten groß und mächtig; ist sie auch heute völlig heruntergekommen, so hat sie doch ihren Bischof jetzt noch so wie damals. Dort besaß, es ist schon lange her, eine verwitwete Dame, Monna Piccarda mit Namen, in der Nachbarschaft des Doms ein Grundstück mit einem nicht übermäßig großen Hause, und weil sie nicht gerade zu den Reichsten gehörte, so brachte sie dort mit ihren beiden Brüdern, wackern und gesitteten Jünglingen, einen großen Teil des Jahres zu. Nun geschah es, daß sich in diese noch sehr junge, hübsche, anmutige Dame, da sie den Dom zu besuchen pflegte, der Dompropst so heftig verliebte, daß er fast nicht mehr wußte, wo ihm der Kopf stand. Und nach einiger Zeit war seine Vermessenheit so groß, daß er ihr seine Wünsche selber sagte und sie bat, sich seine Liebe gefallen zu lassen und ihn so zu lieben, wie er sie liebe. Dieser Propst war an Jahren alt, aber jugendlich im Herzen, dabei anmaßend und stolz und glaubte sich alles erlauben zu können samt seinem gezierten und faden Benehmen, das so eingebildet und langweilig war, daß ihm niemand wohlwollte; und wenn ihm jemand ein bißchen Wohlwollen entgegenbrachte, so war es sicherlich nicht diese Dame: der war er mehr zuwider als das Kopfweh. Darum antwortete sie ihm als kluge Frau: »Daß Ihr mich liebt, Messer, kann mir sehr angenehm sein, und ich muß Euch lieben und werde Euch

gern lieben; aber zwischen Eurer Liebe und der meinen darf nie etwas Unehrbares vorfallen. Ihr seid mein geistlicher Vater und seid Priester und nähert Euch mit raschen Schritten dem Alter, und das alles muß Euch ehrbar und keusch machen; ich wieder bin kein Mädchen, für die sich so ein Liebeshandel schicken würde, sondern eine Witwe, und Ihr wißt, was für ein Maß von Ehrbarkeit von den Witwen verlangt wird: verzeiht mir also, daß ich auf die Art, wie Ihr begehrt, weder Euch lieben werde noch von Euch geliebt sein will.« Der Propst, der für diesmal nichts andres von ihr erlangen konnte, verlor keineswegs die Fassung oder gab sich auf den ersten Streich besiegt, sondern betrieb in seiner sorglosen Dreistigkeit seine Werbung weiter durch Briefe und Botschaften oder auch selber, wann er sie in die Kirche kommen sah. Endlich wurde der Dame diese Zudringlichkeit allzu lästig und ärgerlich, und sie beschloß, ihn sich, weil es ihr anders nicht möglich war, auf die Art, wie er es verdiente, vom Halse zu schaffen; doch wollte sie nichts unternehmen, ohne sich vorher mit ihren Brüdern besprochen zu haben. Sie sagte ihnen also, wie sich der Propst gegen sie benehme und was sie beabsichtige; da sie ihr völlig freie Hand ließen, ging sie einige Tage später wieder in die Kirche. Kaum sah sie der Propst, so trat er auch schon auf sie zu, um mit ihr in der gewohnten Art ganz vertraulich ein Gespräch anzufangen. Als sie bemerkte, daß er auf sie zukam, blickte sie ihn mit einem freundlichen Gesichte an und ging ein wenig abseits; nachdem der Propst wie gewöhnlich ein langes und breites auf sie eingeredet hatte, begann sie mit einem tiefen Seufzer: »Messer, gar oft habe ich schon gehört, es sei keine Burg so fest, daß sie nicht, wenn sie tagtäglich bestürmt wird, endlich genommen würde; und das, sehe ich nun, ist bei mir nur zu gut eingetroffen. Ihr habt mir mit süßen Worten und allerlei Liebenswürdigkeiten derart zugesetzt, daß Ihr mich dazu gebracht habt, meinen Vorsatz zu brechen, und ich bin, da ich Euch so gefalle, bereit, die Eurige zu sein.« Voller Freude sagte der Propst: »Großen Dank, Madonna; und um Euch die Wahrheit zu sagen, daß Ihr Euch so lange gehalten habt, hat mich baß gewundert, wenn ich bedacht habe, daß mir das noch bei keiner so ergangen ist; habe ich doch schon zu manchen Malen gesagt: wenn die Frauen von Silber wären, sie würden zum Gelde nicht taugen, weil sie den Hammer nicht aushielten. Aber lassen wir das jetzt: wo und wann können wir beisammen sein?« Die Dame antwortete: »Mein süßer Herr, das Wann, das könnte zu jeder Stunde sein, die uns paßt: ich habe ja keinen Gatten, dem ich Rechenschaft geben müßte über meine Nächte; aber das Wo kann ich nicht erfinden.« Der Propst sagte: »Wieso nicht? In Euerm Hause doch.« Die Dame antwortete: »Messer, Ihr wißt, daß ich zwei junge Brüder habe, die mir Tag und Nacht Gesellschaft ins Haus bringen, und mein Haus ist nicht allzu groß; und darum wäre dort niemand sicher, außer er gäbe wie ein Stummer kein Wort, nicht einmal einen Laut von sich und tappte sich im Finstern zurecht wie ein Blinder. Wenn wir das wollten, so ginge es ja, weil sie sich niemals in meine Kammer verirren; aber die ihrige ist so nahe bei meiner, daß sich kein Wörtlein so leise sagen läßt, daß man's nicht dort hörte.« Nun sagte der Propst: »Deswegen, Madonna, soll es nicht um eine Nacht oder zwei aufgeschoben werden; inzwischen sehe ich mich um, wo wir mit mehr Bequemlichkeit beisammen sein können.« Die Dame sagte: »Messer, das steht bei Euch; ich bitte Euch nur um das eine, daß die Sache geheim bleibt und niemand ein Wort davon erfährt.« Nun sagte der Propst: »Madonna, laßt Euch das nicht kümmern; und wenn es sein kann, so macht, daß wir heute abend beisammen sind.« Die Dame sagte: »Mir ist es recht«; nachdem sie ihm noch Bescheid gesagt hatte, wie und wann er kommen solle, schied sie von ihm und ging nach Hause. Nun hatte sie eine Magd, die zwar nicht allzu jung, aber so häßlich und mißgestaltet war, wie man sich nur denken kann: die Nase war breitgedrückt, und der Mund war schief, und die Lippen waren wulstig, und die Zähne waren schlecht gestellt und groß, und sie schielte ein wenig, und ihre Augen waren nie gesund, und sie sah so grün und gelb aus, als ob sie den Sommer nicht in Fiesole, sondern in Sinigaglia verbracht hätte; überdies war sie lendenlahm und auf der rechten Seite ein wenig verkrüppelt, und sie hieß Ciuta: weil sie jedoch ein so abscheuliches Aussehn hatte, wurde sie von jedermann Ciutazza genannt. Obwohl sie in ihrem Äußern mißgestaltet war, verfügte sie doch über einige Schalkhaftigkeit. Die rief die Dame zu sich und sagte zu ihr: »Ciutazza, wenn du mir heute nacht einen Dienst erweisen willst, so schenke ich dir ein schönes neues Hemd.« Als Ciutazza das Hemd erwähnen hörte, sagte sie: »Madonna, wenn Ihr mir ein Hemd gebt, so gehe ich für Euch durchs Feuer, von etwas anderm gar nicht zu reden.« – »Also gut«, sagte die Dame, »ich will, daß du heute nacht in meinem Bette bei einem Manne liegst und dich zärtlich gegen ihn zeigst, und nimm dich wohl in acht, ein Wort zu sprechen, damit dich nicht meine Brüder hören, die, wie du weißt, nebenan schlafen; und dann gebe ich dir das Hemd.« Ciutazza sagte: »Mit sechsen schlafe ich, wenn es sein muß, geschweige denn mit einem.« Als der Abend gekommen war, kam der Herr Propst, wie ihm aufgetragen worden war, und die zwei jungen Männer waren, wie es die Dame mit ihnen verabredet hatte, in der Kammer und ließen sich wohl vernehmen; drum trat der Propst leise im Finstern in die Kammer der Dame und ging, wie sie ihm gesagt hatte, aufs Bett zu, und Ciutazza, die von der Dame wohl unterrichtet worden war, was sie zu tun habe, kam von der andern Seite. Der Herr Propst schloß in dem Glauben, seine Dame neben sich zu haben, Ciutazza in die Arme und küßte sie, ohne ein Wort zu sprechen, und Ciutazza küßte ihn wieder; dann begann er sich an ihr zu ergötzen und ergriff Besitz von den lange ersehnten Herrlichkeiten. Als dies die Dame geschehn wußte, trug sie den Brüdern auf, den Rest ihrer Verabredung ins Werk zu setzen. Die verließen still ihre Kammer und gingen auf

den Marktplatz, und das Glück begünstigte ihr Vorhaben mehr, als sie verlangt hätten; denn wegen der großen Hitze hatte der Bischof um die zwei jungen Männer gefragt, in der Absicht, sie zu besuchen und sich mit ihnen bei einem frischen Trunke zu unterhalten. Als er sie nun kommen sah, sagte er ihnen sein Begehren und machte sich mit ihnen auf den Weg, trat in einen kühlen Hof ihres Hauses, wo viele Lichter brannten, und trank mit großem Vergnügen von ihrem guten Weine. Und nachdem er getrunken hatte, sagten die Jünglifige: »Herr, weil Ihr uns einmal eine so große Gnade erwiesen habt, daß Ihr unser kleines Häuschen eines Besuches gewürdigt habt, wozu wir Euch haben einladen wollen, so möchten wir noch, daß es Euch beliebe, eine Kleinigkeit ansehn zu wollen, die wir Euch zeigen wollen.« Der Bischof sagte, das tue er gern. Nun nahm der eine Bruder eine angezündete Fackel und ging voraus, während der Bischof und alle andern folgten, und führte sie geradeswegs zu der Kammer, wo der Propst bei Ciutazza lag. Der war, um rasch anzukommen, einen scharfen Trab geritten und hatte, bevor sie dazukamen, schon mehr als drei Meilen zurückgelegt; nun ruhte er erschöpft aus, den Arm, trotz der Hitze, um Ciutazza geschlungen. Der Jüngling trat mit dem Lichte in die Kammer und hinter ihm der Bischof mit allen übrigen, und dem wurde der Propst mit Ciutazza im Arme gezeigt. Dabei erwachte der Herr Propst; als er das Licht und rund um sich die vielen Menschen sah, steckte er vor arger Scham und vor Furcht den Kopf unter die Betttücher. Der Bischof schimpfte ihn tüchtig zusammen und hieß ihn den Kopf herausziehn und sehn, bei wem er gelegen sei. Jetzt ward der Propst inne, daß ihn die Dame betrogen hatte; deshalb sowohl wie auch wegen der Schmach, die er sich, wie er fühlte, zugezogen hatte, wurde er im Augenblicke zum traurigsten Menschen, der je gelebt hat; nachdem er sich auf den Befehl des Bischofs wieder angekleidet hatte, wurde er mit einer sichern Bewachung nach Hause geschickt, um für die begangene Sünde eine schwere Buße zu erleiden. Dann wollte der Bischof wissen, wieso er hergekommen sei, um bei Ciutazza zu liegen, und die Jünglinge sagten ihm alles der Reihe nach. Nachdem es der Bischof vernommen hatte, lobte er die Dame und ebenso die jungen Männer, die, ohne sich die Hände mit dem Blute eines Geistlichen beflecken zu wollen, mit ihm doch in der verdienten Weise umgegangen seien. Diese Sünde ließ ihn der Bischof vierzig Tage lang beweinen; aber Liebe und Verdruß ließen ihn sie länger als neunundvierzig beweinen, abgesehn davon, daß er nachher noch eine geraume Zeit nicht auf die Straße gehn konnte, ohne daß die Kinder mit den Fingern auf ihn gezeigt und gesagt hätten: »Schaut, das ist der, der bei Ciutazza gelegen hat.« Das ärgerte ihn so sehr, daß nicht mehr viel fehlte, und er wäre närrisch geworden. Und auf diese Weise hat sich die treffliche Dame den widerwärtigen Propst samt allem Ärger über ihn vom Halse geschafft, und Ciutazza hat das Hemd und die schöne Nacht gewonnen.

## Fünfte Geschichte

*Drei junge Leute ziehen in Florenz einem märkischen Richter die Hosen herunter, während er zu Gerichte sitzt,*

Nachdem Emilia aufgehört hatte zu sprechen, zollte jedermann der verwitweten Dame seinen Beifall, bis die Königin Filostrato anblickte und zu ihm sagte: »Nun ist die Reihe an dir.« Unverzüglich antwortete er, er sei bereit, und begann: Meine liebenswürdigen Damen, der junge Mann, den Elisa kurz vorhin genannt hat, nämlich Maso del Saggio, veranlaßt mich, auf eine Geschichte, die ich habe erzählen wollen, zu verzichten, um eine von ihm und einigen seiner Gesellen zu erzählen, die zwar, ohne gerade unanständig zu sein, den Gebrauch von Wörtern erfordert, die ihr nicht in den Mund nehmen würdet, nichtsdestoweniger aber so viel Grund zum Lachen gibt, daß ich sie trotzdem erzählen will.

Wie ihr alle gehört haben werdet, kommen in unsere Stadt gar oft märkische Beamte, und das sind gemeiniglich Männer von kleinlicher Sinnesart, die so kärglich und elendiglich leben, daß ihr ganzes Wesen den Eindruck der Schäbigkeit macht; wegen dieser ihnen angeborenen Jämmerlichkeit und Habsucht bringen sie Richter und Notare mit, die eher von dem Pfluge und dem Leisten weggenommen zu sein scheinen, als aus den Rechtsschulen. So kam auch einmal einer als Statthalter her, der eine Menge Richter mitbrachte; unter diesen glich einer, der sich Messer Niccola da San Lepidio nennen ließ, mehr einem Schlossergesellen als etwas anderm, und der wurde unter den andern Richtern zur Verhörung peinlicher Fälle bestellt. Wie es nun oft geschieht, daß die Bürger, auch wenn sie nicht das geringste im Gerichtsgebäude zu tun haben, doch hingehn, so geschah es, daß Maso del Saggio eines Morgens hinging, um einen Freund zu suchen; von ungefähr fiel ihm Messer Niccola, der dort saß, in die Augen, und der schien ihm ein so sonderbarer Vogel, daß er ihn von oben bis unten betrachtete. Außer dem ganz durchräucherten Filz auf seinem Haupte, der Federbüchse, die er am Gürtel trug, und dem Wamse, das länger war als das Oberkleid, sah er noch viele andere, bei einem ordentlichen und anständigen Menschen ungewöhnliche Dinge; und das Merkwürdigste darunter waren, seiner Meinung nach, die Hosen: da ihm die Kleider ihrer

Enge halber beim Sitzen vorne auseinanderstanden, so sah er, daß ihm der Hosenboden bis auf die Waden herabhing. Maso verzog nicht allzulange bei dieser Betrachtung, sondern machte sich, ohne sich weiter um den zu kümmern, den er hatte suchen wollen, auf eine andere Suche, und er traf zwei Gesellen von sich, Ribi und Matteuzzo mit Namen, die ihm beide an Schelmerei nichts nachgaben; und zu denen sagte er: »Wenn euch an mir etwas liegt, so kommt mit mir ins Gerichtsgebäude: ich will euch den wunderbarsten Gimpel zeigen, den ihr je gesehn habt.« Und er ging mit ihnen aufs Gericht und zeigte ihnen den Richter und seine Hosen. Schon von weitem begannen sie über ihn zu lachen; als sie sich dann der Bühne genähert hatten, wo der Herr Richter saß, sahen sie, daß es keine Schwierigkeit bot, darunterzuschlüpfen, und sahen überdies, daß das Brett, wohin der Herr Justiz seine Füße setzte, schadhaft war, so daß man bequem die Hand und den Arm durchstecken konnte. Und nun sagte Maso zu seinen Gesellen: »Ich bin dafür, daß wir ihm die Hosen ganz abziehn; es geht ja sehr leicht.« Alle drei hatten schon gesehn, wie es zu machen war; darum verabredeten sie, was sie zu tun und zu sagen hätten, und kamen am nächsten Morgen wieder. Obwohl der Hof voller Leute war, kroch Matteuzzo, ohne daß ihn jemand gesehn hätte, unter die Bühne und bis dorthin, wo der Richter seine Füße hatte; Maso näherte sich dem Herrn Richter von der einen Seite und packte ihn beim Rockzipfel, und Ribi näherte sich ihm von der andern und tat dasselbe. Nun begann Maso: »Herr, ach Herr, ich bitte Euch bei Gott, schafft, daß mir der Schuft da, bevor er weggeht, das Paar Stiefel wiedergibt, die er mir gestohlen hat, und er soll es nur leugnen, ich habe es gesehn, es ist noch keinen Monat her, daß er sie hat sohlen lassen.« Von der andern Seite schrie Ribi mächtig: »Glaubt ihm nicht, Herr, er ist ein schlechter Schalk, und weil er weiß, daß ich hergekommen bin, um ihn wegen eines Felleisens zu verklagen, das er mir gestohlen hat, so ist er alsbald auch hergekommen und spricht von den Stiefeln, die ich, weiß Gott wie lange, zu Hause gehabt habe; und wenn Ihr mir nicht glaubt, so kann ich Euch als Zeugen bringen die Hökerin neben mir und die Kuttelfrau und den Kehrichtsammler von Santa Maria a Verzaja, der hat ihn gesehn, wie er vom Dorfe heimgekehrt ist.« Von der andern Seite ließ Maso Ribi nicht reden, sondern schrie, und Ribi schrie noch mehr. Derweil nun der Richter, um sie besser zu verstehn, aufrecht und ganz in ihrer Nähe stand, nahm Matteuzzo die Gelegenheit wahr, langte mit der Hand durch das Loch im Brette und packte seinen Hosenboden und zog ihn kräftig nieder. Die Hosen fielen auch sogleich herunter, weil der Richter mager war und keine Hüften hatte. Als der dies, ohne zu wissen, wie es zugehe, merkte, wollte er sein Oberkleid vorne zusammennehmen und sich wieder bedecken und sich setzen; aber Maso hielt ihn an der einen Seite und Ribi an der andern, und sie schrien: »Herr, Ihr handelt ungebührlich, daß Ihr mir mein Recht nicht schafft und mich nicht anhören wollt und woanders hingehn wollt; wegen so einer Kleinigkeit wie die braucht es hierzulande keiner Schrift.« Und unter diesen Worten hielten sie ihn so lange an den Kleidern fest, bis es alle, welche im Hofe waren, gesehn hatten, daß ihm die Hosen abgezogen waren. Nachdem sie Matteuzzo eine Weile gehalten hatte, ließ er sie los, kam hervor und ging, ohne gesehen zu werden, fort. Ribi, dem es genug zu sein schien, sagte: »Ich schwöre bei Gott, daß ich mich ans Obergericht wenden werde.« Und auf der andern Seite sagte Maso, indem er den Rock ausließ: »Nun, ich werde so oft wiederkommen, bis ich Euch nicht so beschäftigt treffe, wie Ihr's heute morgen zu sein scheint.« Und dann machten sie, daß sie so schnell wie möglich weiterkamen, der eine dahin, der andere dorthin. Der Herr Richter zog die Hosen vor aller Augen hinauf, als ob er eben vom Schlafen aufstünde, und fragte, weil er nun merkte, was es damit für eine Bewandtnis hatte, wohin die gegangen seien, die den Zwist wegen der Stiefel und des Felleisens gehabt hätten; da sie aber nicht zu finden waren, schwor er bei den Därmen Christi, daß er es erfahren und wissen müsse, ob es in Florenz Brauch sei, den Richtern die Hosen abzuziehn, wenn sie zu Gericht sitzen. Der Statthalter wieder wollte, als er davon hörte, ein großes Wesen machen; da ihm aber seine Freunde darlegten, dem sei das aus keinem andern Grunde getan worden, als um zu zeigen, daß es die Florentiner wohl kennten, daß er ihnen, um billiger wegzukommen, statt Richter Schafsköpfe gebracht habe, so hielt er es für das beste zu schweigen, und die Sache ging für diesmal nicht weiter.

## Sechste Geschichte

*Bruno und Buffalmacco stehlen Calandrino ein Schwein; sie lassen ihn den Versuch machen, es mit Ingwerpillen und süßem Weine wieder zustande zu bringen, geben ihm aber, eine nach der andern, zwei in Aloe eingemachte Hundsingwerpillen, so daß er selbst als Dieb dasteht; dann muß er sich noch loskaufen, wenn er nicht will, daß sie es seiner Frau erzählen.*

Kaum war Filostratos Geschichte, die herzlich belacht wurde, zu Ende, als die Königin Filomena auftrug, weiterzuerzählen, und die begann: Meine holden Damen, so wie Filostrato durch den Namen Masos bewogen worden ist, die Geschichte zu erzählen, die ihr von ihm gehört habt, so werde ich nicht mehr und

nicht minder durch die Calandrinos und seiner Gesellen bewogen, eine andere von ihnen zu erzählen, die euch, wie ich glaube, gefallen wird.

Wer Calandrino, Bruno und Buffalmacco gewesen sind, brauche ich euch nicht erst darzulegen, weil ihr vorhin genug darüber gehört habt; darum sage ich, indem ich gleich weitergehe, daß Calandrino nicht gar weit von Florenz ein Gütchen besaß, das ihm seine Frau zugebracht hatte. Unter der Nutznießung, die er davon zog, war auch alljährlich ein Schwein, und gewöhnlich ging er im Dezember mit seiner Frau hinaus, um es zu schlachten und dort einsalzen zu lassen. Nun geschah es einmal, daß Calandrino, weil seiner Frau nicht recht wohl war, allein hinausging, um das Schwein zu schlachten; Bruno und Buffalmacco, die davon erfuhren und wußten, daß seine Frau nicht mitgegangen war, gingen zu einem ihnen gutbefreundeten Pfarrer, der ein Nachbar Calandrinos war, um bei ihm einige Tage zu bleiben. An dem Tage, wo sie ankamen, hatte Calandrino am Morgen das Schwein geschlachtet; als er sie nun beim Pfarrer sah, rief er sie und sagte zu ihnen: »Seid willkommen! Ich will nun, daß ihr sehet, was ich für ein Hauswirt bin«; und er führte sie ins Haus und zeigte ihnen das Schwein. Sie sahen, daß es ein prächtiges Schwein war, und vernahmen von Calandrino, daß er's für sein Gesinde einsalzen wolle. Da sagte Bruno zu ihm: »Gott, wie dumm bist du doch! Verkauf es und verjubeln wir das Geld, und deiner Frau sagst du, es sei dir gestohlen worden.« Calandrino sagte: »Nein, sie würde es nicht glauben und mich aus dem Hause jagen; gebt euch keine Mühe, das tu ich auf keinen Fall.« Worte gab es noch viel, aber sie richteten nichts aus. Calandrino lud sie zum Abendessen ein, aber mit einem so sauern Gesichte, daß sie nicht mit ihm essen wollten und sich empfahlen. Bruno sagte zu Buffalmacco: »Wollen wir ihm heute nacht das Schwein stehlen?« Buffalmacco sagte: »Oh, wie könnten wir das?« Bruno sagte: »Das Wie ist mir schon klar, wenn er es nicht dort wegnimmt, wo es eben noch war.« – »Dann«, sagte Buffalmacco, »dann tun wir's. Warum sollten wir's nicht tun? Und dann lassen wir's uns mit dem Domine recht gut schmecken.« Der Pfarrer sagte, er sei von Herzen dabei. Nun sagte Bruno: »Dabei heißt es ein bißchen listig zu Werke gehn: du weißt, Buffalmacco, wie knauserig Calandrino ist und wie gern er trinkt, wenn ein anderer zahlt; gehn wir und führen wir ihn ins Wirtshaus, und dort soll der Pfarrer tun, als ob er uns zu Ehren alles zahlte, und ihn nichts zahlen lassen: er wird sich bezechen und wir werden, weil er allein im Hause ist, eine leichte Arbeit haben.« Wie Bruno gesagt hatte, so taten sie. Als Calandrino sah, daß der Pfarrer niemand zahlen ließ, legte er sich tüchtig ins Zeug und nahm, obwohl er nicht viel brauchte, eine gehörige Ladung ein; und es war schon ein gutes Stück der Nacht vorbei, als er das Wirtshaus verließ: ohne weiter zu Abend essen zu wollen, trat er ins Haus und ging bei offener Tür, in der Meinung, sie verschlossen zu haben, zu Bette. Bruno und Buffalmacco gingen mit dem Pfarrer essen, und nach dem Essen versahen sie sich mit allerlei Werkzeug, um an der Stelle, wo es sich Bruno ausgedacht hatte, in das Haus Calandrinos zu gelangen, und gingen leise dorthin; da sie aber die Tür offen fanden, traten sie ein, und nachdem sie das Schwein gefunden hatten, trugen sie es in das Haus des Pfarrers, verwahrten es und gingen schlafen. Als ihm am Morgen der Kopf rein vom Weine war, stand Calandrino auf, ging hinunter, schaute und sah sein Schwein nicht und sah die Tür offen; daher fragte er den und jenen, ob sie wüßten, wer das Schwein genommen habe, und erhob, als er's nicht fand, ein großes Wehgeschrei, daß man ihm sein Schwein gestohlen habe. Bruno und Buffalmacco gingen sofort nach dem Aufstehn zu Calandrino, um zu hören, was er wegen des Schweines sagen werde. Kaum sah er sie, so rief er sie schier weinend und sagte zu ihnen: »O weh, meine lieben Gesellen, mir ist mein Schwein gestohlen worden!« Bruno trat zu ihm und sagte leise: »Es ist wirklich ein Wunder, daß du einmal vernünftig gewesen bist.« – »O weh«, sagte Calandrino, »ich sage die reine Wahrheit.« – »Sag nur so«, sagte Bruno, »schrei recht laut, damit es so aussieht, als ob es wirklich so wäre.« Nun schrie Calandrino noch lauter und sagte: »Beim Leichnam Christi, ich sage die reine Wahrheit, es ist mir gestohlen worden!« Und Bruno sagte: »Recht so, recht so, schrei nur recht laut, daß man dich ordentlich hört, damit es aussieht, als ob es wahr wäre.« Calandrino sagte: »Du wirst es noch dazu bringen, daß der Widersacher meine Seele bekommt. Du glaubst mir nicht, was ich sage, und ich will am Halse gehenkt sein, wenn es mir nicht gestohlen worden ist.« Nun sagte Bruno: »Ja, wie könnte das möglich sein? Ich habe es doch gestern noch hier gesehn. Glaubst du, du kannst mir weismachen, daß es dir gestohlen worden sei?« Calandrino sagte: »Es ist so, wie ich dir sage.« – »Aber«, sagte Bruno, »ist denn das möglich?« – »Wahrhaftig«, sagte Calandrino, »es ist so, und ich bin ein verlorener Mensch und weiß nicht, wie ich heimkomme. Meine Frau wird es mir nicht glauben, und wenn sie's auch glaubt, so habe ich das ganze Jahr keinen Frieden von ihr.« Nun sagte Bruno: »So wahr mir Gott helfe, das ist ein schlimmer Handel, wenn es wahr ist; aber du weißt, Calandrino, daß ich dich's gestern gelehrt habe, so zu sagen: ich möchte nicht, daß du zur gleichen Zeit deine Frau und uns hineinlegest.« Calandrino fing zu schreien an und sagte: »Was habt ihr denn davon, wenn ich in meiner Verzweiflung Gott lästere und die Heiligen und alles, was ist? Ich sage euch, das Schwein ist mir heute nacht gestohlen worden.« Nun sagte Buffalmacco: »Wenn es also wirklich so ist, so heißt es sinnen, ob wir nicht einen Weg finden, es wiederzubekommen.« – »Und was für einen Weg«, sagte Calandrino, »könnten wir ausfindig machen?« Nun sagte Buffalmacco: »Auf keinen Fall ist einer von Indien hergekommen, um das Schwein zu

stehlen: einer von deinen Nachbarn muß es gewesen sein; und wahrhaftig, wenn du sie alle versammeln könntest, ich verstehe die Probe mit Brot und Käse anzustellen, und da würden wir sofort sehn, wer es genommen hat.« – »Ja«, sagte Bruno, »da könnstest du was Rechtes mit Brot und Käse bei den Herrschaften da herum; einer hat es doch genommen, und sie würden etwas wittern und uns gar nicht kommen wollen.« – »Was ist also zu tun?« sagte Buffalmacco. Bruno antwortete: »Man müßte es mit guten Ingwerpillen und süßem Weine tun und sie zum Trinken einladen. Sie würden es sich nicht versehn und kommen; und die Ingwerpillen lassen sich ebensogut benedeien wie Brot und Käse.« Buffalmacco sagte: »Wahrhaftig, du hast recht. Und du, Calandrino, was sagst du? Wollen wir es tun?« Calandrino sagte: »Und wie gerne! Ich bitte euch darum um Gottes willen; wenn ich nur einmal wüßte, wer es genommen hat, so dünkt mich, wäre ich schon halb getröstet.« – »Wohlan denn«, sagte Bruno, »ich gehe meinetwegen dir zuliebe nach Florenz hinein um die Sachen, wenn du mir das Geld dazu gibst.« Calandrino hatte etwa vierzig Soldi, und die gab er ihm. Bruno ging nach Florenz zu einem Spezereikrämer, der sein Freund war, und kaufte ein Pfund gute Ingwerpillen und ließ zwei aus Hundsingwer machen; die ließ er in frischer Leberaloe einmachen und ebenso überzuckern wie die andern und ließ an ihnen, um sie nicht zu übersehn oder zu vertauschen, ein Zeichen anbringen, woran er sie ganz leicht erkannte. Und nachdem er noch eine Flasche süßen Wein gekauft hatte, kehrte er zu Calandrino aufs Dorf zurück und sagte zu ihm: »Mach, daß du alle, auf die du Verdacht hast, für morgen früh zu einem Trunke einlädst. Es ist ein Feiertag, und sie werden allesamt gern kommen; und ich werde heute nacht mit Buffalmacco den Zauber über die Pillen sprechen, und morgen früh bringe ich sie dir ins Haus, und ich will sie dir zuliebe selber austeilen und alles tun und sagen, was dabei zu tun und zu sagen ist.« Calandrino tat so. Als sich nun am nächsten Morgen eine zahlreiche Gesellschaft, sowohl von jungen Florentinern, die auf dem Lande waren, als auch von Bauern, vor der Kirche um die Ulme versammelt hatte, kamen Bruno und Buffalmacco mit den Pillen in einer Schachtel und mit der Flasche Wein; alle mußten sich in einen Kreis stellen, und Bruno sagte: »Meine Herren, ich muß euch den Grund sagen, warum ihr hier seid, damit ihr, wenn etwas geschieht, was euch nicht recht ist, keine Ursache habet, euch über mich zu beklagen. Dem hier gegenwärtigen Calandrino ist gestern nacht ein fettes Schwein gestohlen worden, und er weiß den nicht zu finden, der es genommen hat; weil es aber niemand sonst als einer von uns, die wir hier gegenwärtig sind, genommen haben kann, so gibt er euch, um den ausfindig zu machen, der es genommen hat, diese Pillen, eine für jeden, zu essen und Wein zu trinken. Und ihr sollt auch gleich wissen, daß der, der das Schwein genommen hat, die Pille nicht wird hinunterbringen können, sondern sie wird ihn bitterer dünken als Gift, und er wird sie ausspeien; und darum ist es vielleicht das beste, der, der das Schwein genommen hat, sagt es dem Pfarrer in der Beichte, bevor ihm eine solche Schande in Gegenwart so vieler Leute geschieht, und dann werde ich die Sache nicht weiter verfolgen.« Alle, die da waren, sagten, daß sie sie gern essen wollten; darum stellte sie Bruno in eine Reihe und Calandrino mitten unter sie und begann, indem er an einem Ende begann, jedem die seinige zu geben, und wie er an Calandrino kam, nahm er eine von den Hundspillen und gab sie ihm in die Hand. Calandrino warf sie sich unverzüglich in den Mund und begann sie zu kauen; aber kaum spürte seine Zunge die Aloe, so konnte er die Bitterkeit nicht vertragen und spie sie aus. Einer schaute den andern an, um zu sehn, wer die seinige ausspeien werde, und Bruno, der so tat, als kümmerte er sich nicht darum, war mit dem Austeilen noch nicht fertig, so hörte er schon hinter sich sagen: »Oho, Calandrino, was soll das bedeuten?« Daraufhin wandte er sich rasch um; da er sah, daß Calandrino die seinige ausgespien hatte, sagte er: »Wart nur, vielleicht hat er wegen etwas anderm ausspeien müssen; da hast du eine andere.« Und er nahm die zweite, steckte sie ihm in den Mund und fuhr fort, die auszuteilen, die er noch auszuteilen hatte. Hatte Calandrino schon die erste bitter gedeucht, so deuchte ihm die zweite noch viel bitterer; weil er sich aber scheute, sie auszuspeien, so hielt er sie eine Weile kauend im Munde, und wie er sie so im Munde hielt, liefen ihm die Tränen, groß wie Haselnüsse, über die Wangen: und endlich konnte er nicht mehr und warf sie aus, wie er mit der ersten getan hatte. Als dies Buffalmacco und Bruno, die der Gesellschaft zu trinken geben ließen, ebenso wie die andern gewahr wurden, sagten sie wie alle, daß sich Calandrino wahrhaftig das Schwein selber gestohlen habe, und es waren einige, die ihn deswegen scharf ausschalten. Mit der Zeit gingen alle weg, und nur Bruno und Buffalmacco blieben bei Calandrino; da fing Buffalmacco an und sagte: »Ich war allewege überzeugt, daß du dir's selber genommen hast und uns nur deswegen einreden wolltest, es sei dir gestohlen worden, damit du uns nicht einmal einen Trunk zu zahlen brauchst von dem Gelde, das du dafür bekommen hast.« Calandrino, der die Bitterkeit der Aloe noch immer nicht ganz ausgespien hatte, schwor Stein und Bein, daß er es nicht genommen habe. Buffalmacco sagte: »Sag's doch ehrlich, Freundchen, wieviel hast du denn dafür bekommen? Sechse, was?« Ober diese Rede wollte Calandrino schier verzweifeln. Und Bruno sagte zu ihm: »Merk gut auf, Calandrino: es war einer in der Gesellschaft, der mit uns gegessen und getrunken hat, und der hat mir gesagt, daß du hier oben ein Mädchen hast, die du aushältst und der du alles gibst, was du beiseite bringen kannst, und daß er überzeugt ist, daß du ihr das Schwein geschickt hast; du hast ja das Zeug zu einem Schalk. Du hast uns einmal den Mugnone heruntergeführt, schwarze Steine einzusammeln, und als wir dir auf den Leim gegangen sind, da hast du dich davongemacht, und nachher hast du uns

weismachen wollen, du habest ihn gefunden; und jetzt glaubst du uns durch deine Schwüre ebenso weismachen zu können, das Schwein, das du doch verschenkt oder verkauft hast, sei dir gestohlen worden. Uns sind aber deine Possen nichts Neues mehr, und wir kennen sie; künftighin wird dir derlei mit uns nicht mehr gelingen. Und weil wir, um die Wahrheit zu sagen, mit dem Zauber schwere Mühe gehabt haben, so erwarten wir, daß du uns zwei Paar Kapaune schenkst; wenn nicht, so werden wir alles Monna Tessa sagen.«' Calandrino, der sah, daß er keinen Glauben fand, hatte seiner Meinung nach schon Ärger genug und gab ihnen, weil •es ihn nach dem Gekeife seines Weibes nicht verlangte, zwei Paar Kapaune. Nachdem sie das Schwein eingesalzen hatten, begaben sie sich nach Florenz, ohne sich weiter um Calandrino zu kümmern samt seinem Schaden und Spotte.

## Siebente Geschichte

*Ein Scholar liebt eine verwitwete Dame, und die läßt ihn, weil sie in einen andern verliebt ist, eine Winternacht lang im Schnee stehn und sie erwarten; später läßt er sie durch einen von ihm erteilten Ratschlag mitten im Juli einen ganzen Tag auf einem Turme zubringen, ausgesetzt den Fliegen und den Bremsen und der Sonnenglut.*

Viel hatten die Damen über den Tropf von Calandrino gelacht, und noch mehr hätten sie gelacht, wenn es ihnen nicht leid gewesen wäre, zu sehn, daß ihm von denen, die ihm das Schwein genommen hatten, auch noch die Kapaune genommen wurden. Nachdem aber das Ende gekommen war, trug die Königin Pampinea auf, ihre Geschichte zu erzählen, und die begann unverzüglich also: Meine teuersten Damen, zu often Malen geschieht es, daß List von List geprellt wird, und darum liegt nicht viel Vernunft darin, sich daran zu ergötzen, daß man andere prellt. Wir haben bei mehrern von den erzählten Geschichten viel über gespielte Possen gelacht, ohne daß uns bei einem einzigen von einer dafür geübten Rache erzählt worden wäre; im Gegensatze dazu beabsichtige ich, bei euch etwas Mitgefühl zu erregen für eine gerechte Vergeltung, womit eine Landsmännin von uns bezahlt worden ist, der ihr Possen, weil auch ihr ein Possen gespielt worden ist, beinahe zu ihrem Tode aufs eigene Haupt zurückgefallen ist. Und das zu hören, wird nicht ohne Nutzen für euch sein, weil ihr euch mehr in acht nehmen werdet, andern Possen zu spielen, und darin werdet ihr sehr klug handeln.

Es sind noch nicht viele Jahre her, da war in Florenz eine junge Dame, schön am Leibe und stolz vom Sinne, aus einem sehr edeln Geschlechte und mit Glücksgütern reichlich gesegnet, Elena mit Namen, die sich, durch den Tod ihres Gatten Witwe geworden, nicht wieder vermählen wollte, weil sie sich in einen hübschen, liebenswürdigen jungen Mann nach ihrer Wahl verliebt hatte; und jeder andern Sorge ledig, ließ sie sich's gar oft mit ihm in wundersamem Vergnügen gut geschehn, wozu ihr eine Magd behilflich war, der sie völlig vertraute. Zu dieser Zeit geschah es, daß ein junger Mann, Rinieri mit Namen, ein Edler aus unserer Stadt, von Paris, wo er lange studiert hatte, nicht um nachher sein Wissen kleinweise zu verkaufen, wie es viele tun, sondern um Wesen und Grund der Dinge zu erforschen, was ja einem edeln Manne wohl ansteht, daß also dieser Rinieri von Paris nach Florenz zurückkehrte; und hier lebte er nun, ebenso wegen seines Adels wie seiner Wissenschaft halber viel geehrt, wie die andern Bürger. Wie es aber oft geschieht, daß die, die mehr Einsicht in die tiefen Dinge haben, rascher von der Liebe verstrickt werden, so geschah es auch Rinieri. Als er eines Tages zu seiner Zerstreuung auf ein Fest gegangen war, kam ihm diese Elena vor die Augen, schwarz gekleidet, wie unsere Witwen gehn; und nach seinem Bedünken war sie so voll aller Schönheit und Liebenswürdigkeit, wie er noch keine gesehn zu haben glaubte, und er erachtete bei sich, selig könne der genannt werden, dem Gott die Gunst erweise, sie nackt in den Armen halten zu dürfen. Und nachdem er sie ein um das andere Mal betrachtet hatte, faßte er in der Erkenntnis, daß Großes und Preisehswertes nicht mühelos erlangt wird, den festen Entschluß, alle Sorgfalt und allen Eifer aufzubieten, um ihr zu gefallen, damit er durch das Gefallen ihre Liebe erlangen und sie also besitzen könne. Die junge Dame, die ihre Augen keineswegs zur Unterwelt geschlagen hielt, sondern sie, weil sie sich für das hielt, was sie war, und für noch viel mehr, geschickt spielen ließ, blickte um sich und merkte alsbald, wer sie mit Wohlgefallen ansah; als sie Rinieri gewahrte, sagte sie lächelnd zu sich selber: ›Heute werde ich nicht umsonst hergekommen sein; denn wenn ich nicht irre, habe ich einen Gimpel am Schnabel gefangen‹. Und indem sie damit begann, ihn ab und zu aus dem Augenwinkel anzublicken, gab sie sich nach Kräften alle Mühe, ihm zu zeigen, daß ihr an ihm etwas liege, während sie in Wirklichkeit dachte, je mehr Männer sie ködere und mit ihrer Lieblichkeit einnehme, einen desto größern Wert werde ihre Schönheit haben, und sonderlich für den, dem sie sie samt ihrer Liebe geschenkt hatte. Der weise Scholar wandte, alle philosophischen Gedanken beiseite gesetzt, seinen ganzen Sinn ihr zu; in der Hoffnung, ihr zu gefallen, begann er, nachdem er ihr Haus erkundet hatte, dort vorüberzugehn, indem er seine Gänge mit mancherlei

Gründen bemäntelte. Die Dame, die sich darüber aus dem schon gesagten Grunde eiteler Selbstgefälligkeit hingab, tat, als ob sie ihn sehr gern sähe; darum verständigte sich der Scholar, nachdem er ein Mittel dazu ausfindig gemacht hatte, mit ihrer Magd, entdeckte der seine Liebe und bat sie, bei ihrer Dame dahin zu wirken, daß er ihre Gunst erlangen könne. Die Magd sparte keine Versprechungen und erzählte es ihrer Dame; die hörte ihr mit dem allerherzlichsten Lachen zu und sagte: »Hast du gesehn, wo er seine Weisheit loswerden will, die er von Paris mitgebracht hat? Wohlan denn, geben wir ihm, was er sucht. Sag ihm, wenn er wieder mit dir spricht, daß ich ihn viel mehr liebe als er mich, daß es mir aber ziemt, meine Ehrbarkeit zu wahren, damit ich mit den andern Damen mit freier Stirn einhergehn kann, weswegen er mich, wenn er so weise ist, wie es heißt, viel mehr wert halten muß.« O über die Unselige, die Unselige! Sie wußte nicht, meine Damen, was es heißt, mit einem Scholaren anzubinden! Als ihn die Magd traf, tat sie, was ihr ihre Dame aufgetragen hatte. Freudigen Herzens schritt der Scholar zu heißern Bitten und begann Briefe zu schreiben und Geschenke zu schicken; alles wurde angenommen, aber es kamen sonst keine Antworten wieder, als ganz allgemeine, und auf diese Art hielt sie ihn eine lange Zeit auf der Vogelweide. Weil sich aber ihr Geliebter, dem sie alles entdeckt hatte, deswegen schon einige Male mit ihr erzürnt und etwas Eifersucht gefaßt hatte, schickte sie endlich, um ihm zu beweisen, daß er mit seinem Argwohn unrecht habe, ihre Magd zu dem Scholaren, der sie stürmisch drängte, und die sagte ihm in ihrem Namen, sie habe seit der Zeit, wo er ihr seine Liebe zu wissen getan habe, noch keine Gelegenheit gehabt, ihm etwas zu Gefallen zu tun, aber während des Weihnachtsfestes, das bevorstand, hoffe sie mit ihm beisammen sein zu können; er möge also, wenn es ihm gefalle, an dem Abende nach dem Feiertage in der Dunkelheit in ihren Hof kommen, und dort werde sie ihn, sobald es ihr nur möglich sei, holen kommen. Glückseliger als je ein Mann, ging der Scholar zu der ihm bestimmten Zeit zu dem Hause der Dame, wurde von der Magd in einen Hof geführt und dort eingeschlossen und harrte nun der Dame. Die, die sich diesen Abend ihren Geliebten hatte kommen lassen, erzählte ihm nach einem fröhlichen gemeinsamen Abendessen, was sie diese Nacht zu tun beabsichtige, und fuhr fort: »Und so kannst du sehn, wie groß und wie geartet die Liebe ist, die ich dem, dessentwegen du törichterweise Eifersucht gefaßt hast, entgegenbrachte und bringe.« Diese Worte hörte der Liebhaber mit großer Herzensfreude, voll Begierde, das im Werke zu sehn, was ihm die Dame mit Worten zu wissen gemacht hatte. Zufällig hatte es den Tag vorher stark geschneit, und alles war mit Schnee bedeckt: deshalb hatte der Scholar noch nicht lange im Hofe gewartet, als er mehr Kälte zu fühlen begann, als er gewünscht hätte; aber in der Erwartung, sich bald wärmen zu können, ertrug er sie geduldig. Nach einer Weile sagte die Dame zu ihrem Geliebten: »Gehn wir in die Kammer und sehn wir durchs Fensterchen, was der, dessentwegen du eifersüchtig geworden bist, macht und was er der Magd antworten wird, die ich mit ihm reden geschickt habe.« Sie gingen also zu einem Fensterchen, und indem sie sahen, ohne gesehn zu werden, hörten sie das Mädchen bei einem andern Fenster zu dem Scholaren hinausreden und zu ihm sagen: »Rinieri, Madonna ist die betrübteste Frau, die je gewesen ist: heute abend ist nämlich ein Bruder von ihr gekommen und hat viel mit ihr besprochen, und dann hat er mit ihr essen wollen, und noch immer ist er nicht gegangen; aber ich glaube, er wird bald gehn. Und darum hat sie noch nicht zu dir kommen können; aber jetzt wird sie bald kommen, und sie bittet dich, du mögest dich das Warten nicht verdrießen lassen.« Der Scholar antwortete in dem Glauben, daß das wahr sei: »Sage meiner Dame, daß sie sich meinethalben keine Sorge machen soll, bis sie ohne Schwierigkeiten für sich um mich kommen kann; jedoch möge sie es so rasch tun, wie es ihr nur möglich ist.« Die Magd ging wieder hinein und legte sich schlafen. Nun sagte die Dame zu ihrem Geliebten: »Also, was sagst du? Glaubst du, daß ich es, wenn ich ihm so wohlwollte, wie du fürchtest, leiden würde, daß er da unten steht und erfriert?« Und nach diesen Worten ging sie mit ihrem Geliebten, der schon teilweise zufriedengestellt war, ins Bett, und dort verbrachten sie eine geraume Zeit in Freuden und Wonnen, lachend über den armen Scholaren und seiner spottend. Der Scholar ging im Hofe auf und ab und rührte sich, um sich zu erwärmen; er hatte kein Fleckchen, um sich zu setzen oder sich unter Dach und Fach zu bringen, und er vermaledeite den langen Aufenthalt des Bruders bei der Dame, und jedes Geräusch, das er hörte, dachte er, müsse von der Tür kommen, die ihm die Dame öffne; aber seine Hoffnung blieb eitel. Nachdem sie sich bis gegen Mitternacht mit ihrem Geliebten getröstet hatte, sagte sie zu ihm: »Was dünkt dich, meine Seele, von unserm Scholaren? Was dünkt dich größer, sein Verstand oder die Liebe, die ich zu ihm trage? Wird der Frost, den ich ihn leiden lasse, aus deiner Brust das nehmen, was neulich durch meine Scherze hineingedrungen ist?« Der Liebhaber antwortete: »Herz meines Leibes, ja, ich erkenne genugsam, daß, so wie du mein Schatz und meine Ruhe und meine Wonne und all meine Hoffnung bist, ich die deinige bin.« – »Also«, sagte die Dame, »so küß mich wohl tausendmal, damit ich sehe, ob du die Wahrheit sagst.« Darum küßte sie der Geliebte, nicht tausendmal, aber mehr als hunderttausendmal. Und nachdem sie eine Weile in derlei Gesprächen verbracht hatten, sagte die Dame: »Du, wir wollen ein wenig aufstehen, um zu sehen, ob das Feuer, in dem mein neuer Liebhaber, wie er mir geschrieben hat, den ganzen Tag brennt, etwas erloschen ist.« Und sie standen auf und gingen zu dem gewohnten Fenster; und als sie in den Hof blickten, sahen sie den Scholaren im Schnee zu dem Klange des Zähneklapperns, das von der allzu großen Kälte herkam, einen Hopsertanz aufführen, mit so oftmaligen und raschen Sprüngen, daß sie etwas

Ähnliches noch nie gesehen hatten. Nun sagte die Dame: »Was sagst du, meine süße Hoffnung? Glaubst du jetzt, daß ich die Männer kann tanzen lassen ohne Trompete und Dudelsack?« Lachend antwortete der Liebhaber: »Ja, meine einzige Lust.« Die Dame sagte: »Ich will mit dir hinuntergehn zur Tür: du bleibst ruhig stehn, und ich werde mit ihm sprechen, und wir werden hören, was er sagen wird; vielleicht werden wir davon nicht weniger Spaß haben als vom Sehn.« Und nachdem sie die Kammer leise geöffnet hatten, stiegen sie hinunter zur Tür, und dann rief ihn die Dame, ohne sie auch nur ein bißchen zu öffnen, durch eine Ritze mit unterdrückter Stimme. Als sich der Scholar rufen hörte, lobte er Gott, weil er glaubte, nun werde er ganz gewiß eingelassen werden; er trat daher an die Tür und sagte: »Hier bin ich, Madonna; öffnet um Gottes willen, ich sterbe vor Kälte.« Die Dame sagte: »O ja, ich weiß doch, was du für ein erfrorener Mensch bist; freilich ist die Kälte ganz außerordentlich, weil ein bißchen Schnee daliegt! In Paris gibt es, das weiß ich wohl, viel mehr. Ich kann dir noch nicht öffnen, weil dieser vermaledeite Bruder von mir, der gestern zum Abendessen zu mir gekommen ist, noch nicht weggeht; aber nun wird er bald gehn, und dann komme ich dir unverzüglich öffnen. Es hat mir eine große Ungelegenheit gemacht, mich jetzt von ihm wegzustehlen, um dich trösten zu kommen, damit dich das Warten nicht verdrieße.« Der Scholar sagte: »Ach, Madonna, ich bitte Euch um Gottes willen, öffnet mir, damit ich wenigstens unter Dach komme; denn vor kurzem ist der dickste Schnee von der Welt gefallen, und es schneit allwege weiter. Und dann will ich auf Euch warten, solange es Euch beliebt.« Die Dame sagte: »O weh, du süßer Mann, das kann ich nicht; denn diese Tür kreischt beim öffnen so stark, daß es mein Bruder leicht hören würde, wenn ich dir öffnete. Aber ich will zu ihm gehn und ihm sagen, daß er geht, damit ich wiederkommen kann, um dir zu öffnen.« Der Scholar sagte: »Geht nur rasch. Und ich bitte Euch, laßt ein ordentliches Feuer machen, damit ich mich, wenn ich drinnen bin, wieder erwärmen kann; denn ich bin so durchfroren, daß ich kaum mehr meine Glieder fühle.« Die Dame sagte: »Das kann nicht wahr sein, wenn das wahr ist, was du mir mehrere Male geschrieben hast, daß du nämlich aus Liebe zu mir am ganzen Leibe brennst; ich bin auch überzeugt, du treibst nur deinen Scherz mit mir. Jetzt gehe ich: warte und sei guten Muts.« Nun ging sie mit ihrem Geliebten, der alles gehört und davon das größte Vergnügen gehabt hatte, ins Bett zurück, und sie schliefen diese Nacht wenig, verbrachten sie vielmehr fast ganz in gemeinsamen Wonnen und mit Spöttereien über den Scholaren. Der unglückliche Scholar, der fast zum Storche geworden war, so klapperten ihm die Zähne, merkte denn endlich, daß er gefoppt war, und er versuchte etliche Male, die Tür zu öffnen, und sah sich um, ob er anderswo hinaus könne; da er aber keine Möglichkeit ersah, verfluchte er, hin und her trabend wie der Löwe im Käfig, das Wetter, die Dame und die Länge der Nacht, nicht zuletzt auch seine Einfalt. Und grimmig erbost über die Dame, wandelte er die lange brünstige Liebe, die er zu ihr getragen hatte, in einen grausamen, bittern Haß und erwog bei sich allerlei große Dinge, um ein Mittel zur Rache zu finden, wonach er jetzt viel mehr dürstete als früher nach einem Zusammensein mit der Dame. Nach vielem, langem Warten näherte sich die Nacht dem Tage, und es begann zu dämmern. Darum kam die wohlabgerichtete Magd hinunter und öffnete den Hof; und sie sagte mit verstelltem Mitleide zu ihm: »Der Teufel soll den holen, der uns gestern abend in die Quere gekommen ist! Uns hat er die ganze Nacht Ungelegenheiten gemacht, und du hast seinetwegen frieren müssen; aber weißt du was? Trag es in Geduld; was in der heutigen Nacht nicht hat sein können, das wird ein andermal sein. Ich weiß es sehr wohl, daß nichts hätte geschehn können, was Madonna so unangenehm gewesen wäre.« Der erboste Scholar war doch klug genug, zu bedenken, daß Drohungen nichts andres sind als Waffen für den Bedrohten, verschloß daher in seiner Brust, was der ungezügelte Wille am liebsten hinausgeschrien hätte, und sagte mit unterdrückter Stimme, ohne den geringsten Ärger zu zeigen: »Wirklich, ich habe noch nie eine schlimmere Nacht gehabt, aber ich habe es wohl eingesehn, daß deine Dame keinerlei Schuld daran hat: ist sie doch in ihrem Mitleide selbst heruntergekommen, um sich zu entschuldigen und mich zu trösten; und wie du sagst, was in der heutigen Nacht nicht war, wird ein andermal sein. Empfiehl mich ihr und lebe wohl.« Und so gut, wie er konnte, ging er, schier ganz krumm und steif geworden, heim, und dort warf er sich matt und vor Schläfrigkeit halbtot aufs Bett, um zu schlafen; beim Erwachen hatte er dann den Gebrauch von Armen und Beinen so gut wie verloren. Daher schickte er um einen Arzt, sagte ihm, was er für einen Frost ausgestanden hatte, und vertraute ihm seine Wiederherstellung an. Die Ärzte halfen ihm mit kräftigen und rasch wirkenden Mitteln, aber es gelang ihnen nur mit Mühe und nach geraumer Zeit, seine Glieder zu heilen und die Sehnen wieder auszudehnen; und wäre nicht seine Jugend gewesen und die warme Jahreszeit dazugekommen, so hätte er noch gar viel zu erdulden gehabt. Als er aber wieder gesund und frisch geworden war, behielt er seinen Haß im Innern und stellte sich mehr als je in seine Witwe verliebt. Nun geschah es nach einiger Zeit, daß das Glück dem Scholaren die Gelegenheit bot, seinem Begehren Genüge zu tun: der junge Mann, den die Witwe liebte, verliebte sich nämlich ohne Rücksicht auf die ihm von ihr entgegengebrachte Liebe in eine andere Dame; da er deshalb der Witwe weder wenig noch viel zu Gefallen reden oder tun wollte, verzehrte sich die in Tränen und Kümmernis. Ihre Magd aber, die großes Mitleid mit ihr hatte und keinen Weg fand, sie von dem Schmerze über den verlorenen Geliebten zu befreien, verfiel, als sie sah, daß der Scholar noch immer beim Hause vorbeiging, auf einen törichten Gedanken, und der war, daß es durch die schwarze Kunst möglich

sein müsse, den Geliebten der Dame dazu zu bringen, sie wieder wie einst zu lieben, und daß in dieser Kunst der Scholar ein großer Meister sein müsse; und das sagte sie der Dame. Ohne in ihrer geringen Klugheit zu bedenken, daß der Scholar die schwarze Kunst, wenn er sie verstünde, für sich selber angewandt hätte, ging die Dame auf die Reden ihrer Magd ein und sagte ihr unverzüglich, sie möge von ihm in Erfahrung bringen, ob er das tun wolle, und ihm für gewiß versprechen, daß sie zum Danke dafür tun wolle, was ihm beliebe. Die Magd richtete die Botschaft gut und gewissenhaft aus, und der Scholar sagte, als er sie hörte, voller Freude bei sich: »Gott sei gelobt! Die Zeit ist gekommen, wo ich mit deiner Hilfe dem niederträchtigen Weibe die Strafe angedeihen lassen werde für die Unbill, die sie mir zur Belohnung für meine große Liebe zugefügt hat.« Und zu der Magd sagte er: »Sag meiner Dame, sie solle deshalb nicht mehr unruhig sein, weil ich es machen werde, daß ihr Geliebter, und wenn er in Indien ist, auf der Stelle kommt und sie für alles, was er gegen ihr Belieben getan hat, um Gnade bittet; wie sie sich aber dabei zu benehmen hat, das werde ich ihr sagen, wann und wo es ihr beliebt. Und das sage ihr und tröste sie meinetwegen.« Die Magd überbrachte die Antwort, und sie kamen überein, einander in Santa Lucia del Prato zu treffen. Die Dame und der Scholar kamen dorthin, und als sie allein miteinander sprachen, erzählte sie ihm, ohne sich zu erinnern, daß sie ihn fast dem Tode zugeführt hatte, ganz offen ihren ganzen Handel und was sie begehrte, und bat ihn, ihr in ihrer Not zu helfen. Der Scholar sagte zu ihr: »Madonna, es ist wahr, daß unter den Dingen, die ich in Paris erlernt habe, auch die schwarze Kunst ist, von der ich alles gründlich weiß, was möglich ist; weil sie aber Gott so sehr mißfällig ist, habe ich mir geschworen, sie weder für mich noch für jemand andern anzuwenden. Aber es ist auch wahr, daß die Liebe, die ich zu Euch trage, von einer solchen Kraft ist, daß ich nicht weiß, wie ich Euch irgend etwas verweigern könnte, was Ihr wünscht, daß ich täte; und darum bin ich, und sollte ich auch dessentwegen zum Teufel fahren, bereit, es zu tun, weil es Euch beliebt. Aber ich mache Euch aufmerksam, daß die Sache schwieriger ist, als Ihr vielleicht denkt, und besonders, wenn eine Frau einen Mann oder ein Mann eine Frau zur Liebe zurückrufen will, weil das durch niemand sonst gemacht werden kann als durch die Person selbst, die das will; und um es zu machen, muß, wer es macht, unerschrockenen Sinnes sein, weil es in der Nacht gemacht werden muß und an einsamen Orten und ohne Gefährten. Ob Ihr das alles zu tun entschlossen seid, das weiß ich nicht.« Die Dame, die mehr verliebt als klug war, antwortete: »Die Liebe spornt mich auf eine Weise, daß es nichts gibt, was ich nicht täte, um den wiederzuerlangen, der mich wider alles Recht verlassen hat; sag mir aber allwege, wenn es dir beliebt, worin ich unerschrocken sein muß.« Der Scholar, der den Schwanz voll krauser Haare hatte, sagte: »Madonna, meine Aufgabe wird es sein, ein Bild aus Zinn zu machen, das den bedeuten soll, den Ihr wiederzugewinnen begehrt; wenn ich Euch das geschickt haben werde, so wird es Euere Aufgabe sein, bei abnehmendem Monde zur Zeit des ersten Schlafs nackt und ganz allein in einem fließenden Wasser siebenmal mit diesem Bilde zu baden und hierauf, nackt wie Ihr seid, auf einen Baum oder etwa auf ein unbewohntes Haus zu steigen und, nach Mitternacht gewandt und das Bild in der Hand, siebenmal gewisse Worte zu sagen, die ich Euch schriftlich geben werde: und wenn Ihr die gesagt habt, werden zwei Jungfrauen zu Euch kommen, wie Ihr schönere nie gesehen habt, und die werden Euch begrüßen und Euch liebreich fragen, was Ihr wollt, das geschehe. Diesen müßt Ihr Euere Wünsche gut und treulich sagen; und gebt acht, daß Ihr dabei nicht einen Namen mit einem andern verwechselt. Und wenn Ihr's ihnen gesagt habt, so werden sie verschwinden, und Ihr dürft heruntersteigen an den Ort, wo Ihr Euere Kleider gelassen habt, und Euch wieder ankleiden und heimkehren. Und sicherlich, die nächste Nacht wird nicht halb um sein, so wird Euer Geliebter weinend zu Euch kommen, um Gnade und Barmherzigkeit zu heischen; und wisset, daß er Euch von Stund an nimmer um einer andern willen lassen wird.« Die Dame, die den gehörten Worten unbedingten Glauben schenkte, wähnte, ihren Geliebten schon wieder in den Armen zu haben, und sagte mit wiederkehrender Fröhlichkeit: »Sei unbesorgt, das werde ich gar wohl vollbringen, und ich habe dazu die beste Gelegenheit von der Welt: denn ich habe im obern Arnotale ein Landgut, das ganz nahe beim Flußufer liegt, und jetzt ist es Juli, so daß das Baden eine Lust sein wird. Und ich erinnere mich noch, daß nicht weit vom Flusse ein kleiner Turm steht, der von niemand besucht wird, höchstens, daß dann und wann Hirten auf einer Leiter von Kastanienholz, die dort ist, auf seinen Söller hinaufsteigen, um nach ihren verirrten Tieren Umschau zu halten; es ist ein einsamer und abgelegener Ort: auf den Turm werde ich steigen und hoffe dort am allerbesten das zu vollbringen, was du mir auftragen wirst.« Der Scholar, der das Gut der Dame und den Turm sehr gut kannte, war zufrieden, daß sie ihn ihre Absichten hatte wissen lassen, und sagte: »Madonna, ich war noch nie in dieser Gegend und weiß also weder das Gut noch den Turm; wenn es sich aber so verhält, wie Ihr sagt, so könnte es nirgends auf der Welt besser sein. Und ich werde Euch also, wann es an der Zeit sein wird, das Bild und den Spruch schicken; aber ich bitte Euch dringend, daß Ihr Euch, wenn Ihr Euern Wunsch erfüllt habt und erkennt, daß ich Euch wohl gedient habe, meiner und des mir gegebenen Versprechens erinnert.« Die Dame sagte, das werde sie unweigerlich tun; und sie verabschiedete sich von ihm und ging nach Hause. Froh, daß sein Plan einen Erfolg versprach, machte der Scholar ein Bild mit den Zauberzeichen und schrieb ein Gefasel als Spruch auf und schickte das, als es ihm an der Zeit schien, der Dame mit der Botschaft, sie solle in der kommenden Nacht tun, was er ihr gesagt habe; und dann ging er mit einem seiner Diener heimlich in das

ganz nahe beim Turme gelegene Haus einer seiner Freunde, um sein Vorhaben ins Werk zu setzen. Die Dame wieder machte sich mit ihrer Magd auf den Weg und ging auf ihr Gut; und als die Nacht gekommen war, tat sie, als ob sie zu Bette ginge, schickte die Magd schlafen, schlich um die Stunde des ersten Schlafes aus dem Hause und ging zu dem Turme am Arnoufer: nachdem sie lange Umschau gehalten, aber niemand gesehn oder gehört hatte, entkleidete sie sich und verbarg ihre Gewänder unter einem Strauche, badete siebenmal mit dem Bilde und ging dann, nackt und das Bild in der Hand, auf den Turm zu. Der Scholar, der sich bei Anbruch der Nacht mit seinem Diener unter Weiden und andern Bäumen in der Nähe des Turmes verborgen und all das gesehn hatte, sah nun, als sie im Vorbeigehn also nackt hart an ihm vorüberkam, daß die Weiße ihres Körpers die Dunkelheit der Nacht besiegte, und deswegen und weil er ihren Busen und ihre andern Glieder bei der Betrachtung so schön fand, fühlte er bei dem Gedanken, wie das alles binnen einer kurzen Frist aussehn werde, einiges Mitleid mit ihr; andernteils überfiel ihn plötzlich der Stachel des Fleisches und ließ jemand aufstehen, der gelegen hatte, und trieb ihn an, sein Versteck zu verlassen und sie zu nehmen und seine Lust an ihr zu büßen: und er war nahe daran, dem einen und dem andern zu unterliegen. Da er sich aber wieder in den Sinn rief, wer er sei und was er für eine Unbill erlitten habe und warum und von wem, entflammte sich sein Grimm von neuem, so daß er Mitleid und fleischliche Begierde unterdrückte, in seinem Vorsatze verharrte und sie gehen ließ. Die Dame stieg auf den Turm, wandte sich gen Mitternacht und begann die Worte zu sagen, die ihr der Scholar gegeben hatte; der trat rasch nach ihr leise in den Turm, nahm sachte die Leiter weg, die zu dem Söller, wo die Dame war, hinaufführte, und wartete, was sie sagen und tun werde. Nachdem die Dame ihren Spruch siebenmal gesagt hatte, wartete sie auf die zwei Jungfrauen: und das Warten – von der Kälte zu schweigen, die ihr mehr empfindlich wurde, als ihr behagt hätte – dauerte so lange, daß sie das Morgenrot erscheinen sah; darum sagte sie, bekümmert, daß es nicht so geschehn war, wie der Scholar gesagt hatte, zu sich selber: »Ich besorge, daß mir der eine ebensolche Nacht hat bereiten wollen wie ich ihm; wenn das aber seine Absicht war, so hat er sich schlecht zu rächen verstanden, weil die nicht ein Drittel so lang war wie seine, abgesehn davon, daß auch die Kälte von einer andern Art war.« Und damit sie nicht dort vom Tage überrascht werde, gedachte sie, vom Turme hinunterzusteigen, fand aber, daß die Leiter nicht da war. Nun verließ sie der Mut, als ob ihr die Erde unter den Füßen verschwunden wäre, und sie fiel ohnmächtig auf den Estrich des Turmes nieder. Und als ihre Kräfte wiederkehrten, begann sie bitterlich zu weinen und zu klagen; und weil sie gar wohl erkannte, daß das ein Werk des Scholaren sein müsse, erging sie sich in Vorwürfen gegen sich, einmal, daß sie ihn gekränkt habe, und dann, daß sie ihm, den sie billig für ihren Feind hätte halten müssen, allzusehr vertraut habe, und damit verbrachte sie eine geraume Zeit. Dann sah sie sich wieder um, ob es keinen Weg gebe, herunterzukommen; und da sie keinen fand, brach sie von neuem in Tränen aus, und ein bitterer Gedanke kam ihr in den Sinn, als sie bei sich selber sagte: »O du Unselige, was werden deine Brüder sagen, deine Verwandten und die Nachbarn und überhaupt ganz Florenz, wenn es bekannt wird, daß du hier nackt gefunden worden bist? Deine Ehrbarkeit, die für so groß gegolten hat, wird als falsch erkannt werden; und wenn du auch dafür erlogene Ausreden erfinden wolltest, was ja schließlich ginge, so ließe dich doch der vermaledeite Scholar, der deinen ganzen Handel weiß, nicht lügen. O du Elende! Zu gleicher Zeit hast du den zu deinem Unglücke geliebten Mann und deine Ehre verloren!« Und danach kam ein solcher Schmerz über sie, daß sie nahe daran war, sich vom Turme hinunterzustürzen. Da sie sich aber, nachdem schon die Sonne aufgegangen war, ein wenig der Rundmauer des Turmes genähert hatte, um auszuschauen, ob nicht etwa ein Knabe mit seiner Herde da sei, den sie um ihre Magd hätte schicken können, geschah es, daß der Scholar, der unter einem Strauche etwas geschlafen hatte, beim Aufwachen sie sah und sie ihn. Der Scholar sagte zu ihr: »Guten Morgen, Madonna! Sind die Jungfrauen schon gekommen?« Als ihn die Dame sah und hörte, begann sie neuerlich heftig zu weinen und bat ihn, in den Turm zu kommen, auf daß sie mit ihm reden könne. Der Scholar war gefällig genug, das zu tun. Die Dame legte sich platt auf den Estrich, steckte nur den Kopf in die Falltür und sagte weinend: »Rinieri, sicherlich hast du dich, wenn ich dir eine schlimme Nacht bereitet habe, gehörig an mir gerächt, weil ich heute nacht, obgleich es Juli ist, in meiner Nacktheit zu erstarren geglaubt habe, gar nicht zu reden davon, daß ich den Streich, den ich dir gespielt habe, und meine Torheit, daß ich dir geglaubt habe, so sehr beweint habe, daß es ein Wunder ist, wie mir die Augen im Kopfe geblieben sind. Und darum bitte ich dich, daß du dich, nicht mir zuliebe, weil du mich ja nicht lieben darfst, aber dir zuliebe, weil du ein Edelmann bist, zur Rache für die Unbill, die ich dir angetan habe, mit dem begnügest, was du bis jetzt getan hast, und laß mir meine Kleider bringen und mich hinuntersteigen und wolle mir nicht das nehmen, was du mir später, auch wenn du es wolltest, nicht wiedergeben könntest, nämlich meine Ehre; und habe ich dich damals darum gebracht, die Nacht bei mir zu sein, so kann ich dir, wann immer es dir behagt, für diese eine viele wiedergeben. Begnüge dich also mit dem Geschehnen und sei als Ehrenmann zufrieden, daß du dich hättest rächen können und daß du mir das bewiesen hast; wolle nicht deine Stärke an einem Weibe messen: kein Ruhm ist es für den Adler, über eine Taube gesiegt zu haben; drum habe Mitleid mit mir um Gottes Liebe und deiner Ehre willen!« Der Scholar, der sich harten Herzens die empfangene Unbill in den Sinn zurückrief, empfand im Herzen, als er sie weinen und bitten

sah, zur gleichen Zeit Freude und Leid: Freude über die Rache, die er mehr als sonst etwas ersehnt hatte, und Leid, weil ihn seine Menschlichkeit zum Mitgefühle mit der Elenden bewegte. Da aber die Menschlichkeit nicht vermochte, der Wildheit seiner Begierde zu obsiegen, antwortete er: »Madonna Elena, wenn ich mit meinen Bitten, die ich wahrlich nicht so in Tränen zu baden und auch nicht so honigsüß zu machen verstanden habe wie du, zuwege gebracht hätte, daß du mir in der Nacht, wo ich in deinem Hofe voller Schnee vor Kälte fast gestorben bin, ein wenig Obdach gewährt hättest, so wäre es mir jetzt ein leichtes, die deinen zu erhören; ist dir aber jetzt an deiner Ehre um so viel mehr gelegen als in früherer Zeit und fällt es dir schwer, dort oben nackt auszuhalten, so richte diese Bitten an den, in dessen Armen es dich nicht verdrossen hat, die Nacht, deren du dich erinnerst, nackt zu verbringen, wo du gewußt hast, daß ich in deinem Hofe zähneklappernd den Schnee zertrampelte, und von ihm laß dir helfen, von ihm laß dir deine Kleider bringen, von ihm laß dir die Leiter zum Heruntersteigen holen und in ihm versuche Teilnahme für deine Ehre zu erregen, in ihm, für den du dich nicht besonnen hast, sie jetzt und tausendmal aufs Spiel zu setzen. Warum rufst du ihn nicht, daß er dir helfen komme? Wem käme es mehr zu als ihm? Du bist die Seine; und was sollte er denn hüten oder wem sollte er denn helfen, wenn er dich nicht hütet und dir nicht hilft? Rufe ihn doch, Törin, die du bist, und erprobe, ob dich die Liebe, die du zu ihm trägst, und deine Klugheit samt der seinigen vor meiner Dummheit retten können, derentwegen du ihn, mit ihm tändelnd, gefragt hast, was ihn größer dünke, meine Dummheit oder die Liebe, die du zu ihm tragest. Sei aber nicht jetzt freigebig zu mir mit etwas, was ich nicht begehre und was du mir, wenn ich es begehrte, nicht verweigern könntest; deinem Geliebten spare deine Nächte auf, wenn es geschieht, daß du hier lebend davonkommst: dein und sein mögen sie bleiben; mir ist die eine zu viel gewesen, und es genügt mir, einmal verhöhnt worden zu sein. Und noch immer gebrauchst du deine Verschmitztheit im Wortesetzen zu dem Versuche, dadurch, daß du mich lobst, mein Wohlwollen zu gewinnen, und nennst mich einen Edelmann und einen Ehrenmann, und dabei handelt es sich für dich doch nur darum, mich zu verleiten, daß ich als gutmütiger Mann davon abstünde, dich für deine Niedertracht zu bestrafen; aber deine Schmeicheleien werden die Augen meines Geistes nicht so verdunkeln, wie es damals deine falschen Versprechungen getan haben: ich kenne mich, aber ich habe die ganze Zeit in Paris nicht so viel über mich selber gelernt, wie du mich in einer Nacht hast erkennen lassen. Gesetzt jedoch, ich wäre trotzdem großmütig, so gehörst du doch nicht zu denen, bei denen Großmut angebracht wäre: das Ende der Buße und ebenso der Rache darf bei den wilden Tieren, wie du eines bist, nur der Tod sein, während bei den Menschen das genügt, was du gesagt hast. Weil ich dich also, obgleich ich kein Adler bin, nicht als Taube, sondern als giftige Schlange erkenne, will ich dich wie einen Erbfeind mit allem Hasse und aller Kraft verfolgen, ungerechnet, daß das, was ich dir tue, eigentlich nicht Rache, sondern eher Züchtigung genannt werden soll, da die Rache über die Beleidigung hinausgeht, das aber, was ich tue, an die Beleidigung nicht einmal heranreicht; wenn ich mich daher rächen wollte, so würde in Anbetracht dessen, wie du mit meiner Seele umgegangen bist, dein Leben nicht genügen und nicht das von hundert deinesgleichen, weil ich ja doch nur ein schlechtes und schändliches und bösartiges Weib töten würde. Und was zum Teufel bist du denn, wenn man dein bißchen Gesicht wegnimmt, das in ein paar Jahren von Runzeln verwüstet sein wird? Nicht mehr als jede schäbige Magd! Und dabei hätte es dir nichts ausgemacht, einen Ehrenmann, wie du mich vorhin genannt hast, sterben zu lassen, dessen Leben der Welt an einem Tage nützlicher sein kann, als es hunderttausend deinesgleichen könnten, solange die Welt steht. Durch das Ungemach, das du leidest, will ich dich belehren, was es heißt, Männer zu verhöhnen, die Verstand haben, und was es heißt, Scholaren zu verhöhnen; und ich werde dir Veranlassung geben, nie mehr in eine solche Narrheit zu verfallen, wenn du diesmal davonkommst. Wenn du aber gar zu große Lust hast, herunterzukommen, warum stürzt du dich nicht herunter? Brichst du dir mit Gottes Hilfe den Hals, so bist du auch mit einem Schlage die Pein los, in der du dich zu befinden glaubst, und mich wirst du zum frohesten Menschen der Welt machen. Nun will ich dir nichts mehr sagen: ich habe ein Mittel gefunden, es dahin zu bringen, daß du dort hinaufgestiegen bist; finde jetzt du ein Mittel, herunterzukommen, wie du ein Mittel gefunden hast, mich zum Narren zu halten.« Während dieser Rede des Scholaren weinte die unglückliche Dame ohne Unterlaß, und die Zeit verging, indem die Sonne allwege höher stieg. Als sie vernahm, daß er schwieg, sagte sie: »Ach, du grausamer Mann, wenn dir die vermaledeite Nacht so schwer gewesen ist und wenn dir mein Fehler so groß scheint, daß dich meine jugendliche Schönheit, meine bittern Tränen und mein demütiges Flehen nicht rühren können, so möge dich wenigstens das eine rühren und deine strenge Härte mildern, daß ich dir nämlich dadurch, daß ich dir trotz dem Vorgefallenen vertraute und dir meine ganze Heimlichkeit entdeckt habe, die Erfüllung deines Wunsches, mich mein Vergehn einsehn zu lassen, erleichtert habe; denn hätte ich mich nicht dir anvertraut, so hättest du keinen Weg gehabt, dich an mir zu rächen, was du doch, wie du kein Hehl machst, mit solcher Inbrunst begehrt hast. Ach, laß ab von deinem Zorne und vergib mir nun! Ich bin, wenn du mir vergeben und mich herunterlassen willst, bereit, den falschen Mann gänzlich aufzugeben und dich allein als Geliebten und Herrn zu haben, obwohl du meine Schönheit verachtest, indem du sie als flüchtig und wertlos erklärst; wie immer sie aber auch samt der der andern Frauen, beschaffen sein mag, das weiß ich, daß sie,

wenn schon aus keinem andern Grunde, doch deswegen Wertschätzung verdient, weil sie die Sehnsucht und die Lust und die Wonne der Jugend der Männer ist: und du bist kein Greis. Und obwohl du mir grausam mitgespielt hast, kann ich darum doch nicht glauben, daß du mich eines so schmachvollen Todes wolltest sterben sehn, wie es der Fall wäre, wenn ich mich in der Verzweiflung hier hinunterstürzte vor deinen Augen, denen ich einst, als du kein Lügner warst, wie du geworden bist, so sehr gefallen habe. Ach, erbarme dich meiner um Gottes willen und aus Mitleid; die Sonne beginnt allzu heiß zu brennen, und so, wie mich in der Nacht die Kälte gequält hat, so beginnt mir nun die Hitze arge Pein zu bereiten.« Der Scholar, der seine Lust daran fand, sie mit Worten hinzuhalten, antwortete ihr: »Madonna, du hast mir dein Vertrauen nicht aus Liebe zu mir geschenkt, sondern um den zu gewinnen, den du verloren gehabt hast, und deshalb verdienst du nur eine größere Strafe; und ganz albern ist es, wenn du wirklich glaubst, daß mich dieser Weg allein und kein anderer zu der von mir ersehnten Rache hätte führen können. Ich hätte tausend andere gehabt und habe, indem ich dich zu lieben vorgab, tausend Schlingen vor deine Füße gelegt, und es hätte nicht lange dauern können, so hättest du dich, wenn nicht dies geschehn wäre, in einer fangen müssen; und du hättest in gar keine fallen können, ohne daß es dir zu größerer Pein und Scham als bei dieser ausgeschlagen hätte: und zu dieser habe ich nicht deswegen gegriffen, um dir weniger weh zu tun, sondern um eher froh zu werden. Und wenn sie mir alle versagt hätten, so wäre mir doch meine Feder geblieben, womit ich solche und derartige Dinge von dir geschrieben hätte und auf eine solche Weise, daß du, wenn du sie wieder erfahren hättest – und das hättest du –, tausendmal hättest wünschen müssen, nie geboren zu sein. Die Macht der Feder ist um gar viel größer, als die glauben, die sie nicht durch die Erfahrung erprobt haben. Ich schwöre bei Gott – und er möge mich dieser Rache, die ich an dir nehme, bis zu ihrem Ende ebenso froh sein lassen, wie er es bei ihrem Anfange getan hat –, ich hätte von dir Dinge geschrieben, daß du dir aus lauter Scham, nicht nur vor den andern Leuten, sondern auch vor dir selber, die Augen ausgerissen hättest, um dich selber nicht mehr sehn zu müssen; und darum schilt das Meer nicht, daß es ein kleiner Bach wachsen läßt. Um deine Liebe oder daß du mein eigen seist, schere ich mich, wie ich schon gesagt habe, nicht: bleib du nur, wenn du es kannst, dem zu eigen, dem du zu eigen gewesen bist, den ich jetzt ebenso, wie ich ihn vordem gehaßt habe, liebe, in Anbetracht dessen, wie er gegen dich gehandelt hat. Ihr verliebt euch in junge Männer und begehrt die Liebe von jungen Männern, weil ihr seht, daß sie frischere Gesichter und schwärzere Barte haben und sich beim Gehn in die Brust werfen und Reigen tanzen und Lanzen brechen; all das haben die gehabt, die etwas mehr bejahrt sind, und die wissen das, was die andern erst lernen müssen. Und überdies meint ihr, sie seien bessere Ritter und machten ihre Tage mehr Meilen als die reifern Männer. Ich gestehe frei, daß sie das Pelzchen mit größerer Kraft striegeln, aber die mehr Bejahrten wissen als erfahrene Leute besser, wo die Flöhe sitzen: es ist weit besser, das Wenige und Köstliche vor dem Vielen und Schalen zu wählen; und der scharfe Trab staucht und ermattet jeden, wie jung er auch sei, während einen der Paßgang, wenn auch später, so doch wenigstens behaglich in die Herberge führt. Ihr merkt es nicht, ihr Geschöpfe ohne Vernunft, wieviel Schlechtes sich unter diesem bißchen schönen Äußern birgt. Die Jungen sind nicht mit einer zufrieden, sondern so viele sie sehn, so viele begehren sie, so viele glauben sie beanspruchen zu können; darum kann ihre Liebe nicht beständig sein, und das kannst du ja jetzt mit dem wahrhaftigsten Zeugnis bewähren. Und nach ihrer Meinung können sie beanspruchen, von ihren Damen angebetet und gehätschelt zu werden; dabei wissen sie sich keinen größern Ruhm, als mit denen zu prahlen, die sie gehabt haben: und dieser Fehler hat schon manche Frau den Mönchen, die es nicht wiedererzählen, in die Arme geführt. Wenn du auch sagst, daß von deinen Liebeshändeln niemand etwas wisse als deine Magd und du, so weißt du es schlecht, und du glaubst etwas Unwahres, wenn du es wirklich glaubst. Seine Straße spricht fast von nichts anderm und ebenso die deinige; aber zu often Malen ist der, den etwas angeht, der letzte, dem es zu Ohren kommt. Weiter plündern euch die Jungen aus, während ihr von den mehr Bejahrten beschenkt werdet. Weil du also einmal schlecht gewählt hast, so bleibe dem zu eigen, dem du dich gegeben hast, und mich, den du verhöhnt hast, laß bei einer andern bleiben; denn ich habe eine viel bessere Dame gefunden, die mich besser erkannt hat als du. Und damit du über das, was meine Augen ersehnen, eine bessere Erkenntnis in die andere Welt mitnehmen kannst als die, die du in dieser aus meinen Worten zu entnehmen scheinst, so spring endlich herunter, und deine Seele, die der Teufel, wie ich glaube, sofort gepackt haben wird, wird es sehn können, ob meine Augen feucht werden oder nicht, wenn sie dich werden kopfüber herunterstürzen sehn. Weil ich aber nicht glaube, daß du mir eine so große Freude werdest bereiten wollen, so sage ich dir, du mögest dich, wenn dich die Sonne zu brennen anfängt, der Kälte erinnern, die du mich hast leiden lassen, und wenn du die mit der Hitze mischst, so wirst du die Sonne zweifellos weniger heftig verspüren.« Als die trostlose Dame sah, daß die Worte des Scholaren nur auf ein grausames Ende hinausliefen, begann sie wieder zu weinen und sagte: »Schau, weil dich nichts, was mich betrifft, zum Mitleide rührt, so möge dich die Liebe rühren, die du zu der Dame trägst, die du, wie du sagst, klüger als ich bin, gefunden hast und von der du, wie du sagst, geliebt wirst, und ihr zuliebe vergib mir und bringe mir meine Kleider, damit ich mich wieder anziehn kann, und laß mich von da herunter.« Darob lachte der Scholar; und da er sah, daß die dritte Morgenstunde schon eine geraume Zeit vorüber war, antwortete

er: »Schau, jetzt kann ich dir nicht nein sagen, wo du mich bei einer solchen Dame gebeten hast. Sag mir, wo sie sind, und ich gehe sie holen und lasse dich dann heruntersteigen.« Da die Dame das glaubte, tröstete sie sich ein wenig und sagte ihm, wohin sie die Kleider gelegt hatte. Der Scholar verließ den Turm und befahl seinem Diener, nicht von dort wegzugehn, sondern in der Nähe zu bleiben und nach Kräften zu verhüten, daß jemand hineingehe, bevor er zurückgekehrt sei; und nachdem er ihm das gesagt hatte, ging er in das Haus seines Freundes und frühstückte dort in aller Gemächlichkeit und ging dann, als es ihm an der Zeit schien, schlafen. Die Dame auf dem Turme, die sich zwar mit der törichten Hoffnung ein wenig getröstet hatte, trotzdem aber über alle Maßen betrübt war, richtete sich aus ihrer liegenden Stellung auf, um sich zu setzen, und rückte an die Seite der Mauer, wo etwas Schatten war, und wartete nun, erfüllt von den bittersten Gedanken; und bald dachte sie, und bald hoffte sie, und bald verzweifelte sie, daß der Scholar mit den Kleidern kommen werde: und von einem Gedanken zu dem andern springend, fiel sie endlich, vom Grame überwältigt und weil sie in der Nacht nicht geschlafen hatte, in Schlaf. Die Sonne, glühend heiß und auf der Höhe des Mittags, traf frei und senkrecht den zarten und holden Leib und das völlig unbedeckte Haupt mit solcher Kraft, daß davon das Fleisch, soweit es ihr ausgesetzt war, nicht nur verbrannte, sondern allenthalben Riß für Riß, barst; und der Brand war so stark, daß er sie aus ihrem tiefen Schlafe erweckte. Und als sie den Brand fühlte und sich ein wenig bewegte, war es ihr, als ob sich bei der Bewegung die ganze verbrannte Haut öffnete und abschälte, wie man es bei einem verbrannten Pergamente beobachtet, wenn man daran zieht; überdies schmerzte sie der Kopf so arg, daß es ihr war, als ob er zerspränge, was ja kein Wunder war. Und der Estrich des Turmes war so glühend, daß sie es weder stehend noch anderswie aushaken konnte; darum irrte sie weinend hin und her, ohne auf einem Fleckchen länger zu verweilen. Und % überdies hatten sich, da sich kein Lüftchen regte, Fliegen und Bremsen in großen, sich immer noch vermehrenden Mengen eingefunden und setzten sich auf das bloße Fleisch und stachen sie so heftig, daß es ihr schien, als wären es lauter Dolchstiche; darum hielt sie keinen Augenblick inne, ihnen mit den Händen zu wehren, indem sie dabei stets sich, ihr Leben, ihren Geliebten und den Scholaren vermaledeite. Und also von der unsäglichen Hitze, von der Sonne, von den Fliegen und den Mücken und dazu noch vom Hunger, mehr aber noch vom Durste und als Beigabe noch von tausend trüben Gedanken gepeinigt und gequält und gemartert, richtete sie sich auf und begann auszuschauen, ob sie niemand in der Nähe sehe oder höre, fest entschlossen, was auch daraus werden sollte, jeden anzurufen und um Hilfe zu bitten. Aber auch das hatte ihr das feindliche Geschick versagt. Die Landleute waren alle der Hitze wegen von den Feldern weggegangen, und dort in die Nähe war an diesem Tage überhaupt niemand zur Feldarbeit gekommen, weil sie alle bei ihren Häusern ihr Korn droschen; so hörte sie nichts als die Heimchen und sah den Arno, der ihr, indem er ihre Sehnsucht nach seinen Wassern erregte, den Durst nicht stillte, sondern steigerte. Auch sah sie an verschiedenen Orten Büsche und schattige Plätze und Häuser, die ihrer Sehnsucht eine ähnliche Qual bereiteten. Was sollen wir noch mehr sagen von der unglücklichen Dame? Die Sonne von oben und die Glut des Estrichs von unten und die Bisse der Fliegen und Bremsen von den Seiten hatten sie durchaus so zugerichtet, daß sie, die in der vergangenen Nacht die Dunkelheit mit ihrer Weiße besiegt hatte, nun, wo sie wie die Färberröte so rot und ganz mit Blut besudelt war, jedem, der sie gesehen hätte, als das häßlichste Ding der Welt erschienen wäre. Und also erwartete sie, ratlos und hoffnungslos, mehr den Tod als etwas andres. Die zweite Stunde des Nachmittags war halb vorbei als sich der Scholar vom Schlafe erhob und sich seiner Dame erinnerte: neugierig, was mit ihr sei, kehrte er zum Turme zurück und befahl dort seinem Diener, der noch nüchtern war, essen zu gehn. Als ihn die Dame gewahrte, kam sie, schwach und von dem schweren Ungemach verstört, an die Falltür, setzte sich nieder und sagte weinend: »Rinieri, du hast dich nun an mir über alle Maßen gerächt; denn habe ich dich in der Nacht in meinem Hofe frieren lassen, so hast du mich bei Tage auf diesem Turme dörren, vielmehr brennen lassen und überdies vor Hunger und Durst umkommen. Darum bitte ich dich bei dem einigen Gott, komm hier herauf, und weil mir das Herz dazu fehlt, mir selbst den Tod zu geben, so gib ihn mir du; ich ersehne ihn ja mehr als alles andre, so groß und so arg ist die Pein, die ich leide. Und wenn du mir diese Gnade nicht tun willst, so laß mir wenigstens einen Becher Wasser bringen, damit ich mir den Mund baden kann, wozu meine Tränen nicht hinreichen; so groß ist die Trockenheit und Hitze, die ich innerlich leide.« An der Stimme erkannte der Scholar, wie schwach sie war, und er sah auch zum Teile ihren von der Sonne ganz verbrannten Körper, und deshalb und wegen ihrer demütigen Bitten kam etwas Mitleid über ihn; nichtsdestoweniger antwortete er: »Niederträchtiges Weib, von meinen Händen sollst du nicht sterben: stirb von den deinigen, wenn dich die Lust dazu ankommt; und so viel Wasser sollst du von mir zur Labung deiner Hitze haben, wie ich von dir Feuer zur Linderung meiner Kälte gehabt habe. Das aber schmerzt mich sehr, daß die Krankheit, die ich mir durch meine Kälte zugezogen habe, durch die Hitze stinkenden Mistes hat geheilt werden müssen, während die, die du dir durch deine Hitze zuziehst, durch die Kälte duftenden Rosenwassers geheilt werden wird; und während ich daran war, meine Glieder und mein Leben zu verlieren, wirst du, durch diese Hitze gehäutet, nichts von deiner Schönheit einbüßen, gleich der Schlange, die aus ihrem alten Balge schlüpft.« – »O ich Elende!« sagte die Dame, »diese Schönheit, die auf eine solche Weise erworben wird, gebe Gott denen, die mir übelwollen;

aber wie hast du es, grausamer als jedes wilde Tier, übers Herz bringen können, mich derart zu martern? Was hätte ich von dir oder irgendeinem andern Ärgeres erwarten dürfen, wenn ich deine ganze Verwandtschaft unter den grausamsten Foltern getötet hätte? Wahrlich, ich weiß nicht, ob man gegen einen Verräter, der eine ganze Stadt dem Tode überliefert hat, grausamer verfahren könnte, als du es mit mir getan hast, indem du mich hast von der Sonne dörren und von den Fliegen auffressen lassen; und dazu willst du mir nicht einmal einen Becher Wasser geben, wo doch den durch den Richter verdammten Mördern auf ihrem letzten Gange zu often Malen Wein gegeben wird, wenn sie es nur verlangen. Wohlan denn, da ich sehe, daß du in deiner bittern Grausamkeit beharrst und daß dich meine Leiden in keiner Weise rühren können, so werde ich mich in Ergebung auf den Tod vorbereiten, auf daß Gott, den ich bitte, daß er dein Werk mit gerechten Augen ansehe, Mitleid mit meiner Seele habe.« Und nach diesen Worten schleppte sie sich mit schwerer Mühe gegen die Mitte des Söllers, an ihrer endlichen Rettung aus der glühenden Hitze verzweifelnd; und nicht einmal, nein, tausendmal glaubte sie, abgesehn von ihren andern Schmerzen, vor Durst zu verschmachten, allwege heftig weinend und ihr Mißgeschick beklagend. Da es aber schon Abend war und der Scholar genug getan zu haben glaubte, ging er, nachdem er den Diener ihre Kleider hatte holen und in seinen Mantel einschlagen lassen, zu dem Hause der elenden Dame; und dort fand er ihre Magd trostlos und bekümmert und ratlos an der Tür sitzen, und er sagte zu ihr: »Gutes Mädchen, was macht deine Dame?« Die Magd antwortete ihm: »Messer, ich weiß es nicht. Gestern abend hat sie sich, wenn mir recht ist, in meiner Gegenwart niedergelegt, und so habe ich sie heute früh im Bette zu finden geglaubt; aber ich habe sie nicht gefunden, weder dort noch anderswo, weiß auch nicht, was mit ihr vorgegangen ist, und deshalb bin ich in sehr großer Unruhe. Aber Ihr, Messer, wißt Ihr mir nichts zu sagen?« Der Scholar antwortete ihr: »Hätte ich nur dich mit ihr zusammen dort gehabt, wo ich sie gehabt habe, damit ich dich wegen deiner Schuld hätte ebenso bestrafen können wie sie wegen der ihrigen! Aber du wirst meinen Händen auf keinen Fall entwischen, bis ich dich für deine Tätigkeit so bezahlt habe, daß du keinem Manne mehr einen Possen spielen wirst, ohne dich meiner zu erinnern.« Und nachdem er dies gesagt hatte, sagte er zu seinem Diener: »Gib ihr die Kleider da und sag ihr, sie soll um ihre Dame gehn, wenn sie will.« Der Diener tat, wie ihm befohlen wurde. Die Magd nahm sie und erkannte sie; und als sie hörte, was ihr gesagt wurde, fürchtete sie stark, sie hätten sie getötet, und hielt sich nur mit Mühe zurück, zu schreien. Und kaum hatte sie der Scholar verlassen, so machte sie sich auf den Weg und lief mit den Kleidern zum Turme. Zufällig hatte an diesem Tage ein Bauer der Dame zwei Schweine verloren; auf der Suche nach ihnen kam er, kurz nachdem der Scholar weggegangen war, zum Turme, und indem er beim Gehn überall Umschau hielt, ob er nicht seine Schweine sehe, vernahm er das erbärmliche Klagen der unglücklichen Dame: darum sprang er hin und schrie, was er konnte: »Wer weint denn da oben?« Die Dame erkannte ihren Bauer an der Stimme, rief ihn beim Namen und sagte zu ihm: »Ach, geh mir um meine Magd und mach, daß sie da zu mir heraufkommen kann.« Der Bauer, der sie nun erkannte, sagte: »O weh, Madonna, wer hat Euch denn da hinaufgebracht? Eure Magd ist Euch heute den ganzen Tag suchen gegangen; aber wer hätte je gedacht, daß Ihr hier seid?« Und er nahm die Stangen der Leiter, richtete sie auf, wie sie stehn sollten, und band die Querstäbe mit Weiden fest. Und unterdessen kam auch ihre Magd hin; als die in den Turm trat, konnte sie sich nicht mehr halten, sondern schrie, sich die Hände vor den Kopf schlagend: »O weh, meine süße Herrin, wo seid Ihr denn?« Die Dame hörte sie und sagte, so laut sie nur konnte: »Hier oben, Schwesterchen, weine nicht, bring mir nur rasch meine Kleider.« Als die Magd sie sprechen hörte, stieg sie, fast völlig beruhigt, die Leiter hinan, die der Bauer wieder instand gesetzt hatte, und kam mit seiner Hilfe auf die Höhe des Söllers; beim Anblicke ihrer Dame aber, die, weniger einem menschlichen Körper als einem verkohlten Baumstrunke ähnlich, ohnmächtig und entstellt und nackt auf dem Boden lag, bohrte sie sich die Nägel ins Gesicht und erhob ein Wehklagen über sie, nicht anders, als ob sie tot gewesen wäre, aber die Dame bat sie um Gottes willen zu schweigen und ihr in die Kleider zu helfen. Und als die Dame von ihr erfahren hatte, daß niemand wußte, wo sie gewesen sei, außer denen, die der Magd die Kleider gebracht hatten, und dem Bauer, der anwesend war, tröstete sie sich ein wenig und bat sie und den Bauer um Gottes willen, davon niemals irgend jemand etwas zu sagen. Nach langem Reden nahm der Bauer die Dame, die nicht gehn konnte, auf den Rücken und brachte sie heil aus dem Turme. Die arme Magd, die zurückgeblieben war, glitt, weil sie weniger vorsichtig herabstieg, mit dem Fuße aus, fiel von der Leiter zu Boden und brach sich den Schenkelknochen; und hierüber begann sie vor Schmerz zu brüllen wie ein Löwe. Der Bauer legte die Dame auf einem Rasenflecke nieder, ging nachsehn, was die Magd habe, trug sie, als er sie mit dem gebrochenen Beine gefunden hatte, ebenfalls auf den Rasen und legte sie neben ihre Herrin. Als die sah, daß dieses neue Unglück zu dem alten dazugekommen war und daß die, auf deren Hilfe sie vor allem rechnete, das Bein gebrochen hatte, erneuerte sie, über die Maßen betrübt, ihre Klagen so erbärmlich, daß der Bauer sie nicht nur nicht trösten konnte, sondern selber zu weinen anfing. Da aber die Sonne schon tief stand, ging er, damit sie nicht dort von der Nacht überrascht würden, mit der Zustimmung der trostlosen Dame in sein Haus und rief zwei Brüder von ihm und sein Weib und ließ sie ein Bett mitnehmen, und darauf legten sie die Magd und trugen sie nach Hause; und nachdem die Dame mit ein wenig frischem Wasser und gutem Zuspruche

gelabt worden war, lud sie sich der Bauer auf den Rücken und trug sie in ihre Kammer. Das Weib des Bauern gab ihr geweichtes Brot zu essen und entkleidete sie und brachte sie zu Bette, und sie ordneten an, daß sie und die Magd in der Nacht nach Florenz geschafft würden; und so geschah es. Dort machte die Dame, die um Listen nie verlegen war, ihre Brüder und Schwestern und jedermann mit einem ersonnenen Märchen, das ganz anders war als der wirkliche Hergang, glauben, daß das ihnen beiden, sowohl ihr als auch der Magd, durch Teufelsspuk zugestoßen sei. Die Ärzte waren zur Stelle und heilten die Dame, nicht ohne daß die viel Angst und Kümmernis ausgestanden hätte, weil sie mehrere Male die ganze Haut am Bettlaken kleben ließ, von einem heftigen Fieber und andern Gebresten und ebenso die Magd von dem Beinbruche. Darob vergaß die Dame ihren Geliebten und hütete sich fortan wohlweislich sowohl vor dem Possenspielen als auch vor dem Verlieben. Und den Scholaren deuchte es, als er erfuhr, die Magd habe sich das Bein gebrochen, daß seine Rache vollkommen genügend sei, und froh ließ er die Sache auf sich beruhen, ohne sich weiter darum zu scheren. Das hatte also die törichte Schöne von ihren Possen, weil sie geglaubt hatte, sie könne einen Scholaren ebenso zum Narren halten wie einen andern, und nicht wußte, daß sie, ich sage nicht alle, aber die meisten wissen, wo der Teufel den Schwanz hat. Und darum hütet euch, meine Damen, jemand einen Possen zu spielen und besonders einem Scholaren.

## Achte Geschichte

*Von zwei Gesellen liegt der eine bei dem Weibe des andern; als es der merkt, richtet er's so ein, daß sein Gesell in eine Truhe geschlossen wird, und legt sich auf der Truhe, worin der steckt, zu dessen Frau.*

Schwer und traurig war es für die Damen gewesen, Elenas Leiden anzuhören; da sie aber meinten, zum Teile sei ihr recht geschehn, gingen sie mit mehr gemäßigtem Mitleid darüber hinweg, obwohl sie den Scholaren einen harten und unbeugsamen, ja grausamen Mann nannten. Als aber Pampinea zu Ende war, trug die Königin Fiammetta auf fortzufahren, und die sagte mit freudigem Gehorsam: Meine liebenswürdigen Damen, weil ich der Meinung bin, daß euch die Rauheit des beleidigten Scholaren einigermaßen verletzt hat, halte ich es für angebracht, die verdrossenen Gemüter mit etwas Lustigerm wieder zu besänftigen, und darum gedenke ich euch ein Geschichtchen von einem jungen Manne zu erzählen, der mit milderm Sinne eine Unbill empfangen und sie mit maßvolleren Tun gerächt hat. Aus dieser Geschichte werdet ihr lernen können, daß es jedermann, der sich daranmacht, eine erlittene Unbill zu rächen, völlig genügen muß, Gleiches mit Gleichem zu vergelten, indem er darauf verzichtet, über das gebührende Maß der Rache hinaus weitere Unbilden zu begehen.

Ihr müßt also wissen, daß in Siena, wie ich gehört habe, zwei genugsam wohlhabende junge Männer aus guten Bürgerhäusern waren, der eine Spinelloccio Tanena, der andere Zeppa di Mino mit Namen, und sie waren Hausnachbarn im Viertel Camollia. Diese zwei jungen Männer verkehrten stets miteinander und liebten sich nach dem, was sie zeigten, so oder noch mehr, als wenn sie Brüder gewesen wären, und jeder von ihnen hatte eine sehr schöne Frau zum Weibe. Nun geschah es, daß Spinelloccio, der viel im Hause Zeppas verkehrte, ob der zu Hause war oder nicht, auf diese Art mit dem Weibe Zeppas so vertraut wurde, daß er bei ihr lag; und das setzten sie eine geraume Weile fort, ohne daß es jemand bemerkt hätte. Im Laufe der Zeit kam Spinelloccio eines Tages, wo Zeppa, ohne daß es die Frau gewußt hätte, zu Hause war, und rief ihn an. Die Frau sagte, er sei nicht zu Hause; deswegen ging Spinelloccio unverzüglich hinauf, und als er die Frau im Saale fand und sah, daß sonst niemand da war, umarmte er sie und küßte sie und sie ihn. Zeppa, der das sah, sagte kein Wort, sondern blieb verborgen, um zu sehen, auf was für ein Ende das Spiel hinauslaufen werde; und schließlich sah er, daß sein Weib und Spinelloccio also umschlungen in die Kammer gingen und sich darin einsperrten: und darüber entrüstete er sich sehr. Da er aber bedachte, daß seine Unbill durch Lärmschlagen oder etwas andres nicht kleiner würde, die Schande aber größer, so beschied er sich bei dem Gedanken, er müsse dafür, ohne daß es in der Nachbarschaft bekannt würde, eine solche Rache nehmen, daß sie sein Herz befriedige; und nach langem Nachsinnen glaubte er die richtige Art gefunden zu haben und blieb so lange verborgen, wie Spinelloccio bei seiner Frau blieb. Kaum war der gegangen, so trat er in die Kammer; dort fand er die Frau noch damit beschäftigt, das Kopftuch, das ihr Spinelloccio beim Tändeln heruntergezogen hatte, wieder in Ordnung zu bringen, und sagte: »Was machst du, Frau?« Die Frau antwortete: »Siehst du's nicht?« Zeppa sagte: »Jawohl, ja, ich habe noch etwas andres gesehn, was ich lieber nicht gesehn hätte.« Und nun fing er an von dem Vorgefallenen zu reden, und nachdem sie ihm nach vielen Ausflüchten in der größten Angst gestanden hatte, was sie von ihrer Vertraulichkeit mit Spinelloccio nicht gut hätte leugnen können, begann sie ihn weinend um Verzeihung zu bitten. Zeppa sagte zu ihr: »Sieh, Frau, du hast unrecht getan, und wenn du willst, daß ich dir verzeihe, so

trachte pünktlich zu tun, was ich dir auftragen werde; und das ist das: ich will, daß du Spinelloccio sagest, er solle sich morgen um die dritte Stunde Vormittag unter irgendeinem erfundenen Verwände von mir losmachen und zu dir kommen; und wenn er bei dir sein wird, werde ich heimkommen, und wenn du mich hörst, so laß ihn sich in diese Truhe legen und schließ ihn darin ein. Wenn du das getan haben wirst, werde ich dir sagen, was du weiter zu tun hast; und dabei brauchst du keine Furcht zu haben, weil ich dir verspreche, daß ich ihm nichts zuleide tun werde.« Um ihn zufriedenzustellen, sagte die Frau, sie werde es tun, und sie tat es. Als Zeppa und Spinelloccio am nächsten Tage gegen die dritte Stunde beisammen waren, sagte Spinelloccio, der der Frau versprochen hatte, um diese Stunde zu ihr zu kommen, zu Zeppa: »Ich muß heute morgen mit einem Freunde essen und will ihn nicht warten lassen; und darum lebe wohl!« Zeppa sagte: »Es ist ja noch lange nicht Essenszeit.« Spinelloccio sagte: »Das tut nichts; ich muß auch noch eine Angelegenheit mit ihm besprechen und muß deshalb beizeiten dort sein.« Nachdem Spinelloccio Zeppa verlassen hatte, ging er auf einem Umwege zu dessen Frau ins Haus; und sie waren noch nicht lange in die Kammer gegangen, als Zeppa heimkehrte. Kaum hörte ihn die Frau, so hieß sie ihren Buhlen mit den Zeichen der höchsten Angst, sich in die Truhe zu verbergen, die ihr der Gatte bezeichnet hatte, schloß ihn ein und ging aus der Kammer. Zeppa sagte, als er oben war: »Ist's schon Essenszeit, Frau?« Die Frau antwortete: »Ja, es ist Zeit.« Nun sagte Zeppa: »Spinelloccio ist heute morgen zu einem Freunde von ihm essen gegangen, und seine Frau ist allein; geh zum Fenster und ruf sie, sie soll kommen und mit uns essen.« Die Frau, die für sich selber fürchtete und daher gar gehorsam geworden war, tat, was ihr der Gatte auftrug. Spinelloccios Weib ließ sich von dem Weibe Zeppas erst eine Weile bitten, kam aber, als sie hörte, daß ihr Mann nicht daheim essen werde. Und als sie gekommen war, zeigte sich Zeppa sehr liebenswürdig zu ihr und nahm sie vertraulich bei der Hand, befahl seiner Frau leise, in die Küche zu gehn, und führte sie in die Kammer; dort drehte er sich um und verschloß die Tür von innen. Als ihn die Frau die Kammer von innen verschließen sah, sagte sie: »O weh, Zeppa, was soll das heißen? Deswegen habt Ihr mich kommen lassen? Ist das die Liebe, die Ihr zu Spinelloccio tragt, und die treue Freundschaft, die Ihr ihm haltet?« Zeppa, der sich, ohne sie auszulassen, der Truhe näherte, worin ihr Gatte verschlossen war, sagte zu ihr: »Frau, bevor du jammerst, höre, was ich dir sagen will: ich liebte und liebe Spinelloccio wie einen Bruder, und gestern habe ich, obwohl er es nicht weiß, gefunden, daß das Vertrauen, das ich in ihn gesetzt habe, zu dem Ende geführt hat, daß er bei meiner Frau liegt, so wie bei dir; nun will ich an ihm, weil ich ihn ja liebe, keine Rache nehmen, die anders wäre als die Kränkung: er hat meine Frau gehabt, und ich will dich haben. Wenn du nicht willst, so werde ich ihn hier abfassen müssen; und da ich keineswegs die Absicht habe, diese Kränkung ungestraft hingehn zu lassen, so werde ich ihm dann einen Tanz aufführen, dessen weder du noch er je froh sein wird.« Die Frau, die das hörte und es nach vielen Beteuerungen Zeppas glaubte, sagte: »Lieber Zeppa, weil also diese Rache auf mich fallen soll, so bin ich es zufrieden, wenn du es nur so machst, daß ich samt dem, was wir tun wollen, mit deiner Frau im Frieden bleibe, wie auch ich trotz dem, was sie mir getan hat, mit ihr im Frieden bleiben will.« Zeppa antwortete ihr: »Sicherlich werde ich das tun; überdies werde ich dir ein so kostbares und schönes Kleinod schenken, wie du keines hast.« Und nach diesen Worten umarmte er sie und streckte sie unter Küssen über die Truhe, worin ihr Gatte verschlossen war, und ergötzte sich, solange es ihm benagte, mit ihr und sie mit ihm. Spinelloccio in der Truhe, der alles Reden Zeppas und die Antwort seiner Gattin gehört hatte und nun den Tanz mit drei Tritten fühlte, der über seinem Haupte aufgeführt wurde, fühlte eine lange Weile einen solchen Schmerz, daß er zu sterben meinte; und hätte er sich nicht vor Zeppa gefürchtet, er hätte seinem Weibe, eingeschlossen wie er war, einen argen Schimpf gesagt. Da er aber überdachte, daß der Schimpf von ihm ausgegangen war und daß Zeppa recht hatte, ihm das zu tun, was er tat, und daß sich der gegen ihn immer gefällig und als Freund benommen hatte, sagte er sich, er wolle mehr als je Zeppas Freund sein, wenn der es wolle. Nachdem es Zeppa, solange es ihm benagte, mit der Frau getrieben hatte, stieg er von der Truhe herab; und da ihn die Frau um das versprochene Kleinod bat, öffnete er die Kammer und ließ seine Frau kommen; die sagte nichts als: »Madonna, Ihr habt mir Gleiches mit Gleichem vergolten«, und das sagte sie lächelnd. Zeppa sagte zu ihr: »Öffne die Truhe da«, und sie tat es; und drinnen zeigte Zeppa der Frau ihren Spinelloccio. Und es wäre zu langwierig zu erzählen, wer sich von den beiden mehr schämte, ob Spinelloccio, als er Zeppa sah, von dem ihm bewußt war, daß er wußte, was er getan hatte, oder die Frau, als sie ihren Mann sah und es erkannte, daß er alles, was sie über seinem Haupte getan hatte, gehört und gefühlt hatte. Und Zeppa sagte zu der Frau: »Das ist das Kleinod, das ich dir schenke.« Spinelloccio stieg aus der Truhe und sagte, ohne viel Worte zu machen: »Zeppa, wir sind gleich und gleich; und darum wird es das beste sein, wir bleiben, wie du vorhin zu meiner Frau gesagt hast, Freunde, wie wir waren; und weil zwischen uns nichts sonst geschieden war als die Weiber, so wollen wir von nun an auch die gemeinsam haben.« Zeppa war es zufrieden, und in der größten Einigkeit der Welt aßen sie alle vier mitsammen. Und von Stund an hatte jede von den zwei Frauen zwei Männer und jeder von diesen zwei Frauen, ohne daß sich deshalb zwischen ihnen je ein Zank oder Hader ergeben hätte.

## Neunte Geschichte

*Ein Arzt, Meister Simone, der Mitglied einer Gesellschaft, die kapern gebt, werden will, wird von Bruno und Buffalmacco des Nachts wohin geschickt und von Buffalmacco in eine Unratgrube geworfen und drinnen gelassen.*

Nachdem die Damen ein wenig über die Weibergemeinschaft der zwei Sieneser gescherzt hatten, hob die Königin, die, wenn sie Dioneo kein Unrecht tun wollte, allein noch zu erzählen hatte, also an: Spinelloccio, meine liebenswürdigen Damen, hat den Possen, den ihm Zeppa gespielt hat, sehr wohl verdient gehabt; darum bin ich nicht der Ansicht, daß es, wie uns Pampinea kurz vorhin hat zeigen wollen, hart zu tadeln sei, wenn einer dem einen Possen spielt, der es so hat haben wollen oder es verdient. Spinelloccio hat es verdient, und ich will euch von einem erzählen, der es so hat haben wollen; und ich meine, daß die, die ihm den Possen gespielt haben, nicht zu tadeln, sondern zu loben sind. Und der, dem er gespielt worden ist, war ein Arzt, der, obwohl er ein Schafskopf war, das fehgefütterte Doktorbarett von Bologna nach Florenz heimgebracht hat.

Wie wir alltäglich sehn, kommen unsere Bürgersöhne, der als Richter, der als Arzt, der als Notar, von Bologna heim mit langen, weiten Röcken und mit Scharlach und Feh und mit anderm Prunkzeug; und wie es ihnen dann in ihren Berufen geht, das sehn wir auch alltäglich. So wie die kam auch vor nicht langer Zeit Meister Simone da Villa, der reicher war an väterlichem Gute als an Wissen, in Scharlach gekleidet und mit einem großen Kragen als Doktor der Medizin, wie er behauptete, wieder heim und zog in ein Haus in der Straße, die heute Via del Cocomero heißt. Dieser Meister Simone, der, wie gesagt, erst vor kurzem zurückgekehrt war, hatte neben andern merkwürdigen Gewohnheiten auch die, die Leute, die gerade bei ihm waren, über jeden einzelnen Menschen, den er auf der Straße vorbeigehn sah, auszufragen; und als ob er die Arzneien für seine Kranken aus den Handlungen der Menschen hätte zusammensetzen müssen, so gab er auf alles acht und merkte sich alles. Unter denen, auf die er seine Augen mit besonderer Aufmerksamkeit richtete, waren zwei Maler, von denen heute schon zweimal gesprochen worden ist, Bruno und Buffalmacco, die immerfort Kameradschaft hielten und seine Nachbarn waren. Und da er der Meinung war, daß sie sich weniger als andere um die Welt scherten und lustiger lebten, wie sie es auch wirklich taten, so fragte er mehrere Personen um ihre Verhältnisse. Und als er von allen hörte, sie seien arme Leute und Maler, kam ihm in den Sinn, es sei unmöglich, daß sie von ihrer Armut so lustig leben könnten, und weil er gehört hatte, daß sie schlaue Leute seien, setzte er sich in den Kopf, daß sie von einer den Leuten unbekannten Seite große Einkünfte bezögen; und darum kam ihm das Verlangen, wenn es möglich wäre, mit beiden oder wenigstens mit einem einen vertrauten Umgang zu pflegen, und es gelang ihm, mit Bruno einen innigen Verkehr anzuknüpfen. Bruno, der in den paar Malen, die er mit dem Arzte zusammengewesen war, erkannt hatte, daß er ein Vieh war, unterhielt sich trefflich bei seinen seltsamen Einfällen, und ebenso begann der Arzt an ihm ein wundersames Wohlgefallen zu finden. Und nachdem er ihn einige Male zum Essen eingeladen hatte, glaubte er deswegen vertraulich mit ihm sprechen zu können und sagte ihm, wie er sich über ihn und Buffalmacco wundere, daß sie als arme Leute so lustig lebten; und er bat ihn, ihn zu belehren, wie sie das machten. Bruno lachte, während er ihm zuhörte, weil ihm diese Frage noch verschrobener als seine gewöhnlichen Albernheiten schien, und er gedachte ihm eine Antwort zu geben, wie sie seine Dummheit verdiente, und sagte: »Meister, ich würde es nicht vielen Leuten sagen, wie wir es machen; aber ich habe nichts dawider, es Euch zu sagen, weil Ihr mein Freund seid und weil ich weiß, daß Ihr es niemand sagen werdet. Es ist wahr, daß mein Gesell und ich so lustig und gut leben, wie Ihr meint, und noch besser; und weder von unserem Handwerk noch von dem Ertrage, den wir aus einigen Besitzungen ziehn, könnten wir auch nur das Wasser bezahlen, das wir verbrauchen: deswegen möchte ich aber nicht, daß Ihr glaubtet, wir gingen stehlen, sondern wir gehn kapern, und daraus ziehn wir ohne Schaden für jemand andern das, was uns Freude macht oder was wir brauchen, und daher kommt das lustige Leben, das Ihr uns führen seht.« Der Arzt, der das Gehörte, ohne zu wissen, was es heißen sollte, glaubte, verwunderte sich baß; und alsbald befiel ihn die heißeste Sehnsucht zu erfahren, was das sei: kapern gehn, und er bat ihn inständigst, es ihm zu sagen, indem er beteuerte, er werde es sicherlich niemals weitersagen. »O je, Meister«, sagte Bruno, »was verlangt Ihr von mir? Es ist ein gar großes Geheimnis, was Ihr wissen wollt, und es könnte mich, wenn es jemand erführe, verderben und aus der Welt treiben, ja mich dem Luzifer von der Galluskirche in den Rachen schleudern; aber die Liebe, die ich zu Eurer qualitativen Plutzerhaftigkeit von Kürbishausen trage, und das Vertrauen, das ich in Euch setze, sind so groß, daß ich Euch nichts verweigern kann, was Ihr wünscht, und darum will ich es Euch unter der Bedingung sagen, daß Ihr mir beim Kreuze von Montesone schwört, es niemals weiterzusagen, so wie Ihr es versprochen habt.« Der Meister beteuerte, daß er es nicht tun werde. »Ihr sollt wissen, mein zuckersüßer Meister«, sagte Bruno, »daß es noch nicht lange her ist, daß in dieser Stadt ein großer Meister der schwarzen Kunst war, der Michael Scotus hieß,

weil er aus Schottland war, und der von vielen vornehmen Männern, deren heute nur noch wenige am Leben sind, große Ehre empfing; und als er von hier abreisen wollte, ließ er auf ihre dringenden Bitten zwei seiner geschicktesten Schüler zurück, denen er auftrug, den vornehmen Männern, die ihn geehrt hatten, allzeit zu jedem Wunsche bereit zu sein. Diese dienten also den besagten vornehmen Männern willig in gewissen Liebeshändeln, die sie hatten, und in andern Sächelchen; als sie dann an der Stadt und an der Weise der Leute Geschmack fanden, entschieden sie sich, für immer hierzubleiben, und schlössen mit einigen große und enge Freundschaften, ohne zu achten, wer die seien, ob edel oder nicht edel, ob reich oder arm, nur daß es Männer waren, die sich zu ihrer Weise schickten. Diesen neuen Freunden zu Gefallen haben sie eine Gesellschaft von etwa fünfundzwanzig Männern gestiftet, die sich mindestens zweimal monatlich an einem von ihnen bestimmten Orte versammeln sollen; und wenn sie dort sind, sagt ihnen jeder sein Begehren, und sie erfüllen es noch in derselben Nacht. Da Buffalmacco und ich mit diesen beiden in besonders vertrauter Freundschaft stehn, sind wir in die Gesellschaft zugelassen worden und sind dabei. Und ich sage Euch, wann immer es sich trifft, daß wir uns versammeln, stets ist es etwas Wunderbares, die Wandteppiche rund um den Saal, wo wir uns versammeln, zu sehn und die königlich bestellten Tische und die Menge edler und schöner Diener, sowohl Jünglinge als auch Mädchen, wie es jedem beliebt, der von der Gesellschaft ist, und die Becken, die Kannen, die Flaschen und die Becher und das andere Geschirr aus Gold und Silber, woraus wir essen und trinken, und dazu die vielen verschiedenen Gerichte, die uns, wie sie jeder begehrt, vorgesetzt werden, jedes zur richtigen Zeit. Ich könnte Euch nie beschreiben, wie mannigfach und wie süß die Töne der unzähligen Instrumente und die melodienreichen Gesänge sind, die wir dort hören, und ich könnte Euch nie erzählen, wieviel Wachslichter dort verbrannt werden bei diesen Mahlzeiten und wieviel Konfekt verzehrt wird und wie köstlich der Wein ist, den wir trinken. Und ich möchte nicht, mein Salzgürkchen, daß Ihr glaubtet, wir seien dort in dem Anzüge und den Kleidern, die Ihr an uns seht: kein einziger ist dort so ärmlich, daß Ihr ihn nicht für einen Kaiser hieltet, so kostbar sind wir gekleidet und so schön geschmückt. Über alle Lust aber, die es dort gibt, ist noch die an den schönen Frauen, die unverzüglich, wann sie nur einer will, aus der ganzen Welt herbeigebracht werden. Dort könntet Ihr die Herrin der Bartwackler sehn und die Königin der Pansen, die Frau des Sultans, die Kaiserin von Schnablien, die Kicherin von Narrwegen, die Frau Trulle von Plapperheim und Frau Trampel von Nasensei. Warum soll ich sie Euch aufzählen? Es sind alle Königinnen der Welt da, bis zur Hutzelsäckin des Priesters Johann, die die Hörner am Arsche hat; da schaut Ihr wohl? Haben sie dann getrunken und Konfekt genascht und ein Tänzchen gemacht oder zwei, dann geht jede mit dem, auf dessen Wunsch sie gekommen ist, in ihre Kammer. Und wisset, daß diese Kammern wie ein Paradies anzuschaun sind, so schön sind sie; und sie duften nicht minder als die Spezereibüchsen in Euerm Laden, wenn Ihr Kümmel stoßen laßt; und Betten sind dort, die Euch schöner deuchten als das des Dogen von Venedig, und darin legen sie sich zur Ruhe. Wie dann die flinken Weberinnen die Tritte rühren und den Einschlag an sich ziehn, damit das Tuch recht dicht wird, das mögt Ihr Euch selber ausmalen; aber unter denen, die am besten dran sind, sind nach meiner Meinung Buffalmacco und ich, weil sich Buffalmacco meistens die Königin von Frankreich kommen läßt und ich die von England, die wohl die zwei schönsten Frauen der Welt sind, und wir haben es dahin zu bringen verstanden, daß sie für niemand sonst Augen im Kopfe haben als für uns. Darum könnt Ihr es Euch selber ausdenken, ob wir nicht ein lustigers Leben und Dasein führen dürfen und müssen als die andern, wenn Ihr bedenkt, daß wir die Liebe zweier solcher Königinnen haben, abgesehen davon, daß wir, wenn wir von ihnen tausend oder zweitausend Dukaten haben wollen, sie nicht haben. Und das nennen wir mit einem gewöhnlichen Ausdrucke kapern gehn: denn so wie die Korsaren das Eigentum von jedermann kapern, so machen auch wir's, mit dem Unterschiede jedoch, daß die nie etwas zurückgeben, während wir alles zurückgeben, nachdem wir davon Gebrauch gemacht haben. Nun, mein biederer Meister, habt Ihr vernommen, was wir kapern gehn nennen; wie sehr das aber geheim bleiben muß, das könnt Ihr selber sehn, und deshalb sage ich nichts mehr davon und bitte Euch nicht weiter darum.« Der Meister, dessen Wisenschaft sich vielleicht nicht weiter erstreckte, als den Säuglingen den Grind zu heilen, schenkte den Worten Brunos so viel Glauben, wie bei einer lautern Wahrheit am Platze gewesen wäre; und er entbrannte in einer solchen Sehnsucht, in diese Gesellschaft aufgenommen zu werden, daß er für nichts wirklich Begehrenswertes mehr hätte entflammt werden können. Darum antwortete er Bruno, es sei wahrlich kein Wunder, daß sie guter Dinge seien; und nur mit großer Mühe zwang er sich, den Wunsch, dort eingeführt zu werden, auf so lange zurückzustellen, bis er ihm so viel Ehre erwiesen haben werde, daß er seine Bitte mit mehr Zuversicht vorbringen könne. Indem er also den Wunsch einstweilen unterdrückte, setzte er den Verkehr mit ihm fort und hatte ihn abends und morgens bei sich zum Essen und zeigte ihm eine übermäßige Liebe; und ihr Verkehr war so innig und so stetig, daß der Meister nicht mehr hätte ohne Bruno leben können oder wollen. Bruno, dem das wohlgefiel, hatte dem Arzte, damit er nicht undankbar für die ihm erwiesene Ehre erscheine, in seinen Saal die Fasten und über die Kammertür ein Agnus Dei gemalt und ein Uringlas über die Haustür, damit sie von denen, die seines Rates bedürftig seien, leicht unter den Türen herausgefunden werde; und in einem offenen Gange hatte er ihm die Schlacht der Mäuse und der Katzen

gemalt, und die gefiel dem Arzte außerordentlich. Überdies sagte er gelegentlich zu dem Meister, wenn er mit ihm gegessen hatte: »Heute nacht war ich in der Gesellschaft, und weil ich der Königin von England ein wenig überdrüssig bin, so habe ich mir die Speierin des Großchans von Pfenningen kommen lassen.« Der Meister sagte: »Was soll das heißen: Speierin? Ich verstehe diese Namen nicht.« – »O mein Meister«, sagte Bruno, »das wundert mich nicht, habe ich doch sagen hören, daß Iwokrates und Affenzehner davon nichts sagen.« Der Meister sagte: »Du willst sagen Hippokrates und Avicenna.« Bruno sagte: »Meiner Treu, ich weiß es nicht: ich verstehe Euere Namen so schlecht wie Ihr meine; aber Speierin will in der Sprache der Großchans so viel sagen wie Kaiserin in der unserigen. Oh, wie würde Euch das Mensch gefallen! Ich getraue es mich Euch zu sagen, daß sie Euch die Arzneien und Klistiere und alle Pflaster vergessen ließe.« Und indem er manchmal so mit ihm sprach, um ihn mehr zu erhitzen, geschah es eines Abends zu später Stunde, daß sich der Meister, während er Bruno, der an der Schlacht der Mäuse und Katzen malte, das Licht hielt, in der Meinung, er hätte ihn durch seine Aufmerksamkeiten völlig gewonnen, entschloß, ihm sein Herz zu eröffnen; und weil sie allein waren, sagte er zu ihm: »Bruno, Gott weiß es, heute lebt kein Mensch, für den ich dasselbe täte wie für dich, und wenn du sagtest, ich solle von hier eine halbe Stunde weit gehn, so glaube ich fast, ich ginge; darum will ich nicht, daß du dich wunderst, wenn ich dich in Vertrauen und Zuversicht um etwas ersuche. Wie du weißt, hast du mir, es ist noch nicht lange her, von dem Wesen euerer frohen Gesellschaft erzählt; und davon ist mir eine so große Sehnsucht, dabei zu sein, gekommen, daß kein Mensch je etwas so ersehnt hat. Und das ist nicht ohne Grund, wie du sehen wirst, wenn es sich trifft, daß ich dabei bin; denn von Stund an kannst du dich meinetwegen über mich lustig machen, wenn ich nicht die schönste Magd hinkommen lasse, die du seit langem gesehn'hast: ich habe sie erst im vorigen Jahre im Armenieuteviertel gesehn und ihr mein ganzes Herz geschenkt, und beim Leichnam Christi, ich habe ihr zehn Groschen geben wollen, wenn sie mir zu Willen sein werde, aber sie hat nicht wollen. Und darum bitte ich dich, was ich nur kann, sag mir, was ich tun muß, um dabei sein zu können, und du mach und betreib es, daß ich dazukomme; und wahrhaftig, Ihr werdet einen guten, treuen, ehrlichen Gesellen an mir haben. Vor allem siehst du, daß ich ein schöner Mann bin und wie mir die Beine gut zu Leibe stehn, und ein Gesicht habe ich wie eine Rose, und überdies bin ich Doktor der Medizin, was, glaube ich, keiner von euch ist; und ich weiß eine Menge schöner Geschichten und schöner Liedchen, und eins will ich dir singen.« Und schon fing er zu singen an. Bruno hatte so große Lust zum Lachen, daß er sich kaum halten konnte; aber er bezwang sich. Und als das Lied zu Ende war, sagte der Meister: »Was meinst du?« Bruno sagte: »Sicherlich, gegen Euch könnte keine Strohzither aufkommen, so trefflich übersingt Ihr Euch.« Der Meister sagte: »Ich sage dir, du hättest es nie geglaubt, wenn du mich nicht gehört hättest.« »Sicherlich, Ihr sagt die Wahrheit«, sagte Bruno. Der Meister sagte: »Ich weiß wohl noch andere, aber lassen wir das einstweilen. So wie du mich siehst, war mein Vater ein Edelmann, obwohl er auf dem Dorfe gelebt hat, und von der Mutterseite stamme ich auch von denen von Vallecchio, und wie du hast sehn können, so habe ich schönere Bücher und schönere Kleider als irgend ein Arzt in Florenz. Ein Kleid habe ich, das hat mich, alles gerechnet, fast hundert Pfund Heller gekostet, es ist schon länger als zehn Jahre her; und darum bitte ich dich, mach, daß ich dazukomme, und Gottstreu, wenn du das machst, so kannst du krank sein, wie du willst, ich werde für meine Bemühung nicht einen Pfennig von dir nehmen.« Bruno, der ihn, als er das hörte, geradeso wie gar oft schon als einen Pinsel erkannte, sagte: »Meister, leuchtet ein bißchen her und laßt es Euch so lange nicht verdrießen, bis ich den Mäusen da die Schwänze gemacht habe, und dann werde ich Euch antworten.« Als die Schwänze fertig waren, sagte Bruno mit einem Gesichte, als ob ihm diese Bitte sehr unangenehm gewesen wäre: »Mein lieber Meister, es ist etwas Großes, was Ihr um mich tun würdet, und ich erkenne das an; immerhin aber ist das, was Ihr von mir verlangt, wenn es auch im Verhältnis zu Euerm Hirn eine Kleinigkeit ist, doch für mich etwas außerordentlich Großes, und ich weiß keinen Menschen auf der Welt, für den ich es, wenn ich es könnte, täte, wenn nicht für Euch, sowohl deswegen, weil ich Euch liebe, wie es sich gehört, als auch wegen Euerer Worte, die mit so viel Geist gewürzt sind, daß sie die Betschwestern von den Wasserstiefeln abbringen könnten, geschweige denn mich von meinem Vorsatze, und je mehr ich mit Euch verkehre, desto weiser dünkt Ihr mich. Und ich sage Euch, wenn mich schon nichts andres veranlaßte, Euch wohlzuwollen, so will ich Euch deswegen wohl, weil Ihr in einen so schönen Gegenstand verliebt seid, wie Ihr gesagt habt. So viel muß ich Euch aber sagen: ich vermag in diesen Dingen nicht das, was Ihr glaubt, und darum vermag ich es nicht, für Euch so zu handeln, wie es nötig wäre; wenn Ihr mir aber bei Eurer großen und unverschmitzten Treue versprecht, mir Heimlichkeit zu halten, so will ich Euch den Weg weisen, den Ihr einzuschlagen habt, und es scheint mir für gewiß, daß es Euch, wo Ihr so schöne Bücher und die vorhin erwähnten Dinge habt, gelingen wird.« Der Meister sagte zu ihm: »Sprich nur frei heraus: ich sehe, daß du mich nicht gut kennst und noch nicht weißt, wie ich ein Geheimnis zu bewahren verstehe. Es waren wenig Dinge, die Messer Guasparruolo da Saliceto zu der Zeit, wo er Richter des Vogts von Forlimpopoli war, getan hat, ohne sie mich wissen zu lassen, weil er mich als einen so guten Geheimhalter erfunden hat. Und willst du sehn, ob ich die Wahrheit sage? Ich war der erste Mensch, dem er gesagt hat, daß er Bergamina zu freien gedenke; nun siehst du!« – »Dann steht es ja gut«, sagte Bruno; »wenn Euch der vertraut hat, kann auch ich Euch wohl vertrauen.

Der Weg, den Ihr einzuschlagen habt, ist der: Wir haben in dieser unserer Gesellschaft immer einen Hauptmann und zwei Räte, die von sechs zu sechs Monaten wechseln, und zweifelsohne wird am nächsten Ersten Buffalmacco Hauptmann und ich Rat, denn so ist es beschlossen; und wer Hauptmann ist, der vermag viel bei der Aufnahme und kann es bewirken, daß der aufgenommen wird, den er will, und darum dünkt es mich, daß Ihr den Verkehr mit Buffalmacco nach Kräften suchen und ihm Ehre erweisen sollt. Er ist der Mann danach, daß er sich, wenn er Eure Weisheit sieht, augenblicklich in Euch verlieben wird, und wenn Ihr ihn Euch mit Euerm Geiste und Euern schönen Sachen ein wenig gewogen gemacht habt, dann könnt Ihr ihn darum bitten: und er wird Euch nicht nein sagen können. Ich habe schon mit ihm über Euch gesprochen, und er ist Euch sehr wohlgesinnt; und wenn Ihr so getan habt, dann laßt mich mit ihm machen.« Nun sagte der Meister: »Außerordentlich gefällt mir das, was du sprichst; und ist er ein Mann, der an weisen Männern Freude hat, so werde ich es, wenn er nur ein wenig mit mir geplaudert hat, dahin bringen, daß er mich immer aufsuchen wird, weil ich so viel Geist habe, daß ich eine Stadt damit versorgen könnte und dabei immer noch weise genug bliebe.« Nachdem das verabredet war, sagte Bruno alles haarklein seinem Freunde Buffalmacco; und den deuchte es tausend Jahre zu währen, bis er dem Meister Dummbart tun könne, was der suchte. Der Arzt, der es über die Maßen ersehnte, kapern gehn zu dürfen, ruhte nicht eher, als bis er sich mit Buffalmacco befreundet hatte, was ihm leicht gelang; und er begann, ihm die besten Abendessen und die besten Mittagsschmäuse zu geben, ihm so wie Bruno, und die zwei schwatzten ihm das tollste Zeug vor, hielten sich fest zu ihm, weil ihnen der treffliche Wein und die feisten Kapaune und die andern guten Sachen wohlschmeckten, und blieben ohne viele Einladungen bei ihm, indem sie dabei immer sagten, das täten sie mit keinem andern Menschen. Endlich aber ging der Meister, als es ihm an der Zeit schien, Buffalmacco ebenso an, wie er es mit Bruno getan hatte. Darob zeigte sich Buffalmacco sehr erzürnt und fuhr Bruno heftig an, indem er sagte: »Ich schwöre es beim Herrgott von Pasignano, kaum halte ich mich zurück, dir eins auf den Schädel zu geben, daß dir die Nase in die Fersen fährt, du schlechter Kerl, der du bist! Niemand sonst als du kann das dem Meister entdeckt haben.« Aber der Meister entschuldigte ihn aufs beste und sagte und schwor, er habe es anderswoher erfahren; und nach vielen weisen Worten von seiner gewöhnlichen Art besänftigte er ihn schließlich. Buffalmacco wandte sich wieder zu dem Meister und sagte: »Mein lieber Meister, man sieht es wohl, daß Ihr in Bologna gewesen seid und den Mund geschlossen in diese Stadt gebracht habt; und weiter sage ich Euch, daß Ihr das Abc nicht etwa am Apfel gelernt habt, wie es viele Dummköpfe tun wollen, sondern am Kürbis, weil es so lang ist, und wenn ich mich nicht täusche, so seid Ihr an einem Sonntage getauft, wo es kein Salz zu kaufen gibt. Und obwohl mir Bruno gesagt hat, Ihr hättet dort Medizin studiert, so scheint mir, Ihr hättet studiert, wie man die Menschen einnimmt; denn das trefft Ihr mit Euerm Geiste und Euern Ansichten besser als je ein Mensch, den ich gesehn habe.« Der Arzt schnitt ihm das Wort am Munde ab und sagte zu Bruno: »Da siehst du, was es heißt, mit weisen Leuten zu plaudern und zu verkehren! Wer hätte noch jede Einzelheit meines Verstandes so rasch erfaßt wie dieser wackere Mann? Du hast es lange nicht so rasch gemerkt wie er, was ich wert bin. Aber sag ihm wenigstens, was ich zu dir gesagt habe, als du mir gesagt hast, daß Buffalmacco an weisen Männern Freude hat; gibst du zu, daß ich alles recht gemacht habe?« Bruno sagte: »Besser noch.« Nun sagte der Meister zu Buffalmacco: »Ganz anders hättest du gesprochen, wenn du mich in Bologna gesehn hättest; da war weder groß noch klein, weder Lehrer noch Scholar, der mir nicht alles Gute von der Welt gewünscht hätte, so habe ich es mit meinem Reden und mit meinem Geiste verstanden, alle in frohe Laune zu bringen. Und weiter will ich dir sagen, daß ich kein Wort sagte, ohne daß alle hätten lachen müssen, so gut gefiel es ihnen, und als ich abgereist bin, haben alle zum Steinerweichen geweint, und sie wollten mich zum Bleiben bewegen; ja so weit kam es, daß sie mich, damit ich nur bliebe, allein für alle Scholaren, so viele ihrer auch da waren, Medizin lesen lassen wollten; aber ich habe nicht wollen, weil ich entschlossen war, hieher zu meinen reichen Erbgütern zu ziehn, die ich hier habe und die von jeher im Besitze meiner Vorfahren waren, und so tat ich denn auch.« Nun sagte Bruno zu Buffalmacco: »Was meinst du? Du hast mir's nicht geglaubt, als ich es dir gesagt habe. Beim Evangelium! In dieser Stadt gibt es keinen Arzt, der vom Eselsurin etwas verstände im Vergleiche zu dem da, und sicherlich, du fändest seinesgleichen nicht von hier bis zu den Toren von Paris. Also, versuch es einmal, ihm seinen Willen nicht zu tun.« Der Arzt sagte: »Bruno spricht die Wahrheit, aber ich werde hier nicht erkannt. Ihr seid zwar mehr von grobem Schlage als was andres, aber ich möchte, daß ihr mich unter den Gelehrten sähet, wie ich unter denen dastehe.« Nun sagte Buffalmacco: »Wirklich, Meister, Ihr versteht es viel besser, als ich je geglaubt hätte; darum spreche ich mit Euch, wie man mit weisen Leuten, wie Ihr seid, zu sprechen hat, und sage Euch mit allem Firlefanz, daß ich es unweigerlich betreiben werde, daß Ihr in die Gesellschaft aufgenommen werdet.« Nach diesem Versprechen verdoppelten sich die Aufmerksamkeiten, die ihnen der Arzt erwies; und sie ließen sich das willig gefallen und ließen ihn die Geiß der tollsten Dummheit reiten und versprachen, ihm zur Dame die Gräfin von Latrinien zu geben, die das schönste Wesen sei, das sich im ganzen Abtritte der menschlichen Schöpfung finde. Der Arzt fragte, wer diese Gräfin sei, und Buffalmacco sagte: »Mein alter Samenkürbis, sie ist eine gar große Dame, und es gibt wenige Häuser auf der Welt, wo sie kein Recht hätte;

und von den andern nicht zu reden, auch die Barfüßerbrüder müssen ihr Zins entrichten; und ich kann Euch sagen, daß sie sich, wenn sie herumgeht, trefflich bemerkbar macht, obwohl sie meist abgeschlossen gehalten wird: es ist auch noch gar nicht lange her, daß sie hier an der Tür vorbeikam, als sie in der Nacht zum Arno ging, um die Füße zu baden und ein wenig frische Luft zu schnappen; aber ihr ständiger Aufenthalt ist im Laterin. Gleichwohl gehn ihre Schergen viel umher, und allesamt tragen sie als Wahrzeichen ihrer Obermacht Besen und Eimer. Ihren Hofstaat sieht man überall, so den Wächter vom Tor, Herrn Häuflein, Herrn Wurststiel, Frau Kackedünn und andere, die Euch ziemlich genau bekannt sind, wenn Ihr Euch auch jetzt nicht erinnert. Einer so großen Dame nun wollen wir Euch, wenn Ihr die aus dem Armenleuteviertel stehn laßt, in die süßen Arme führen, wenn uns anders unsere Gedanken nicht trügen.« Der Arzt, der in Bologna geboren und erzogen war, verstand ihre Ausdrücke nicht; deshalb erklärte er sich mit dieser Dame zufrieden. Nicht lange nachher teilten ihm die Maler mit, daß er aufgenommen sei. An dem Tage nun, der der Nacht, wo sie sich versammeln sollten, vorausging, hatte der Meister alle beide zum Essen bei sich, und nachdem sie gegessen hatten, fragte er sie, wie er sich benehmen müsse, um zu der Gesellschaft zu kommen. Darauf sagte Buffalmacco: »Seht, Meister, Ihr müßt sehr unerschrocken sein, weil Ihr, wenn Ihr nicht sehr unerschrocken wäret, Schwierigkeiten haben würdet und uns einen großen Schaden zufügen könntet; und höret nun, was das ist, worin Ihr sehr unerschrocken sein müßt. Ihr müßt ein Mittel finden, daß Ihr heute abend um den ersten Schlaf auf einem der Gräber sein könnt, die man vor kurzem vor Santa Maria Novella aufgeworfen hat, angetan mit einem von Euern schönsten Kleidern, damit Ihr das erstemal anständig vor der Gesellschaft erscheint, und auch deswegen, weil Euch – nach dem, was uns gesagt worden ist; dabei waren wir nicht – die Gräfin, da Ihr doch ein Edelmann seid, auf ihre Kosten zum gebadeten Ritter zu machen beabsichtigt; und dort wartet Ihr so lange, bis der, den wir schicken werden, um Euch kommt. Und damit Ihr über alles unterrichtet seid, so wird um Euch ein schwarzes, gehörntes, nicht allzu großes Tier kommen und, um Euch Angst einzujagen, auf dem Platze vor Euch ein mächtiges Schnauben und mächtiges Springen verüben; wenn es aber sehn wird, daß Ihr Euch nicht ängstigt, so wird es sich Euch sachte nähern, und wenn es Euch nahe sein wird, dann steigt ohne jegliche Furcht vom Grabe herunter und, ohne an Gott oder die Heiligen zu denken, auf seinen Rücken, und wenn Ihr Euch dort zurechtgesetzt habt, so kreuzt die Hände ehrerbietig auf der Brust, ohne das Tier zu berühren. Dann wird es Euch sanft von dannen tragen und zu uns bringen; wenn Ihr aber an Gott oder die Heiligen dächtet oder Furcht hättet, so sage ich Euch, daß es Euch abwerfen und Euch wohin stürzen würde, wo es Euch übel röche: und darum, wenn Ihr nicht das Herz habt, unerschrocken zu sein, so geht nicht hin, weil Ihr Euch einen Schaden zuziehen würdet, ohne daß es uns etwas frommte.« Nun sagte der Arzt: »Ihr kennt mich noch nicht: Ihr stoßt Euch vielleicht daran, daß ich Handschuhe und lange Röcke trage. Wenn Ihr wüßtet, was ich in Bologna getan habe, wenn ich manchmal des Nachts zu den Weibern ging, würdet Ihr Euch wundern. Gottstreu, in so einer Nacht war es, daß ich einer, die nicht mit uns gehn wollte – sie war ein jämmerliches Ding und, was ärger ist, kaum eine Spanne groß –, zuerst ein paar Faustschläge versetzte, sie dann aufhob und sie wohl einen Steinwurf weit forttrug, bis ich sie so weit hatte, daß sie es sich gefallen ließ, mit uns zu gehn; und ein andermal erinnere ich mich, daß ich dort, ohne sonst jemand bei mir zu haben als einen Diener, bald nach dem Ave-Maria am Friedhofe der Minoritenbrüder vorbeiging, und gerade den Tag war dort eine Frau beerdigt worden, und ich hatte keine Spur von Furcht: und darum sorgt Euch nicht, denn ich bin eher zu unerschrocken und kühn. Und ich sage Euch, daß ich, um dort wohlanständig zu erscheinen, meinen Scharlachrock, in dem ich die Doktorwürde empfangen habe, anziehn werde, und Ihr sollt sehn, ob sich die Gesellschaft nicht freuen wird, mich zu sehn, und ob ich nicht mir nichts, dir nichts Hauptmann werde. Ihr werdet schon sehen, wie die Sache gehn wird, wenn ich einmal dort gewesen bin, wo sich doch diese Gräfin, ohne mich noch gesehn zu haben, schon so in mich verliebt hat, daß sie mich zum gebadeten Ritter machen will; und wird mir vielleicht die Ritterschaft so schlecht anstehn, oder werde ich sie schlecht zu behaupten wissen oder gut? Laßt mich nur machen.« Buffalmacco sagte: »Ihr sprecht vortrefflich, aber nehmt Euch in acht, uns einen Possen zu spielen, daß Ihr nicht hinkommt oder daß Ihr nicht zu finden seid, wenn wir um Euch schicken; und das sage ich darum, weil es kalt ist und weil ihr Ärzte gar empfindlich seid.« – »Gott bewahre«, sagte der Arzt, »ich bin keiner von den Erfrorenen: ich schere mich nicht um die Kälte; es geschieht selten, daß ich, wenn ich des Nachts wegen einer Leibesnotdurft aufstehe, wie es der Mensch manchmal tut, mehr als meinen Pelz über das Wams umnehme: und darum werde ich sicherlich dort sein.« Als nun die beiden, da es Nacht werden wollte, weggegangen waren, brachte der Arzt bei seiner Frau seine Ausreden vor, suchte heimlich seinen schönen Rock heraus, zog ihn, als es ihm Zeit zu sein schien, an und verfügte sich auf eins der besagten Gräber; und auf dem Marmor der grimmigen Kälte halber zusammengekauert erwartete er das Tier. Buffalmacco, der von Gestalt groß und kräftig war, hatte sich eine Maske besorgen lassen, wie sie bei gewissen, heute nicht mehr üblichen Spielen im Gebrauche waren, und zog sich einen schwarzen Pelz an, das Rauhe nach außen, und richtete sich damit so her, daß er wie ein Bär aussah; nur hatte die Maske ein Teufelsgesicht und Hörner. Und also angetan, ging er auf den neuen Platz von Santa Maria Novella, und Bruno folgte ihm, um zu sehn, wie es hergehn werde. Und als er bemerkt hatte, daß der Herr Meister da war,

so begann er zu springen und auf dem Platze herumzutoben und zu schnauben und zu heulen und zu schreien, als ob er besessen gewesen wäre. Dem Meister sträubten sich, als er das hörte und sah, alle Haare zu Berge, und er begann am ganzen Leibe zu zittern, weil er furchtsamer als ein Weib war; und schon wäre er lieber zu Hause gewesen als dort. Immerhin zwang er sich, weil er einmal hingegangen war, zu einer tapfern Haltung: so viel Gewalt hatte über ihn die Sehnsucht, die Wunder, wovon sie ihm erzählt hatten, sehn zu dürfen. Nachdem Buffalmacco eine Weile, wie gesagt worden ist, herumgetollt hatte, tat er, als ob er sich langsam beruhigte, näherte sich dem Grabe, wo der Meister war, und blieb stehn. Der Meister, der vor Furcht am ganzen Leibe zitterte, wußte nicht, was tun, ob aufsitzen oder nicht. Da er aber Angst bekam, es könnte ihm übel gehn, wenn er nicht aufsäße, verjagte endlich die zweite Furcht die erste; er stieg vom Grabe herunter, indem er leise sagte: »Gott, steh mir bei!« saß auf, machte sich wohl zurecht und kreuzte, am ganzen Leibe zitternd, die Hände ehrerbietig auf der Brust, wie ihm gesagt worden war. Nun setzte sich Buffalmacco gegen Santa Maria della Scala in Bewegung und trug ihn auf allen Vieren bis zu den Schwestern von Ripoli. In dieser Gegend waren damals Gruben, worein die Bauern dieser Felder die Gräfin von Latrinien leeren ließen, um Dünger für ihre Felder zu haben. Als Buffalmacco bei diesen Gruben war, kroch er ganz nahe an einen Grubenrand, packte im richtigen Augenblicke den Fuß des Arztes, riß den Arzt mit einem Ruck herunter, warf ihn kopfüber hinein und begann heftig zu brüllen und zu springen und zu toben, indem er dabei seinen Weg an Santa Maria della Scala vorbei gegen den Prato d'Ogmssanti nahm; dort traf er Bruno wieder, der, außerstande, das Lachen zu halten, Reißaus genommen hatte: voll ausgelassener Freude stellten sie sich in einiger Entfernung auf, um zu sehn, was der eingeteigte Arzt machen werde. Als der Herr Arzt spürte, daß er in einem so abscheulichen Loche war, machte er alle Anstrengungen, sich auf die Füße zu stellen und sich herauszuhelfen, und weil er einmal dahin und einmal dorthin fiel, teigte er sich vom Kopfe bis zum Fuße völlig ein, bis er sich endlich, elendiglich und jämmerlich, nicht ohne etliche Quentchen geschluckt zu haben, unter Verzicht auf seinen Mantel herausarbeitete; und indem er sich so gut wie er konnte mit den Händen abteigte, kehrte er, weil er keinen andern Rat wußte, nach Hause zurück und pochte so lange, bis ihm aufgetan wurde. Kaum hatte sich die Tür hinter dem also Stinkenden geschlossen, so waren auch schon Bruno und Buffalmacco dort, um zu hören, wie der Arzt von seiner Frau empfangen werde. Und beim Lauschen hörten sie, wie ihm die Frau die gröbsten Beschimpfungen sagte, die je einem schlechten Kerl gesagt worden sind: »Ach, hübsch siehst du aus! Sicherlich bist du zu einem andern Frauenzimmer gegangen und hast mit deinem Scharlachrocke recht stattlich aussehn wollen. Genüge ich dir nicht? Ich, Bürschchen, ich könnte eine ganze Stadt befriedigen, von dir gar nicht zu reden. Hätten sie dich nur darin ersäuft, worein sie dich verdientermaßen geworfen haben! Seht den ehrenwerten Arzt: hat daheim ein Weib und läuft des Nachts zu andern Frauenzimmern!« Und mit diesen und viel andern Worten peinigte sie den Arzt, der sich unterdessen allenthalben waschen ließ, ohne Unterlaß bis Mitternacht. Am nächsten Morgen gingen Bruno und Burfalmacco, die sich die ganze Haut unter den Kleidern mit Striemen bemalt hatten, wie sie von Schlägen zurückbleiben, den Arzt besuchen, und sie fanden ihn schon aufgestanden; und als sie bei ihm eintraten, rochen sie überall den Gestank; denn es war noch nicht möglich gewesen, alles so zu reinigen, daß es nicht mehr gestunken hätte. Und als sie der Arzt kommen hörte, ging er ihnen entgegen und sagte: »Gott beschere euch einen guten Tag!« Aber Bruno und Buffalmacco antworteten, wie sie's verabredet hatten, mit zornigem Gesichte: »Das sagen wir zu Euch nicht, vielmehr bitten wir Gott, daß er Euch so viel schlechte Jahre schicke, daß Ihr verreckt, Ihr treulosester und niederträchtigster Schuft, der auf der Welt ist! Denn nicht an Euch hat es gelegen, daß wir, wo wir Euch Ehre und Freude bereiten wollten, nicht totgeschlagen worden sind wie Hunde. Und wegen Eurer Treulosigkeit haben wir heute nacht so viel Prügel bekommen, daß mit der Hälfte davon ein Esel bis nach Rom liefe, abgesehn davon, daß wir Gefahr liefen, aus der Gesellschaft, in die wir Euch haben aufnehmen lassen wollen, herausgeworfen zu werden. Und wenn Ihr uns nicht glaubt, so seht, wie wir aussehn.« Und dabei öffneten sie die Kleider und zeigten ihm im Zwielichte ihre ganz bemalte Brust und machten sie unverzüglich wieder zu. Der Arzt wollte sich entschuldigen und von seinem Mißgeschicke erzählen und wie und wohin er geworfen worden sei. Aber BufFalmacco sagte zu ihm: »Ich wollte, sie hätten Euch in den Arno geworfen; warum habt Ihr an Gott oder die Heiligen gedacht? Ist Euch das nicht vorher gesagt worden?« Der Arzt sagte: »Gottstreu, ich habe nicht an sie gedacht.« – »Was«, sagte Buffalmacco, »Ihr hättet nicht an sie gedacht? Und wie Ihr an sie gedacht habt; hat uns doch unser Abgesandter gesagt, daß Ihr gezittert habt wie Espenlaub und nicht gewußt habt, wo Ihr seiet. Ihr habt uns da eine hübsche Suppe eingebrockt; aber das wird uns niemand mehr tun und wir werden Euch schon noch dafür belohnen, wie es Euch gebührt.« Nun begann sie der Arzt um Verzeihung zu bitten und sie bei Gott zu beschwören, ihn nicht in Schande zu bringen; und mit den schönsten Worten, die er fand, suchte er sie zu beschwichtigen. Und hatte er sie bis jetzt aufmerksam behandelt, so erwies er ihnen von nun an aus Furcht, sie könnten seine Schande unter die Leute bringen, durch Schmause und auf andere Weise noch viel mehr Aufmerksamkeiten und Liebenswürdigkeiten. Wer also in Bologna nicht genug gelernt hat, dem wird auf die Art, wie Ihr gehört habt, Vernunft beigebracht.

## Zehnte Geschichte

*Eine Sizilianerin nimmt durch ihre Schlauheit einem Kaufmanne alles ab, was er nach Palermo gebracht hat; indem er sich den Anschein gibt, als wäre er mit viel mehr Ware als früher zurückgekehrt, entlehnt er Geld von ihr und läßt ihr Wasser und Werg.*

Wie sehr die Geschichte der Königin an verschiedenen Stellen das Gelächter der Damen erregt hat, das braucht man nicht zu fragen: es war keine, der nicht wegen des übermäßigen Lachens die Tränen ein dutzendmal in die Augen gekommen wären. Als sie aber zu Ende war, sagte Dioneo, der wußte, daß ihn die Reihe traf: Meine anmutigen Damen, es liegt klar am Tage, daß ein listiges Stückchen desto besser gefällt, je listiger der ist, der dadurch überlistet wird. Und darum gedenke ich, so viel schöne Geschichtchen ihr auch alle miteinander erzählt habt, eine zu erzählen, die euch um so viel mehr als die erzählten wird behagen müssen, wie die, die genarrt worden ist, eine größere Meisterin im Narren war, als alle Männer und Frauen, von denen ihr erzählt habt.

Es war und ist vielleicht noch heute in allen Seestädten, die einen Hafen haben, üblich, daß die Kaufleute die Waren, mit denen sie eintreffen, nach dem Ausladen in eine Niederlage bringen, die, an vielen Plätzen Zollhaus genannt, von der Gemeinde oder vom Landesherrn gehalten wird. Und der Kaufmann gibt den hiezu bestellten Beamten ein schriftliches Verzeichnis aller Waren samt den Preisen, und die Beamten weisen ihm einen Speicher an, und dorthin bringt er seine Waren und verschließt sie; die besagten Zollschreiber aber tragen die Waren auf seinen Namen ins Zollbuch ein, worauf sie von ihm ihre Gebühren einheben, entweder fürs Ganze oder für den Teil, den er aus dem Zollhause wegnimmt. Und aus diesem Zollbuche pflegen sich die Makler über die Art und Menge der dort befindlichen Waren zu unterrichten und auch darüber, wer die Kaufleute, denen sie gehören, sind, um dann mit ihnen, wenn sich die Gelegenheit trifft, über Wechsel- und Tauschgeschäfte, Verkäufe und andern Umsatz zu verhandeln. Dieser Gebrauch galt wie an vielen andern Orten auch in Palermo in Sizilien, wo sich ebensosehr viele liebreizende, aber der Ehrsamkeit abholde Frauen aufhielten und heute noch aufhalten; wer sie nicht kennt, muß sie für vornehme und große, ehrbare Damen halten. Und da sie nur darauf ausgehn, die Männer nicht zu rupfen, sondern ihnen das Fell über die Ohren zu ziehn, so ist es, kaum daß sie einen fremden Kaufmann sehn, ihr erstes Geschäft, sich aus dem Zollbuche zu unterrichten, was er dort hat und über wieviel er verfügt; und dann befleißigen sie sich mit ihrem anmutigen und liebenswürdigen Wesen und mit gar süßen Worten, diese Kaufleute zu ködern und in ihre Netze zu verstricken. Und vielen, die sie also bestrickt haben, haben sie einen guten Teil ihrer Waren aus den Händen gelockt und vielen alles, und unter denen hat es welche gegeben, die Waren und Schiff und Mark und Knochen bei ihnen gelassen haben, so lind haben sie sie zu rupfen gewußt. Nun geschah es, es ist noch nicht lange her, daß ein junger Mann aus unserm Florenz, der Niccolö da Cignano hieß, aber Salabaetto genannt wurde, im Auftrage seiner Herren hinkam mit all dem Wollenzeug, das ihm auf der Messe von Salerno übriggeblieben war, wohl fünfhundert Gulden wert; und nachdem er den Zollbeamten die Packung bezahlt hatte, brachte er es in einen Speicher, worauf er, ohne große Eile bei dem Verkaufe zu zeigen, etliche Male zu seinem Vergnügen in der Stadt umherschlenderte. Und weil er weiß und blond und hübsch und wohlgewachsen war, geschah es, daß eine von diesen Rupferinnen, die sich Madonna Jancofiore nennen ließ, ein Auge auf ihn warf, da ihr einige Kundschaft von seinen Verhältnissen geworden war. Als er das wahrnahm, glaubte er, seine Schönheit habe es der vermeintlichen großen Dame angetan, und gedachte, dieser Liebe vorsichtig nachzugehn; und ohne jemand etwas davon zu sagen, begann er vor ihrem Hause vorüberzugehn. Da dies die Dame gewahr wurde, ließ sie ihn, indem sie ihn einige Tage lang mit ihren Augen in Flammen setzte, merken, sie verzehre sich um ihn, und schickte dann heimlich eins von ihren Frauenzimmer zu ihm, die sich ausgezeichnet auf die Kunst der Kuppelei verstand. Mit tränenden Augen sagte ihm die nach vielen Umschweifen, er habe ihre Dame mit seiner Schönheit und Anmut so gefangen, daß sie weder bei Tag noch bei Nacht Ruhe finden könne, und deshalb hege die Dame, wenn es ihm beliebe, keinen sehnlichem Wunsch als ein Stelldichein mit ihm in einem Badehause; und hierauf zog sie einen Ring aus dem Beutel und gab ihn ihm als Geschenk ihrer Dame. Froher über diese Botschaft als je ein Mensch, nahm Salabaetto den Ring, führte ihn an die Augen, küßte ihn und steckte ihn an den Finger und antwortete dem guten Frauenzimmer, wenn ihn Madonna Jancofiore liebe, so werde ihr das reichlich vergolten werden, weil er sie mehr liebe als sein Leben, und er sei bereit hinzukommen, wo es ihr gefalle und zu jeglicher Stunde. Nachdem die Botin mit dieser Antwort zu ihrer Dame zurückgekehrt war, wurde Salabaetto kurzerhand verständigt, in welchem Badehause er sie am folgenden Tage nach der Vesper erwarten solle. Ohne jemand ein Sterbenswörtlein davon zu sagen, ging er auf den Schlag der ihm angegebenen Stunde hin und fand das Bad von der Dame bestellt. Er war noch nicht lange dort, als zwei beladene Sklavinnen kamen, die eine eine schöne große Baumwollmatratze auf dem Kopfe tragend, die andere einen Korb voll Sachen; und nachdem sie die Matratze in einer Kammer des

Badehauses auf eine Bettstatt gelegt hatten, breiteten sie ein paar weiche, mit Seide besetzte Laken darüber und dann eine schneeweiße Decke aus feinstem zyprischem Linnen samt zwei Kissen von wundersamer Arbeit. Und dann entkleideten sie sich und stiegen in das Bad und wuschen und fegten es säuberlich. Es dauerte nicht lange, so kam auch die Dame ins Badehaus, begleitet von zwei andern Sklavinnen; und kaum ergab sich die Gelegenheit, so begrüßte sie Salabaetto mit inniger Herzlichkeit, umhalste und küßte ihn zärtlich mit tiefen Seufzern und sagte zu ihm: »Ich weiß nicht, wer mich zu so etwas hätte verleiten können außer dir; du hast mir Feuer in die Adern gegossen, du schlimmer Toskaner.« Hierauf stiegen sie auf ihren Wunsch beide nackt ins Bad und zwei Sklavinnen mit ihnen. Ohne daß sie ihn von einer andern hätte berühren lassen, wusch sie ihn selbst mit einer von Bisam und Gewürznelken duftenden Seife; dann ließ sie sich von den Sklavinnen waschen und reiben. Und nachdem das geschehn war, brachten die Sklavinnen zwei schneeweiße dünne Laken, die einen solchen Rosenduft ausströmten, daß die ganze Kammer voll Rosen zu sein schien; die eine wickelte Salabaetto in das eine und die andere die Dame in das andere, und sie nahmen sie auf die Schultern und trugen sie beide in das bereitete Bett. Und nachdem sie dort zu schwitzen aufgehört hatten, wurden sie von den Sklavinnen aus den Laken gewickelt, so daß sie nackt nebeneinander lagen. Und die Sklavinnen entnahmen dem Korbe prächtige Fläschchen voll Rosenwasser, Orangenblütenwasser, Jasminblütenwasser und Lavendelwasser und besprengten sie damit; und dann entnahmen sie dem Korbe Schachteln mit Konfekt und köstlichen Wein, und damit stärkte sich das Paar ein wenig. Salabaetto glaubte im Paradiese zu sein, und tausendmal sah er die Dame an, die wirklich herrlich schön war, und jedes Weilchen deuchte ihn hundert Jahre, bis die Sklavinnen gehn würden und er sich in den Armen der Dame finden werde. Nachdem sie sich endlich auf den Befehl der Dame entfernt hatten, umarmte diese bei dem Scheine einer blinkenden Kerze, die die Mädchen zurückgelassen hatten, ihren Salabaetto und er sie, und so verbrachten sie eine lange Weile zur großen Wonne Salabaettos, den es deuchte, daß sie aus Liebe zu ihm verschmachte. Als es aber der Dame Zeit schien aufzustehn, ließ sie die Sklavinnen kommen, und sie kleideten sich beide an, stärkten sich von neuem bei Trank und Konfekt und wuschen sich Gesicht und Hände in den wohlriechenden Wässern; und als es nun ans Scheiden ging, sagte die Dame zu Salabaetto: »Wenn es dir lieb wäre, so würdest du mir eine große Freude machen, wenn du heute zum Abendessen und für die Nacht zu mir kommen wolltest.« Salabaetto, den ihre Schönheit und ihre erfahrene Liebenswürdigkeit völlig für sie eingenommen hatten, antwortete in dem festen Glauben, sie liebe ihn wie das Herz im Leibe: »Madonna, jeder Wunsch von Euch ist mir ein außerordentliches Vergnügen, und darum will ich nicht nur heute abend, sondern immerdar tun, was Ihr wünscht und was Ihr mir befehlt.« Nach ihrer Heimkehr ließ die Dame ihr Gemach mit ihren Kleidern und ihrem Hausrat zieren und ein reichliches Abendessen besorgen und harrte Salabaettos. Kaum dunkelte es ein wenig, so ging er hin; er wurde fröhlich empfangen und aß mit großer Lust und trefflich bedient. Als er dann mit ihr ins Gemach trat, fühlte er einen wundersamen Geruch von Aloeholz und sah über dem köstlichen Bette zyprische Vögel, und an den Haken viel schöne Kleider. Alles zusammen und jedes einzeln für sich machten ihn glauben, sie müsse eine große, reiche Dame sein. Und hatte er auch in gegenteiliger Weise manches über ihren Lebenswandel munkeln gehört, so wollte er das um keinen Preis glauben: und wenn er immerhin glaubte, sie habe schon manchen zum Narren gehalten, so hätte er doch um keinen Preis glauben wollen, daß das auch ihm widerfahren könnte. Er lag also die Nacht mit großer Wonne bei ihr, sich immer mehr entflammend. Am Morgen gürtete sie ihn mit einem schönen, zierlichen Gürtel, woran eine schöne Börse hing, und sagte zu ihm: »Mein süßer Salabaetto, laß mich dir befohlen sein: und so wie dir meine Person zur Verfügung ist, so auch alles, was hier ist; und alles was ich vermag, steht zu deinem Befehl.« Nachdem er sie froh umarmt und geküßt hatte, verließ er ihr Haus und ging dorthin, wo die Kaufleute verkehrten. Und indem er so ein und das andere Mal mit ihr zusammengewesen war, ohne daß es ihn auch nur das geringste gekostet hätte, so daß er sich stündlich mehr von ihr bestricken ließ, geschah es, daß er seine Wolle gegen bar und mit einem hübschen Gewinne verkaufte; alsbald erfuhr das die Dame, zwar nicht von ihm, aber anderswoher. Als nun Salabaetto eines Abends bei ihr war, begann sie mit ihm zu kosen und zu tändeln und ihn zu küssen und ihn zu herzen und zeigte ihm eine so glühende Liebe, daß es ihn deuchte, sie werde in seinen Armen versterben; und sie wollte ihm zwei prächtige silberne Becher schenken, aber Salabaetto wollte sie nicht annehmen, weil er schon einmal ums andere so viel von ihr bekommen hatte, daß es schier dreißig Gulden wert war, ohne daß er sie hätte bewegen können, von ihm auch nur den Wert eines Groschens anzunehmen. Nachdem sie ihn durch solche Beweise ihrer Glut und Freigebigkeit trefflich entflammt hatte, wurde sie endlich von einer ihrer Sklavinnen, mit der sie das früher verabredet hatte, abgerufen; sie ging also aus dem Gemache und blieb eine Weile draußen, kam dann weinend zurück, warf sich mit dem Gesichte voran aufs Bett und begann so jämmerlich zu klagen, wie kein Weib zuvor. Verwundert nahm sie Salabaetto in die Arme und weinte mit ihr und sagte: »Ach, Herz meines Leibes, was habt Ihr so plötzlich? Was ist der Grund dieses Jammers? Ach, sagt mir's doch, meine Seele!« Nachdem sich die Dame gar lange hatte bitten lassen, sagte sie: »Weh mir, mein süßer Herr, ich weiß nicht, was tun oder sagen; den Augenblick habe ich Briefe aus Messina erhalten, worin mir mein Bruder schreibt, daß ich ihm

von heute bis in acht Tagen unweigerlich, und wenn ich auch alles, was da ist, verkaufen oder verpfänden müßte, tausend Gulden schicken wolle, sonst werde ihm der Kopf abgeschlagen; und ich weiß nicht, was ich tun soll, um sie mir so rasch zu verschaffen: hätte ich nur vierzehn Tage Zeit, so fände ich ja einen Weg, sie an einer Stelle aufzunehmen, wo ich viel mehr zu bekommen habe, oder ich würde eine von unsern Besitzungen verkaufen; da ich das aber nicht kann, so wäre es mir lieber, ich wäre gestorben, bevor mir diese Nachricht gekommen wäre.« Und nach diesen Worten setzte sie ihr Weinen fort mit allen Anzeichen großer Verstörtheit. Salabaetto, dem die Liebesflammen einen guten Teil der gebührenden Einsicht genommen hatten, hielt die Tränen für wahr und die Worte für noch wahrer und antwortete: »Madonna, mit tausend Gulden kann ich Euch nicht dienen, mit fünfhundert aber sehr wohl, wenn Ihr glaubt, sie mir binnen vierzehn Tagen wiedergeben zu können; und es kommt Euch zustatten, daß ich gestern habe meine Wolle verkaufen können, sonst hätte ich Euch nicht einen Groschen borgen können.« – »O weh«, sagte die Dame, »so hast du also Geldsorgen gelitten? Warum hast du denn nichts von mir verlangt? Wenn ich auch keine tausend habe, so hätte ich dir doch leicht hundert, ja zweihundert geben können; damit hast du mir den ganzen Mut genommen, den Dienst, den du mir anbietest, von dir anzunehmen.« Salabaetto, mehr als eingenommen von diesen Worten, sagte: »Madonna, deswegen will ich nicht, daß Ihr es ließet; hätte ich es ebenso notwendig gehabt wie Ihr, so hätte ich Euch schon darum gebeten.« – »O mein Salabaetto«, sagte die Dame, »nun erkenne ich, daß deine Liebe zu mir wahr und vollkommen ist, weil du mir, ohne erst zu warten, bis du um eine so große Summe gebeten wirst, in dieser Not aus freien Stücken hilfst. Und wahrhaftig, ich war ja ohnedies ganz dein, aber nun werde ich es noch mehr sein; und nie werde ich vergessen, daß ich dir das Leben meines Bruders verdanke. Aber weiß Gott, wie ungern ich es annehme, wenn ich bedenke, daß du ein Kaufmann bist und daß die Kaufleute zu jedem Geschäft Geld brauchen; weil mich aber die Not drängt und ich die feste Hoffnung habe, sie dir bald wiedergeben zu können, so nehme ich sie denn. Und wegen des Restes werde ich, wenn ich keinen raschern Weg finde, alle diese meine Habseligkeiten verpfänden.« Und mit diesen Worten sank sie ihm weinend an den Hals. Salabaetto versuchte sie zu trösten; er blieb die Nacht bei ihr und brachte ihr dann, um seine freiwillige Dienstbeflissenheit zu beweisen, ohne eine weitere Bitte von ihr abzuwarten, fünfhundert schöne Gulden, und die nahm sie hin, im Herzen lachend und mit den Augen weinend, und Salabaetto begnügte sich mit ihrem bloßen Versprechen. Kaum hatte die Dame das Geld, so begann sich der Kalender zu ändern: während Salabaetto früher, sooft er wollte, freien Zutritt zu ihr gehabt hatte, kam jetzt auf einmal alles mögliche dazwischen, so daß es ihm unter sieben Malen kaum gelang, Einlaß zu finden, und dann gab es auch nicht mehr das frohe Gesicht und die Liebkosungen und den Jubel wie früher. Und als er endlich sein Geld zurückforderte, da nicht nur die Frist, wo er es hätte wiederbekommen sollen, sondern noch ein Monat und zwei verstrichen waren, erhielt er leere Worte zur Zahlung. Weil sich also Salabaetto auf diese Weise klar wurde über den Trug des niederträchtigen Weibes und seine geringe Vernunft und weil er auch erkannte, daß er von ihr nichts hätte sagen können, als was ihr selber beliebe, da er darüber weder etwas Schriftliches noch ein Zeugnis hatte, weinte er still für sich über seine Dummheit, voll Scham, seine Klagen jemand anzuvertrauen, sowohl deswegen, weil er vorher gewarnt worden war, als auch wegen des Hohnes, den er seiner Albernheit halber verdientermaßen erwarten durfte. Weil er überdies von seinen Herren mehrere Briefe erhalten hatte, er solle für das Geld Wechsel eintauschen und sie ihnen schicken, entschloß er sich, abzureisen, damit nicht seine Verfehlung, wenn er das nicht tue, dort offenkundig werde; und er stieg zu Schiff und fuhr, nicht nach Pisa, wie er hätte sollen, sondern nach Neapel. Dort hielt sich damals unser Gevatter Pietro dello Canigiano auf, der Schatzmeister der Kaiserin von Konstantinopel, ein Mann mit großem Verstande und durchdringendem Geiste, der ein inniger Freund von Salabaetto und dessen Leuten war; diesem, als einem besonnenen Manne, erzählte Salabaetto nach einigen Tagen klagend, was ihm für ein Unglück zugestoßen war, und bat ihn um Hilfe und Rat, wie er in Neapel sein Leben fristen könne, indem er beteuerte, nach Florenz gedenke er nie mehr zurückzukehren. Ärgerlich über diese Dinge sagte Canigiano: »Du hast schlecht getan, hast dich schlecht betragen, hast deinem Herrn schlecht gehorcht; allzuviel Geld hast du auf einmal für deine Üppigkeit ausgegeben. Weil es aber einmal geschehen ist, heißt es weitersehn.« Und als scharfsinniger Mann hatte er auch schon gefunden, was zu tun war, und sagte es Salabaetto. Dem gefiel es, und er machte sich sofort auf gut Glück an die Ausführung: mit dem bißchen Geld, das er hatte, und mit dem, das ihm Canigiano geborgt hatte, besorgte er sich viele wohl zugebundene und verschnürte Ballen, kaufte gegen zwanzig ölfässer und füllte sie, verlud alles und kehrte nach Palermo zurück; und nachdem er den Zollbeamten die Packungsgebühr für die Ballen und ebenso den Zoll für die Fässer bezahlt und alles auf seine Rechnung hatte einschreiben lassen, stellte er seine Waren in die Speicher und sagte, er wolle sie nicht eher anrühren, als bis die andern Waren, die er erwarte, gekommen seien. Jancofiore, die davon Kundschaft bekam und hörte, daß das, was er jetzt mitgebracht habe, wohl zweitausend Gulden oder mehr wert sei ohne das, was er noch erwarte und was mehr als dreitausend wert sei, faßte, weil sie glaubte, einen zu geringen Treffer gemacht zu haben, den Plan, ihm die fünfhundert zurückzugeben, um den größern Teil der fünftausend zu bekommen, und ließ ihn holen. Salabaetto, der nun

gewitzigt war, ging hin. Sie tat, als ob sie nicht wüßte, daß er etwas mitgebracht hatte, empfing ihn mit ungemeiner Liebenswürdigkeit und sagte: »Du, wenn du mir böse geworden wärest, weil ich dir dein Geld nicht zur Frist zurückgegeben habe . . .« Salabaetto begann zu lächeln und sagte: »Madonna, um die Wahrheit zu sagen, so hat es mir ein bißchen mißfallen, weil ich mir das Herz aus dem Leibe risse, um es Euch zu geben, wenn ich glaubte, Euch damit einen Gefallen zu tun; aber Ihr sollt hören, wie böse ich Euch geworden bin. So groß und derartig ist die Liebe, die ich zu Euch trage, daß ich einen großen Teil meiner Besitzungen habe verkaufen lassen und jetzt mit Waren im Werte von zweitausend Gulden hergekommen bin, und von Westen her erwarte ich noch andere, die mehr als dreitausend wert sind, und ich beabsichtige, in dieser Stadt einen Laden zu errichten und hierzubleiben, um Euch immer nahe zu sein, weil mich Eure Liebe mehr beglückt als, nach meiner Meinung, je einen Verliebten die seine.« Die Dame sagte zu ihm: »Schau, Salabaetto, alles was dir lieb ist, ist mir durchaus recht, weil ich dich mehr liebe als mein Leben, und es ist mir durchaus recht, daß du mit der Absicht hierzubleiben zurückgekommen bist, weil ich mit dir noch manche schöne Stunde verbringen zu dürfen hoffe; aber ich will mich bei dir ein wenig entschuldigen, daß du damals, als du abgereist bist, manchmal zu mir hast kommen wollen und nicht hast können, und daß du manchmal, wenn du gekommen bist, nicht den gewohnten freudigen Empfang gefunden hast, und zudem auch noch deswegen, daß ich dir dein Geld nicht zur versprochenen Frist zurückgegeben habe. Du mußt wissen, daß ich damals in großem Schmerze und in großer Kümmernis war, und wer in einem solchen Gemütszustande ist, kann dem auch noch so Geliebten nicht leicht ein so freundliches Gesicht zeigen und sich nicht allwege so mit ihm abgeben, wie es der wünschte; und außerdem mußt du wissen, daß es für eine Frau sehr mißlich ist, tausend Gulden aufzutreiben, und man sagt uns allenthalben nichts als Lügen und hält uns kein Versprechen, und drum bleibt uns nichts andres übrig, als auch selber zu lügen: und daher und aus keinem garstigen Grunde ist es gekommen, daß ich dir dein Geld nicht wiedergegeben habe. Aber kurz nach deiner Abreise habe ich es bekommen, und wenn ich gewußt hätte, wohin es schicken, so kannst du sicher sein, hätte ich dir's geschickt; weil ich es aber nicht gewußt habe, habe ich es dir aufgehoben.« Und sie ließ eine Börse holen, worin dieselben Gulden waren, die er ihr gegeben hatte, und gab sie ihm in die Hand und sagte: »Zähl nach, ob es fünfhundert sind.« Salabaetto war nie so froh gewesen; er zählte sie nach und steckte sie, als er die Summe richtig gefunden hatte, ein und sagte: »Madonna, ich erkenne es, daß Ihr die Wahrheit sagt, aber Ihr habt genug getan; und ich sage Euch, daß Ihr deshalb und wegen der Liebe, die ich zu Euch trage, für Euere Bedürfnisse keine Summe, die ich aufbringen kann, fordern könnt, ohne daß ich Euch nicht damit diente: und wenn ich einmal hier in Ordnung bin, mögt Ihr die Probe anstellen.« Und da auf diese Weise ihre Liebe in Worten wiederhergestellt war, nahm Salabaetto den zärtlichen Umgang mit ihr wieder auf, und sie bot ihm die größten Freuden und Aufmerksamkeiten und zeigte ihm die größte Liebe. Salabaetto aber, der ihren Trug mit seinem Truge bestrafen wollte, ging eines Tages, wo sie ihn zum Abendessen und für die Nacht eingeladen hatte, mit einem so trübsinnigen und so traurigen Gesichte zu ihr, als ob er hätte sterben wollen. Jancofiore fragte ihn unter Umarmungen und Küssen, woher sein Trübsinn stamme. Nachdem er sich eine gute Weile hatte bitten lassen, sagte er: »Ich bin zugrunde gerichtet: das Schiff mit den Waren, die ich erwartete, ist von Korsaren aus Monaco genommen worden, und die verlangen zwölftausend Gulden als Lösegeld; davon kommen tausend auf mich, und ich habe keinen Heller, weil ich die fünfhundert, die Ihr mir zurückgegeben habt, auf der Stelle nach Neapel geschickt habe, um sie in Leinwand anzulegen, die ich herkommen lasse; und wenn ich die Waren, die ich dahabe, in diesem Augenblicke verkaufen wollte, so würde ich, weil jetzt nicht die Zeit dazu ist, kaum den halben Preis erhalten, und ich bin hier noch nicht so bekannt, daß ich einen fände, der mir hülfe, und darum weiß ich nicht, was tun oder sagen: und wenn ich das Geld nicht bald schicke, so werden die Waren nach Monaco gebracht, und ich bekomme nie mehr etwas davon.« Ärgerlich darüber, weil sie nun alles zu verlieren meinte, dachte sie nach, was sie zu tun habe, damit sie nicht nach Monaco gingen, und sagte: »Gott weiß, wie nahe mir das um deinetwillen geht; aber was nützt es, sich deswegen so sehr zu grämen? Hätte ich das Geld, so weiß Gott, ich würde dir's unverzüglich leihen; aber ich habe es nicht. Es ist wahr, hier ist ein Mensch, der mir neulich mit den fünfhundert gedient hat, die mir gefehlt haben, aber er will großen Zins, nämlich nicht weniger als dreißig vom Hundert: wenn du es von dem Menschen haben wolltest, so müßte man ihn mit einem guten Pfände sicherstellen, und ich für meinen Teil bin, um dir zu Diensten zu sein, bereit, alle diese Sachen und mich selber für so viel zu verpfänden, wie er drauf leihen will; aber was für eine Sicherheit willst du ihm für den Rest bieten?« Salabaetto erkannte den Grund, der sie bewog, ihm diesen Dienst zu leisten, und merkte, daß sie es selber sei, die ihm das Geld leihen wolle: da ihm das nach Wunsch war, bedankte er sich vorerst, und dann sagte er, der Wucherzins werde ihn nicht abhalten,, da ihn die Not zwinge, und weiter sagte er, er werde den, der ihm das Geld borge, mit den Waren, die er im Zollhause habe, sicherstellen, indem er sie auf ihn werde überschreiben lassen; die Schlüssel der Speicher aber wolle er in Verwahrung behalten, sowohl um seine Waren, wann sie verlangt würden, herzeigen zu können, als auch damit ihm nichts berührt oder vertauscht oder verwechselt werden könne. Die Dame sagte, das sei wohlgesprochen, und die Sicherheit sei gut genug. Und darum schickte sie am nächsten Tage um einen

Makler, zu dem sie viel Vertrauen hatte, besprach die Sache mit ihm und gab ihm tausend Gulden, und die borgte der Makler Salabaetto und ließ im Zollhause alles, was Salabaetto dort hatte, auf seinen Namen überschreiben; und nachdem sie Schrift und Gegenschrift getauscht hatten, gingen beide in vollem Einvernehmen ihrer Wege. Salabaetto aber bestieg so rasch, wie er nur konnte, mit den fünfzehnhundert Gulden ein Schiff und kehrte zu Pietro dello Canigiano nach Neapel zurück und schickte von dort aus seinen Herren, die ihn mit der Wolle fortgeschickt hatten, eine richtige und glatte Rechnung; und nachdem er Pietro und alle andern, denen er etwas schuldete, bezahlt hatte, machte er sich mit Canigiano auf Kosten der betrogenen Sizilianerin manchen vergnügten Tag. Von Neapel begab er sich dann, weil er nicht mehr länger Kaufmann sein wollte, nach Ferrara. Als ihn Jancofiore in Palermo vergebens suchte, wunderte sie sich und wurde argwöhnisch; und weil sie ihn, nachdem sie reichlich zwei Monate gewartet hatte, noch immer nicht kommen sah, veranlaßte sie den Makler, die Speicher erbrechen zu lassen. Zuerst untersuchte man die Fässer, die alle hätten voll öl sein sollen, und fand sie voll Seewasser und in jedem vielleicht ein Nösel öl oben beim Spunde; dann band man die Ballen auf und fand in allen, mit Ausnahme von zweien, die Wolle enthielten, nur Werg: kurz, alles zusammen war nicht mehr als zweihundert Gulden wert. Nun erkannte Jancofiore, daß sie angeführt worden war und weinte lange über die zurückgegebenen fünfhundert und viel länger um die tausend geborgten Gulden und sagte gar oft: »Um mit Toskanern umzugehn, muß man des Morgens früh aufstehn.« Und so fand sie, daß einer so viel vermag wie der andere, und ihr blieb der Schaden samt dem Spotte. Da Lauretta wußte, daß jetzt, wo Dioneo seine Geschichte geendet hatte, die Frist gekommen war, die ihrer Herrschaft ein Ziel setzte, nahm sie nach einigem Lobe für Pietro Canigianos Rat, der sich in seinem Erfolge als gut bewährt hatte, und für Salabaettos Schlauheit, die sich bei der Ausführung als nicht geringer gezeigt hatte, den Lorbeerkranz ab und setzte ihn auf das Haupt Emilias, indem sie mit frauenhaften Anmut sprach: »Madonna, ich weiß nicht, ob wir an Euch eine huldreiche Königin haben werden, aber eine schöne werden wir haben; laßt also Eure Handlungen Eurer Schönheit entsprechen.« Und damit setzte sie sich wieder. Emilia war etwas verschämt, nicht so sehr, weil sie Königin geworden war, als weil sie sich öffentlich deswegen preisen hörte, was die Frauen am meisten ersehnen, und ihr Gesicht wurde so wie junge Rosen beim Morgenrot. Nachdem sie aber die Augen ein wenig zu Boden geschlagen hatte und die Röte gewichen war, hielt sie mit ihrem Seneschall über die die Gesellschaft betreffenden Angelegenheiten Abrede, und dann begann sie also zu sprechen: »Meine lieblichen Damen, ganz deutlich sehn wir, daß die Stiere, wenn sie sich einen Teil des Tages, unters Joch gezwungen, schwer abgemüht haben, des Joches entledigt und entbunden werden und frei nach ihrem Belieben in den Büschen auf die Weide gehn dürfen; auch sehn wir, daß die Gärten, wo mancherlei Laub grünt, nicht weniger schön, sondern viel schöner sind als die Büsche, wo man nur Eichen sieht: aus diesen Gründen meine ich, daß mit Rücksicht darauf, wie viele Tage wir nun, unter ein gewisses Gesetz gezwungen, erzählt haben, auch uns, die wir dessen bedürftig sind, ein bißchen Bewegungsfreiheit nicht nur nützlich, sondern auch erwünscht sein wird, weil wir dabei wieder die Kraft sammeln könnten, um das Joch wieder auf uns zu nehmen. Und darum gedenke ich das, was morgen im Verlaufe eurer lieblichen Erzählungen gesprochen werden soll, nicht durch irgendeine Besonderheit einzuschränken, sondern ich will, daß jeder erzähle, was ihm beliebt, weil ich es für sicher halte, daß die Mannigfaltigkeit der Dinge, die zur Sprache kommen werden, nicht minder anmutig sein wird, als wenn nur von einem gesprochen würde; und ist das so geschehn, so mag uns mein Nachfolger im Königtum mit größerer Sicherheit ins gewohnte Joch zwingen.« Und nach diesen Worten bewilligte sie jedem völlige Freiheit bis zur Essensstunde. Dieser Worte halber lobten alle die Klugheit der Königin; und nachdem sie sich erhoben hatten, gab sich der eine dem Vergnügen, der andere einem andern hin, die Damen, indem sie Kränze wanden und Kurzweil trieben, die jungen Männer, indem sie spielten und sangen, und so verging ihnen die Zeit bis zum Abendessen. Und als die Stunde dazu gekommen war, aßen sie froh und vergnügt bei dem schönen Springbrunnen, und nach dem Essen hatten sie wie stets ihre Kurzweil am Singen und Tanzen. Endlich befahl die Königin, um der Weise ihrer Vorgänger zu folgen, daß Panfilo trotz den von mehrern freiwillig gesungenen Liedern noch eins singe. Bereitwillig begann er folgendermaßen:

So groß ist meine Liebe, ihre Lust,
Die Lustigkeit, das Spiel, die ich durch dich erkenne,
Daß ich in deinem Feuer freudig brenne.
Im Herzen sprüht der Jubel mir so überreich,
Und ganz erfüllt mich teuren Glückes Licht:
Wie bin ich wohl dazu gekommen?
Ich halt es nicht: es stürzt meinen Bereich!
Doch es erhellt sein Strahl mein Angesicht:
So mag im Wesen leise ich erfrommen.
Wie herrlich hat mich Liebe eingenommen!
Du Liebesraum bist hoch, daß ich dich schaudernd nenne,

Mich gern verzehr, bis ich von hier mich trenne.
Ich kann mit meinem Sänge kein Gefühl erwecken,
Noch durch Erfügung meiner Finger zeigen,
Was ich an Liebe hab und seligem Gedeihn.
Und könnt ich es, so müßt ich mich verstecken;
Denn war mir selbst solches Erfülltsein voll zu eigen,
So fühlt ihr's schwer – und bald als meine Pein.
Doch ich bin glücklich, kann nicht froher sein!
Ich wüßte nicht, ob mir ein Satz, den ich ersänne,
Etwas Erfaßbarkeit für dies Gefühl gewänne.
Wer könnte meinen, daß sich meiner Arme
Erhobenheit noch jemals in Bereiche biegt,
In denen ich mich einstens sanft erhalten;
Daß ich in meinem Antlitz nochmals dort erwarme,
Wo ich, zutiefst erbrennend, mich herangeschmiegt?
O könnte muntres Heil noch einmal um mich walten!
Vor solchem Glück soll mich kein fremder Zweifel spalten:
Daß ich der Glut, die ich verberge, nie entranne!
Geheim sei ich umrauscht: so froh in eigner Tenne.

Panfilos Lied war zu Ende, und obwohl alle den Endreim treulich wiederholt hatten, so war doch niemand, der nicht mit mehr angestrengter Aufmerksamkeit, als sich geziemt hätte, auf die Worte des Liedes geachtet und zu erraten versucht hätte, was das sein könne, was er, wie das Lied sagte, verbergen müsse. Und obwohl viele auf vielerlei Einbildungen verfielen, kam doch niemand der Wahrheit auf die Spur. Als aber die Königin sah, daß Panfilos Lied zu Ende war und daß die jungen Damen und Männer gern zur Ruhe gegangen wären, befahl sie allen, schlafen zu gehn.

*Es endete der achte Tag des Dekamerons*

*Es beginnt der*

# neunte Tag des Dekamerons

*wo unter der Herrschaft Emilias*
*jeder erzählt,*
*was ihm beliebt*
*und was ihm am meisten behagt*

Das Licht, vor dessen Glanz die Nacht entweicht, hatte schon die azurne Färbung des Morgenhimmels in Himmelblau verwandelt, und schon begannen die Blumen auf den Wiesen die Kelche zu erheben, als sich Emilia erhob und ihre Gefährtinnen und ebenso die jungen Männer rufen ließ. Sie kamen und machten sich, den langsamen Schritten der Königin folgend, auf den Weg und gingen bis zu einem kleinen Gehölze, nicht weit vom Palaste; und als sie eingetreten waren, sahen sie, daß sie das Wild, Hirsche, Rehe und andres, schier sicher vor den Jägern wegen der andauernden Pestilenz, so zutraulich herankommen ließ, als hätte es alle Furcht verloren und wäre ganz zahm geworden: und sie näherten sich den Tieren, wie um sie zu fangen, und hatten eine Weile ihre Freude daran, sie laufen und springen zu lassen. Da aber die Sonne höher stieg, deuchte es alle an der Zeit, zurückzukehren. Sie waren alle mit Eichenlaub gekränzt und hatten die Hände voll duftender Krauter und Blumen; und wer ihnen begegnet wäre, hätte nichts andres sagen können, als daß die der Tod nidit überwinden werde oder daß sie in aller Fröhlichkeit sterben würden. So kamen sie also Schritt für Schritt, singend und plaudernd und scherzend, zum Palaste, und dort trafen sie alles in bester Ordnung und ihre Dienerschaft munter und froh. Nach einer kurzen Ruhe gingen sie zu Tische, jedoch nicht eher, als bis die jungen Männer und die Damen sechs Lieder, eines heiterer als das andere, gesungen hatten; nachdem ihnen hierauf Wasser für die Hände gereicht worden war, setzte sie der Seneschall nach dem Gefallen der Königin alle an den Tisch, die Gerichte wurden aufgetragen, und alle aßen vergnügt: und nach dem Mahle unterhielten sie sich ein Weilchen bei Reigen und Musik, und dann ging auf den Befehl der Königin, wer da wollte, zur Ruhe. Um die gewöhnliche Stunde aber vereinigten sich alle an dem gewohnten Orte zum Erzählen; die Königin sah Filomena an und sagte, sie solle mit den Geschichten des heutigen Tags den Anfang machen, und die begann lächelnd auf die folgende Weise:

## Erste Geschichte

*Madonna Francesca, die von Rinuccio und Alessandro geliebt wird, aber keinen von beiden liebt, schafft sie sich vom Halse, indem sie dem einen aufträgt, sich als Toter in ein Grab zu legen, und dem andern, den vermeintlichen Toten herauszuholen, was die beiden nicht zu dem ihnen befohlenen Ende bringen können.*

Madonna, es ist mir sehr lieb, daß ich es sein soll, die nach Euerm Wunsche auf diesem offenen, freien Felde, das uns Euere Hoheit fürs Geschichtenerzählen zugewiesen hat, um den ersten Ring laufen soll; wenn mir dies gelingen wird, so zweifle ich nicht, daß es denen, die nach mir kommen werden, ebenso oder besser gelingen wird. Zu often Malen ist, meine lieblichen Damen, in unsern Erzählungen gezeigt worden, was für Kräfte die Liebe hat; immerhin glaube ich weder, daß der Gegenstand erschöpft sei, noch daß dies zutreffen würde, wenn wir auch von heute bis übers Jahr von nichts anderm sprächen: und weil sie die Liebenden nicht nur in mancherlei Todesgefahr führt, sondern sie auch dahin bringt, daß sie als Tote in die Wohnungen der Toten eingehn, so will ich euch zu den bisher erzählten noch eine Geschichte erzählen, woraus ihr nicht nur die Gewalt der Liebe erfassen, sondern auch erfahren werdet, wie klug es eine wackere Dame angefangen hat, um sich zwei, die sie wider ihren Willen liebten, vom Halse zu schaffen.

Ich sage also, daß einmal in der Stadt Pistoja eine sehr schöne verwitwete Dame war, die zwei unserer Florentiner, Rinuccio Palermini und Alessandro Chiarmontesi mit Namen, gelegentlich von ihr bezaubert, über die Maßen liebten, ohne daß einer etwas vom andern gewußt hätte; und jeder trachtete nach Kräften, ihre Liebe zu gewinnen. Und da diese edle Dame, deren Name Francesca de' Lazzari war, den Botschaften und Bitten, womit sie jeder von den zweien gar oft umwarb, anfänglich ein wenig ihr Ohr geliehen hatte, so daß sie jetzt ihren Willen, sich weislich zurückzuziehen, nicht ausführen konnte, verfiel sie endlich bei dem Sinnen, wie sie sich diese Widrigkeit vom Halse schaffen könnte, auf den Plan, von ihnen einen Dienst zu verlangen, dessen Ausführung sie, obwohl sie möglich war, keinem zutraute, damit sie so, wenn sie ihn nicht ausführten, einen ehrbaren Vorwand habe, ihre Botschaften fürderhin nicht mehr anzuhören; und der Plan war der folgende: An dem Tage, wo er ihr in den Sinn kam, war in Pistoja einer gestorben, der, obwohl seine Vorfahren Edelleute gewesen waren, doch als der schlechteste Mensch galt, den es nicht nur in Pistoja, sondern in der ganzen Welt gegeben habe, und der überdies zu Lebzeiten so mißgestaltet und von Angesicht so scheußlich gewesen war, daß, wer ihn nicht gekannt hätte, beim ersten Anblicke Furcht vor ihm bekommen hätte; und der war in einem Grabe außerhalb der Barfüßerkirche beerdigt worden: das, dachte sie, werde ihr die günstige Gelegenheit bieten, ihr Vorhaben ins Werk zu setzen. Darum sagte sie zu einer ihrer Mägde: »Du weißt, was für Verdruß und Ärger ich tagtäglich durch die Botschaften dieser zwei Florentiner Rinuccio und Alessandro leiden muß; nun bin ich nicht gesonnen, ihnen mit meiner Liebe zu Willen zu sein: und um sie mir vom Halse zu schaffen, habe ich mir vorgenommen, sie wegen ihrer großen Beteuerungen durch etwas auf die Probe zu stellen, was sie, dessen bin ich sicher, nicht tun werden, und so

werde ich mich dieser Widrigkeit entledigen; und höre, wie: Du weißt, daß heute bei den Barfüßern Scannadio« – so hieß der schlechte Kerl, von dem wir gesprochen haben – »beerdigt worden ist, vor dem, nicht seit er tot ist, sondern bei seinen Lebzeiten die tapfersten Männer der Stadt Furcht hatten, wann sie ihn sahen; und darum gehst du heimlich vorerst zu Alessandro und sagst ihm: ›Madonna Francesca läßt dir sagen, daß jetzt die Zeit gekommen ist, wo es dir vergönnt ist, ihre Liebe, die du so sehr ersehnt hast, zu gewinnen und bei ihr zu sein, und das, wenn du willst, auf die folgende Weise: Aus einem Grunde, den du später erfahren wirst, soll ihr diese Nacht von einem ihrer Vettern der Leichnam Scannadios, der heute früh begraben worden ist, ins Haus gebracht werden, und sie will ihn nicht dort haben, weil sie sich vor ihm, tot wie er ist, fürchtet; darum bittet sie dich, du mögest statt eines andern Dienstes heute abend um den ersten Schlaf in das Grab gehn, wo Scannadio begraben ist, und seine Kleider anziehen und dort, als ob du er wärest, so lange bleiben, bis du geholt wirst, und dich, ohne ein Wort zu sprechen oder dich zu rühren, herausziehen und in ihr Haus bringen lassen, wo sie dich empfangen wird, und du kannst dann bei ihr verweilen oder, wenn du willst, weggehn, indem du ihr die Sorge für das übrige überläßt.‹ Und sagt er, er wolle das tun, so ist es recht: sagt er, er wolle es nicht tun, so sagst du ihm in meinem Namen, er solle sich nicht mehr blicken lassen, wo ich sei, und er solle sich, wenn ihm sein Leben lieb sei, hüten, mir je wieder jemand mit einer Botschaft zu schicken. Und hierauf gehst du zu Rinuccio Palermini und sagst ihm: ›Madonna Francesca sagt, sie sei bereit, all deinen Willen zu tun, wenn du ihr einen großen Dienst leistest; du sollst nämlich heute gegen Mitternacht zu dem Grabe gehn, wo heute früh Scannadio beerdigt worden ist, und ihn, ohne ein Wort zu sagen, was du auch hörst oder verspürst, behutsam herausziehen und ihn ihr ins Haus bringen. Dort wirst du sehn, warum sie das will, und wirst von ihr erhalten, was du wünschest; und wenn dir das nicht beliebt, so sollst du ihr nie wieder jemand mit einer Botschaft schicken.‹« Die Magd ging zu beiden und sagte jedem richtig, was ihr aufgetragen war. Von jedem erhielt sie zur Antwort, er ginge nicht nur in ein Grab, sondern zur Hölle, wenn ihr das beliebe. Diese Antwort überbrachte die Magd der Dame, und die wartete, bis sie sehn werde, ob sie so töricht seien, es zu tun. Als es nun Nacht geworden war, entkleidete sich Alessandro Chiarmontesi um den ersten Schlaf bis aufs Wams und verließ sein Haus, um zu dem Grabe zu gehn und Scannadios Stelle einzunehmen; und im Gehn kamen ihm gar ängstliche Gedanken in den Sinn, und er sagte bei sich selber: ›Ach, was bin ich für ein Dummkopf! Wohin gehe ich denn? Oder weiß ich etwa, ob sie nicht von ihren Vettern, die vielleicht gemerkt haben, daß ich sie liebe, und glauben, zwischen uns bestehe etwas, was nicht besteht, angestiftet worden ist, das zu tun, damit sie mich in diesem Grab umbringen können? Träfe das zu, so hätte ich den Schaden, und niemals würde etwas ihnen Nachteiliges ruchbar werden. Oder weiß ich etwa, ob mir das nicht vielleicht irgendein Feind von mir angezettelt hat, dem sie, weil sie ihn vielleicht liebt, einen Dienst tun will?‹ Und dann sagte er: ›Aber gesetzt auch, es sei nichts davon der Fall und ihre Vettern wollten mich wirklich in ihr Haus tragen, so ist doch anzunehmen, daß sie den Leichnam Scannadios nicht deshalb wollen, um ihn zu umarmen oder ihn ihr in die Arme zu legen; vielmehr ist anzunehmen, daß sie ihn irgendwie schänden wollen, weil ihnen vielleicht der Lebende etwas angetan hat. Sie sagt, ich soll über das, was ich verspüre, kein Wort sagen. Wenn sie mir aber die Augen ausdrückten oder die Zähne ausrissen oder die Hände verstümmelten oder sonst ein derartiges Spiel mit mir trieben, woran wäre ich dann? Wie könnte ich dazu still bleiben? Und rede ich, so werden sie mich entweder erkennen und mir daraufhin etwas zuleide tun, oder wenn sie das nicht tun, so habe ich nichts ausgerichtet, weil sie mich nicht zu der Dame lassen werden, und die Dame wird dann sagen, ich hätte ihren Befehl gebrochen und sie werde mir nie etwas zu Gefallen tun.‹ Und bei diesen Selbstgesprächen war er nahe daran, wieder heimzukehren; aber seine große Liebe trieb ihn mit Gründen gegenteiliger Art und von solcher Macht vorwärts, daß sie ihn bis zum Grabe brachten. Er öffnete es, trat hinein, kleidete Scannadio aus und sich an, schloß es über sich und nahm den Platz Scannadios ein; und als er nun zu überdenken begann, wer der sei und was schon für Dinge nach dem Hörensagen des Nachts geschehn seien, nicht nur in den Gräbern der Toten, sondern auch anderswo, da begannen sich ihm die Haare zu sträuben, und jeden Augenblick deuchte es ihn, Scannadio müsse sich erheben und ihn erwürgen. Aber die glühende Liebe half ihm diese und andere schaurige Gedanken unterdrücken, und er wartete so ruhig, als ob er der Tote gewesen wäre, der Dinge, die da kommen sollten. Als die Mitternacht nahte, verließ Rinuccio sein Haus, um zu tun, was ihm seine Dame hatte sagen lassen; unterwegs kamen ihm viele mannigfaltige Gedanken über die Dinge, die ihm zustoßen könnten, so, daß er mit Scannadios Leichnam auf den Schultern in die Hände der Scharwache fallen und dann als Hexenmeister zum Scheiterhaufen verdammt werden könnte oder daß er sich die Feindschaft der Verwandten des Toten zuziehen müßte, wenn es die erführen, und noch andere Bedenken dieser Art, die ihn fast zurückgehalten hätten. Aber da raffte er sich wieder auf und sagte: ›Was? Bei der ersten Bitte dieser edeln Dame, die ich so sehr liebte und liebe, sollte ich nein sagen, und besonders, wo es ihre Gunst gilt? Nein, Gott bewahre mich davor, daß ich, und wenn es mein Leben kostete, mein Versprechen nicht hielte!‹ Und er schritt weiter und kam zum Grabe und öffnete es ohne Mühe. Alessandro hielt sich still, obwohl er eine große Angst hatte, als er es öffnen hörte. Rinuccio trat hinein, packte, in der Meinung, den Leichnam Scannadios zu packen, Alessandro bei den

Füßen, zog ihn heraus, lud ihn sich auf die Schultern und machte sich auf den Weg zum Hause der Edeldame; und beim Gehen stieß er mit ihm, weil er auf nichts sonst achtete, alle paar Schritte an die Bänke an der Straße, und die Nacht war so finster und dunkel, daß er nichts vor den Füßen sah. Und schon war er an der Schwelle der Edeldame, die, neugierig, ob Rinuccio Alessandro bringe, mit ihrer Magd am Fenster stand und sich schon gewappnet hatte, beiden den Weg zu weisen, als die Stadtschergen, die sich in dieser Straße auf die Lauer gelegt hatten, um einen Verbannten zu greifen, auf das Geräusch von Rinuccios schweren Schritten plötzlich eine Laterne hervorzogen, um zu sehn, was sie zu tun oder wohin sie zu gehn hätten, und indem sie Tartschen und Spieße zusammenschlugen, riefen: »Wer da?« Rinuccio, der sie erkannte, ließ, weil er keine Zeit zu langer Überlegung hatte, Alessandro fallen und rannte, was ihn seine Beine tragen wollten, davon. Alessandro sprang unverzüglich auf und machte sich gleicherweise aus dem Staube, obwohl er die Gewänder des Toten anhatte, die gar lang waren. Die Dame, die bei der Laterne, die die Schergen hervorgeholt hatten, deutlich gesehn hatte, daß Rinuccio Alessandro auf den Schultern getragen hatte, und ebenso, daß Alessandro mit den Gewändern des Toten bekleidet gewesen war, war baß erstaunt über den großen Mut von beiden; aber samt ihrem großen Erstaunen lachte sie herzlich, als sie sah, wie Alessandro abgeworfen wurde und wie er dann davonlief. Voller Freude über diesen Ausgang und Gott preisend, daß er sie von dem Verdrusse mit den beiden befreit hatte, trat sie zurück und ging in ihre Kammer, ohne es sich und ihrer Magd zu verhehlen, daß zweifellos jeder von den beiden sie sehr liebe, weil sie, wie sich gezeigt habe, nach ihrem Auftrage getan hätten. Obwohl Rinuccio traurig war und sein Mißgeschick verfluchte, ging er doch nicht heim, sondern ging, als die Wache die Straße verlassen hatte, dorthin zurück, wo er Alessandro abgeworfen hatte, und begann ihn tappend zu suchen, um seine Aufgabe zu Ende zu bringen; da er ihn aber nicht fand, kehrte er, in der Meinung, die Wache habe ihn fortgeschafft, traurig nach Hause zurück. Alessandro, der den, der ihn getragen hatte, nicht erkannt hatte, ging, weil er nichts andres zu tun wußte, gleicherweise heim, gar traurig über dieses Unglück. Als man am Morgen das Grab offen fand und Scannadio nicht drinnen sah, weil ihn Alessandro ganz unten in einen Winkel gewälzt hatte, wurde in Pistoja alles mögliche gesprochen und die Toren meinten, der Teufel habe ihn geholt. Nichtsdestoweniger machten beide Verliebte der Dame zu wissen, was sie getan hätten und was dazwischengekommen sei, und baten sie, indem sie sich damit entschuldigten, daß sie ihren Auftrag nicht völlig ausgeführt hätten, um ihre Gunst und ihre Liebe. Die Dame tat, als ob sie das keinem glauben wollte, und antwortete ihnen entschieden, sie werde ihnen nichts zuliebe tun, weil sie ihrem Geheiß nicht nachgekommen seien, und schaffte sie sich so vom Halse.

## Zweite Geschichte

*Eine Äbtissin steht im Finstern auf, um eine Nonne, die bei ihr verklagt worden ist, mit ihrem Geliebten im Bette zu überraschen, und nimmt in der Hast statt ihres Nonnenschleiers die Hosen des Priesters, den sie bei sich hat; da das die Verklagte sieht und sie es wissen läßt, geht sie ledig aus und darf in Gemächlichkeit mit ihrem Geliebten beisammen sein.*

Als Filomena schwieg, wurde die Klugheit, womit sich die Dame die, die sie nicht lieben wollte, vom Halse geschafft hatte, von allen gepriesen, während die tollkühne Vermessenheit der Verliebten allgemein nicht für Liebe, sondern für Wahnsinn erklärt wurde; und schon sagte die Königin freundlich zu Elisa: »Elisa, fahre fort.« Die begann unverzüglich: Meine geliebten Damen, weislich hat es Madonna Francesca, wie gesagt worden ist, verstanden, sich ihres Verdrusses zu entledigen; aber eine junge Nonne hat sich mit Hilfe des Glücks nur durch ein artiges Wort einer drohenden Gefahr entledigt. Und wie ihr wißt, gibt es sehr viel Leute, die sich, obwohl sie selbst gar töricht sind, zu Lehrern und Zuchtmeistern der andern auf werfen; dabei werden sie aber, wie ihr aus meiner Geschichte werdet ersehn können, zu manchen Malen verdienterweise selber vom Zufalle bloßgestellt: und so ist es auch einer Äbtissin ergangen, der die Nonne, von der ich erzählen will, untergeben war.

Ihr sollt also wissen, daß in der Lombardei ein durch Heiligkeit und Frömmigkeit wohlberufenes Kloster war, unter dessen Nonnen ein junges Mädchen aus edelm Blute und begabt mit wundersamer Schönheit war, Isabetta mit Namen, und die verliebte sich, als sie eines Tages zu einem Vetter von ihr ans Sprechgitter kam, in einen hübschen jungen Mann, der mit ihm war. Und ebenso entbrannte er für sie, da er ihre Schönheit sah und ihr Begehren in ihren Augen gelesen hatte; und nicht ohne große Pein schmachteten sie beide lange Zeit in dieser Liebe, ohne ihre Frucht zu genießen. Endlich entdeckte der junge Mann bei dem beiderseitigen Verlangen einen Weg, wie er ganz heimlich zu seiner Nonne kommen konnte, und sie war es zufrieden, und so besuchte er sie nicht einmal, sondern oftmals zu beider größtem Vergnügen. Derweil das

aber so fortging, geschah es eines Nachts, daß ihn, ohne daß er oder Isabetta sich dessen versehn hätte, eine Klosterfrau bemerkte, als er Isabetta verließ und wegging. Die Klosterfrau teilte es noch einigen mit. Zuerst ging deren Plan dahin, sie bei der Äbtissin zu verklagen, die Madonna Usimbalda hieß und nach der Meinung der Klosterfrauen und aller, die sie kannten, eine gute, heilige Dame war; dann aber verfielen sie auf den Gedanken, Isabetta von der Äbtissin mit dem Jüngling überraschen zu lassen, damit kein leugnen möglich sei. Und also schweigend teilten sie sich in die Vigilien und Wachen, um Isabetta zu ertappen. Nun geschah es, daß ihn die, die dessen keine Acht hatte und auch nichts davon wußte, eines Nachts kommen ließ. Sofort wurden das die, die darauf lauerten, gewahr. Als es sie, nachdem ein hübsches Stück der Nacht verstrichen war, an der Zeit deuchte, teilten sie sich in zwei Hälften: die einen stellten sich vor die Tür von Isabettas Zelle auf die Wache, während die andern eilends zur Kammer der Äbtissin gingen; und als die auf ihr Klopfen antwortete, sagten sie zu ihr: »Auf, Madonna, erhebt Euch rasch, wir haben bemerkt, daß Isabetta einen jungen Mann in ihrer Zelle hat.« Diese Nacht leistete der Äbtissin ein Priester Gesellschaft, den sie sich zu often Malen in einer Truhe bringen ließ. Da sie nun, als sie dies hörte, fürchtete, die Nonnen könnten in allzu großer Eile oder aus allzu großem Eifer durch ihr Pochen die Tür gar aufsprengen, erhob sie sich hurtig und kleidete sich, so gut es im Finstern ging, an; dabei kamen ihr, anstatt daß sie, wie sie meinte, das faltige Kopftuch, das sie tragen und das sie Weiel nennen, genommen hätte, die Hosen des Priesters in die Hände, und so groß war ihre Hast, daß sie sich die statt des Weiels aufs Haupt warf. Und dann trat sie heraus, verschloß die Tür hinter sich und sagte: »Wo ist diese Gottvermaledeite?« Und sie kam mit den andern, die so hitzig und begierig waren, Isabetta auf der Tat zu ertappen, daß sie gar nicht merkten, was die Äbtissin auf dem Haupte hatte, zur Tür der Zelle und die brach sie mit Hilfe der anderen auf; und als sie eingetreten waren, fanden sie die beiden Liebenden umschlungen im Bette, und die wußten vor Bestürzung über diese Überraschung nicht was tun und blieben, wie sie waren. Unverzüglich wurde das Mädchen von den Nonnen ergriffen und auf Befehl der Äbtissin ins Kapitel gebracht. Der junge Mann blieb zurück; er kleidete sich an und wartete den Ausgang der Sache ab, mit der Absicht, wenn sie ihr etwas zuleide täten, allen, so viel er ihrer habhaft werden könnte, übel mitzuspielen und seine Geliebte mit sich zu nehmen. Die Äbtissin begann ihr, nachdem sie ihren Sitz im Kapitel eingenommen hatte, vor allen Nonnen, die nur auf die Schuldige blickten, die größten Schmähungen zu sagen, die je einem Weibe gesagt worden sind, daß sie die Heiligkeit, die Ehrbarkeit und den guten Leumund des Klosters durch ihr liederliches und schändliches Treiben, wenn es draußen bekannt werde, befleckt habe, und fügte zu diesen Schmähungen die schwersten Drohungen. Beschämt und furchtsam wegen ihrer Schuld, wußte das junge Mädchen nicht was antworten, und durch ihr Schweigen gewann sie sich das Mitleid der andern; als aber die Äbtissin ihr Ungestüm verdoppelte, hob das Mädchen von ungefähr das Gesicht und sah nun, was die Äbtissin auf dem Kopfe hatte und daß ihr die Hosenbänder rechts und links herunterhingen. Sofort merkte sie, was los war, und sagte ganz getrost: »Madonna, so Euch Gott helfe, bindet Euch doch erst die Haube, und dann sagt mir, was Ihr wollt.« Die Äbtissin, die sie nicht verstand, sagte: »Was Haube, schlechtes Weib? Du hast noch den Mut, Possen zu treiben? Glaubst du, daß nach dem, was du getan, Possen am Platze sind?« Nun sagte das Mädchen zum andern Male: »Madonna, ich bitte Euch, bindet Euch die Haube, und dann sagt mir, was Euch beliebt.« Darum hoben viele Nonnen den Blick zum Kopfe der Äbtissin, und während sie ebenso hinaufgriff, wurde sie inne, warum Isabetta so sprach. Als die Äbtissin jetzt einsah, daß ihr der gleiche Fehler vorgeworfen wurde, und sah, daß es alle gesehen hatten und kein Verbergen möglich war, änderte sie ihre Predigt und begann in einem andern Tone als früher zu sprechen und kam zu dem Schlüsse, es sei unmöglich, sich des Stachels des Fleisches zu erwehren; und darum sagte sie, jede solle sich's in aller Stille, wie es bisher geübt worden sei, nach Möglichkeit gut geschehn lassen. Und nachdem sie das Mädchen ledig gesprochen hatte, ging sie zu ihrem Priester schlafen und Isabetta zu ihrem Geliebten. Und Isabetta ließ ihn fürderhin, allen, die ihr neidisch waren, zum Trotz, oftmals kommen. Die andern, die ohne Geliebten waren, versuchten ihr Glück heimlich nach besten Kräften.

## Dritte Geschichte

*Auf Anstiften Brunos und Buffalmaccos und Nellos macht Meister Simone Calandrino weis, er sei schwanger; der gibt den Genannten Geld und Kapaune auf Arznei und genest, ohne zu gebären.*

Nachdem Elisa ihre Geschichte geendigt und alle Gott gedankt hatten, daß er die junge Nonne glücklich den Zähnen ihrer neidischen Gesellinnen entzogen hatte, befahl die Königin Filostrato, fortzufahren; und der begann, ohne einen weiteren Befehl abzuwarten: Meine schönen Damen, die Geschichte von dem ungeschlachten märkischen Richter, die ich euch gestern erzählt habe, hat mir eine Geschichte von

Calandrino aus dem Munde genommen, die ich euch eigentlich hätte erzählen wollen. Und weil alles, was man von diesem Manne erzählt, nur die Fröhlichkeit steigern kann, so will ich euch, obwohl von ihm und seinen Gesellen schon viel gesprochen worden ist, doch noch die Geschichte erzählen, die ich gestern im Sinne gehabt habe.

Von früher her ist schon genugsam bekannt, wer Calandrino gewesen ist und wer die andern, die ich in dieser Geschichte erwähnen muß; darum sage ich ohne weiteres, daß es geschah, daß eine Muhme Calandrinos starb und ihm zweihundert Lire Kleingeld hinterließ. Nun redete Calandrino herum, er wolle ein Gut kaufen; und so viel Makler es in Florenz gab, mit allen unterhandelte er, als ob er zehntausend Gulden auszugeben gehabt hätte, aber stets zerschlug sich der Handel, wenn es zu dem Preise kam, der für das Gut gefordert wurde. Bruno und Buffalmacco, die davon wußten, hatten ihm zu mehrern Malen gesagt, er täte besser daran, es mit ihnen zu verjubeln, als Land zu kaufen, als ob er Lehmkugeln machen müßte; aber davon gar nicht zu reden, sie hatten ihn nicht einmal dazu bringen können, daß er ihnen ein einziges Mal ein Essen gezahlt hätte. Als sie darüber eines Tages gegeneinander ihren Unwillen äußerten, kam ein Gesell von ihnen dazu, ein Maler, der Nello hieß, und nun beratschlagten sie alle drei, wie sie es anzufangen hätten, daß sie sich auf Calandrinos Kosten den Schnabel schmieren könnten; und nachdem sie verabredet hatten, was sie tun müßten, setzten sie es ohne viel Verzug ins Werk. Am nächsten Morgen paßten sie es ab, bis Calandrino sein Haus verließ, und er war noch nicht weit gegangen, als ihm Nello in den Weg trat und sagte: »Guten Tag, Calandrino.« Calandrino antwortete ihm, Gott möge ihm einen guten Tag und ein gutes Jahr bescheren. Hierauf hielt Nello ein wenig inne und sah ihm ein Weilchen ins Gesicht. Calandrino sagte zu ihm: »Was schaust du?« Und Nello sagte: »Hast du heute nacht nichts verspürt? Du dünkst mich nicht mehr der, der du früher warst.« Sofort wurde Calandrino unruhig und sagte: »O weh, was ist es denn? Was meinst du, daß ich habe?« Nello sagte: »Ach, deswegen sage ich es nicht. Aber du dünkst mich ganz verändert; aber es wird nichts sein.« Und damit ließ er ihn gehn. Ganz besorgt, obwohl er keineswegs etwas verspürte, ging Calandrino weiter. Aber Buffalmacco, der nicht weit weg war, trat ihm, nachdem er Nello hatte weggehn sehn, entgegen und fragte ihn nach der Begrüßung, ob er nichts verspüre. Calandrino antwortete: »Ich weiß nicht; eben jetzt hat mir Nello gesagt, ich deuchte ihn ganz verändert: wäre es möglich, daß mir etwas fehlte?« Buffalmacco sagte: »Freilich fehlt dir etwas und keine Kleinigkeit: du siehst ja halbtot aus.« Und schon glaubte Calandrino, das Fieber im Leibe zu haben. Und da kam noch Bruno dazu, und seine ersten Worte waren: »Calandrino, wie siehst du aus? Es ist ja, als ob du eine Leiche wärest: wie fühlst du dich?« Calandrino, der hörte, daß sie alle so sprachen, hielt es für ausgemacht, daß er krank sei; und er fragte ganz verstört: »Was tu ich denn?« Bruno sagte: »Ich meine, du gehst heim und legst dich ins Bett und läßt dich gut zudecken und schickst dein Wasser zu Meister Simone, der uns ja so befreundet ist, wie du weißt. Er wird dir auf der Stelle sagen, was du zu tun hast, und wir werden mit dir gehn, und wenn etwas not tut; so werden wir es tun.« Nello schloß sich ihnen an, und sie gingen mit Calandrino heim, und der sagte, nachdem er ganz erschöpft in die Kammer getreten war, zu seinem Weibe: »Komm her und deck mich gut zu; mir ist sehr elend.« Nachdem er sich also niedergelegt hatte, schickte er eine Magd mit seinem Wasser zu Meister Simone, der in seiner Bude auf dem alten Markte war, die einen Kürbis als Schild hatte. Und Bruno sagte zu den Gesellen: »Bleibt ihr bei ihm; ich will gehn und hören, was der Arzt sagt, und ihn, wenn es nötig ist, herbringen.« Nun sagte Calandrino: »Ach ja, Freund, geh hin und bring mir Nachricht, wie es steht; ich weiß nicht, was ich im Leibe habe.« Bruno machte sich auf den Weg zu Meister Simone, und da er vor der Magd hinkam, die das Wasser trug, unterrichtete er Meister Simone rasch von allem. Als dann die Magd gekommen war, besah der Meister das Wasser und sagte zu ihr: »Geh und sage Calandrino, er solle sich recht warm halten, und ich werde auf der Stelle zu ihm kommen und ihm sagen, was er hat und was er tun soll.« So berichtete es die Magd, und es dauerte nicht lange, so kamen auch schon der Meister und Bruno, und der Arzt setzte sich an Calandrinos Seite, begann damit, ihm den Puls zu fühlen, und sagte nach einer Weile in Gegenwart der Frau: »Schau, Calandrino, um mit dir als Freund zu sprechen, dir fehlt sonst nichts, als daß du schwanger bist.« Als das Calandrino hörte, erhob er ein jämmerliches Geschrei und sagte: »O weh, Tessa, daran bist du schuld, weil du nicht anders als oben liegen willst; ich habe dir's ja immer gesagt.« Tessa, die eine sehr ehrbare Frau war, errötete vor Scham über diese Worte ihres Gatten und verließ die Kammer mit gesenkter Stirn und ohne etwas geantwortet zu haben. Calandrino, der in seinen Klagen fortfuhr, sagte: »O weh, ich Unglücklicher! Was tu ich jetzt? Wie will ich dieses Kind gebären? Wo soll's herauskommen? Ich sehe es wohl, ich sterbe noch an dieser Tollheit meiner Frau, und der soll Gott so viel Kummer schicken, wie ich mir Freude wünsche; aber wäre ich so gesund, wie ich krank bin, ich stünde auf und gäbe ihr solche Prügel, daß ihr kein Knochen im Leibe heil bliebe, obwohl mir ganz recht geschieht, weil ich sie nicht hätte sollen hinaufsteigen lassen: aber wahrhaftig, komme ich diesmal davon, so mag sie mir lieber vor Lust sterben!« Bruno und Buffalmacco und Nello hatten, als sie Calandrino derart reden hörten, so große Lust zu lachen, daß sie schier platzten, aber sie hielten sich zurück; der Meister Simpelmann lachte jedoch so übermäßig, daß man ihm alle Zähne hätte aus dem Munde nehmen können. Endlich aber befahl

sich Calandrino der Kunst des Arztes und bat ihn in dieser Sache um Rat und Hilfe; und der Meister sagte zu ihm: »Calandrino, du brauchst dich nicht so zu schrecken, denn wir haben es, Gott sei gelobt, so rasch erkannt, daß ich dich mit wenig Mühe und in ein paar Tagen ledig machen will; aber du mußt es dich etwas kosten lassen.« Calandrino sagte: »O weh, Meister, ja, um Gottes willen, ja! Ich habe da zweihundert Lire, wovon ich ein Gut habe kaufen wollen; wenn es sein muß, so nehmt sie alle, damit ich nur nicht zu gebären brauche, weil ich nicht wüßte, wie ich das machen sollte; denn ich höre, wie die Weiber ein so großes Geschrei verführen, wenn sie gebären sollen, samt dem, daß sie eine so breite Gelegenheit haben, es zu tun: hätte ich diese Schmerzen, ich glaube, ich stürbe eher als zu gebären.« Der Arzt sagte: »Mach dir keine Gedanken. Ich werde dir nun einen destillierten Trank bereiten lassen, der sehr gut ist und angenehm zu trinken, und der wird dir in drei Tagen alles lösen, und du wirst gesünder sein als ein Fisch; aber dann sieh zu, daß du gescheiter bist und nicht mehr in diese Dummheit verfällst. Zu diesem Wasser braucht es drei Paar gute, feiste Kapaune, und für das andre, was es noch braucht, gib einem von denen fünf Lire Kleingeld, damit er es kaufe. Und laß mir alles in meinen Laden bringen, und ich werde dir morgen früh in Gottes Namen das destillierte Tränkchen schicken, und davon nimmst du für den Anfang einen großen Becher auf einmal.« Als Calandrino das hörte, sagte er: »Laßt Euch das am Herzen liegen, Meister.« Und er gab Bruno fünf Lire und das Geld für drei Paar Kapaune und bat ihn, sich ihm zuliebe dieser Mühe zu unterziehn. Der Arzt ging weg, ließ ihm ein wenig Met bereiten und schickte ihn ihm. Bruno kaufte die Kapune und die andern zum Schlemmen notwendigen Sachen, und er und seine Gesellen und der Arzt verzehrten alles. Calandrino trank drei Morgen von dem Met, und der Arzt kam mit seinen Gesellen zu ihm und fühlte ihm den Puls und sagte: »Calandrino, du bist ohne Zweifel geheilt; und darum magst du jetzt deinen Geschäften nachgehn und brauchst nicht mehr zu Hause zu bleiben.« Fröhlich stand Calandrino auf und ging seinen Geschäften nach und lobte, wo er nur mit jemand in ein Gespräch kam, die schnelle Heilung, die Meister Simone an ihm durchgeführt habe, weil er ihn in drei Tagen ohne irgendein Ungemach entbunden habe. Und Bruno und Buffalmacco und Nello waren wohl zufrieden, daß es ihnen gelungen war, den Geiz Calandrinos zuschanden zu machen, während Monna Tessa, die die Sache merkte, gar viel mit ihrem Manne brummte.

## Vierte Geschichte

*Cecco di Messer Fortarrigo verspielt in Buonconvento alles, was er hat, und dazu, noch das Geld von Cecco di Messer Angiulieri und läßt ihn, indem er ihm im Hemde nachläuft, unter dem Vorgeben, er sei von ihm bestatten worden, von Bauern greifen, zieht seine Kleider an, steigt auf sein Roß und läßt ihn im Hemde sitzen.*

Mit herzlichem Gelächter hatte die ganze Gesellschaft gehört, was Calandrino von seiner Frau gesagt hatte; als aber Filostrato schwieg, begann Neifile auf den Wunsch der Königin: Meine wackern Damen, wenn es den Menschen nicht schwerer fiele, ihren Verstand und ihre Tugend zu zeigen als ihre Dummheit oder ihre Laster, so würden sich nicht manche vergeblich bemühen, ihre Zunge im Zaume zu halten; und das hat auch genugsam die Torheit Calandrinos gezeigt, der, um Heilung von einem Übel, das ihn seine Einfalt glauben ließ, zu finden, nicht notwendig gehabt hätte, die geheimen Gelüste seiner Frau aller Welt kundzutun. Diese Geschichte hat mir eine ganz entgegengesetzte in den Sinn gebracht, wo nämlich die Tücke des einen über den Verstand des andern zu dessen schwerem Schaden und Spott den Sieg davongetragen hat, und die will ich euch erzählen.

In Siena waren, es sind noch nicht viele Jahre her, zwei schon erwachsene Männer, die beide Cecco hießen, aber der eine di Messer Angiulieri und der andere di Messer Fortarrigo. Obwohl sie in ihrem Wesen in vielen Stücken nicht übereinstimmten, so stimmten sie doch in dem Punkte, daß sie nämlich beide ihre Väter haßten, so sehr überein, daß sie Freunde geworden waren und miteinander häufigen Umgang hielten. Angiulieri, der ein hübscher Mann von guter Lebensart war, meinte nun, mit dem Einkommen, das ihm sein Vater ausgesetzt hatte, in Siena nur schlecht leben zu können; als er daher erfuhr, daß ein Kardinal, der sein Gönner war, als Legat des Papstes in die Mark Ancona gekommen sei, entschloß er sich, sich zu ihm zu begeben, in dem Glauben, er werde so seine Lage verbessern. Und nachdem er das seinen Vater hatte wissen lassen, kam er mit ihm überein, daß ihm der auf einmal zu geben habe, was er in sechs Monaten hätte bekommen sollen, damit er sich kleiden und beritten machen und anständig auftreten könne. Da er nun jemand suchte, den er zu seiner Bedienung mitnehmen könnte, kam das Fortarrigo zu Ohren, und der fand sich sofort bei Angiulieri ein und begann ihn nach Kräften zu bitten, er möge ihn mitnehmen, und er wolle sein Knecht und Diener und alles andere sein, ohne einen Lohn außer seiner Zehrung. Angiulieri antwortete ihm, er wolle ihn nicht mitnehmen, nicht etwa, weil er dafürhielte, daß er nicht zu jedem Dienste tauglich

sei, sondern deswegen, weil er spiele und sich überdies manchmal betrinke. Darauf antwortete Fortarrigo, er werde sich zweifellos vor dem einen und vor dem andern in acht nehmen, und versicherte das mit vielen Schwüren und fügte so viele Bitten hinzu, daß endlich Angiulieri überwunden sagte, er sei's zufrieden. Nachdem sie sich eines Morgens beide auf den Weg gemacht hatten, hielten sie in Buonconvento an, um zu Mittag zu essen. Als Angiulieri gegessen hatte, ließ er sich, weil es sehr heiß war, in der Herberge ein Bett richten, entkleidete sich mit Hilfe Fortarrigos und legte sich schlafen, nachdem er ihm noch aufgetragen hatte, ihn zu rufen, wann es die neunte Stunde schlage. Fortarrigo ging, derweil Angiulieri schlief, in die Schenke hinüber, trank zuerst etwas und begann dann mit etlichen Leuten zu spielen, und die gewannen ihm, nachdem sie ihm das bißchen Geld, das er hatte, abgewonnen hatten, ebenso alle Kleider ab, die er am Leibe trug; begierig, das Verlorene zurückzugewinnen, ging er, im Hemde, wie er war, dorthin, wo Angiulieri schlief, und nahm ihm, weil er ihn fest schlafen sah, alles Geld, das er in der Börse hatte, kehrte zum Spiele zurück und verlor es so wie das andere. Als Angiulieri wach wurde, stand er auf und kleidete sich an und fragte um Fortarrigo; da der nirgends zu finden war, dachte Angiulieri, er werde wohl betrunken in einem Winkel schlafen, wie er's zu tun gewohnt war. Darum entschloß er sich, ihn zurückzulassen und sich in Corsignano um einen andern Diener umzusehn, und ließ seinem Rosse Sattel und Felleisen auflegen. Als er aber, um abreisen zu können, den Wirt bezahlen wollte, fand er sein Geld nicht: darob gab es denn einen großen Lärm, und das ganze Wirtshaus war in Aufregung, weil Angiulieri sagte, er sei hier bestohlen worden und werde sie alle gefangen nach Siena schicken; siehe da, da kam Fortarrigo daher, der die Kleider ebenso holen wollte wie vorhin das Geld. Da er sah, daß Angiulieri im Begriffe war, aufs Pferd zu steigen, sagte er: »Was ist das, Angiulieri? Wollen wir denn schon aufbrechen? Warte doch ein bißchen; im Augenblicke muß einer kommen, der mein Wams für achtunddreißig Soldi zum Pfände hat; ich bin sicher, er gibt es für fünfunddreißig zurück, wenn er auf der Stelle bezahlt wird.« Und ihr Gespräch war noch nicht zu Ende, als einer dazukam, der Angiulieri, indem er ihm die Summe nannte, die Fortarrigo verspielt hatte, überzeugte, daß es Fortarrigo war, der ihm sein Geld gestohlen hatte. Grimmig erbost darüber, schleuderte Angiulieri Fortarrigo eine arge Beschimpfung ins Gesicht, und hätte er sich nicht vor den Leuten mehr als vor Gott gefürchtet, so hätte er auch die Tat folgen lassen; und mit der Drohung, er werde ihn am Halse henken oder bei der Strafe des Galgens aus Siena bannen lassen, stieg er zu Pferde. Fortarrigo tat, als ob Angiulieri nicht zu ihm, sondern zu einem andern gesprochen hätte, und sagte: »Geh, Angiulieri, lassen wir doch das Gerede, bei dem doch nichts Gescheites herauskommt; bedenke lieber, wir bekommen es um fünfunddreißig Soldi zurück, wenn du's auf der Stelle einlösest, während er, wenn wir nur bis morgen verziehen, nicht weniger als die achtunddreißig nehmen wird, die er mir darauf geborgt hat: und den Gefallen tut er mir nur, weil ich auf seinen Rat gesetzt habe. Geh, warum sollen wir die drei Soldi nicht einstecken?« Angiulieri verzweifelte fast, als er ihn so reden hörte, besonders weil er sah, daß ihn alle Umstehenden angafften und weil sie es ihm nicht zu glauben schienen, daß es sein Geld sei, was Fortarrigo verspielt hatte, sondern daß hingegen er noch Geld von Fortarrigo habe; und er sagte zu ihm: »Was habe ich mit deinem Wamse zu schaffen? Ich wollte, du hingest am Galgen! Nicht genug, daß du mir mein Geld gestohlen hast, hinderst du mich auch noch abzureisen und hältst mich noch zum besten.« Fortarrigo aber sprach unentwegt weiter, als ob Angiulieri nicht zu ihm gesprochen hätte, und sagte: »Geh, warum willst du nicht, daß wir die drei Soldi einstecken? Glaubst du nicht, daß ich sie dir ein andermal wieder borgen kann? Geh, tu's, wenn dir etwas an mir liegt; warum hast du's denn gar so eilig? Wir kommen noch immer heute abend nach Torrenieri. Mach, zieh die Börse: bedenke doch, daß ich ganz Siena absuchen könnte, und ich fände keines, das mir so gut stünde wie das da; und zu sagen, ich solle es ihm für achtunddreißig Soldi lassen! Ist es doch noch immer vierzig oder mehr wert, so daß du mich auf doppelte Weise schädigen würdest.« In rasender Wut, weil er sah, daß ihn der, der ihn bestohlen hatte, noch mit Worten aufhielt, riß Angiulieri, ohne ihm weiter zu antworten, sein Pferd herum und ritt in der Richtung gegen Torrenieri davon. Fortarrigo, dem eine durchtriebene Tücke in den Sinn kam, begann, so im Hemde, hinter ihm herzulaufen; als sich Angiulieri, nachdem er zwei Meilen weit unter fortwährenden Bitten wegen seines Wamses neben ihm hergelaufen war, endlich in Trab setzte, um seine Ohren dieses Verdrusses zu entledigen, bemerkte Fortarrigo von ungefähr etliche Bauern, die in einem Felde an der Straße vor Angiulieri arbeiteten; die schrie er laut an und rief: »Greift ihn! Greift ihn!« Die Bauern packten einer die Schaufel, der andere die Hacke, verlegten Angiulieri in der Meinung, er habe den bestohlen, der ihm im Hemde nachlief, den Weg, hielten ihn an und griffen ihn. Es nützte ihm wenig, daß er sagte, wer er sei und wie sich die Sache verhalte; denn Fortarrigo, der nun herangekommen war, sagte mit zornigem Gesichte: »Ich weiß nicht, warum ich dich nicht umbringe, du niederträchtiger Dieb, wo du mit dem Meinigen ausreißt.« Und wieder zu den Bauern gewandt, sagte er: »Seht, meine Herren, in was für einem Aufzuge er mich in der Herberge zurückgelassen hat, nachdem er vorher sein ganzes Hab und Gut verspielt hat! Wohl mag ich sagen, nur durch Gott und euch habe ich das wiederbekommen, und dafür werde ich euch stets verpflichtet sein.« Angiulieri antwortete zwar, aber seine Worte wurden nicht gehört. Fortarrigo riß ihn mit Hilfe der Bauern vom Pferde herunter, nahm ihm seine Kleider weg, zog sie selber an, stieg zu Pferde und ritt, ohne sich um Angiulieri zu kümmern,

den er im Hemde und barfuß zurückließ, nach Siena; und dort erzählte er überall, er habe Pferd und Kleider im Spiele von Angiulieri gewonnen. Angiulieri, der gedacht hatte, zu dem Kardinal als vermögender Mann zu kommen, kehrte arm und im Hemde nach Buonconvento zurück und wagte es vorderhand aus lauter Scham nicht, nach Siena zurückzukehren; nachdem man ihm aber Kleider geborgt hatte, begab er sich auf dem Klepper, den Fortarrigo geritten hatte, zu seinen Vettern nach Corsignano und blieb so lange bei ihnen, bis er eine neue Unterstützung von seinem Vater erhalten hatte. Und so hat die Tücke Fortarrigos den trefflichen Plan Angiulieris zuschanden gemacht, obwohl er sie bei Zeit und Gelegenheit nicht ungestraft gelassen hat.

## Fünfte Geschichte

*Calandrino, der sich in ein junges Mädchen verliebt hat, erhält von Bruno ein Breve, auf dessen Berührung sie ihm folgen muß; von seiner Frau ertappt, muß er sich von ihr hart auskeifen lassen.*

Als die nicht lange Geschichte Neifiles zu Ende war und die Gesellschaft ohne viel Eachen oder Reden darüber hinwegging, wandte sich die Königin zu Fiammetta mit dem Befehle, fortzufahren, und die antwortete heiter, das tue sie gern, und begann: Meine edeln Damen, wie ich glaube, wißt ihr, daß man von keinem Gegenstande so viel sprechen kann, daß er nicht immer wieder gefiele, wenn der, der davon sprechen will, Zeit und Ort so wählt, wie es der Gegenstand verlangt. Wenn ich darum erwäge, warum wir hier sind, nämlich um uns zu vergnügen und zu unterhalten und wegen nichts anderm, so halte ich dafür, daß hier alles, was uns Vergnügen und Unterhaltung gewähren kann, nach Zeit und Ort für uns paßt; und wenn auch schon tausendmal von etwas gesprochen worden ist, so soll es, wenn es noch ebensooft erwähnt wird, stets nicht anders als zu Heiterkeit stimmen. Obwohl nun unter uns von den Streichen Calandrinos sehr oft die Rede war, so wage ich es doch in Anbetracht, daß sie, wie kurz vorhin Filostrato gesagt hat, alle vergnüglich sind, euch noch eine Geschichte von ihm zu erzählen, die ich, wenn ich mich vom wirklichen Sachverhalt entfernen wollte, leicht mit erfundenen Namen zu erzählen verstünde oder verstanden hätte; weil aber jede Abweichung von der Wahrheit das Vergnügen der Zuhörer wesentlich vermindert, so werde ich sie euch nach dem wirklichen Vorgange erzählen, gestützt auf den eben erwähnten Grund.

Ein Landsmann von uns, Niccolo Cornacchini, ein reicher Mann, hatte unter andern auch in Camerata eine schöne Besitzung, und dort ließ er ein ansehnliches, hübsches Haus bauen und ward mit Bruno und Buffalmacco einig, daß sie es ausmalen sollten; die nahmen der vielen Arbeit halber noch Nello und Calandrino dazu und begannen zu arbeiten. Weil nun in dem Hause, obwohl schon eine oder die andere Kammer mit einem Bette und anderer Notdurft versehen war, nur eine alte Magd als eine Art Hüterin des Ganzen wohnte, so daß sonst kein Gesinde dort war, hatte der Sohn des besagten Niccolo, der Filippo hieß und jung und unbeweibt war, die Gewohnheit, manchmal irgendein Frauenzimmer hinzubringen und sie ein oder zwei Tage dortzubehalten, worauf er sie wegschickte. So geschah es nun, daß er eine hinbrachte, Niccolosa mit Namen, die ein schlechter Kerl, der Mangione hieß, in einem Hause in Camaldoli aushielt, um sie gelegentlich zu vermieten. Sie hatte eine hübsche Gestalt und war gut gekleidet und wußte sich für eine ihresgleichen ziemlich gut zu betragen und gut zu reden. Als sie eines Tages zu Mittag, in einem weißen Röckchen und die Haare um den Kopf gewunden, aus ihrer Kammer zu einem Brunnen im Hofe des Hauses ging, um sich Hände und Gesicht zu waschen, geschah es, daß Calandrino gerade Wasser holen sollte, und er grüßte sie freundlich. Sie erwiderte den Gruß und sah ihn eine Weile an, mehr, weil er ihr ein sonderbarer Kauz schien, als aus Schelmerei. Calandrino sah sie ebenso an, und weil sie ihm schön schien, machte er sich allerhand zu schaffen und ließ seine Gesellen auf das Wasser warten; da er sie aber nicht kannte, wagte er sie nicht anzureden. Sie, die seine Blicke wohl bemerkt hatte, blickte ihn, um ihn zu ködern, ein paarmal an, wobei sie etliche Seufzerchen ausstieß; darob vernarrte sich Calandrino Knall und Fall in sie und wich auch nicht eher aus dem Hofe, als bis sie von Filippo in die Kammer zurückgerufen wurde. Wieder bei der Arbeit, tat Calandrino nichts als schnaufen; das wurde Bruno, der ihn stets beobachtete, weil er sich an seinem Gehaben baß ergötzte, gar bald gewahr, und er sagte zu ihm: »Was Teufel hast du, Freund Calandrino? Du tust ja nichts als schnaufen.« Calandrino sagte zu ihm: »Freund, wenn ich einen Menschen hätte, der mir hülfe, dann stünde es gut mit mir.« – »Wieso?« sagte Bruno. Calandrino sagte zu ihm: »Eigentlich sollte man davon gar nicht sprechen: aber da unten ist ein Mädchen, die ist schöner als eine Hexe, und sie ist so verliebt in mich, daß du dein Wunder sehn würdest; ich habe es eben bemerkt, als ich um Wasser gegangen bin.« – »O weh«, sagte Bruno, »gib acht, daß es nicht die Frau Filippos ist.« Calandrino sagte: »Das wird so sein, weil er sie gerufen hat und weil sie zu ihm in die Kammer gegangen ist; aber was hätte das zu besagen? In solchen Dingen würde ich mich nicht um Christus scheren, wie denn um Filippo. Ich will dir die Wahrheit sagen,

Freund, sie gefällt mir so, daß ich es dir nicht sagen kann.« Nun sagte Bruno: »Freund, ich werde es dir schon herausbringen, wer sie ist; und ist sie die Frau Filippos, so mache ich deine Sache mit zwei Worten richtig, weil ich sehr gut mit ihr bin. Aber wie machen wir's, daß Buffalmacco nichts davon erfährt? Ich kann nicht mit ihr reden, ohne daß er dabei wäre.« Calandrino sagte: »Um Buffalmacco kümmere ich mich nicht, aber vor Nello müssen wir uns in acht nehmen; er ist ein Vetter Tessas und würde uns den ganzen Handel verderben.« Bruno sagte: »Recht hast du.« Nun wußte Bruno, wer sie war, einmal weil er sie hatte kommen sehn, und dann weil Filippo es ihm gesagt hatte. Als daher Calandrino für einen Augenblick von der Arbeit ging, um sie zu sehn, sagte er alles Nello und Buffalmacco, und sie verabredeten sich heimlich miteinander, was sie bei dieser Liebschaft Calandrinos tun wollten. Und als er zurückkam, sagte Bruno leise: »Hast du sie gesehen?« Calandrino antwortete: »O weh, ja, ich sterbe noch daran.« Bruno sagte: »Ich will gehn und sehn, ob es die ist, die ich meine; und ist sie es, so laß mich nur machen.« Bruno ging also hinunter und suchte sie und Filippo auf und erzählte ihnen haarklein, was für ein Mensch Calandrino sei und was er ihm gesagt habe, und verabredete mit ihnen, was sie beide zu tun und zu sagen hätten, um an dieser Liebschaft Calandrinos ihren Spaß zu haben. Dann ging er zu Calandrino zurück und sagte zu ihm: »Sie ist schon die richtige, und deshalb heißt es gar weislich handeln; denn wenn es Filippo merkte, so könnte uns das ganze Arnowasser nicht rein waschen. Aber was willst du, daß ich ihr in deinem Namen sage, wenn es sich trifft, daß ich mit ihr sprechen kann?« Calandrino antwortete: »Gottstreu, du sagst ihr fürs erste und zuallererst, daß ich das gute Zeug, womit man schwängert, scheffelweise für sie habe, und dann, daß ich ihr Bedienter bin und ob sie etwas will; hast du mich verstanden?« Bruno sagte: »Ja, laß mich nur machen.« Als sie zur Stunde des Abendessens ihr Tagewerk beendigt hatten und in den Hof hinunterstiegen, trafen sie dort Filippo und Niccolosa, und deswegen hielten sie sich Calandrino zuliebe ein wenig auf. Calandrino ließ keinen Blick von Niccolosa und machte so viel absonderliche Gebärden, daß sie ein Blinder hätte bemerken müssen. Sie wieder tat alles, um ihn recht in die Hitze zu bringen, während Filippo, Buffalmacco und die andern, die sich nach Brunos Anweisung den Anschein gaben, als sprächen sie miteinander und bemerkten nichts davon, ihr schönstes Vergnügen daran hatten. Nach einer Weile verabschiedeten sie sich zum größten Verdrusse Calandrinos; und auf dem Wege nach Florenz sagte Bruno zu Calandrino: »Wahrlich, ich sage dir, sie verzehrt sich um dich, wie Eis an der Sonne; bei Gottes Leichnam, wenn du deine Fiedel mitnimmst und ihr ein paar von deinen Liebesliedern dazu singst, so springt sie durchs Fenster zu dir herunter.« Calandrino sagte: »Meinst du, Freund? Meinst du, daß ich sie mitnehmen soll?« – »Ja«, antwortet Bruno. Calandrino sagte zu ihm: »Du hast mir's heute nicht glauben wollen, als ich es dir gesagt habe; sicherlich, Freund, ich merke, daß ich besser als andere Leute treffe, was ich will. Wer hätte es noch außer mir zuwege gebracht, eine Dame wie sie so schnell verliebt zu machen? Das hätten diese jungen Maulaffen nicht zuwege gebracht, die den ganzen Tag hin und wider laufen und in tausend Jahren keine drei Handvoll Haselnüsse zusammenbringen! Ich wünschte nur, du sähest mich ein bißchen mit der Fiedel: da sähest du einmal was Rechtes. Merk dir's wohl, daß ich nicht so alt bin, wie ich dir vorkomme, und das hat sie rasch gespürt; sonst aber werde ich sie's spüren lassen, wenn ich sie unter meine Klauen bekomme: beim wahrhaftigen Leichnam Christi, ich werde ihr so aufspielen, daß sie mir nachlaufen soll wie das Kalb der Kuh.« – »Oh«, sagte Bruno, »du wirst sie schon abschnauzeln; und mich dünkt, ich sehe dich, wie du sie mit deinen Gaffelzähnen in das rote Mündchen beißt und in ihre Wangen, die zwei Rosen gleichen, und wie du sie dann mit Haut und Haar auffrißt.« Bei diesen Worten meinte Calandrino schon wirklich dabei zu sein und schritt singend und tanzend mit solcher Lust dahin, daß ihm die Haut zu eng wurde. Am andern Tage aber nahm er die Fiedel mit und sang zum größten Vergnügen der ganzen Gesellschaft mehrere Lieder. Und binnen ganz kurzem kam er durch ihren oftmaligen Anblick in eine solche Erregung, daß er keinen Strich mehr arbeitete, sondern tausendmal des Tages ans Fenster oder zur Tür oder in den Hof lief, um sie zu sehn; listig gab sie ihm nach Brunos Anweisung Anlässe genug. Bruno wieder brachte ihm die Antworten auf seine Botschaften und manchmal auch Botschaften von ihr: wenn sie nicht anwesend war, was die meiste Zeit der Fall war, ließ er Briefe von ihr kommen, worin sie ihm große Hoffnungen wegen seines Begehrens machte und ihn wissen ließ, sie sei daheim bei ihren Eltern, so daß er sie jetzt nicht sehen könne. Und auf diese Weise hatten Bruno und Buffalmacco, die nichts versäumten, das größte Vergnügen an Calandrinos Wesen, indem sie sich einmal einen Elfenbeinkamm, dann eine Börse, dann wieder ein Messerlein und mehr derlei Tand geben ließen, als ob seine Dame danach verlangt hätte, während sie ihm wertlose falsche Ringlein dawider brachten, woran Calandrino eine wundersame Freude hatte. Und überdies erhielten sie oft gutes Vesperbrot von ihm und andere kleine Gefälligkeiten, damit sie seine Sache mit allem Eifer betrieben. Als sie ihn nun gute zwei Monate in dieser Weise, ohne mehr zu tun, hingehalten hatten, begann Calandrino Bruno zu treiben und zu drängen, weil er sah, daß sich die Arbeit ihrem Ende näherte, und bedachte, daß er seine Liebe nie zu einem Ziele bringen würde, wenn ihm dies nicht vor Beendigung der Arbeit gelänge. Als daher das Mädchen wieder einmal gekommen war, sagte Bruno, nachdem er sich früher mit ihr und Filippo verabredet hatte, was zu tun sei, zu Calandrino: »Schau, Freund, diese Frau hat mir wohl tausendmal versprochen, deinen Willen zu tun, und dann tut sie erst nichts, und mir scheint fast, daß sie dich bei der

Nase herumführt; und darum, weil sie nicht tun will, was sie versprochen hat, werden wir sie, wenn du das willst, zwingen, daß sie es tut, ob sie will oder nicht.« Calandrino antwortete: »Ach ja, um Gottes willen, mach das nur rasch!« Bruno sagte: »Hast du das Herz, sie mit einem Breve zu berühren, das ich dir geben werde?« Calandrino sagte: »Ei, jawohl.« – »Also«, sagte Bruno, »mach, daß du mir ein Stückchen Jungfernpergament bringst und eine lebendige Fledermaus und drei Körner Weihrauch und eine geweihte Kerze, und laß mich machen.« Calandrino stand den ganzen Abend auf der Lauer, um eine Fledermaus zu fangen, und als er endlich eine gefangen hatte, brachte er sie mit den andern Sachen Bruno. Der zog sich in eine Kammer zurück und schrieb auf das Pergament allerlei Schnickschnack und Zauberzeichen; dann brachte er es ihm und sagte: »Calandrino, wisse, daß sie dir, wenn du sie mit dieser Schrift berührst, unverzüglich folgen wird, und sie wird tun, was du willst. Wenn also Filippo heute ausgeht, so mach dich irgendwie an sie heran und berühre sie, und geh dann in den Strohschuppen nebenan, wo der beste Ort dazu ist, weil dort niemand hinkommt; und du wirst sehn, daß sie dir nachkommt: wenn sie dann dort ist, so weißt du ja, was du zu tun hast.« Calandrino war der seligste Mensch von der Welt; er nahm die Schrift und sagte: »Gesell, laß mich nur machen.« Nello, vor dem sich Calandrino in acht nahm, hatte an der Geschichte denselben Spaß wie die andern und hatte gleicherweise seine Hände im Spiel, um ihn zum Narren zu halten; darum ging er, von Bruno beauftragt, nach Florenz zur Gattin Calandrinos und sagte zu ihr: »Tessa, du weißt, was für Prügel dir Calandrino ohne Grund an dem Tage gegeben hat, wo er vom Mugnone mit den Steinen heimgekommen ist, und darum denke ich, daß du dich rächen sollst, und wenn du das nicht tust, so bin ich fürderhin weder dein Vetter noch dein Freund. Er hat sich dort oben in eine Frau verliebt, und die ist so liederlich, daß sie sich zu often Malen mit ihm einschließt, und eben jetzt haben sie sich wieder zusammen bestellt; und darum will ich, daß du hinkommst und ihn überraschst und ihn dir ordentlich hernimmst.« Das schien der Frau, als sie es hörte, doch über den Spaß zu gehn, und sie sprang auf und begann zu schreien: »O weh, du gemeiner Schuft, so treibst du's mit mir? Bei Gottes Kreuz, das soll dir nicht hingehn, ohne daß ich dich dafür bezahlte!« Und sie nahm ihren Mantel und ging, von einem Frauenzimmer begleitet, mehr laufend als im Schritt mit Nello hinauf. Als sie Bruno von weitem kommen sah, sagte er zu Filippo: »Schau, unser Freund.« Darum ging Filippo an die Arbeitsstelle Calandrinos und der andern und sagte: »Seid fleißig, Meister, ich muß sogleich nach Florenz gehn.« Und er verließ sie und verbarg sich, so daß er, ohne gesehn zu werden, sehn konnte, was Calandrino treiben werde. Als Calandrino glaubte, Filippo sei schon weit genug weg, ging er in den Hof hinunter, wo er Niccolosa allein antraf, und fing mit ihr zu schwatzen an, und sie, die über ihre Obliegenheiten gehörig unterrichtet war, rückte näher zu ihm und zeigte ihm mehr Freundlichkeit als sonst. Nun berührte sie Calandrino mit der Schrift, und kaum hatte er sie berührt, so lenkte er, ohne ein Wort zu sagen, seine Schritte zu dem Schuppen, und Niccolosa ging hinter ihm her; und als sie drinnen war, schloß sie die Tür, umarmte Calandrino und warf ihn auf das Stroh, das dort lag, und sprang ihm rittlings auf den Leib und stemmte ihre Hände gegen seine Schultern, so daß er ihrem Gesichte nicht nahe kommen konnte, und blickte ihn wie verzückt vor Verlangen an und sagte: »O mein süßer Calandrino, Herz meines Leibes, meine Seele, du mein Glück und meine Ruh, wie lange habe ich es ersehnt, dich an meine Brust drücken zu dürfen! Du hast mir mit deiner Anmut den Faden aus dem Hemde gezogen, du hast mir mit deiner Fiedel das Herz bezaubert! Ist es denn möglich, daß ich dich wirklich habe?« Calandrino, der sich schier nicht rühren konnte, sagte: »Ach, meine süße Seele, laß dich küssen!« Niccolosa sagte: »Oh, du hast es gar eilig; laß mich dich erst nach Herzenslust anschauen: laß mich meine Augen an deinem süßen Anblicke sättigen!« Bruno und Buffalmacco waren zu Filippo gegangen, und alle drei hörten und sahen alles. Calandrino wollte eben Niccolosa dennoch küssen, siehe, da kam Nello mit Monna Tessa daher, und Nello sagte, kaum daß er dort war: »Ich möchte meinen Kopf verwetten, daß sie beieinander sind.« Und wie sie zur Tür des Schuppens kamen, stieß die Frau in ihrer Wut mit den Händen so fest auf sie los, daß sie aufsprang, und sah, als sie nun eintrat, Niccolosa auf Calandrino. Kaum sah die die Frau, als sie auch schon aufsprang und davonlief. Monna Tessa schlug Calandrino, der sich nicht so rasch erhoben hatte, die Nägel ins Gesicht und zerkratzte es ihm ganz und gar und packte ihn bei den Haaren und riß ihn dahin und dorthin und hob an: »Du niederträchtiger, räudiger Hund, so etwas tust du mir? Du alter Narr, vermaledeit sei all das Gute, was ich dir je gewünscht habe! Glaubst du daheim so wenig zu tun zu haben, daß du anderwärts auf Liebschaften ausgehst? Ein schöner Liebhaber! Kennst du dich denn nicht, du Tropf? Kennst du dich denn nicht, du Krüppel? Wenn man dich auch ganz ausdrückte, so käme nicht so viel Saft heraus, wie man zu einer Wassersuppe braucht! Gottstreu, damals war es nicht Tessa, die dich geschwängert hat, und Gott strafe sie, wer immer sie sei, und sie muß wohl ein ganz schändliches Mensch sein, daß sie Lust hat auf ein solches Kleinod, wie du bist!« Als Calandrino seine Frau gesehn hatte, war er mehr tot als lebendig gewesen und hatte sich auch nicht getraut, ihr ein Wort zu seiner Verteidigung zu erwidern; als er aber so zerkratzt und ganz zerschunden und zerzaust war, hob er seine Kappe auf und stand auf und begann sie demütig zu bitten, sie solle nicht schreien, wenn sie nicht wolle, daß er in Stücke gehauen werde, weil die, die bei ihm gewesen sei, das Weib des Hausherrn sei. Die Frau sagte: »Meinetwegen denn! Gott verdamme sie!« Bruno und Buffalmacco, die mit Filippo und Niccolosa darüber nach Herzenslust

gelacht hatten, gingen, wie wenn sie des Lärms halber kämen, hin und gaben, nachdem sie die Frau mit allerlei Geschwätz beruhigt hatten, Calandrino den Rat, nach Florenz zu gehn und nicht mehr herzukommen, damit ihm nicht Filippo, wenn er davon erfahre, etwas zuleide tue. So kehrte Calandrino, ganz zerschunden und ganz zerkratzt, traurig und bekümmert nach Florenz zurück und hatte fürder nicht mehr den Mut, dort hinaufzukommen; Tag und Nacht von dem Gekeife seines Weibes geplagt und gepeinigt, ließ er seine brünstige Liebe fahren, nachdem er seinen Gesellen und Niccolosa und Filippo viel zu lachen gegeben hatte.

## Sechste Geschichte

*Zwei junge Männer herbergen bei einem, und der eine legt sich zu dessen Tochter, während sich die Mutter unversehens zu dem andern legt. Der, der bei der Tochter gewesen ist, legt sich dann zum Vater und sagt ihm alles in dem Glauben, er sage es seinem Gesellen. Auf den Lärm, der davon entsteht, merkt die Frau ihren Irrtum, steigt zur Tochter ins Bett und stillt von dort aus alles mit einigen gescheiten Worten.*

Calandrino, der die Gesellschaft schon oft lachen gemacht hatte, tat das auch diesmal; als aber die Damen nichts mehr über seine Streiche sagten, trug die Königin Panfilo auf, zu erzählen, und der sagte: Meine verehrten Damen, der Name des von Calandrino geliebten Mädchens, Niccolosa, hat mir eine Geschichte von einer andern Niccolosa ins Gedächtnis gerufen, und die will ich euch erzählen, weil ihr darin sehn werdet, wie die Geistesgegenwart einer trefflichen Frau ein großes Ärgernis beseitigt hat.

In der Ebene des Mugnone lebte, es ist noch nicht lange her, ein biederer Mann, der den Reisenden für ihr Geld zu essen und zu trinken gab; und obwohl er arm war und nur ein kleines Häuschen hatte, beherbergte er doch dann und wann im Notfalle, zwar nicht jedermann, aber doch manchen Bekannten. Der hatte ein sehr schönes Weib zur Frau, von der er zwei Kinder hatte, eine schöne, liebreizende Tochter von fünfzehn oder sechzehn Jahren, die noch ohne Gatten war, und ein ganz kleines Knäblein, das noch kein Jahr alt war und von der Mutter gestillt wurde. Auf das Mädchen hatte ein anmutiger, hübscher Edelmann in unserer Stadt, der oft in die Gegend kam, ein Auge geworfen und liebte sie heiß. Und sie, die sich nicht wenig darauf zugute tat, daß sie von einem solchen Jüngling geliebt wurde, verliebte sich, indem sie es darauf anlegte, seine Liebe durch freundliche Mienen zu nähren, ebenso in ihn; und zu mehrern Malen schon hätte diese Liebe nach den Wünschen eines jeden von den beiden zu einem Ziele geführt, wenn nicht Pinuccio, so hieß der Jüngling, Scheu getragen hätte, sich und das Mädchen in Schande zu bringen. Da sich aber die Glut von Tag zu Tag steigerte, wurde die Sehnsucht, trotz alledem mit ihr zusammenzukommen, in Pinuccio so mächtig, daß er auf den Gedanken verfiel, unter irgendeinem Verwände bei ihrem Vater zu herbergen, weil er dadurch, daß ihm alle Gelegenheit des Hauses bekannt war, hoffte, auf diese Weise zu ihr kommen zu können, ohne daß es jemand merkte; und wie ihm das in den Sinn kam, so führte er es auch unverzüglich aus. Er und ein vertrauter Gesell von ihm, Adriano geheißen, der um diese Liebe wußte, nahmen eines Abends zu später Stunde zwei Mietklepper, legten ihnen zwei Felleisen auf, vielleicht voll Stroh, verließen Florenz und kamen auf einem Umwege, als es schon Nacht war, in der Mugnoneebene an; dort machten sie kehrt und ritten, als ob sie auf dem Heimwege von der Romagna wären, auf das Haus zu und pochten an die Tür des Biedermanns: der öffnete ihnen alsbald, weil er sie beide gut kannte. Pinuccio sagte zu ihm: »Sieh, du mußt uns heute nacht beherbergen: wir glaubten, noch bis Florenz zu kommen, haben uns aber doch nicht so sputen können, daß wir nicht erst so spät, wie du siehst, hierhergekommen wären.« Der Wirt antwortete: »Du weißt wohl, Pinuccio, wie ich darauf eingerichtet bin, solche Leute, wie ihr seid, zu beherbergen; weil euch aber einmal die Nacht hier überrascht hat und weil euch keine Zeit bleibt, anderswohin zu reiten, so beherberge ich euch gern so gut, wie ich kann.« Die jungen Männer stiegen also ab, traten in die Herberge, versorgten vor allem ihre Klepper und aßen dann mit dem Wirte von dem, was sie mitgebracht hatten, zur Nacht. Nun hatte der Wirt nur eine sehr kleine Kammer, worein er, so gut es sich hatte tun lassen, drei Betten gestellt hatte, zwei an die eine Seite, das dritte gegenüber an die andere, so daß nur so wenig Raum geblieben war, daß man gerade noch dazwischen durchgehn konnte. Von diesen drei Betten ließ der Wirt das am wenigsten schlechte für die beiden Freunde herrichten, und sie legten sich auf sein Geheiß nieder; bald darauf, während noch keiner von ihnen schlief, obwohl sie sich schlafend stellten, hieß der Wirt seine Tochter sich in eins der übrigen legen, und ins andere stieg er mit seiner Frau, und die stellte die Wiege mit ihrem kleinen Kinde an das Bett, wo sie schlief. Als auf diese Weise alles geordnet war und Pinuccio, dessen Aufmerksamkeit nichts entgangen war, nach einem Weilchen glaubte, es sei nun jedermann eingeschlafen, erhob er sich leise und schlich zu dem Bette, wo sein geliebtes Mädchen lag, und legte sich neben sie; er wurde von ihr, wenn sie es auch nur furchtsam tat, froh empfangen und gab sich nun

mit ihr den von beiden vor allem ersehnten Wonnen hin. Pinuccio weilte noch bei dem Mädchen, als es geschah, daß eine Katze etwas umwarf, so daß die Frau, die es hörte, erwachte; in der Besorgnis, es könnte etwas andres sein, stand sie im Finstern, so wie sie war, auf und ging dorthin, woher sie das Geräusch gehört hatte. Adriano, der dessen nicht acht hatte, stand von ungefähr eines natürlichen Bedürfnisses halber ebenfalls auf, und weil ihm, als er es abmachen ging, die Wiege, die die Frau hingestellt hatte, im Wege war, so daß er nicht hätte vorbei können ohne sie wegzuheben, so hob er sie von ihrem Platze weg und stellte sie an das Bett, wo er selber schlief; und als er das, weswegen er aufgestanden war, verrichtet hatte, stieg er wieder in sein Bett, ohne sich weiter um die Wiege zu kümmern. Nachdem die Frau bei ihrem Suchen gefunden hatte, daß es mit dem Gegenstande, der herabgefallen war, nichts auf sich hatte, zündete sie nicht erst ein Licht an, um weiter nachzusehn, sondern kehrte, nicht ohne die Katze ausgescholten zu haben, in die Kammer zurück und ging tappend geradeswegs auf das Bett zu, wo ihr Gatte schlief. Da sie aber die Wiege nicht vorfand, sagte sie bei sich: »Na, ich dummes Ding, was hätte ich da gemacht! Gottstreu, ich wäre geradeswegs zu meinen Gästen ins Bett gestiegen.« Und indem sie ein wenig weiterging, fand sie die Wiege und legte sich in das Bett daneben zu Adriano, in der Meinung, sie lege sich zu ihrem Gatten. Als das Adriano, der noch nicht eingeschlafen war, merkte, empfing er sie freundlich und froh und lud ihr Schiffchen, ohne ein Wort zu sagen, mehr als einmal voll zu ihrem größten Vergnügen. Unterdessen bekam Pinuccio Furcht, der Schlaf könnte ihn bei seinem Mädchen überraschen, und weil er die ersehnten Wonnen genossen hatte, erhob er sich von ihrer Seite, um in sein Bett schlafen zu gehn, und als er dort hinkam, glaubte er, weil er die Wiege vorfand, es sei das des Wirtes; darum ging er ein paar Schritte weiter und legte sich zum Wirte, und der erwachte bei seiner Ankunft. In dem Glauben, bei Adriano zu sein, sagte Pinuccio: »Wahrlich, ich sage dir, es gibt nichts Süßeres als Niccolosa: beim Leichnam Gottes, ich habe eine größere Lust empfunden als je ein Mann bei einem Weibe, und ich sage dir, ich bin sechsmal und öfter in die Stadt gefahren, seitdem ich dich verlassen habe.« Als der Wirt diese Nachricht, die ihm nicht besonders gut gefiel, hörte, sagte er zuerst bei sich: »Was Teufel macht denn der da?« Dann sagte er, mehr zornig als wohlberaten: »Pinuccio, das ist eine große Schändlichkeit, und ich weiß nicht, warum du mir das getan hast; aber bei Gottes Leichnam, ich werde dich dafür bezahlen!« Als Pinuccio, der nicht gerade der gescheiteste war, seinen Irrtum gewahr wurde, versuchte er etwa nicht, die Sache nach Kräften gutzumachen, sondern sagte: »Womit willst du mich bezahlen? Was kannst du mir tun?« Die Frau des Wirtes, die bei ihrem Manne zu sein glaubte, sagte zu Adriano: »Hör doch unsere Gäste: sie haben, ich weiß nicht warum, einen Wortwechsel.« Adriano sagte lachend: »Laß sie machen, Gott strafe sie: sie haben gestern abend zuviel getrunken.« Die Frau, die es deuchte, sie habe ihren Mann schelten hören, erkannte nun, als sie Adriano sprechen hörte, sofort, wo und bei wem sie gewesen war; drum stand sie, klug genug, kein Wort zu sagen, augenblicklich auf, nahm die Wiege ihres Kindes, trug sie, obwohl es in der Kammer stockfinster war, so gut sie sich zurechtfinden konnte, zu dem Bette, wo ihre Tochter schlief, und legte sich zu ihr; dann rief sie ihren Mann, als ob sie auf seinen Lärm erwacht wäre, und fragte ihn, was er mit Pinuccio habe. Der Mann antwortete: »Hörst du nicht, was er sagt, daß er heute nacht mit Niccolosa getan hat?« Die Frau sagte: »Das lügt er in seinen Hals: bei Niccolosa hat er nicht gelegen; denn ich habe mich zu ihr gelegt und seither nicht einschlafen können. Und du bist ein Esel, wenn du ihm glaubst. Ihr trinkt abends so viel, daß ihr dann in der Nacht träumt und umhergeht, ohne etwas davon zu wissen, und schließlich wunder was glaubt; es ist nur eine Sünde, daß ihr euch nicht den Hals brecht. Aber was macht Pinuccio dort? Warum bleibt er nicht in seinem Bette?« Adriano wieder, der sah, daß die Frau ihre und ihrer Tochter Schande weislich zu verdecken suchte, sagte: »Pinuccio, hundertmal habe ich dir schon gesagt, daß du nicht umhergehn sollst, weil dir diese Untugend, im Schlafe aufzustehn und das, was du träumst, als Wirklichkeit zu erzählen, noch teuer zu stehn kommen wird: komm wieder her, daß dich Gott schände!« Als der Wirt hörte, was seine Frau sagte und was Adriano sagte, glaubte er in allem Ernste, daß Pinuccio träume; darum packte er ihn bei der Schulter, rüttelte ihn und rief ihn an und sagte: »Pinuccio, wach auf; geh in dein Bett zurück.« Pinuccio, der aus diesen Reden das Nötige entnommen hatte, begann wie ein Träumender aberwitziges Zeug zu schwatzen, so daß sich der Wirt vor Lachen ausschütten wollte. Endlich aber tat er, als ob er vom Rütteln munter würde, und rief Adriano an und sagte: »Ist es denn schon Tag, daß du mich weckst?« Adriano sagte: »Freilich, komm doch her.« Schließlich stand Pinuccio, der noch immer den Schlaftrunkenen spielte, von dem Bette des Wirtes auf und ging zu Adriano ins Bett zurück. Und als es Tag war und sie aufgestanden waren, neckte ihn der Wirt lachend wegen seines Träumens. Und so gab ein Scherzwort das andere, bis die zwei Jünglinge ihre Klepper sattelten und, nachdem sie ihre Felleisen aufgepackt und mit dem Wirt einen Trunk getan hatten, zu Pferde stiegen, um nach Florenz zu reiten, nicht wenig zufrieden, wie hübsch und mit was für einem Erfolge die Sache vor sich gegangen war. Und als sie andere Wege gefunden hatten, traf Pinuccio noch oft mitNiccolosa zusammen, die ihrer Mutter beteuerte, er habe wirklich geträumt. Darum sagte sich die Frau, eingedenk der Umarmungen Adrianos, sie allein sei wach gewesen.

## Siebente Geschichte

*Talano di Molese träumt, ein Wolf zerfleische seiner Frau Hals und Gesicht, und sagt ihr, sie solle sich in acht nehmen; sie tut es nicht, und es geschieht.*

Als die Geschichte Panfilos zu Ende war und alle die Geistesgegenwart der Frau gelobt hatten, sagte die Königin zu Pampinea, sie solle die ihrige erzählen, und die begann also: Früher schon, meine liebenswürdigen Damen, haben wir über die Wahrheit der von vielen verachteten Träume gesprochen; trotz all dem darüber Gesagten will ich es aber nicht unterlassen, euch in einer ganz kurzen Geschichte zu erzählen, was, es ist noch nicht lange her, einer Nachbarin von mir zugestoßen ist, weil sie einem sie betreffenden Traume ihres Mannes keinen Glauben geschenkt hat.

Talano di Molese, ein sehr ehrenwerter Mann, ich weiß nicht, ob ihr ihn gekannt habt, hatte ein junges Mädchen, Margarita mit Namen, gefreit, die überaus schön, aber in einem so außergewöhnlichen Maße eigensinnig, unausstehlich und widerspenstig war, daß sie niemand etwas nach seinem Sinne tat und niemand etwas nach ihrem tun konnte; obwohl das für Talano hart zu ertragen war, schickte er sich doch darein, weil er es nicht ändern konnte. Nun geschah es eines Nachts, als Talano mit seiner Margarita auf einem Landgute von ihm war, daß er im Schlafe träumte, er sehe die Frau durch ein ihnen gehöriges schönes Gehölz gehn, das nicht weit von ihrem Hause war; und während er sie so gehn sah, so deuchte es ihn, daß hinter den Bäumen ein großer, wütender Wolf hervorkomme, ihr unverzüglich an den Hals springe, sie niederreiße und die um Hilfe Schreiende wegzuschleppen versuche, und dann war ihm, als sei sie seinem Rachen nur mit zerfleischtem Halse und Gesichte entkommen. Am Morgen nach dem Aufstehn sagte er zu seinem Weibe: »Obgleich mir dein Starrsinn nie auch nur einen guten Tag mit dir vergönnt hat, täte es mir doch leid, wenn dir ein Unglück zustieße; und darum verlaß du heute, wenn du meinem Rate glauben willst, das Haus nicht.« Und auf ihre Frage, warum, erzählte er ihr seinen Traum. Den Kopf schüttelnd, sagte die Frau: »Wer dir ein Unglück wünscht, träumt dir ein Unglück: du tust, als wärest du weiß Gott wie besorgt um mich, dabei aber träumst du, was du gern sähest; und sicherlich, heute und alle Zeit werde ich mich in acht nehmen, dir weder durch dieses noch durch ein andres Unglück von mir eine Freude zu machen.« Nun sagte Talano: »Ich habe es ja gewußt, daß du so sprechen wirst, denn das ist der Dank, den man erhält, wenn man einen Grindkopf kämmt; aber glaube, was du willst, ich sage es dir zum Guten und rate dir noch einmal, bleib heute zu Hause oder geh wenigstens nicht in unser Holz.« Die Frau sagte: »Gut, ich will es tun.« Und dann sagte sie zu sich selber: »Hast du gemerkt, wie tückisch er dich erschreckt zu haben glaubt, damit du heute nicht in das Holz gingest? Sicherlich hat er dort ein Stelldichein mit irgendeinem schlechten Mensch und will nicht, daß ich ihn dabei ertappe! Freilich, er hätte leicht essen, wenn er mit Blinden zu Tische säße, und ich wäre ein dummes Ding, wenn ich ihn nicht kennte und ihm traute! Aber wahrlich, das soll ihm nicht gelingen, und ich muß sehn, und sollte ich den ganzen Tag draußen bleiben, was das für ein Handel ist, den er vorhat.« Da der Mann unterdessen das Haus verlassen hatte, verließ sie es auf der andern Seite und ging, so heimlich wie sie nur konnte, ohne jeden Verzug in das Gehölz, und dort verbarg sie sich im dichtesten Laube und schaute lauschend nach allen Seiten aus, ob sie jemand kommen sehe. Und während sie so, ohne an einen Wolf zu denken, lauerte, da brach plötzlich aus einem Dickicht neben ihr ein großer, schrecklicher Wolf, und sie hatte kaum noch so viel Zeit, um »Gott, steh mir bei!« zu sagen, als er ihr auch schon an den Hals fuhr und sie packte und mit ihr, als ob sie ein Lämmlein gewesen wäre, davonlief. Sie konnte weder schreien, so eng hatte er sie bei der Kehle, noch sich sonst auf eine Art helfen, und darum hätte sie der Wolf bei dem Davonschleppen zweifellos erwürgt, wenn er nicht auf etliche Hirten gestoßen wäre, die ihn durch ihr Schreien zwangen, sie fallen zu lassen; und die Hirten erkannten die Arme und trugen sie nach Hause, und dort wurde sie von den Ärzten nach langen Bemühungen geheilt, aber nicht so, daß ihr nicht der ganze Hals und ein Teil des Gesichtes auf eine solche Weise entstellt geblieben wäre, daß sie, die früher so schön gewesen war, nunmehr über die Maßen häßlich und verunstaltet aussah. Daher scheute sie sich fortan, an Orten zu erscheinen, wo man sie hätte sehn können, und beklagte zu often Malen bitter, daß sie, wo es sie doch nichts gekostet hätte, dem wahren Traume ihres Mannes aus Starrsinn keinen Glauben geschenkt hatte.

## Achte Geschichte

*Ciacco, der von Biondello mit einem Mittagessen hineingelegt worden ist, rächt sich dafür in schlauer Weise, indem er ihm eine tüchtige Tracht Prügel verschafft.*

Allgemein sagte jeder von der fröhlichen Gesellschaft, daß das, was Talano im Schlaf gesehen habe, kein

Traum, sondern ein Gesicht gewesen sei, weil es genau so, ohne daß das geringste davon gefehlt hätte, eingetroffen sei. Als aber alle schwiegen, befahl die Königin Lauretta, fortzufahren, und die sagte: So wie die, meine klugen Damen, die vor mir erzählt haben, von irgendeinem schon besprochenen Gegenstande zu ihrer Geschichte angeregt worden sind, so werde ich durch die harte Rache des Scholaren, wovon uns gestern Pampinea erzählt hat, angeregt, euch von einer andern Rache zu erzählen, die dem, der sie erlitten hat, schwer genug war, obwohl sie nicht gar so grausam war. Ich sage also, daß in Florenz einer war, der von allen Ciacco genannt wurde, ein Leckermaul, wie es kein zweites je gegeben hat. Und weil sein Vermögen die Ausgaben nicht litt, die seine Leckerei erfordert hätte, so verlegte er sich als ein im übrigen gesitteter Mann, der voll hübscher und lustiger Einfälle steckte, darauf, zwar nicht den Gesellschafter, aber den Schalk abzugeben und den Verkehr mit reichen Leuten zu suchen, die etwas auf ein gutes Essen hielten; und zu diesen ging er häufig sowohl zum Mittagmahle als auch zum Abendessen, ohne daß er jedesmal dazu gebeten gewesen wäre. Ebenso war damals einer in Florenz, der Biondello genannt wurde, ein kleines Kerlchen, zierlicher als eine Fliege und stets geschniegelt mit der Mütze auf dem Kopfe und seiner blonden Mähne, an der kein Härlein krumm liegen durfte, und der betrieb dasselbe Gewerbe wie Ciacco. Als nun Biondello eines Morgens in der Fastenzeit auf den Fischmarkt gegangen war und dort zwei prächtige Lampreten für Messer Vieri de' Cerchi kaufte, sah ihn Ciacco; der trat sofort auf ihn zu und sagte: »Was soll das bedeuten?« Biondello antwortete ihm: »Messer Corso Donati hat gestern abend drei viel schönere als die und einen Stör geschickt bekommen; weil sie aber zu der Bewirtung der und der Edelleute nicht ausreichen, hat er mich noch diese zwei kaufen geschickt. Kommst du nicht hin?« Ciacco antwortete: »Selbstverständlich komme ich hin.« Und als es ihm an der Zeit schien, ging er zu Messer Corso und traf ihn in Gesellschaft einiger Nachbarn noch vor dem Essen. Auf dessen Frage, was er wolle, antwortete er: »Messer, ich komme mit Euch und Euern Gästen essen.« Messer Corso sagte zu ihm: »Du bist willkommen; gehn wir, es ist Zeit.« Sie setzten sich also zu Tische, und da gab es zuerst Erbsen und eingesalzenen Thunfisch und dann gebratene Arnofische und dann nichts mehr. Ciacco, der sich nicht wenig ärgerte, als er merkte, daß ihn Biondello gefoppt hatte, nahm sich vor, ihn dafür zu bezahlen; und es dauerte nicht viele Tage, so begegnete er Biondello, der schon viele über diesen Streich lachen gemacht hatte. Biondello begrüßte ihn, als er ihn sah, und fragte ihn, wie ihm die Lampreten Messer Corsos geschmeckt hätten, und Ciacco gab ihm zur Antwort: »Bevor noch acht Tage um sind, wirst du das besser zu sagen wissen als ich.« Und ohne die Sache auf die lange Bank zu schieben, ging er von Biondello weg, dingte einen abgefeimten Tagdieb, gab ihm eine gläserne Flasche, führte ihn zur Halle der Cavicciuli, zeigte ihm dort einen Ritter, Messer Filippo Argenti geheißen, der ein großer, stämmiger und kräftiger Mann, dazu auffahrend, jähzornig und reizbar wie kein anderer war, und sagte zu ihm: »Zu dem gehst du mit der Flasche da in der Hand und sagst also: ›Messer, Biondello schickt mich zu Euch und bittet Euch, Ihr möget es Euch gefallen lassen, ihm diese Flasche mit Eurem Wein rubinrot zu färben, weil er sich mit seinen Lustknaben ergötzen will.‹ Und nimm dich in acht, daß er dich nicht beim Kragen erwischt, denn er würde dich übel zurichten, und mir hättest du den ganzen Handel verdorben.« Der Tagdieb sagte: »Habe ich sonst noch etwas zu sagen?« Ciacco sagte: »Nein, geh nur; und wenn du das gesagt hast, so komm mit der Flasche wieder zu mir, und ich werde dich bezahlen.« Der Tagdieb ging also hin und richtete Messer Filippo die Botschaft aus. Als sie Messer Filippo, der sowieso nur wenig brauchte, um aufzubrausen, hörte, schoß ihm, weil er meinte, Biondello, den er kannte, wolle ihn aufziehen, das Blut ins Gesicht, und mit den Worten: »Was soll das Rubinrotfärben und was sind das für Lustknaben?« sprang er auf und wollte den Tagdieb packen; der aber, der auf seiner Hut war, war schnell und nahm Reißaus und kam von einer andern Seite zu Ciacco zurück, der alles gesehn hatte, und sagte ihm, was Messer Filippo gesagt hatte. Befriedigt bezahlte ihn Ciacco; und nun ruhte er nicht, bis er Biondello gefunden hatte, und er sagte zu ihm: »Bist du schon in der Halle der Cavicciuli gewesen?« Biondello antwortete: »Keineswegs; warum fragst du mich?« Ciacco sagte: »Darum, weil ich dir sagen kann, daß dich Messer Filippo suchen läßt, ich weiß nicht, was er will.« Nun sagte Biondello: »Gut, ich gehe hin und werde mit ihm reden.« Als Biondello gegangen war, ging ihm Ciacco nach, um zu sehn, wie die Sache verlaufen werde. Messer Filippo war, nachdem er dem Tagdieb vergeblich nachgesetzt hatte, furchtbar grimmig und würgte an seinem Zorne, weil er aus den Worten des Tagdiebs keinen andern Sinn herausbekommen konnte, als daß ihn Biondello auf Anstiften von irgend jemand habe zum Narren halten wollen. Und wie er so an seinem Zorne würgte, kam Biondello daher. Kaum sah er ihn, so sprang er auch schon los auf ihn und versetzte ihm einen mächtigen Schlag ins Gesicht. »O weh, Messer«, sagte Biondello, »was ist das?« Messer Filippo packte ihn bei den Haaren und zerriß ihm die Kappe auf dem Kopfe und warf ihm den Mantel auf die Erde und schrie, indem er es ihm tüchtig gab: »Du Schuft, du wirst es schon sehn, was das ist! Was hast du mir von Rubinrotfärben und von Lustknaben sagen zu lassen? Glaubst du, ich bin ein Kind, das du foppen kannst?« Und bei diesen Worten zerschlug er ihm das ganze Gesicht mit seinen Fäusten, die wie Eisen waren, und ließ ihm kein Haar auf dem Kopfe unzerzaust und wälzte ihn durch den Kot und zerfetzte ihm alle Kleider am Leibe; und so eifrig war er bei der Sache, daß Biondello nach dem ersten Worte keins mehr sagen oder um den Grund fragen konnte. Das von dem

Rubinrotfärben und von den Lustknaben hatte er wohl gehört, aber er wußte nicht, was es zu bedeuten habe. Als ihn endlich Messer Filippo windelweich geprügelt hatte, wurde er, zerzaust und übel zugerichtet, wie er war, von den Leuten, die in großer Zahl zusammengelaufen waren, mit der größten Mühe der Welt befreit; und sie sagten ihm, warum ihm das Messer Filippo getan hatte, indem sie ihn ausschalten, daß er ihm so eine Botschaft geschickt habe, und sagten, er hätte doch Messer Filippo schon kennen müssen, daß er kein Mann sei, mit dem sich spaßen ließe. Weinend entschuldigte sich Biondello und sagte, daß er niemals zu Messer Filippo um Wein geschickt habe. Nachdem er sich wieder ein wenig in Ordnung gebracht hatte, ging er traurig und betrübt heim, überzeugt, daß das ein Werk Ciaccos gewesen sei. Und als er viele Tage nachher, als sich die blauen Flecken aus seinem Gesichte verloren hatten, wieder auszugehen anfing, geschah es, daß ihn Ciacco traf, und der fragte ihn grinsend: »Biondello, wie hat dir der Wein Messer Filippos geschmeckt?« Biondello antwortete: »Ich wollte, die Lampreten Messer Corsos hätten dir ebenso geschmeckt!« Nun sagte Ciacco: »Jetzt steht es bei dir: wenn du mir wieder so gut zu essen geben willst wie damals, so werde ich dir wieder ebenso gut zu trinken geben.« Biondello, der einsah, daß es leichter war, Ciacco etwas Böses zu wünschen als anzutun, bat Gott, ihn in Frieden leben zu lassen, und hütete sich fortan, ihn noch einmal zum Narren zu halten.

## Neunte Geschichte

*Zwei junge Männer fragen Salomo um Rat, der eine, was er tun solle, um geliebt zu werden, der andere, wie er seine widerspenstige Frau zähmen könne; dem einen antwortet er, er solle selber lieben, dem andern, er solle zur Gänsebrücke gehn.*

Wenn die Königin Dioneos Vorrecht erhalten wollte, so war sie die einzige, die noch zu erzählen hatte; nachdem daher die Damen über den armen Biondello herzlich gelacht hatten, begann sie heiter also zu sprechen: Meine liebenswürdigen Damen, wenn man die Ordnung der Dinge mit gesundem Sinne betrachtet, erkennt man gar leichtlich, daß die gesamte Menge aller Frauen durch Natur, Brauch und Gesetz den Männern unterworfen ist und sich nach deren Wohlmeinung zu betragen und zu benehmen hat; und will daher eine mit dem Manne, dem sie angehört, in Frieden und Ruhe leben, so muß sie demütig, geduldig und gehorsam sein, über alles aber die Ehrbarkeit bewahren, weil die der höchste und eigentliche Schatz eines jeden Weibes ist. Und wenn uns das nicht schon die Gesetze, die in allen Stücken das gemeine Wohl bezwecken, ebenso lehrten wie Brauch oder Sitte, wenn wir es so nennen wollen, deren Macht gar groß und ehrwürdig ist, würde es uns doch deutlich genug die Natur zeigen, die uns einen zarten, schwachen Körper, eine schüchterne, furchtsame Seele, eine sanfte Stimme und eine linde Bewegung der Glieder gegeben hat, lauter Dinge, die bezeugen, daß wir einer fremden Leitung bedürfen. Und wer des Schutzes und der Leitung bedarf, der soll, so will es alle Vernunft, seinem Leiter gehorsam und untenan und ehrerbietig sein. Und wer sollen unsere Leiter und Beschützer sein, wenn nicht die Männer? Also müssen wir die Männer hoch ehren und ihnen unterwürfig sein; und die, die davon abgeht, verdient nach meiner Meinung nicht nur harten Tadel, sondern auch strenge Züchtigung. Und zu dieser Betrachtung, die ich übrigens schon oft angestellt habe, hat mich kurz vorhin Pampineas Erzählung von dem widerspenstigen Weibe Talanos geführt, der Gott die Züchtigung geschickt hat, die ihr der Mann nicht zu geben wußte; und weil meinem Urteile nach, wie ich schon gesagt habe, schwere und strenge Züchtigung alle die verdienen, die sich von ihrer ihnen von der Natur, dem Brauche und den Gesetzen vorgeschriebenen Pflicht, gefügig, gutmütig und nachgiebig zu sein, entfernen, so will ich euch von einem Ratschlage Salomos erzählen, der eine treffliche Arznei enthält, alle derartigen Frauen von ihrem Übel zu heilen. Das darf aber keine, die eine solche Arznei nicht braucht, auf sich beziehen, etwa so, wie die Männer das Sprichwort im Munde führen: Ein gutes Pferd braucht ebenso den Sporn wie ein schlechtes, und eine gute Frau braucht ebenso den Stock wie eine schlechte. Wer dieses Wort scherzhaft auslegen wollte, dem würden alle Frauen gern zugestehn, daß es wahr ist; aber selbst bei einer ernsten Auffassung muß es, sage ich, zugestanden werden. Von Natur aus sind die Frauen willenlos und schwach, und für die, die sich über die ihnen gesetzte Grenze hinausgehn lassen, gehört der Stock, um sie zu strafen; und um die Tugend derer zu unterstützen, die sich nicht fortreißen lassen, gehört der Stock, daß er sie unterstütze und abschrecke. Indem ich aber jetzt das Predigen lasse und zu dem komme, was ich zu sagen im Sinne habe, sage ich euch, daß damals, als der erhabene Ruf der wunderbaren Weisheit Salomos die ganze Welt durchlief, ebenso wie der Ruf seiner Bereitwilligkeit, diese Weisheit vor jedermann zu zeigen, der sich darüber durch die Erfahrung Gewißheit verschaffen wollte, aus den verschiedenen Teilen der Welt viele zu ihm eilten, um sich bei ihm in ihren wichtigsten und schwierigsten Angelegenheiten Rats zu erholen; und wie die andern, die sich zu ihm begaben, verließ auch ein junger, reicher Edelmann, dessen Namen Melissus war, die Stadt Lajassa, wo er geboren war und wohnte. Und auf seinem Ritte gegen

Jerusalem geschah es, daß er, als er Antiochia verlassen hatte, mit einem andern Jüngling, Joseph genannt, der denselben Weg hatte wie er, ein Stück zusammen ritt und, wie es Brauch der Reisenden ist, mit ihm ins Gespräch kam. Nachdem er von Joseph dessen Stand und Heimat erfahren hatte, fragte er ihn, wohin er reise und warum; Joseph sagte ihm, er reise zu Salomo, um von ihm einen Rat zu erhalten, wie er sich mit seiner Frau verhalten solle, die widerspenstiger und bösartiger sei als jede andere, so daß er sie weder durch Bitten noch durch Liebkosungen noch auf sonst eine Art von ihrer Widerspenstigkeit abbringen könne. Und hierauf fragte Joseph ebenso ihn, woher er sei und wohin er reise und warum, und Melissus antwortete: »Ich bin von Lajassa, und so wie du deine Not hast, so habe ich die meinige: ich bin ein reicher junger Mann und gebe mein Geld aus, um offenen Tisch zu halten und meine Mitbürger zu ehren, und es ist ein unerhörtes und absonderliches Ding, daß ich samt alledem keinen Menschen finden kann, der mir wohlwollte; und darum gehe ich dorthin, wo du hingehst, um einen Rat zu erhalten, wie ich es bewerkstelligen kann, daß ich geliebt werde.« Die beiden Gesellen ritten miteinander weiter und wurden, als sie in Jerusalem eingetroffen waren, von einem seiner Hofleute empfangen und zu Salomo geleitet; und Melissus sagte ihm in kurzen Worten sein Anliegen. Salomo anwortete ihm: »Liebe!« Und nach diesem Worte wurde Melissus hinausgeführt, und Joseph sagte, warum er da sei. Ihm antwortete Salomo nichts sonst als: »Geh zur Gänsebrücke.« Und nach diesen Worten wurde Joseph ebenso entlassen; er fand Melissus auf ihn warten und sagte ihm, was er für eine Antwort erhalten hatte. Da die beiden trotz allem Nachdenken über die Bedeutung dieser Worte keine Nutzanwendung auf ihre Angelegenheiten ziehen konnten, hielten sie sich für verhöhnt und machten sich auf den Heimweg. Nach einer Reise von etlichen Tagen kamen sie an einen Fluß, über den eine schöne Brücke führte; und weil eben eine große Karawane von beladenen Maultieren und Pferden darüberzog, mußten sie so lange verziehen, bis jene drüben waren. Es waren schon fast alle Tiere am andern Ufer, als von ungefähr ein Maulesel, der, wie wir das häufig sehn, scheu wurde, auf keine Weise von der Stelle wollte; da nahm der Treiber einen Stecken und fing ihn zuerst ganz gelinde zu schlagen an. Aber der Esel sprang bald dorthin, bald dahin, jetzt in die Quere und dann nach rückwärts und wollte durchaus nicht weiter: über die Maßen erbost, begann ihn der Treiber jämmerlich zu prügeln, auf den Kopf und in die Weichen und auf den Rücken; aber alles war umsonst. Daraufhin sagten Melissus und Joseph, die das beobachteten, oftmals zu dem Treiber: »Du Elender, was machst du da? Willst du ihn erschlagen? Warum versuchst du ihn nicht mit Güte und Sanftmut zu führen? So ginge er viel eher als bei den Prügeln, die du ihm gibst.« Der Treiber antwortete: »Ihr kennt euere Pferde, und ich kenne meinen Esel; laßt mich machen mit ihm.« Und nach diesen Worten fing er ihn wieder zu prügeln an und gab es ihm tüchtig, daß der Esel vorwärts ging und er also seinen Willen durchsetzte. Als die zwei Jünglinge im Begriffe waren weiterzureiten, fragte Joseph einen Mann, der an der Brücke saß, wie sie heiße, und der Mann antwortete: »Herr, sie heißt Gänsebrücke.« Nun erinnerte sich Joseph der Worte Salomos und sagte zu Melissus: »Nun sage ich dir, Gesell, daß der Rat, den mir Salomo gegeben hat, gut und wahr sein kann; denn ich sehe nun deutlich ein, daß ich meine Frau nicht zu schlagen wußte, aber dieser Treiber hat mir gezeigt, was ich zu tun habe.« Nachdem sie von dort in einigen Tagen nach Antiochia gekommen waren, behielt Joseph Melissus bei sich, damit er ein paar Tage raste; von seiner Frau nicht gerade festlich empfangen, sagte er ihr, sie solle das Abendessen so zubereiten lassen, wie es Melissus angeben werde: weil der sah, daß es Josephs Willen war, entledigte er sich dessen mit wenigen Worten. Nach ihrer alten Gewohnheit tat aber die Frau nicht das, was ihr Melissus angegeben hatte, sondern das gerade Gegenteil; als das Joseph sah, sagte er erzürnt: »Ist dir nicht gesagt worden, wie du das Essen zubereiten lassen sollst?« Die Frau drehte sich hochmütig um und sagte: »Was soll das heißen? Warum ißt du nicht, wenn du essen willst? Hat man es mir anders gesagt, so hat es mir so gepaßt: ist es dir recht, gut; wenn nicht, so laß es stehn.« Melissus verwunderte sich über die Antwort der Frau und hielt mit seinem Tadel nicht zurück. Aber Joseph, der das hörte, sagte: »Frau, noch immer bist du in deinem alten Wesen; aber glaube mir, ich werde dich schon anders machen.« Und zu Melissus gewandt sagte er: »Freund, jetzt werden wir bald sehn, wie der Rat Salomos ist; ich bitte dich aber, laß es dir nicht leid sein zuzusehn und denke, daß es ein Spiel ist, was ich machen will. Und damit du mich nicht hinderst, so erinnere dich der Antwort, die uns der Maultiertreiber gegeben hat, als uns sein Esel dauerte.« Melissus sagte zu ihm: »Ich bin in deinem Hause und gedenke daher nicht, dir in deinem Willen zuwider zu sein.« Joseph ging, nachdem er einen runden Stock von einer jungen Eiche geholt hatte, in die Kammer, wohin die Frau, die aus Wut vom Tische aufgestanden war, gegangen war, packte sie bei den Flechten, riß sie nieder und begann sie mit dem Stocke grimmig zu prügeln. Die Frau verlegte sich zuerst aufs Schreien und dann aufs Drohen; da sie aber sah, daß Joseph trotz alledem nicht abließ, begann sie, ganz zerbleut, um Gottes willen um Gnade zu bitten, daß er sie nicht erschlage, indem sie mehr als einmal sagte, sie wolle nimmer von seinem Willen weichen. Bei alledem hörte Joseph nicht auf, sondern schlug sie mit immer heftigem Streichen in die Seiten, auf die Hüften und über die Schultern, prügelte sie windelweich und ließ nicht früher ab von ihr, als bis er zu müde war; und kurzum, der Frau blieb kein Knochen oder sonst etwas heil im Leibe. Und hierauf ging er zu Melissus und sagte zu ihm: »Morgen werden wir sehn, wie sich der Rat ›Geh zur Gänsebrücke‹ bewährt hat«; und nachdem er ein wenig geruht und sich die Hände

gewaschen hatte, aß er mit Melissus, und als es an der Zeit war, gingen sie zur Ruhe. Die arme Frau erhob sich mühselig vom Boden, legte sich ins Bett und ruhte sich dort aus, so gut es ging; am nächsten Morgen stand sie gar zeitlich auf und ließ Joseph fragen, was für ein Frühstück er wolle, daß bereitet werde. Er lachte darüber mit Melissus und gab ihr Bescheid; und als sie zur Zeit hingingen, fanden sie alles ordnungsgemäß besorgt; deswegen lobten sie Salomos Rat, den sie zuerst mißverstanden hatten, höchlich. Nach einigen Tagen beurlaubte sich Melissus von Joseph und kehrte heim; und er sagte einem weisen Manne, was für einen Rat er von Salomo erhalten hatte. Der sagte zu ihm: »Er hätte dir keinen wahrern und bessern Rat geben können. Du weißt, daß du niemand liebst, und die Ehren und Dienste, die du den Leuten erweist, erweist du ihnen nicht aus Liebe zu ihnen, sondern um großzutun. Liebe also, wie dir Salomo gesagt hat, und du wirst geliebt werden.« So ist also die Widerspenstige gezähmt worden, und als der Jüngling liebte, wurde er geliebt.

## Zehnte Geschichte

*Don Gianni stellt auf Anliegen Gevatter Pietros eine Beschwörung an, um dessen Frau in eine Stute zu verwandeln; als er aber darangeht, ihr den Schwanz anzusetzen, verdirbt Pietro die ganze Beschwörung, indem er sagt, er wolle keinen Schwanz.*

Die Geschichte der Königin hatte den Damen etwas zu murmeln und den jungen Männern etwas zu lachen gegeben; als sie aber aufhörten, begann Dioneo also zu sprechen: Meine anmutigen Damen, inmitten vieler weißer Tauben hebt ein schwarzer Rabe ihre Schönheit mehr hervor, als es etwa ein weißer Schwan täte; und so vermehrt dann und wann unter vielen Weisen ein weniger Weiser nicht allein den Glanz und die Schönheit ihres gereiften Geistes, sondern auch das Vergnügen und die Lust. Darum müßt ihr als kluge und sittsame Damen mich, der ich eher töricht als gescheit bin, um so höher schätzen, je mehr ich durch meinen Mangel eure Vollkommenheit in helleres Licht setze, anstatt sie durch meinen eigenen Wert zu verdunkeln; und demzufolge müßt ihr mir, damit ich mich zeigen kann, wie ich bin, ein weiteres Feld einräumen und, was ich erzählen will, mit geduldigerm Mute anhören, als wenn ich weniger töricht wäre. Ich werde euch also eine nicht allzu lange Geschichte erzählen, woraus ihr ersehn werdet, wie treulich die Vorschriften derer, die etwas durch die Kraft von Beschwörungen ins Werk setzen wollen, beobachtet werden sollen und wie der kleinste Verstoß, der dabei begangen wird, alles verdirbt, was der Beschwörende gemacht hat.

Vor ein paar Jahren war in Barletta ein Priester, Don Gianni di Barolo genannt, der, weil er eine arme Pfarre hatte, um seinen Unterhalt zu beschaffen, anfing, mit einer beladenen Stute hier und dort die apulischen Märkte zu besuchen und Waren zu kaufen und zu verkaufen. Dabei kam er in vertrauten Umgang mit einem, der sich Pietro da Tresanti nannte und dasselbe Gewerbe mit einem Esel betrieb, und diesen Pietro nannte er zum Zeichen seiner Gewogenheit und Freundschaft nach apulischer Sitte nicht anders als Gevatter Pietro; und so oft der nach Barletta kam, führte er ihn in sein Pfarrhaus und beherbergte ihn dort und erwies ihm alle möglichen Aufmerksamkeiten. Gevatter Pietro wieder, der ein armer Mann war und in Tresanti nur ein so kleines Häuschen hatte, daß es kaum für ihn und sein hübsches junges Weib und seinen Esel genügte, führte Don Gianni jedesmal, wenn der in Tresanti war, in sein Häuschen und bezeigte sich gegen ihn so aufmerksam, wie er nur konnte, zur Vergeltung der Aufmerksamkeiten, die ihm in Barletta zuteil wurden. Was aber die Beherbergung betraf, so konnte ihm Gevatter Pietro, der nur ein kleines Bett hatte, wo er mit seinem hübschen Weibe schlief, nicht so viel Ehre erweisen, wie er gewollt hätte, sondern Don Gianni mußte, nachdem er seine Stute in einem Ställchen neben dem Esel eingestellt hatte, mit ein wenig Stroh neben ihr vorlieb nehmen. Die Frau, die wußte, was für Aufmerksamkeiten der Priester ihrem Manne in Barletta erwies, hatte mehrere Male, wenn der Priester gekommen war, zu einer Nachbarin, die Zita Garapresa di Giudice Leo hieß, schlafen gehn wollen, damit er bei ihrem Manne im Bette schlafen könne, und hatte das dem Priester zu often Malen gesagt, aber er hatte das nie annehmen wollen; und als sie es ihm wieder einmal anbot, sagte er: »Gevatterin Gemmata, mach dir meinethalben keine Sorgen, denn mir geht's sehr gut; wenn es mir beliebt, verwandle ich meine Stute in ein hübsches Mägdlein und unterhalte mich mit ihr, und wann ich dann will, verwandle ich sie wieder in die Stute, und darum trenne ich mich nicht von ihr.« Die junge Frau verwunderte sich und glaubte es und sagte es ihrem Manne und fügte bei: »Wenn er dir wirklich so freund ist, wie du sagst, warum läßt du dich nicht diese Beschwörung lehren? Da könntest du eine Stute aus mir machen und dein Geschäft mit dem Esel und mit der Stute betreiben, und wir würden noch einmal so viel einnehmen, und wann wir dann nach Hause kämen, könntest du mich wieder zu einem Weibe machen, wie ich bin.« Gevatter Pietro, der eher ein Dummkopf war als etwas andres, glaubte alles und ging auf ihren Vorschlag ein und drang nun, so gut er es nur verstand, in Don Gianni, er solle ihn das

lehren. Don Gianni gab sich alle Mühe, ihm diese Dummheit auszureden; da es ihm aber nicht gelang, sagte er endlich: »Weil ihr's denn durchaus wollt, so werden wir morgen, so wie wir es im Brauche haben, vor Tag aufstehn, und ich werde es euch zeigen, wie es gemacht wird. Das Schwierigste dabei aber ist wahrhaftig, den Schwanz anzusetzen, wie du sehn wirst.« Gevatter Pietro und Gevatterin Gemmata, die vor lauter Ungeduld kaum ein Auge zugemacht hatten, standen, als es Tag werden wollte, auf und riefen Don Gianni, und der kam im Hemde, wie er aufgestanden war, in die Kammer Gevatter Pietros und sagte: »Auf der ganzen Welt weiß ich niemand sonst, dem ich das täte, als euch, und darum, weil ihr's denn durchaus wollt, werde ich es tun; aber dabei müßt ihr wahrlich alles tun, was ich euch sage, wenn ihr wollt, daß es einen Erfolg habe.« Sie sagten, sie würden alles tun, was er sage. Don Gianni nahm also ein Licht, gab es Gevatter Pietro in die Hand und sagte: »Gib gut acht, wie ich es mache, und behalte genau im Gedächtnis, was ich sage, und hüte dich, wenn du nicht alles verderben willst, ein einziges Wörtlein zu sprechen, was du auch hörst und siehst; und bete zu Gott, daß sich der Schwanz leicht ansetzen lasse.« Gevatter Pietro nahm das Licht und sagte, er werde es schon gut machen. Nun ließ Don Gianni die Gevatterin Gemmata sich splitternackt ausziehn und sich auf Händen und Füßen hinstellen, wie die Stuten stehn, indem er sie gleicherweise unterwies, kein Wort zu reden, was auch geschehe; und dann begann er ihr mit den Händen über das Gesicht und den Kopf zu streichen und zu sagen: »Das sei ein schöner Stutenkopf«, und über die Haare streichend: »Das sei eine schöne Stutenmähne«, und über die Arme: »Das seien schöne Stutenbeine und Stutenfüße«, und als er dann über die Brust strich und sie fest und rund fand, erwachte einer, den niemand angerufen hatte, und stand auf, aber er sagte: »Das sei eine schöne Stutenbrust«, und so machte er's mit dem Rücken und dem Bauche und dem Kreuze und den Lenden und den Beinen. Und zuletzt, als ihm nichts mehr sonst zu machen übrigblieb als der Schwanz, hob er das Hemd und nahm den Nagel, womit er die Menschen pflanzte, und führte ihn hurtig in die Furche, die dazu bestimmt ist, und sagte: »Das sei ein schöner Stutenschwanz.« Gevatter Pietro, der bis jetzt alles aufmerksam beobachtet hatte, sagte, als er diesen Abschluß sah, der ihm nicht wohl gefiel: »Don Gianni, ich will keinen Schwanz, ich will keinen Schwanz!« Schon war jedoch der Wurzelsaft, der alle Keime wachsen läßt, gekommen, als ihn Don Gianni herauszog und sagte: »O weh, Gevatter Pietro, was hast du gemacht? Habe ich dir nicht gesagt, du sollst kein Wort sprechen, was immer du siehst? Die Stute war schon fast fertig, und du mit deinem Schwatzen hast alles verdorben, und für heute ist keine Möglichkeit mehr, es wieder instand zu bringen.« Gevatter Pietro sagte: »Meinetwegen, ich habe den Schwanz nicht haben wollen; warum habt Ihr nicht mir gesagt: Mach du ihn? Und dann habt Ihr ihn auch zu tief angesetzt.« Don Gianni sagte: »Weil du ihn das erste Mal nicht so gut hättest ansetzen können wie ich.« Als die junge Frau diese Reden hörte, stand sie auf und sagte treuherzig zu ihrem Manne: »Du Schafskopf, der du bist! Warum hast du denn dir und mir den Handel verdorben? Hast du schon je eine Stute ohne Schwanz gesehn? So wahr mir Gott helfe, du bist ja arm, aber dir geschähe ganz recht, wenn du noch viel ärmer wärest.« Da nun wegen der Worte, die Gevatter Pietro gesprochen hatte, keine Möglichkeit mehr war, die Frau in eine Stute zu verwandeln, kleidete sie sich bekümmert und mißmutig wieder an, und Gevatter Pietro machte sich daran, sein Gewerbe in der gewohnten Weise mit einem Esel zu betreiben und ging mit Don Gianni auf den Markt von Bitonto; und diesen Dienst verlangte er nimmer wieder von ihm.

Wieviel über diese Geschichte, die die Damen besser verstanden, als Dioneo gewünscht hätte, gelacht wurde, kann sich eine jede vorstellen, die noch darüber lachen wird. Da aber die Geschichten zu Ende waren und sich die Sonne dem Untergange neigte, erhob sich die Königin, die sah, daß das Ende ihrer Herrschaft gekommen war, nahm den Kranz ab, setzte ihn Panfilo auf, der allein noch mit dieser Würde zu bekleiden war, und sagte lächelnd: »Herr, dir verbleibt eine schwere Aufgabe, weil du als der letzte meine Fehler und die aller andern, die dieses Amt vor dir innegehabt haben, gutzumachen hast; dazu schenke dir Gott seine Gnade, wie er sie mir geschenkt hat, daß ich dich zum Könige habe machen dürfen.« Panfilo nahm die Ehre freudig an und sagte: »Euere Tugenden und die meiner andern Untertanen werden es bewirken, daß ich geradeso Lob verdienen werde wie die andern.« Und nachdem er nach dem Brauche seiner Vorgänger mit dem Seneschall das Nötige besprochen hatte, wandte er sich wieder zu den harrenden Damen und sagte: »Meine liebenswürdigen Damen, die Güte Emilias, unserer Königin vom heutigen Tage, hat es euch, um euern Kräften etwas Erholung zu gewähren, anheimgegeben, den Gegenstand eurer Erzählungen nach euerm Belieben zu wählen. Da ihr nun ausgeruht seid, meine ich, es sei gut, zu dem gewohnten Gesetze zurückzukehren; und darum will ich, daß jede morgen daran denke, von Menschen zu erzählen, die in Liebesangelegenheiten oder in andern Dingen großmütig oder hochsinnig gehandelt haben. Dergleichen Reden und Taten werden euere zum Guten geneigten Seelen ohne Zweifel zu hochherziger Handlungsweise entflammen, auf daß sich unser Leben, das in einem sterblichen Leibe nicht anders als kurz sein kann, in ehrenvollem Andenken verewige; und das muß ja jeder, der nicht nur für den Bauch lebt wie das Tier, nicht nur begehren, sondern auch mit allen Kräften zu erreichen suchen und danach handeln.« Die Aufgabe fand den Beifall der fröhlichen Gesellschaft, die sich nun mit Erlaubnis des neuen Königs erhob, um

sich den gewohnten Vergnügungen hinzugeben, jeder wie es sein Herz verlangte, und so taten sie bis zur Abendstunde. Dann kamen sie heiter zusammen, und nach dem Mahle, bei dem sie eifrig und ordentlich bedient wurden, standen sie zu den gewohnten Tänzen auf, und nachdem eine Unzahl Lieder, mehr in den Worten ergötzlich als meisterhaft im Vortrage, gesungen worden waren, befahl der König Neifile, in ihrem Namen eines zu singen. Die begann mit klarer und heiterer Stimme voll Anmut und ohne Verzug:

Ich bin mir noch ein junges Mädchen, und am Minnen
Erfreu ich mich: ich singe mich ins neue frohe Jahr:
Ich habe doch die Liebe und das süße Sinnen.
Ich wandle glücklich über Wiesengrün und blicke
Auf Blumen: weiße, gelbe, oft auch blutigrote:
Zu Rosen, Lilien, denen ich mein Grüßen schicke,
Denn heimlich sind sie mir vom Antlitz dessen Bote,
Der mich erhielt, als er verliebt für mich erlohte.
Der mich auch halten wird, da ich ihm ganz gehöre:
Ich bin ein Wesen nun, bloß auf Genuß bedacht.
Und find ich einen, der nach meinem lieben Fühlen,
Das niemals trügen mag, dem seinen ähnlich ist,
So pflücke, küß ich ihn. Bei plaudrigen Kalkülen
Verschenk ich mich, doch wind ich ihn mit holder List
Mit anderen in einen Kranz, den Wunsch zu kühlen:
Auch war mir's sonst im Schreck, als ob ich ihn verlöre!
So bleib er mir, mit Löckchen ins Geflecht gebracht.
Die Freude, die dem Auge eine Blüte kündet,
Empfinde ich vertraut: er spendet sie mir ähnlich,
Als sähe ich mich selbst, in eigner Liebe sehnlich
Erträumt: so sehr werd ich zum süßen Wunsch entzündet.
Auch weiß ich nicht, wie sein Geruch mich ihm verbündet.
Verlauten könnt ich's kaum, wenn ich das Wort erköre:
Doch Seufzer wurden mir als Zeugen bald entfacht.
Sie dringen mir jedoch gar weich aus meiner Brust,
Nicht wie bei andern Frauen, hart und schwer.
Nur warm und zärtlich drängen sie zur Lust:
Bei meinem Lieben schleichen sie erwünscht umher.
Er hört sie: tritt aus sich an mich, voll Glücksbegehr,
Wird mein im Augenblick, weil ich ihn mild beschwöre:
So komme! Ich verzweifle sonst, komm hold und sacht.

Viel Beifall wurde sowohl vom Könige als auch von allen Damen dem Liede Neifiles gespendet; hierauf befahl der König, weil schon ein gutes Stück der Nacht verstrichen war, daß alle bis zum Morgen zur Ruhe gingen.

*Es endet der neunte Tag des Dekamerons*

*Es beginnt der*

# zehnte und letzte Tag des Dekamerons

*wo unter der Herrschaft Panfilos*
*von Menschen erzählt wird,*
*die in Liebesangelegenheiten*
*oder in ändern Dingen*
*großmütig oder hochsinnig*
*gehandelt haben*

Noch waren im Westen einige Wölkchen gerötet, während die im Osten schon durch die Sonnenstrahlen, die sie immer näher trafen, an den Rändern goldig erglänzten, als sich Panfilo erhob und die Damen und seine Freunde rufen ließ. Und als alle gekommen waren, beratschlagte er mit ihnen, wohin sie zu ihrem Vergnügen gehn könnten; und dann ging er, von Filomena und Fiammetta begleitet, langsamen Schrittes voran, und die andern folgten ihm alle. Und indem sie viel über ihre künftige Lebenszeit sprachen und einander Rede und Antwort standen, gingen sie ein schönes Stück Weges lustwandelnd dahin; und als die Sonne nach einem langen Spaziergange schon anfing heißer zu scheinen, kehrten sie zum Palaste zurück und ließen dort bei dem klaren Springbrunnen die Becher spülen, und wer wollte, trank, und dann ergingen sie sich im wohligen Schatten des Gartens bis zur Essensstunde. Und nachdem sie gegessen und, wie stets, geschlafen hatten, vereinigten sie sich, wo es dem Könige beliebte, und dort trug der König Neifile die erste Erzählung auf. Die begann heiter also:

## Erste Geschichte

*Ein Ritter, der dem Könige von Spanien gedient hat, glaubt, schlecht belohnt worden zu sein; deshalb beweist ihm der König durch eine sichere Probe, daß nicht er, sondern sein widriges Schicksal schuld daran ist, und beschenkt ihn hierauf hochherzig.*

Für eine große Gunst muß ich es halten, meine verehrten Damen, daß es gerade ich bin, die der König als erste ausersehn hat, von einer so erhabenen Sache, wie es die Großmut ist, zu erzählen; denn wie die Sonne die Schönheit und der Schmuck des ganzen Himmels ist, so ist die Großmut der Glanz und das Licht jeder andern Tugend. Ich werde euch also eine nach meiner Meinung sehr artige Geschichte erzählen, die sicherlich nicht anders als nützlich sein kann, wenn sie im Gedächtnis behalten wird.

Ihr sollt also wissen, daß unter den tapfern Rittern, die vor langer Zeit in unserer Stadt lebten, einer und vielleicht nicht der schlechteste Messer Ruggieri de' Figiovanni hieß, ein reicher, hochherziger Mann, der, weil er bei der Betrachtung der Lebensart und der Sitten in Toskana einsah, daß er, wenn er hierbleibe, wenig oder gar keine Gelegenheit haben werde, seine Tapferkeit zu beweisen, den Entschluß faßte, auf eine Zeitlang zu Alfonso, dem Könige von Spanien, zu ziehen, dessen Tapferkeit damals berühmter war als die jedes andern Herrn. Und so begab er sich, ansehnlich ausgerüstet mit Waffen und Pferden und Gefolge nach Spanien und wurde vom Könige gnädig empfangen. Messer Ruggieri blieb also dort und ließ durch den vornehmen Aufwand, den er machte, und durch seine wundersamen Waffentaten gar bald erkennen, daß er ein wackerer Ritter war. Als er aber eine geraume Zeit verweilt hatte, deuchte es ihn, indem er die Handlungsweise des Königs betrachtete, daß der die Schlösser und Städte und Herrschaften, die er bald dem, bald jenem schenkte, mit sehr geringer Klugheit an Leute vergebe, die es nicht verdienten; und weil er, der sich für das hielt, was er wirklich war, nichts bekam, meinte er, daß das seinem Rufe sehr nachteilig sei: darum entschloß er sich, zu gehn, und begehrte vom Könige Urlaub. Der bewilligte ihm sein Verlangen und schenkte ihm eins der besten und schönsten Maultiere, die je geritten worden sind, und dies Geschenk war Messer Ruggieri bei der langen Reise, die er zu tun hatte, sehr lieb. Als das geschehen war, trug der König einem verständigen Diener auf, er solle es sich, wie es ihn am besten dünke, angelegen sein lassen, mit Messer Ruggieri zu reiten, auf eine Art jedoch, daß es nicht so aussehe, als ob ihn der König geschickt hätte, und sich alles, was Ruggieri sagen werde, merken, so daß er es ihm wiedersagen könne, am nächsten Tage aber Ruggieri befehlen, daß er zum Könige zurückkehre. Der Diener paßte Ruggieri ab, als er die Stadt verließ, und schloß sich ihm auf eine geschickte Art an unter dem Verwände, er reise nach Italien. Indem er nun mit Messer Ruggieri, der das ihm vom Könige geschenkte Maultier ritt, von diesem und jenem sprach, sagte der, als es gegen die dritte Morgenstunde ging: »Ich denke, es wäre gut, wenn wir die Tiere stallen ließen«; und als sie in den Stall traten, stallten alle, nur das Maultier nicht. Indem sie nun weiterritten, wobei der Knappe auf alle Worte des Ritters achtete, kamen sie zu einem Flusse; während sie dort ihre Tiere tränkten, stallte das Maultier in den Fluß. Und Messer Ruggieri sagte, als er dies sah: »Daß dich Gott schände, du Vieh! Du bist wie der Herr, der dich mir geschenkt hat.« Der Diener merkte sich diese Worte, und obwohl er sich, weil er den ganzen Tag mit ihm ritt, noch viel merkte, hörte er ihn nie etwas sagen, was nicht das höchste Lob des Königs enthalten hätte; als sie daher am folgenden Morgen zu Pferde gestiegen waren, um gegen Toskana zu reiten, richtete der Diener den Befehl des Königs aus, und daraufhin kehrte Messer Ruggieri unverzüglich um. Der König, der schon erfahren hatte, was er über das Maultier gesagt hatte, ließ ihn rufen; er empfing ihn mit heiterm Gesichte und fragte ihn, warum er ihn mit seinem Maultiere oder sein Maultier mit ihm verglichen habe. Messer Ruggieri sagte mit freier Stirn: »Herr, deshalb habe ich es mit Euch verglichen, weil es so wie Ihr dort gebt, wo es nicht am Platze ist, und dort nicht gebt, wo es am Platze wäre, geradeso dort nicht gestallt hat, wo es am Platze gewesen wäre, und dort gestallt hat, wo es

nicht am Platze war.« Nun sagte der König: »Messer Ruggieri, daß ich Euch nicht beschenkt habe wie viele andere, die nichts wert sind im Vergleiche mit Euch, ist vielleicht nicht deswegen geschehn, weil ich Euch nicht als einen gar tapfern und jeder großen Gabe würdigen Ritter erkannt hätte, vielmehr hat Euer Schicksal, das mir nicht verstattet hat, die Schuld daran und nicht ich; und daß ich die Wahrheit sage, werde ich Euch klärlich beweisen.« Messer Ruggieri antwortete ihm: »Mein Herr, darüber, daß ich kein Geschenk von Euch erhalten habe, bin ich nicht etwa deswegen unwillig, weil ich es begehrt hätte, um meinen Reichtum zu vermehren, sondern darum, weil Ihr mir auf keinerlei Art ein Zeugnis meiner Tüchtigkeit gegeben habt; nichtsdestoweniger halte ich Eure Entschuldigung für triftig und ehrenwert und bin bereit, zu sehen, was Euch beliebt, obwohl ich Euch auch ohne Augenschein glaube.« Nun führte ihn der König in einen großen Saal, wo nach einer vorher von ihm getroffenen Anordnung zwei große verschlossene Truhen standen, und sagte zu ihm in Gegenwart vieler Herren: »Messer Ruggieri, in der einen Truhe sind meine Krone, das königliche Zepter und der Apfel und viele Gürtel, Schnallen und Ringe und alle andern Kleinode, die ich habe; die andere ist voll Erde: nehmt nun eine, und die, die Ihr nehmen werdet, sei Euer, und Ihr werdet sehn können, wer undankbar ist für Euere Tüchtigkeit, ich oder Euer Geschick.« Da Messer Ruggieri sah, daß es des Königs Wille war, nahm er eine; der König befahl sie zu öffnen, und es war die, die voll Erde war. Da sagte der König lächelnd: »Nun könnt Ihr sehn, Messer Ruggieri, daß das wahr ist, was ich von Euerm Geschicke gesagt habe; aber sicherlich verdient es Euere Tapferkeit, daß ich mich seinen Kräften widersetze. Ich weiß, daß Ihr nicht gesonnen seid, ein Spanier zu werden, und darum will ich Euch hier weder ein Schloß noch eine Stadt schenken, aber ich will, daß die Truhe, die Euch das Geschick nicht vergönnt hat, ihm zum Trotze Euer sei, auf daß Ihr sie in Euer Land mitnehmen und Euch bei Euern Mitbürgern durch das Zeugnis meines Geschenkes verdientermaßen Eurer Tüchtigkeit rühmen könnet.« Messer Ruggieri nahm sie und kehrte, nachdem er dem Könige den Dank abgestattet hatte, der einem solchen Geschenke angemessen war, fröhlich heim nach Toskana.

## Zweite Geschichte

*Ghino di Tacco greift den Abt von Clugny, heilt ihn von seinem Magenübel und läßt ihn dann frei; nachdem der an den Ho} von Rom zurückgekehrt ist, versöhnt er ihn mit dem Papste Bonifatius und macht ihn zum Hospitaliterritter.*

Nachdem die Großmut, die der König Alfonso gegen den florentinischen Ritter bewiesen hatte, gelobt worden war, befahl der König, dem sie sehr gefallen hatte, daß Elisa fortfahre, und die begann alsbald: Daß ein König großmütig gewesen ist, meine lieblichen Damen, und seine Großmut gegen einen, der ihm gedient gehabt hat, bewiesen hat, kann man nicht anders als eine lobenswerte und schöne Handlung nennen; was aber werden wir sagen, wenn uns erzählt werden wird, daß ein Geistlicher eine wunderbare Großmut gegen einen Mann bewiesen hat, den er, ohne von jemand getadelt zu werden, hätte als Feind verfolgen können? Sicherlidl nichts andres, als daß, wenn die Tat des Königs tugendhaft war, die des Geistlichen ein Wunder war, weil diese Leute alle miteinander geiziger als die Frauen und die geschworenen Feinde jeder Freigebigkeit sind. Und obwohl sich jedermann für empfangene Beleidigungen zu rächen sucht, sind doch die Geistlichen, wie man sieht, weit mehr als die andern darauf erpicht, obwohl sie Geduld predigen und die Vergebung der Beleidigungen höchlich empfehlen. Das früher Erwähnte aber, nämlich wie ein Geistlicher großmütig war, werdet ihr aus der folgenden Geschichte offenbar entnehmen können. Ghino di Tacco, ein durch seine Wildheit und seine Räubereien sehr berühmter Mann, wiegelte, nachdem er als Feind der Grafen von Santa Fiore aus Siena vertrieben worden war, Radicofani gegen den römischen Stuhl auf, setzte sich dort fest und ließ alle, die in der Umgebung vorbeikamen, durch seine Bande berauben. Nun begab es sich, Papst war damals Bonifaz der Achte, daß der Abt von Clugny, den man für einen der reichsten Prälaten der Welt hält, an den Hof nach Rom kam; und da er sich dort den Magen verdarb, rieten ihm die Ärzte, er solle die Bäder von Siena aufsuchen, wo er ohne Fehl Genesung finden werde. Der Papst erlaubte es ihm, und so machte er sich, ohne sich um den Ruf Ghinos zu kümmern, mit großem Gepränge an Gepäck, Tragtieren, Pferden und Dienerschaft auf die Reise. Als Ghino di Tacco von seinem Kommen erfuhr, spannte er seine Netze und schloß ihn samt seiner Dienerschaft und all seiner Habe, ohne daß auch nur ein Troßbüblein entwischt wäre, in einem Hohlwege ein; und als das geschehn war, schickte er den tüchtigsten von seinen Leuten mit angemessener Begleitung hin, und der sagte dem Abte in seinem Auftrage mit aller Höflichkeit, er möge es sich gefallen lassen, im Schlosse Ghinos abzusteigen. Darüber überaus zornig, antwortete der Abt, das werde er nicht tun, weil er mit Ghino nichts zu schaffen habe; vielmehr werde er seinen Weg weiterziehen und wolle sehn, wer ihm das verwehren werde. Ehrerbietig antwortete ihm der Bote: »Messer, Ihr seid an einem Orte, wo außer der Allmacht Gottes nichts einen Schrecken für uns hat und

wo Exkommunikation und Kirchenbann längst allesamt gebannt sind; und darum laßt es Euch als ratsamste gefallen, Ghino in dieser Sache zu willfahren.« Während dieses Gespräches war schon der ganze Ort von Räubern umstellt worden; darum schlug der Abt, der sich mit den Seinigen gefangen sah, im höchsten Mißmut mit dem Boten den Weg zum Schlosse ein, und ebenso tat sein ganzes Gefolge mit dem Gepäcke, und nachdem er abgestiegen war, wurde er nach dem Willen Ghinos ganz allein in ein sehr dunkles und dürftiges Kämmerlein eines Nebengebäudes gebracht, während all seine Leute nach ihrem Range im Schlosse treffliche Herberge fanden und die Pferde samt dem ganzen Trosse, ohne daß etwas berührt worden wäre, in sichere Verwahrung genommen wurden. Und darauf begab sich Ghino zum Abte und sagt zu ihm: »Herr, Ghino, dessen Gast Ihr seid, läßt Euch bitten, Ihr möget so gütig sein und ihn wissen lassen, wo Ihr hinzieht und warum.« Der Abt, der als kluger Mann seinen Hochmut abgelegt hatte, sagte ihm denn, wohin er gehe und warum. Nachdem es Ghino gehört hatte, ging er weg; und er faßte bei sich den Plan, ihn ohne Bäder zu heilen und befahl, in seinem Kämmerlein stets ein großes Feuer zu brennen und zu unterhalten, ging aber nicht früher wieder zu ihm als am nächsten Morgen: und da brachte er ihm auf einem blendendweißen Tuche zwei geröstete Brotschnitten und einen großen Becher Süßwein von Corniglia aus dem eigenen Vorrate des Abtes und sagte zu ihm: »Messer, Ghino, der in seinen jungen Jahren die Arzneiwissenschaft betrieben hat, sagt, er habe gelernt, daß für das Magenübel keine Arznei besser sei als die, die er Euch bereiten wird; was ich da bringe, ist der Anfang davon, und darum nehmt es zu Euerer Stärkung.« Der Abt, der mehr Hunger hatte als Lust, sich in einen Wortstreit einzulassen, aß das Brot und trank den Wein, wenn auch mißmutig, und sprach dann viel stolzes Zeug und fragte um viel und gab zu vielem seinen Rat, sonderlich aber äußerte er den Wunsch, Ghino zu sehn. Ghino überging von dem, was er also hörte, einiges als eitles Geschwätz mit Schweigen und beantwortete das andere mit gefälliger Höflichkeit, wobei er beteuerte, daß ihn Ghino, sobald er nur könne, besuchen werde; und nach diesen Worten ging er weg und kam nicht früher wieder als am nächsten Morgen, wieder mit ebensoviel geröstetem Brote und ebensoviel Wein; und so hielt er ihn mehrere Tage, bis er merkte, daß der Abt die trockenen Bohnen gegessen hatte, die er ihm mit Fleiß und heimlich hingelegt hatte. Darum fragte er ihn im Namen Ghinos, wie er sich mit seinem Magen fühle, und der Abt antwortete: »Ich würde mich ganz wohl fühlen, wenn ich nur erst aus seinen Händen wäre; nächst dem aber habe ich kein lebhafteres Verlangen, als zu essen, so gut hat mir seine Arznei bekommen.« Nachdem nun Ghino durch sein eigenes Gesinde mit seinem Eigentum ein schönes Gemach hatte herrichten und ein großes Gastmahl hatte zurichten lassen, wozu außer vielen Leuten des Schlosses auch das ganze Gefolge des Abtes geladen war, ging er am folgenden Morgen zu ihm und sagte: »Messer, da Ihr Euch wohlfühlt, so ist es Zeit, die Siechenkammer zu verlassen«; und er nahm ihn bei der Hand und führte ihn in das hergerichtete Gemach; dort, wo der Abt in der Mitte der Seinigen war, verließ er ihn, um die prächtige Veranstaltung des Mahles zu betreiben. Der Abt unterhielt sich ein Weilchen mit den Seinigen und erzählte ihnen, wie sein Leben beschaffen gewesen sei, wogegen sie allesamt sagten, sie seien von Ghino mit Aufmerksamkeiten überhäuft worden. Als aber die Essensstunde gekommen war, wurden der Abt und alle andern nach der Ordnung mit herrlichen Speisen und trefflichen Weinen bedient, noch immer ohne daß sich Ghino dem Abte zu erkennen gegeben hätte. Nachdem aber der Abt einige Tage auf diese Weise verbracht hatte, ließ Ghino sein ganzes Gepäck in einen Saal bringen, und in einen Hof, der darunter lag, alle seine Pferde bis zum elendesten Klepper stellen, ging dann zum Abte und fragte ihn, wie er sich fühle und ob er sich Kräfte genug zutraue, um reiten *zu* können. Der Abt antwortete, kräftig sei er genug, und das Magenübel sei geheilt, aber wohl fühlen würde er sich erst dann, wenn er aus den Händen Ghinos wäre. Nun führte ihn Ghino in den Saal, wo sein Gepäck samt seiner ganzen Dienerschaft war, und ließ ihn ans Fenster treten, so daß er alle seine Pferde sehn konnte, und sagte: »Herr Abt, Ihr sollt wissen, daß es nicht Bösartigkeit des Herzens, sondern edle Geburt, Verbannung aus seinem Hause, Armut und die Feindschaft vieler mächtiger Herren sind, die Ghino di Tacco, und der bin ich, dazu gebracht haben, ein Feind des römischen Hofes und ein Straßenräuber zu werden, um sein Leben und seinen Adel verteidigen zu können; da Ihr mir aber ein wackerer Herr zu sein scheint, will ich Euch, nachdem ich Euch schon von Euerm Magenübel geheilt habe, nicht behandeln, wie ich's einem andern täte, dem ich, wenn er mir in die Hände fiele wie Ihr, nach meinem Belieben einen Teil seiner Sachen nähme, sondern ich will, daß Ihr mir mit Rücksicht auf meine Lage nach Euerm Belieben einen Teil Eurer Sachen überlasset. Sie sind hier unversehrt vor Euch, und Eure Pferde könnt Ihr von dem Fenster da im Hofe sehn; und darum nehmt einen Teil oder das Ganze, wie es Euch beliebt, und von Stund an steht es in Euerm Belieben, zu reiten oder zu bleiben.« Voll Verwunderung, aus dem Munde eines Straßenräubers so hochherzige Worte zu vernehmen, fand der Abt einen solchen Gefallen daran, daß sein *ganzer Zorn* und Ärger augenblicklich verschwand, ja sich in Wohlwollen wandelte und er Ghino, von Herzen sein Freund geworden, zu umarmen eilte mit den Worten: »Ich schwöre es dir bei Gott, daß ich, um der Freundschaft eines solchen Mannes willen, wie du meiner Überzeugung nach bist, gern eine viel größere Unbill litte, als die ist, die ich bis jetzt geglaubt habe, daß du mir angetan hättest. Vermaledeit sei das Geschick, das dich zu einem so verdammenswerten Gewerbe zwingt!« Und hierauf befahl er seinen Leuten, von seinen vielen Sachen nur

ganz wenige und unumgänglich notwendige zu nehmen und ebenso von den Pferden und ließ ihm sonst alles und kehrte nach Rom zurück. Der Papst hatte schon von der Gefangenschaft des Abtes erfahren gehabt, und obwohl es ihn sehr verdrossen hatte, fragte er ihn doch, als er ihn sah, wie ihm die Bäder angeschlagen hätten. Lachend antwortete ihm der Abt: »Ich habe näher als die Bäder einen tüchtigen Arzt gefunden, der mich aufs beste geheilt hat«; und er erzählte ihm, wieso, und der Papst lachte darüber. Nun bat ihn der Abt, der in seiner Rede fortfuhr, durch seine Hochherzigkeit getrieben, um eine Gnade. Der Papst, der glaubte, er werde etwas anderes verlangen, bewilligte sie ihm bedingungslos. Und der Abt sagte: »Heiliger Vater, das, was ich von Euch zu verlangen gedenke, ist, daß Ihr meinem Arzte Ghino di Tacco wieder Euere Gnade zuwendet, weil er unter all den wackern Männern, die ich je kennengelernt habe, sicherlich einer der wackersten ist; und das Schlechte, was er tut, schreibe ich vielmehr der Schuld seines Geschickes als seiner eigenen zu; wenn Ihr seine Lage dadurch ändert, daß Ihr ihn so begabt, daß er seinem Stande gemäß leben kann, so zweifle ich keineswegs, daß Ihr in kurzer Zeit über ihn ebenso denken werdet wie ich.« Als das der Papst hörte, sagte er als hochherziger Mann und Freund wackerer Männer, er werde es gern tun, wenn Ghino wirklich so sei, wie der Abt sage, und er solle ihn mit freiem Geleite kommen lassen. Im Vertrauen darauf kam also Ghino auf den Wunsch des Abtes an den Hof; und er war noch nicht lange in der Umgebung des Papstes, so erkannte ihn der Papst als einen wackern Mann und gab ihm, nachdem er sich mit ihm ausgesöhnt hatte, eine Großpriorei des Hospitalordens, zu dessen Ritter er ihn gemacht hatte. Die hatte er als Freund und Diener der Kirche und des Abtes von Clugny sein Leben lang inne.

## Dritte Geschichte

*Mithridanes, der Nathan aus Eifersucht wegen seiner Hochherzigkeit töten will, begegnet ihm, ohne ihn zu kennen, und der gibt ihm selbst die Mittel dazu in die Hand; ah er ihn, wie es bestimmt war, in einem Wäldchen trifft, erkennt er ihn tief beschämt und wird schließlich sein Freund.*

Fast wie ein Wunder deuchte es alle, was sie hörten, nämlich daß ein Geistlicher einmal hochherzig gehandelt hätte; als aber die Damen endlich aufhörten, darüber zu sprechen, befahl der König, daß Filostrato fortfahre, und der begann unverzüglich: Meine edeln Damen, groß war der Hochsinn des Königs von Spanien und vielleicht unerhört der des Abtes von Clugny; aber vielleicht wird es euch nicht minder wunderbar dünken, zu hören, daß ein Mann, um sich freigebig gegen den zu erzeigen, der nach seinem Blute, ja nach seinem Leben trachtete, umsichtig alle Anstalten getroffen hat, es ihm zu geben, und es ihm auch gegeben hätte, wenn es der hätte nehmen wollen: und das gedenke ich euch in meiner kleinen Geschichte darzulegen.

Wenn man den Berichten einiger Genueser und anderer Leute, die in diesen Gegenden gewesen sind, Glauben schenken darf, ist es eine ausgemachte Sache, daß im Lande zu Catai einmal ein Mann aus edelm Geschlechte und von unvergleichlichem Reichtum war, Nathan mit Namen. Der besaß ein Gut an einer Straße, die mit Notwendigkeit jeder, der vom Niedergange zum Aufgange oder vom Aufgange zum Niedergange wollte, einschlagen mußte; und weil er hochsinnig und freigebig war und danach trachtete, das durch die Tat zu beweisen, ließ er dort von seinen Meistern, deren er viele hatte, in ganz kurzer Zeit einen der schönsten und reichsten Paläste, die man je gesehn hatte, errichten und mit all den Dingen, die der Empfang und die Bewirtung vornehmer Leute erforderte, aufs beste ausstatten; und da er ein großes und ansehnliches Gesinde hielt, ließ er jeden, welcher kam und ging, empfangen und bewirten. Und in diesem löblichen Brauche verharrte er so lange, daß er endlich nicht nur im Aufgange, sondern auch schier überall im Niedergange durch seinen Ruf bekannt war. Und als er, obwohl schon hochbetagt, doch nicht müde wurde, seine Großmut zu üben, geschah es, daß sein Ruf in einem Lande, nicht weit von dem seinigen, einem jungen Manne, der Mithridanes hieß, zu Ohren kam, und der wurde, da er sich bewußt war, nicht minder reich zu sein als Nathan, so eifersüchtig auf den Ruf seiner Tugend, daß er sich entschloß, diesen Ruf durch eine größere Freigebigkeit zunichte zu machen oder zu verdunkeln. Und nachdem er einen ähnlichen Palast wie Nathan hatte errichten lassen, begann er die ungemessenste Großmut, die je jemand geübt hat, bei jedem, der kam oder ging, zu üben; und so erwarb er sich zweifellos in kurzer Zeit einen weit verbreiteten Ruf. Nun geschah es eines Tages, daß ein armes Weiblein, das durch ein Tor des Palastes eingetreten war, den Jüngling, der eben ganz allein im Hofe weilte, um ein Almosen bat und es empfing; und nachdem sie durch das zweite Tor zurückgekommen war, empfing sie es wieder und so der Reihe nach bis zum zwölften: und als sie das dreizehnte Mal zurückkam, sagt Mithridanes: »Gute Frau, du betreibst dein Bitten zu eifrig«, gab ihr aber trotzdem das Almosen. Auf diese Worte hin sagte die Alte: »O Nathan, wie wunderbar ist deine Freigebigkeit! Durch alle zweiunddreißig Tore, die sein Palast hat so wie dieser, bin ich nacheinander

eingetreten, und jedesmal habe ich ihn um ein Almosen gebeten, aber er hat mich, nach seinem Gesichte zu schließen, nicht erkannt und mir immer gegeben; und hieher bin ich nicht öfter gekommen als dreizehnmal, und schon bin ich erkannt und gescholten worden.« Und damit schied sie und kam nicht wieder. Über diese Worte der Alten geriet Mithridanes, der in allem, was er von dem Rufe Nathans hörte, eine Schmälerung des seinigen erblickte, in grimmigen Zorn und sagte: »Ich Unseliger! Wann werde ich denn Nathans Freigebigkeit im Großen erreichen, von Übertreffen, wie ich trachte, gar nicht zu reden, wenn ich ihm nicht einmal in Kleinigkeiten nachkommen kann? Wahrlich, ich bemühe mich umsonst, wenn ich ihn nicht aus der Welt schaffe; und das muß ich, weil ihn das Alter nicht hinwegrafft, ohne Verzug mit eigener Hand tun.« Und in diesem Ungestüm sprang er auf und stieg, ohne seine Absicht jemand mitgeteilt zu haben, mit kleinem Geleite zu Pferde; und nach drei Tagen kam er dorthin, wo Nathan wohnte. Seinen Leuten trug er auf, sie sollten so tun, als gehörten sie weder zu ihm noch kennten sie ihn, und sie sollten sich Unterkunft verschaffen, bis er ihnen einen andern Befehl geben werde; und als er, auf diese Weise allein, gegen Abend hinkam, traf er Nathan, der nicht weit von dem Palaste ganz allein und ohne jeglichen Prunk in der Kleidung lustwandelte: da er ihn nicht kannte, fragte er ihn, ob er ihm angeben könne, wo Nathans Wohnsitz sei. Heiter antwortete Nathan: »Niemand, mein Sohn, ist in dieser Gegend, der dir das besser zeigen könnte als ich, und darum will ich dich, wenn es dir beliebt, hinführen.« Der Jüngling sagte, das sei ihm sehr recht, aber wenn es möglich sei, möchte er, daß ihn Nathan weder sehe noch kennenlerne. Nathan sagte: »Auch das will ich machen, da es dir beliebt.« Mithridanes stieg also vom Pferde und ging mit Nathan, der sogleich ein angenehmes Gespräch mit ihm begann, bis zu seinem schönen Palaste. Dort hieß Nathan einen Diener das Pferd des Jünglings nehmen und flüsterte ihm, näher tretend, den Auftrag zu, es augenblicklich alle im Hause wissen zu lassen, daß niemand dem Jünglinge sagen dürfe, er sei Nathan; und so geschah's. Als sie aber im Palaste waren, brachte er Mithridanes in ein herrliches Gemach, wo ihn niemand sah als die, die er zu seiner Bedienung bestimmt hatte, erwies ihm alle möglichen Aufmerksamkeiten und leistete ihm selbst Gesellschaft. Indem sie so beieinander waren, fragte ihn Mithridanes, obwohl er ihm wie einem Vater Ehrfurcht bewies, doch, wer er sei. Nathan antwortete ihm: »Ich bin ein geringer Diener Nathans, bei dem ich von Kindheit auf geweilt habe bis in mein Alter, ohne daß er mich zu etwas anderm, als du siehst, erhoben hätte; deswegen habe ich, obwohl ihn sonst alle Welt mit Lob überhäuft, wenig Lob für ihn.« Diese Worte gaben Mithridanes etwas Hoffnung, sein heimtückisches Vorhaben mit besserm Rate und mit größerer Sicherheit zur Ausführung bringen zu können. Nun fragte ihn Nathan mit großer Höflichkeit, wer er sei und was für ein Geschäft ihn herführe, indem er ihm, soweit es ihm möglich sei, Rat und Hilfe anbot. Mithridanes zauderte erst ein bißchen, dann aber entschloß er sich, sich ihm anzuvertrauen, bat ihn vor allem mit langen Umschweifen um Verschwiegenheit, dann um Rat und Hilfe, und entdeckte ihm endlich ausführlich, wer er sei und wozu und warum er gekommen sei. Nathan entsetzte sich zwar, als er Mithridanes von seinem gräßlichen Vorhaben reden hörte, gab ihm aber, ohne lange zu zögern, mit festem Sinne und fester Stirn Antwort: »Mithridanes, ein edler Mann war dein Vater, aus dessen Art du nicht schlagen willst, da du dir ein so hohes Ziel gesteckt hast, nämlich freigebig gegen jedermann zu sein, und gar sehr gefällt mir deine Eifersucht auf die Tugend Nathans, weil diese Welt, die so elend ist, bald besser würde, wenn es mehr von deiner Art gäbe. Dein Vorhaben, das du mir entdeckt hast, wird ohne Zweifel verschwiegen bleiben; aber ich kann dir dabei mehr nützlichen Rat als werktätige Hilfe leihen, und das folgendermaßen: Von hier aus kannst du, vielleicht eine halbe Meile entfernt, ein Wäldchen sehn, wo Nathan fast alle Morgen eine geraume Zeit ganz allein lustwandelt; dort wird es dir ein leichtes Ding sein, ihn zu treffen und deinen Willen auszuführen. Wenn du ihn getötet hast, so schlage, damit du ungehindert heimkehren kannst, nicht den Weg ein, den du gekommen bist, sondern den, der, wie du siehst, zur Linken aus dem Wäldchen führt, weil der, wenn er auch ein wenig verwachsen ist, doch näher und für dich sicherer ist.« Nachdem sich Nathan nach dieser Unterweisung entfernt hatte, ließ Mithridanes seine Begleiter, die ebenso hingekommen waren, wissen, wo sie ihn am nächsten Tage erwarten sollten. Als nun der neue Tag gekommen war, ging Nathan, ohne seinen Sinn, der nicht anders war als der Mithridanes erteilte Rat, irgendwie geändert zu haben, allein in das Wäldchen, um dort zu sterben. Mithridanes stand auf, nahm, weil er keine andern Warfen hatte, seinen Bogen und sein Schwert, stieg zu Pferde und ritt in das Wäldchen ein, und da sah er schon von weitem, wie sich Nathan ganz allein lustwandelnd erging; und da er beschlossen hatte, ihn, bevor er ihn töte, zu sehn und sprechen zu hören, sprengte er auf ihn zu, packte ihn bei dem Turban auf seinem Kopfe und sagte: »Alter, du mußt sterben.« Darauf antwortete Nathan nichts sonst als: »Also habe ich es verdient.« Als Mithridanes seine Stimme hörte und sein Gesicht sah, erkannte er auf der Stelle, daß das der war, der ihn gütig empfangen und freundlich begleitet und treulich beraten hatte: darum wich seine Wut augenblicklich, und sein Zorn verwandelte sich in Scham. Er warf das Schwert weg, das er schon zum Todesstreiche gezückt gehabt hatte, sprang vom Pferde und warf sich weinend Nathan zu Füßen und sagte: »Klar erkenne ich nun, teuerster Vater, Eure Freigebigkeit, wenn ich betrachte, wie gleichmütig Ihr gekommen seid, um mir Euer Leben zu geben, wonach ich mich, ohne daß ich einen Grund gehabt hätte, so sehr sehnte, daß ich es Euch selbst entdeckt habe; aber Gott, der sich um meine Pflicht mehr gekümmert

hat als ich selbst, hat mir in dem Augenblicke, wo es am nötigsten war, die Augen des Geistes geöffnet, die mir elender Neid verschlossen gehabt hat. Und darum erachte ich mich, je bereitwilliger Ihr wart, mir zu willfahren, für desto mehr verpflichtet, meinen Fehler zu büßen: nehmt also die Rache an mir, die Euch meiner Schuld angemessen erscheint.« Nathan hob Mithridanes auf und umarmte ihn zärtlich, küßte ihn und sagte zu ihm: »Mein Sohn, wegen deines Unternehmens, ob du es nun schlecht oder anders nennen willst, braucht es weder eines Bittens um Verzeihung noch einer Gewährung dieser Bitte, weil du es nicht aus Haß, sondern um für besser gelten zu können, ins Werk gesetzt hast. Von mir aus brauchst du dich nichts Schlimmem zu versehn, und nimm es für gewiß, daß kein Mensch lebt, der dich so liebte wie ich, der ich deine Hochherzigkeit berücksichtige, die dich nicht angetrieben hat, Geld anzuhäufen, wie es die Schlechten tun, sondern das Angehäufte zu verschenken. Schäme dich auch nicht, daß du mich hast töten wollen, um berühmt zu werden, und glaube auch nicht, daß ich mich darüber verwunderte; die erhabensten Kaiser und die größten Könige haben, um ihr Reich und damit auch ihren Ruhm zu mehren, fast kein andres Mittel angewandt, als zu töten, aber nicht einen Menschen, wie es deine Absicht war, sondern unzählige, und die Länder zu verbrennen und die Städte zu zerstören; darum hast du, indem du mich einzigen hast töten wollen, um deinen Ruhm zu mehren, nichts Außergewöhnliches und nichts Neues getan, sondern etwas sehr Alltägliches.« Mithridanes, der sein unnatürliches Trachten nicht zu entschuldigen versuchte, hingegen die ehrenwerte Entschuldigung, die Nathan dafür gefunden hatte, lobte, kam im Gespräche mit ihm dazu, ihm zu sagen, er wundere sich über die Maßen, daß sich Nathan habe dazu entschließen und ihm selbst Mittel und Wege dazu habe geben können. Nathan sagte zu ihm: »Mithridanes, ich will nicht, daß du dich über meinen Rat und meinen Entschluß wunderst; denn seit der Zeit, daß ich mein eigener Herr bin und mir dasselbe wie du zu tun vorgenommen habe, hat niemand seinen Fuß in mein Haus gesetzt, den ich nicht nach meinen Kräften in dem, was er von mir verlangte, zufriedengestellt hätte. Du bist hergekommen mit dem Begehren nach meinem Leben, und damit du nicht der einzige wärest, der von hier hätte weggehn müssen, ohne sein Verlangen erfüllt zu haben, habe ich, sobald ich wußte, was du verlangst, beschlossen, es dir zu geben, und damit du es bekämest, habe ich dir den Rat erteilt, der nach meiner Meinung bewirkt hätte, daß du mein Leben bekämest, ohne das deinige zu verlieren; und darum sage ich dir noch und bitte dich, nimm es, wenn dir etwas daran liegt, und stelle dich selbst zufrieden; ich weiß nicht, wie ich es besser hingeben könnte. Ich habe es nun schon achtzig Jahre lang zu meiner Lust und zu meinem Tröste genutzt und weiß, daß es mir nach dem Laufe der Natur, wie es das Beispiel der andern Menschen und allgemein jedes Geschöpfes bewährt, nur noch eine kurze Zeit gelassen werden kann. Darum geht mein Urteil dahin, daß es viel besser ist, es zu verschenken, wie ich stets meine Schätze verschenkt und hingegeben habe, als es so lange hüten zu wollen, bis es mir von der Natur gegen meinen Willen genommen wird. Ein kleines Geschenk ist es, hundert Jahre zu verschenken; um wieviel geringer ist es also, die sechs oder acht Jahre zu verschenken, die ich etwa noch vor mir hätte? Nimm es dir also, wenn es dir lieb ist, ich bitte dich darum; in der ganzen Zeit, die ich gelebt habe, habe ich noch niemand gefunden, der ein Begehren danach gehabt hätte, und ich weiß nicht, wann ich wieder einen finden werde, wenn nicht du es nimmst, der du danach verlangst. Und wenn es wirklich geschähe, daß ich einen fände, so erkenne ich, daß sich der Wert meines Lebens, je länger ich es hüte, desto mehr verringern wird; und darum nimm es, ehe es ganz wertlos ist.« Voller Scham sagte Mithridanes: »Gott bewahre, daß ich etwas so Kostbares, wie Euer Leben ist, von Euch trennen und Euch nehmen sollte, ja auch nur daran denken sollte, wie ich vor kurzem getan habe; lieber wollte ich, anstatt seine Jahre zu verringern, von den meinigen dazugeben.« Sofort sagte Nathan zu ihm: »Und wenn du das könntest, möchtest du sie wirklich dazugeben, und wolltest du es gestatten, daß ich dir etwas täte, was ich noch niemand getan habe, nämlich von deinem Eigentum zu nehmen, wo ich noch von niemand etwas angenommen habe?« – »Ja«, sagte Mithridanes sofort. »Dann«, sagte Nathan, »tue also, wie ich dir sagen werde. Du wirst, jung, wie du bist, in meinem Hause bleiben und Nathan heißen, und ich werde in deines gehn und mich Mithridanes nennen.« Nun sagte Mithridanes: »Wenn ich ebenso trefflich zu handeln verstünde, wie Ihr versteht und verstanden habt, so nähme ich Euer Anerbieten ohne viel Überlegung an; da es mir aber als unbedingt gewiß erscheint, daß meine Handlungen den Ruhm Nathans vermindern würden, und ich nicht gedenke, etwas zu verderben, was ich mir selber nicht zu verschaffen weiß, so kann ich es nicht annehmen.« Nachdem sie diese und viele andere angenehme Gespräche geführt hatten, kehrten sie auf den Wunsch Nathans miteinander in den Palast zurück; dort erwies Nathan mehrere Tage lang Mithridanes die höchsten Ehren und bestärkte ihn nach Kräften und Wissen in seinem erhabenen und großen Vorsatze. Und als Mithridanes mit seiner Begleitung heimkehren wollte, entließ ihn Nathan, und Mithridanes nahm die Überzeugung mit, daß er ihn niemals an Freigebigkeit werde übertreffen können.

## Vierte Geschichte

*Messer Gentile de' Carisendi, der von Modena gekommen ist, zieht eine Dame, die er liebt und die als tot begraben worden ist, aus der Gruft; ins Leben zurückgerufen, genest sie eines Knäbleins, und Messer Gentile gibt sie samt dem Kinde ihrem Gatten Niccoluccio Caccianimico zurück.*

Wunderbar schien es allen, daß jemand mit seinem eigenen Blute freigebig gewesen wäre, und alle beteuerten, daß Nathan die Großmut des Königs von Spanien und die des Abtes von Clugny übertroffen habe. Nachdem aber darüber hin und wider geredet worden war, bedeutete der König Lauretta durch einen Blick, daß es sein Wunsch sei, daß sie erzähle; und darum begann sie alsbald: So großartige und schöne Dinge sind erzählt worden, meine jungen Damen, und alle sind wir derart eingenommen von der Erhabenheit dieser Beweise von Großmut, daß es mir scheinen will, es sei uns, die wir noch zu erzählen haben, fast kein Tummelplatz für unsere Erzählungen geblieben, wenn wir uns nicht dem Gebiete der Liebe zuwenden, das zu jedem Gegenstande unerschöpflichen Redestoff bietet; ich will euch also, sowohl deswegen als auch darum, weil uns unsere Jugend vorzüglich dahin leiten muß, von einer großmütigen Handlung eines Verliebten erzählen, die euch, wenn ihr alles betrachtet, vielleicht nicht geringer als eine der erzählten dünken wird, wenn es anders wahr ist, daß man Schätze verschenkt, Feindschaften vergißt und, was mehr ist, Leben, Ehre und Ruf tausend Gefahren aussetzt, um den geliebten Gegenstand besitzen zu können.

Es war also in Bologna, der edeln lombardischen Stadt, ein wegen seiner Tapferkeit und wegen des Adels seines Blutes ansehnlicher junger Mann, Messer Gentile Carisendi mit Namen, und der verliebte sich in eine edle Dame, die Madonna Catalina genannt wurde und die Gattin eines gewissen Niccoluccio Caccianimico war; weil es aber mit der Erwiderung dieser Liebe schlecht stand, ging er, fast verzweifelt, nach Modena, zu dessen Vogt man ihn berufen hatte. In dieser Zeit – Niccoluccio war gerade nicht in Bologna – hatte sich die Dame, weil sie schwanger war, auf eine ihr gehörige Besitzung, etwa drei Meilen weit von der Stadt, begeben, und dort geschah es, daß sie plötzlich von einer Ohnmacht befallen wurde, die derart und so heftig war, daß in ihr jedes Lebenszeichen erlosch und sie daher auch von einem Arzte für tot erklärt wurde; und weil ihre nächsten Verwandten sagten, sie habe ihnen gesagt, sie sei noch nicht so lange schwanger, daß das Kind schon völlig ausgebildet sein könnte, so setzte man sie, wie sie war, ohne weitere Umstände mit vielen Tränen in einer Gruft in einer nahen Kirche bei. Dies wurde Messer Gentile von einem Freunde augenblicklich mitgeteilt; er betrübte sich herzlich, obwohl sie mit ihrer Gunst sehr karg zu ihm gewesen war, und sagte sich endlich: ›So bist du denn tot, Madonna Catalina! Solange du gelebt hast, habe ich von dir nicht einmal einen Blick erhalten können; darum muß ich dir, tot wie du bist, wenigstens jetzt, wo du dich nicht wehren kannst, ein paar Küsse rauben.‹ Und nach diesen Worten und nachdem er Auftrag gegeben hatte, seine Abreise geheimzuhalten, stieg er mit einem Diener zu Pferde und ritt, ohne zu rasten, dorthin, wo die Dame begraben war; er öffnete die Gruft, trat vorsichtig hinein und legte sich an ihre Seite, brachte sein Gesicht zu dem ihrigen und küßte sie zu often Malen unter bittern Tränen. Da sich aber, wie wir sehn, die Begierden der Männer mit keinem Ziele zufriedengeben, sondern sich stets auf immer Höheres richten, und sonderlich die der liebenden, sagte er sich, als er eben beschlossen hatte, nicht mehr länger zu verweilen: ›Ach was, warum betaste ich nicht, wenn ich schon einmal da bin, ein bißchen ihre Brüste? Ich darf sie ja nie mehr betasten und habe sie nie belastet‹. Überwältigt von dieser Begierde griff er ihr mit der Hand in den Busen, und indem er die Hand dort eine Zeitlang hielt, kam es ihm vor, als fühle er ihr Herz ganz schwach schlagen. Alle Furcht von sich scheuchend, untersuchte er sie mit größerer Sorgfalt und fand endlich, daß sie gewiß nicht tot war, obwohl er sich sagen mußte, es sei nur ein geringes und schwaches Leben in ihr; darum zog er sie mit der Hilfe seines Dieners so behutsam, wie er nur konnte, aus der Gruft: er nahm sie vor sich aufs Pferd und brachte sie heimlich in sein Haus in Bologna. Dort war seine Mutter, eine wackere, kluge Frau, und die rief, nachdem sie von ihrem Sohne alles erfahren hatte, von Mitleid bewegt, durch Hitze und Bäder langsam das entflohene Leben zurück. Als Monna Catalina wieder zu sich kam, stieß sie einen tiefen Seufzer aus und sagte: »Ach, wo bin ich?« Die wackere Frau antwortete ihr: »Tröste dich, du bist an einem guten Orte.« Als sie aber, nachdem auch die letzte Spur ihrer Ohnmacht geschwunden war, umherblickte, ohne enträtseln zu können, wo sie sei, und Messer Gentile vor sich sah, bat sie seine Mutter voll Verwunderung, ihr zu sagen, auf was für eine Weise sie hierhergekommen sei; nun erzählte ihr Messer Gentile alles der Reihe nach. Betrübt darüber, erstattete sie ihm nach einem Weilchen den Dank, den sie vermochte, und dann bat sie ihn bei der Liebe, die er einst zu ihr getragen habe, und bei seinem ritterlichen Sinne, daß ihr in seinem Hause nichts widerfahre, was ihre Ehre oder die ihres Gatten schmälern könnte, und daß er sie, wann es Tag geworden sei, in ihr eigenes Haus heimkehren lasse. Messer Gentile antwortete ihr: »Madonna, da mir Gott wegen meiner Liebe, die ich früher zu Euch getragen habe, die Gnade gewährt

hat, Euch mir vom Tode zum Leben zurückzugeben, so gedenke ich Euch, was immer in vergangener Zeit mein Begehren gewesen sein mag, weder jetzt, noch in Zukunft, nicht hier und nicht anderswo anders zu begegnen, als wie einer teuern Schwester; aber der Dienst, den ich Euch heute nacht geleistet habe, ist einer Belohnung wert, und darum möchte ich, daß Ihr mir die Gunst, um die ich Euch bitten will, nicht versagtet.« Gütig antwortete die Dame, sie sei dazu bereit, wenn nur diese Gunst in ihrer Macht stehe und ehrbar sei. Nun sagte Messer Gentile: »Madonna, alle Euere Verwandten und ganz Bologna glauben und sind überzeugt, daß Ihr tot seid, und deshalb gibt es niemand, der Euch zu Hause erwartete; und darum will ich von Euch die Gunst, daß ihr es Euch gefallen ließet, still hier bei meiner Mutter so lange zu bleiben, bis ich von Modena heimkehre, und das wird sehr bald sein. Und der Grund, warum ich das von Euch heische, ist der, daß ich Euch vor den besten Bürgern Bolognas Euerm Gatten als teures Festgeschenk zu übergeben beabsichtige.« Die Dame, die einsah, daß sie dem Ritter verpflichtet war und daß sein Verlangen ehrbar war, entschloß sich trotz ihrer großen Sehnsucht, ihre Verwandten durch ihr Leben zu erfreuen, doch zu tun, was Messer Gentile verlangte; und so versprach sie es ihm auf ihr Wort. Und kaum hatte sie ihre Antwort ausgesprochen, als sie fühlte, daß die Zeit ihrer Entbindung da war, und es dauerte nicht lange, so genas sie mit dem zarten Beistande der Mutter Gentiles eines schönen Knäbleins: und das verdoppelte noch ihre und Messer Gentiles Freude. Messer Gentile ordnete an, daß alle notwendigen Anstalten getroffen würden und daß sie so bedient werde, als ob sie seine eigene Gattin gewesen wäre; und dann kehrte er heimlich nach Modena zurück. Als er von dort am Ende seiner Amtszeit nach Bologna zurückkehren sollte, ordnete er für den Morgen, wo er in Bologna eintreffen sollte, ein großes, schönes Gastmahl für viele Edelleute Bolognas, unter denen auch Niccoluccio Caccianimico war, in seinem Hause an; und sofort als er nach seiner Ankunft vom Pferde gestiegen war, besuchte er die Dame, die er schöner und gesunder fand als je, wie es auch ihrem Knäblein gut ging, und hierauf verfügte er sich zu seinen Gästen, führte sie mit einer Freude, die nicht ihresgleichen hatte, zu Tische und ließ sie mit vielerlei Gerichten köstlich bedienen. Und als sich das Essen seinem Ende näherte, begann er, nicht ohne vorher die Dame über seine Absichten unterrichtet und ihr Verhaltungsmaßregeln gegeben zu haben, also zu sprechen: »Meine Herren, ich erinnere mich, einmal gehört zu haben, daß in Persien ein nach meiner Meinung hübscher Brauch geübt wird, nämlich, daß man, wenn man seinem Freunde eine besondere Ehre erweisen will, ihn in sein Haus einlädt und ihm dort das Teuerste, was man hat, zeigt, sei es die Gattin oder die Geliebte oder die Tochter oder was immer es sei, wobei man beteuert, daß man ihm, so wie man ihm das zeige, viel lieber noch das eigene Herz zeigen würde; und diesen Brauch möchte ich in Bologna beobachten. Ihr habt mir die Gunst erwiesen, mein Mahl zu ehren, und ich will euch auf persische Weise ehren, indem ich euch das Teuerste zeige, was ich auf der Welt habe oder jemals haben kann. Bevor ich das aber tue, bitte ich euch, mir eure Meinung über einen Zweifel zu sagen, den ich euch vorlegen will. Jemand hat in seinem Hause einen guten und gar treuen Diener, und der erkrankt schwer; nun läßt ihn der Herr, ohne sein Ende abzuwarten, mitten auf die Straße legen und kümmert sich nicht weiter um ihn. Ein Fremder kommt und nimmt den Kranken, von Mitleid bewegt, nach Hause und heilt ihn dort mit vielen Mühen und Kosten. Nun möchte ich wissen, ob der erste Herr nach Recht und Billigkeit über den zweiten unwillig sein oder sich über ihn beklagen darf, wenn der den Diener behält und ihn zu seinen Diensten verwendet und ihn, dazu aufgefordert, nicht wieder hergeben will.« Als die Edelleute mancherlei darüber unter sich geredet hatten, aber alles auf einen Spruch hinauslief, übertrugen sie die Antwort Niccoluccio Caccianimico, weil der die Worte schön und zierlich zu setzen wußte. Nachdem er vorerst dem persischen Brauche seinen Beifall gezollt hatte, sagte er, er und alle miteinander seien der Meinung, daß der erste Herr kein Recht mehr an seinen Diener habe, weil er ihn bei diesem Sachverhalte nicht nur verlassen, sondern sogar weggeworfen habe; und wegen der Wohltaten, die der zweite auf ihn verwandt habe, scheine der Diener rechtlich dessen Eigentum geworden zu sein, so daß der zweite dadurch, daß er ihn behalte, dem ersten keinerlei Kränkung, keinerlei Gewalt und keinerlei Unbill antue. Alle andern, die bei Tische waren, und es waren wackere Männer unter ihnen, sagten einmütig, sie hielten Niccoluccios Antwort für recht. Zufrieden über diesen Bescheid und daß ihn gerade Niccoluccio gegeben hatte, beteuerte der Ritter, auch er sei dieser Meinung, und hierauf sagte er: »Nun ist es Zeit, daß ich euch nach meinem Versprechen ehre.« Und er rief zwei seiner Diener, schickte sie zu der Dame, die er hatte herrlich kleiden und schmücken lassen, und ließ sie bitten, sie möge so gütig sein, die edeln Herren mit ihrer Gegenwart zu erfreuen. Ihr schönes Knäblein auf dem Arme und von zwei Dienern geleitet, betrat sie den Saal und setzte sich, wie es der Ritter wünschte, neben einen wackern Mann. Und der Ritter sagte: »Meine Herren, diese Frau ist das Teuerste, was ich habe und zu haben gedenke; seht, ob euch dünkt, daß ich recht habe.« Die edeln Männer erwiesen ihr alle Ehre und beteuerten dem Ritter mit vielen Lobeserhebungen, daß er sie wert halten müsse, und begannen sie prüfend zu betrachten: und es waren nicht wenige, die gesagt hätten, daß sie die sei, die sie wirklich war, wenn sie die nicht für tot gehalten hätten. Mehr als alle betrachtete sie aber Niccoluccio, und als der Ritter auf ein Weilchen hinausgegangen war, konnte er sich, weil er vor Begierde brannte, zu erfahren, wer sie sei, nicht zurückhalten und fragte sie, ob sie aus Bologna oder eine Fremde sei. Als sie es vernahm, daß es ihr Gatte war, der sie fragte, hielt sie sich

nur mit Mühe zurück zu antworten; und sie schwieg nur, um den ihr erteilten Auftrag einzuhalten. Ein anderer fragte sie, ob das Knäblein ihr gehöre, und ein dritter, ob sie die Gattin Messer Gentiles oder seine Verwandte sei; sie gab ihnen keine Antwort. Als aber Messer Gentile dazukam, sagte einer von seinen Gästen: »Herr, schön ist sie, Eure Dame, aber sie scheint stumm zu sein; ist sie's denn?« – »Meine Herren«, sagte Messer Gentile, »daß sie bis jetzt nicht gesprochen hat, ist kein geringes Zeichen ihrer Tugend.« – » So sagt uns also«, fuhr der Sprecher fort, »wer sie ist.« Der Ritter sagte: »Das werde ich gern tun, aber nur, wenn ihr mir versprecht, daß sich, ich mag sagen, was ich will, keiner von seinem Platze rühren wird, bis ich meine Geschichte zu Ende gebracht habe.« Das versprach jedermann; Messer Gentile setzte sich, nachdem die Tische weggenommen worden waren, neben die Dame und sagte: »Meine Herren, diese Dame ist der getreue Diener, dessentwegen ich euch vorhin die Frage vorgelegt habe; von den Ihrigen wenig wert gehalten und wie ein schlechtes, nutzloses Ding auf die Straße geworfen, ist sie von mir aufgelesen und durch meinen werktätigen Eifer den Händen des Todes entrissen worden, und Gott, der meine redliche Absicht betrachtet hat, hat sie mir aus einem schauerlichen Leichnam so schön werden lassen. Damit ihr aber mit größerer Deutlichkeit verstehet, wie sich mir das zugetragen hat, werde ich's euch in kurzen Worten aufklären.« Und indem er damit begann, wie er sich in sie verliebt hatte, erzählte er alles aufrichtig, was sich bis zu diesem Tage zugetragen hatte, zur größten Verwunderung der Zuhörer, und dann setzte er hinzu: »Aus diesen Gründen ist diese Dame, wenn ihr nicht euern Spruch in der kurzen Zeit geändert habt, und sonderlich Niccoluccio nicht, verdientermaßen mein eigen, und niemand kann sie mir mit gerechtem Ansprüche abfordern.« Niemand antwortete darauf, sondern alle warteten, was er weiter sagen werde. Niccoluccio und die andern, die da waren, und die Dame weinten vor Rührung; aber Messer Gentile stand auf, nahm das Kindlein in seinen Arm und die Dame bei der Hand, trat auf Niccoluccio zu und sagte: »Steh auf, Gevatter, deine Frau, die deine und ihre Verwandten weggeworfen haben, gebe ich dir nicht wieder, aber ich will dir diese Dame, meine Gevatterin, schenken samt ihrem Knäblein, das sicherlich aus deinem Blute ist und das ich aus der Taufe gehoben und Gentile genannt habe: und ich bitte dich, laß sie dir darum nicht weniger teuer sein, weil sie fast drei Monate in meinem Hause gewesen ist; denn ich schwöre dir bei demselben Gotte, der mir einst die Liebe zu ihr vielleicht deswegen eingeflößt hat, damit diese Liebe, wie es auch eingetroffen ist, der Anlaß zu ihrer Rettung werde, daß sie niemals, weder bei ihrem Vater noch bei ihrer Mutter noch bei dir, ehrbarer gelebt hat als in meinem Hause bei meiner Mutter.« Und nach diesen Worten wandte er sich zur Dame und sagte: »Madonna, hiermit entbinde ich Euch aller Versprechen, die Ihr mir gegeben habt, und überlasse Euch in Freiheit Euerm Gatten.« Und er legte sie und das Kind Niccoluccio in die Arme und ging zu seinem Sitze zurück. Voller Sehnsucht empfing Niccoluccio seine Frau und sein Kind, um so freudiger, je ferner ihm alle Hoffnung gewesen war, und dankte dem Ritter nach seinem besten Können und Wissen; und auch die andern, die allesamt vor Rührung weinten, priesen den Ritter höchlich, und jedermann, der es hörte, pries ihn. Mit wundersamer Freude wurde die Dame in ihrem Hause empfangen, und wie eine Wiedererstandene wurde sie lange Zeit von den Bolognesern angestaunt; und Messer Gentile blieb stets der Freund von Niccoluccio und seinen und ihren Verwandten. Was werdet ihr nun sagen, meine gütigen Damen? Werdet ihr dafürhalten, daß die Tat eines Königs, das Zepter und die Krone zu verschenken, oder die Tat eines Abtes, einen Missetäter mit dem Papste zu versöhnen, ohne daß es ihn etwas gekostet hätte, oder die Tat eines Greises, dem Messer seines Feindes die Kehle zu bieten, zu vergleichen sei mit der Tat Messer Gentiles? Der war ein Jüngling und feurig und glaubte einen gerechten Anspruch auf das zu haben, was die Unachtsamkeit der andern weggeworfen und was er zu seinem Glücke aufgelesen hatte, hat aber nicht nur ehrbar seine Glut gemäßigt, sondern auch das, was er seit langem mit allen seinen Sinnen ersehnt und zu rauben getrachtet hatte, zurückgegeben, als es sein war. Wahrlich, nichts was bisher erzählt worden ist, scheint mir dieser Großmut zu gleichen.

## Fünfte Geschichte

*Madonna Dianora verlangt von Messer Ansaldo im Jänner einen Garten, so schön wie im Mai. Messer Ansaldo gibt ihn ihr, indem er sich einem Schwarzkünstler verpflichtet. Ihr Gatte gestattet ihr, Messer Ansaldo zu Willen zu sein; der entbindet sie, als er von dieser Großmut ihres Gatten hört, ihres Versprechens, und der Schwarzkünstler entbindet Messer Ansaldo, ohne von ihm etwas nehmen zu wollen.*

Von jedem in der ganzen Gesellschaft war Messer Gentile mit Lob bis in den Himmel erhoben worden, als der König Emilia auftrug, fortzufahren; und die fing dreist und als ob sie nur darauf gewartet hätte, reden zu dürfen, also an: Niemand, meine lieblichen Damen, wird mit Recht sagen können, daß Messer Gentile nicht großherzig gehandelt habe; wenn man aber sagen wollte, daß es unmöglich sei, noch großherziger zu

handeln, so wäre es vielleicht nicht gar so schwierig, zu beweisen, daß es möglich ist, und das gedenke ich euch in meinem Geschichtchen darzutun.

In Friaul, einem zwar kalten, aber wegen seiner schönen Berge, vielen Flüsse und klaren Quellen heitern Lande, ist eine Stadt, Udine genannt, und dort war eine schöne edle Dame, Madonna Dianora mit Namen und Gattin eines vornehmen, reichen Mannes, der Gilberto hieß und von großer Liebenswürdigkeit und Offenherzigkeit war. Und diese Dame wurde, wie sie es auch verdiente, ihrer trefflichen Eigenschaften wegen innig von einem edeln, vornehmen Herrn geliebt, der Messer Ansaldo Gradense hieß, einem Manne von hohem Stande, der durch Waffentaten und ritterlichen Sinn allbekannt war. Obwohl er in seiner glühenden Liebe alles, was er nur konnte, tat, um von ihr geliebt zu werden, und sie oft darum durch Botschaften bestürmte, blieb doch all seine Mühe eitel. Und da der Dame sein Drängen widerwärtig war und da sie einsah, daß er, obwohl sie ihm alles abschlug, was er verlangte, doch nicht abließ, sie zu lieben und sie zu bestürmen, gedachte sie sich ihn durch ein unerhörtes und ihrer Meinung nach unmögliches Verlangen vom Halse zu schaffen, und so sagte sie eines Tages zu einem Weibe, das zu often Malen in seinem Auftrage zu ihr kam: »Gutes Weib, gar oft hast du mir versichert, daß mich Messer Ansaldo über alles liebe, und hast mir in seinem Namen wundersame Geschenke geboten, aber die mag er sich behalten, weil ich mich ihretwegen nie entschließen werde, ihn zu lieben oder ihm zu willfahren; könnte ich aber sicher sein, daß er mich wirklich so liebt, wie du sagst, würde ich mich ohne Fehl entschließen, ihn zu lieben und seinen Willen zu tun: will er mir also darüber durch das, was ich verlangen werde, den Beweis liefern, so bin ich zu seinen Befehlen bereit.« Das gute Weib sagte: »Was ist das, Madonna, was Ihr begehrt, daß er tun soll?« Die Dame antwortete: »Was ich begehre, ist das: ich will im kommenden Monat Januar in der Nähe dieser Stadt einen Garten mit grünen Krautern, mit Blumen und mit belaubten Bäumen, nicht anders als ob es Mai wäre, und wenn er mir den nicht schafft, soll er mir weder dich noch eine andere jemals mehr schicken; denn wenn er mich weiter bestürmte, so würde ich ihn mir vom Halse zu schaffen trachten, indem ich mich darüber bei meinem Gatten und meinen Verwandten beklagte, statt wie ich bis jetzt getan habe, alles vor ihnen geheimzuhalten.« Obwohl dem Ritter, als er hörte, was seine Dame verlangte und vorschlug, die Ausführung gar schwer und fast unmöglich schien und obwohl er erkannte, daß sie es aus sonst keinem Grunde verlangt hatte, als um ihm jede Hoffnung zu nehmen, entschloß er sich trotzdem, zu versuchen, was davon auszurichten sei; und er ließ in vielen Gegenden der Welt suchen, ob sich niemand finde, der ihm mit Rat und Tat an die Hand ginge, und so stieß er auf einen, der sich erbot, es gegen gute Bezahlung durch die schwarze Kunst auszurichten. Da Messer Ansaldo mit ihm um eine große Summe Geldes einig wurde, erwartete er freudig die ihm bestimmte Zeit. Als die gekommen war und grimmige Kälte herrschte und alles voll Schnee und Eis war, bewirkte es der tüchtige Mann in der Nacht vor dem ersten Januar, daß auf einer wunderschönen Wiese in der Nähe der Stadt am Morgen ein Garten erstand, der nach dem Zeugnisse aller, die ihn sahen, schöner war, als man je einen gesehen hatte, mit Krautern und Bäumen und Früchten aller Arten. Messer Ansaldo, der ihn mit der größten Freude sah, ließ sofort einige der schönsten Früchte und der schönsten Blumen, die dort waren, pflücken und sie seiner Dame heimlich überreichen und sie einladen, den von ihr verlangten Garten zu besichtigen, damit sie daraus die Überzeugung von seiner Liebe zu ihr gewinne und sich an ihr ihm gegebenes und mit einem Eide bekräftigtes Versprechen erinnere und es ihm nun als rechtschaffene Frau zu erfüllen trachte. Als die Dame, die schon viel von dem wunderbaren Garten hatte erzählen hören, die Blumen und die Früchte sah, begann sie ihr Versprechen zu bereuen. Aber samt all ihrer Reue ging sie doch aus Neugierde mit vielen Damen der Stadt den Garten besichtigen; und nachdem sie ihn, ohne ihr Staunen zu verhehlen, gar sehr gelobt hatte, kehrte sie bekümmerter als irgendeine nach Hause zurück, weil sie an das dachte, wozu sie sich verpflichtet hatte; und ihr Kummer war so groß, daß sie ihn nicht verbergen konnte, sondern daß er, weil er sich in ihrem Äußern zeigte, von ihrem Gatten bemerkt werden mußte, und der wollte durchaus von ihr die Ursache erfahren. Lange schwieg die Dame aus Scham; endlich aber eröffnete sie ihm notgedrungen alles. Zuerst war Gilberto, als er das hörte, heftig aufgebracht; da er aber dann die lautere Absicht der Dame betrachtete, sagte er, besser beraten, nachdem er seinen Zorn verscheucht hatte: »Dianora, es ist nicht die Art einer klugen und auch nicht die einer ehrbaren Frau, dergleichen Botschaften anzuhören und sich mit irgend jemand in einen Handel über ihre Keuschheit einzulassen. Die Worte, die durch die Ohren in das Herz dringen, haben eine größere Macht, als viele glauben, und den Liebenden ist fast nichts unmöglich: du hast also schlecht getan, zuerst durch das Anhören und dann durch den Handel; weil ich aber die Lauterkeit deiner Seele erkenne, will ich dir, um dich von dem Bande deines Versprechens zu lösen, etwas zugestehn, was vielleicht ein anderer nicht täte: dazu verleitet mich auch noch die Furcht vor dem Schwarzkünstler, durch den uns vielleicht Messer Ansaldo, wenn du ihn hintergingest, etwas antun lassen könnte. Ich will, daß du zu ihm gehst und, wenn du's nur irgendwie kannst, trachtest, deines Versprechens, ohne daß deine Ehre verletzt würde, ledig zu werden; wenn es aber anders unmöglich ist, dann gib ihm für dieses Mal deinen Körper hin, aber nicht deine Seele.« Über diese Worte ihres Gatten weinte die Dame und beteuerte, daß sie eine solche Gunst von ihm nicht wolle. Obwohl

sie das oft und oft beteuerte, bestand Gilberto doch auf seinem Willen. Die Dame begab sich also am nächsten Morgen gegen Sonnenaufgang, ohne sich viel geschmückt zu haben, mit zwei Dienern, die vorausgingen, und einer Kammerfrau, die ihr folgte, zu Messer Ansaldo. Als dieser hörte, daß seine Dame zu ihm gekommen sei, stand er, baß verwundert, auf, ließ den Schwarzkünstler rufen und sagte zu ihm: »Ich will, daß du siehst, was für ein Gut mich deine Kunst hat gewinnen lassen.« Dann ging er ihr entgegen und empfing sie, ohne einer unzüchtigen Begierde Ausdruck zu geben, mit einer ehrerbietigen Verbeugung; und sie traten alle drei in ein hübsches Gemach, wo ein großes Feuer brannte, und dort sagte er, nachdem er ihr einen Sitz hatte bringen lassen: »Madonna, ich bitte Euch, daß Ihr es Euch, wenn die lange Liebe, die ich zu Euch getragen habe, irgendeinen Lohn verdient, nicht verdrießen lasset, mir den wahren Grund zu eröffnen, der Euch zu einer solchen Stunde und mit solcher Begleitung hat hierherkommen lassen.« Voll Scham und mit Tränen in den Augen antwortete die Dame: »Messer, weder Liebe zu Euch noch mein beschworenes Versprechen hat mich hierhergeführt, sondern mein Gatte hat mich hierhergehen heißen, weil er auf die Bemühungen Eurer zügellosen Liebe eine größere Rücksicht nimmt als auf seine und meine Ehre; und auf seinen Befehl bin ich für dieses Mal zu allem bereit, was Euch beliebt.« Hatte sich Messer Ansaldo schon vorher gewundert, so begann er sich, als er die Dame hörte, noch mehr zu wundern; und gerührt von der Großmut Gilbertos, begann er seine Glut in Mitleid zu verkehren und sagte: »Madonna, nie möge es Gott zulassen, daß ich, wie die Sachen nach Euern Worten stehn, der Schänder der Ehre dessen würde, der Mitleid mit meiner Liebe hat; und darum soll Euere Anwesenheit hier, solange sie Euch gefallen wird, nicht anders sein, als ob Ihr meine Schwester wäret, und Ihr mögt, wann es Euch beliebt, frei weggehn, nur bitte ich Euch, daß Ihr Euerm Gatten für so viel Edelmut, wie er gezeigt hat, den Euch gebührend scheinenden Dank abstattet und mich für alle Zukunft als Euern Bruder und Diener anseht.« Als die Dame diese Worte hörte, sagte sie, fröhlicher als je: »Mit Rücksicht auf Euere Trefflichkeit hätte *mich* nichts verleiten können, zu glauben, daß aus meinem Kommen etwas andres erfolgen werde als das, was ich jetzt sehe, das Ihr tut und wofür ich Euch immerdar verpflichtet sein werde.« Und nachdem sie sich verabschiedet hatte, kehrte sie, ehrenvoll geleitet, zu Gilberto zurück und erzählte ihm, was geschehn war; darob entspann sich zwischen ihm und Messer Ansaldo eine innige und treue Freundschaft. Der Schwarzkünstler, dem sich Messer Ansaldo die versprochene Bezahlung zu geben anschickte, sagte, weil er die Freigebigkeit Gilbertos gegen Messer Ansaldo und die Messer Ansaldos gegen die Dame gesehn hatte: »Gott behüte, daß ich, da ich gesehn habe, wie freigebig Gilberto mit seiner Ehre und Ihr mit Euerer Liebe wäret, nicht ebenso freigebig mit meinem Lohne sei; darum soll er, weil ich sehe, daß er bei Euch in guten Händen ist, Euer bleiben.« Beschämt trachtete ihn der Ritter zu bewegen, daß er entweder alles oder einen Teil annehme; aber seine Mühe blieb eitel. Als der Schwarzkünstler seinen Garten nach drei Tagen weggeschafft hatte und nun abreisen wollte, entließ ihn Messer Ansaldo; und indem er die begehrliche Liebe zu der Dame in seinem Herzen ertötete, verblieb ihm nur noch die Flamme einer ehrbaren Zuneigung. Was sollen wir davon sagen, meine liebenswürdigen Damen? Wollen wir die halbtote Dame oder die durch eine kraftlos gewordene Hoffnung erkaltete Liebe der vorigen Geschichte höher stellen als die Freigebigkeit dieses Messer Ansaldo, der in heißerer Liebe als je und schier brennend von größerer Hoffnung die so lange verfolgte Beute in den Händen gehabt hat? Töricht schiene es mir zu glauben, daß die Großmut Messer Gentiles mit der Messer Ansaldos verglichen werden könnte.

## Sechste Geschichte

*Der siegreiche König Karl der Ältere, der sich in ein junges Mädchen verliebt hat, schämt sich seines törichten Gedankens und verheiratet sie und ihre Schwester ehrenvoll.*

Wollte einer ausführlich die verschiedenen Gespräche erzählen, die unter den Damen darüber stattfanden, ob sich in der Geschichte von Madonna Dianora Gilberto oder Messer Ansaldo oder der Schwarzkünstler einer höhern Großmut beflissen habe, so würde das allzu lang sein. Nachdem aber der König die Erörterung ein Weilchen geduldet hatte, befahl er Fiammetta mit einem Blicke, durch ihre Geschichte dem Streite ein Ende zu machen, und die begann ohne allen Verzug: Stets war ich der Meinung, meine besten Damen, daß man in Gesellschaften, wie die unsere eine ist, so breit sprechen müsse, daß nicht die allzu große Knappheit zum Anlasse einer Erörterung über die in dem Gesagten liegende Absicht werden könne. So etwas ist mehr für die jungen Gelehrten an den Schulen am Platze als bei uns, die wir kaum dem Rocken und der Spindel gewachsen sind. Und darum werde ich, weil ich euch im Wortwechsel über das bisher Erzählte sehe, darauf verzichten, etwas Zweifelhaftes, das ich vielleicht im Sinne gehabt hätte, vorzubringen, und werde euch dafür, nicht etwa von einem geringen Menschen, sondern von einem

wackern Könige erzählen, wie er ritterlich gehandelt hat und ohne sich an seiner Ehre das geringste zu vergeben.

Jede von euch hat wohl schon oft den König Karl den Altern oder Ersten erwähnen hören, der durch sein großartiges Unternehmen und später durch den glorreichen Sieg über König Manfred die Gibellinen aus Florenz verjagt und die Weifen zurückgeführt hat. Aus diesem Grunde verließ ein Ritter, Messer Neri degli Uberti genannt, mit seiner ganzen Familie und vielem Gelde die Stadt, wollte sich aber nirgend anderswohin begeben, als unter den Schutz König Karls, und zog, um an einem einsamen Orte zu weilen und sein Leben in Ruhe zu endigen, nach Castello da Märe di Distabia; und dort kaufte er, vielleicht einen Bogenschuß von den Siedlungen der Stadt entfernt, zwischen Oliven und Nußbäumen und Kastanien, woran die Gegend einen Überfluß hat, eine Besitzung, errichtete ein hübsches, geräumiges Haus und legte daneben einen anmutigen Garten an und mitten darin, nach unserer Weise, da er fließendes Wasser genug zur Verfügung hatte, einen hübschen kleinen Weiher, den er mühelos mit vielerlei Fischen füllte. Und indem er sich mit nichts sonst abgab, als seinen Garten tagtäglich zu verschönern, geschah es, daß König Karl zur heißen Jahreszeit, um sich ein wenig zu erholen, nach Castello da Märe kam; als er dort von der Schönheit des Gartens Messer Neris hörte, begehrte er ihn zu sehn, und da er hörte, wer der Eigentümer war, gedachte er sich gegen den Ritter, weil der von einer gegnerischen Partei war, um so freundlicher zu beweisen und ließ ihm sagen, daß er am folgenden Abende mit vier Begleitern in seinem Garten ohne alle Umstände essen wolle. Das war Messer Neri sehr lieb: er bereitete alles prächtig vor und verabredete mit seiner Familie, was zu tun sei; dann empfing er den König in seinem schönen Garten so freudig, wie er nur konnte und wußte. Nachdem der König den ganzen Garten und das Haus Messer Neris mit vielem Beifalle besehn hatte, setzte er sich nach dem Händewaschen an einen der neben dem Weiher aufgestellten Tische, hieß den Grafen Guido di Monforte, der einer seiner Begleiter war, sich an die eine Seite von ihm setzen und Messer Neri an die andere und befahl den übrigen dreien, die mit ihm gekommen waren, sie sollten sie nach den von Messer Neri getroffenen Anordnungen bedienen. Die Speisen, die aufgetragen wurden, waren schmackhaft und der Wein gar gut und köstlich, und alles ging in schönster Ordnung und lobenswert ohne Lärm oder Verstimmung vonstatten; und das fand allen Beifall des Königs. Und während er heiter aß und sich der einsamen Stille des Ortes erfreute, da betraten zwei Mädchen den Garten, beide etwa fünfzehn Jahre alt, mit Haaren, so blond wie Goldfäden und durchaus geringelt und umwunden mit einem leichten Kranze von Immergrün, und so lieblich und schön von Antlitz, daß sie eher Engel zu sein schienen als etwas andres; und bekleidet waren sie mit Gewändern aus schneeweißem dünnem Linnen, die sie auf dem bloßen Leibe trugen und die oberhalb des Gürtels eng anliegend waren, unten aber wie ein Zeltdach weiter wurden und bis zu den Füßen reichten. Die, die voranging, trug auf den Schultern zwei Fischernetze, die sie mit der linken Hand festhielt, und in der rechten hatte sie einen langen Stab; die, die hinter ihr kam, hatte auf der linken Schulter eine Pfanne und unter dem linken Arme ein Reisigbündel und in der Hand einen Dreifuß und in der andern Hand einen Krug mit Öl und eine angezündete Fackel. Über diesen Anblick verwunderte sich der König und wartete neugierig, was es bedeuten sollte. Ehrbar und verschämt traten die Mädchen vor und verbeugten sich vor dem Könige und gingen zu der Stelle, wo man in den Weiher stieg; die, welche die Pfanne hatte, legte sie und die andern Sachen nieder und nahm den Stab, den die andere trug, und nun stiegen beide in den Weiher, dessen Wasser ihnen bis zur Brust reichte. Sofort zündete ein Diener Messer Neris das Feuer an, setzte die Pfanne auf den Dreifuß, goß öl hinein und wartete nun auf die Fische, die ihm die Mädchen zuwerfen sollten. Die eine scheuchte die Fische auf, wo sie wußte, daß sie sich verbargen, die andere hielt das Netz bereit, und so fingen sie zum größten Vergnügen des Königs, der aufmerksam zusah, in kurzer Zeit eine Menge Fische, und die warfen sie dem Diener zu, der sie fast noch lebendig in die Pfanne tat; darauf begannen sie, wie sie unterwiesen worden waren, schönere zu fangen und auf den Tisch vor den König und den Grafen Guido und ihren Vater zu werfen. Die Fische hüpften auf dem Tische umher, und das machte dem König ein wundersames Vergnügen; und er nahm ebenso etliche und warf sie den Mädchen höflich zurück, und so scherzten sie eine Weile, bis der Diener seine Fische gebraten hatte, die nach Messer Neris Auftrag mehr als ein Zwischengericht denn als eine köstliche, leckere Speise dem Könige vorgesetzt wurden. Als die Jungfrauen genug gefangen hatten und sahen, daß die Fische gebraten waren, stiegen sie aus dem Weiher, und ihr dünnes weißes Gewand hatte sich ihnen so an den Leib geschmiegt, daß es fast nichts an ihrem lieblichen Körper verbarg; und nachdem jede die Sachen, die sie mitgebracht hatte, aufgehoben hatte, schritten sie schamhaft vor dem Könige vorbei und kehrten in das Haus zurück. Der König und der Graf hatten ebenso wie die, die sie bedienten, die Mädchen genau betrachtet, und jeder hatte sie bei sich wegen ihrer Schönheit und ihrer Wohlgestalt und überdies wegen ihrer lieblichen Sittsamkeit gepriesen, mehr als allen andern aber hatten sie dem Könige gefallen. Er hatte, als sie aus dem Wasser kamen, jeden Teil ihres Körpers so genau betrachtet, daß er es in diesen Augenblicken nicht gefühlt hätte, wenn er gestochen worden wäre; und indem er immer mehr an sie dachte, ohne daß er gewußt hätte, wer und was sie seien, fühlte er in seinem Herzen ein glühendes Begehren, ihnen zu gefallen, woran er denn gar

leichtlich erkannte, er sei im Begriffe, verliebt zu werden, wenn er sich nicht in acht nehme, und dabei wußte er aber selbst nicht, welche von beiden die sei, die ihm mehr gefalle, so ähnlich waren sie einander in allen Stücken. Als er aber diesen Gedanken eine Zeitlang nachgehangen hatte, wandte er sich zu Messer Neri und fragte ihn, wer die zwei Jungfrauen seien: Messer Neri antwortete ihm: »Gnädiger Herr, das sind meine Töchter, Zwillingskinder, und die eine heißt Ginevra die Schöne und die andere Isotta die Blonde.« Der König pries sie höchlich und riet ihm, sie zu verheiraten. Dessentwegen entschuldigte sich Messer Neri mit seinem geringen Vermögen. Als unterdessen das Mahl vorüber war bis auf die Früchte, kamen die beiden Mädchen in Leibchen aus schönem Zendeltaffet mit zwei großen silbernen Platten voll mancherlei Früchte, wie sie die Jahreszeit brachte, und setzten sie vor den König auf den Tisch. Dann traten sie etwas zurück und begannen ein Lied zu singen, dessen Worte also begannen:

Liebe, wohin ich gekommen bin,
Läßt sich nicht lang erzählen,

und das mit solcher Süßigkeit und so anmutig, daß es den König, der sie betrachtete und ihnen zuhörte, deuchte, alle Chöre der Engel seien dort herabgestiegen, um zu singen. Und als der Gesang beendigt war, ließen sie sich auf die Knie nieder und baten den König ehrerbietig, sie zu beurlauben, und das bewilligte er ihnen, obwohl ihn ihr Weggehn schmerzte, mit heiterm Gesichte. Da also das Mahl zu Ende war, stiegen der König und seine Begleiter zu Pferde, verließen Messer Neri und kehrten, von dem und jenem sprechend, ins Hoflager zurück. Hier konnte der König, der seine Neigung verborgen hielt, trotz allen wichtigen Geschäften, die ihn in Anspruch nahmen, doch die Schönheit und Anmut Ginevras der Schönen nicht vergessen, der zuliebe er auch die ihr ähnliche Schwester liebte, so daß er sich so in den Schlingen der Liebe verstrickte, daß er fast an nichts andres zu denken vermochte; und indem er Vorwände gebrauchte, unterhielt er mit Messer Neri einen vertrauten Verkehr und besuchte ihn oft in seinem Garten, um Ginevra zu sehn. Als er es aber nicht länger aushaken konnte und er schon, weil er keinen andern Weg vor sich sah, auf den Einfall geraten war, dem Vater nicht nur das eine, sondern beide Mädchen wegzunehmen, enthüllte er dem Grafen Guido sowohl seine Liebe als auch seinen Plan; und der Graf, der ein wackerer Mann war, sagte zu ihm: »Gnädiger Herr, ich bin baß erstaunt über das, was Ihr mir sagt, und mein Staunen ist um so größer, als es vielleicht bei einem andern wäre, je mehr ich Euern Lebenswandel von Kindheit auf bis jetzt besser zu kennen glaube als irgendein anderer. Und da ich bei Euch auch in der Jugendzeit, wo doch die Liebe viel leichter hätte ihre Klauen ausstrecken müssen, nie eine solche Leidenschaft gekannt zu haben glaube, so dünkt mich diese Wahrnehmung, daß Ihr Euch jetzt an der Schwelle des Greisenalters verliebt habt, so seltsam und fremd, daß es mir schier ein Wunder scheint; und wenn es daher meine Sache wäre, Euch zu tadeln, so wäre ich nicht verlegen, was ich Euch zu sagen hätte in Anbetracht, daß Ihr noch immer mit den Waffen in der Hand in einem erst neugewonnenen Reiche seid, unter einem Euch unbekannten Volke voller List und Verrat, daß Ihr überhäuft seid mit den größten Sorgen und den wichtigsten Geschäften, daß Ihr Euch noch immer keine Ruhe habt gönnen dürfen und daß Ihr bei alledem der schmeichlerischen Liebe Raum gegeben habt. Das ist nicht die Art eines hochherzigen Königs, sondern die eines kleinmütigen Knaben. Und überdies, und das ist viel schlimmer, sagt Ihr, daß Ihr überlegt habt, die beiden Töchter dem armen Ritter wegzunehmen, der Euch in seinem Hause über sein Vermögen geehrt und sie Euch, um Euch noch mehr zu ehren, fast nackt gezeigt hat, wodurch er dargetan hat, wie groß das Vertrauen ist, das er in Euch setzt, und daß er überzeugt ist, daß Ihr ein König seid und kein räuberischer Wolf. Ist es denn so rasch Euerm Gedächtnis entschwunden, daß es gerade die von Manfred verübten Vergewaltigungen der Frauen waren, die Euch den Eingang in dieses Reich geöffnet haben? Was für ein Verrat ist je begangen worden, der ewige Strafen mehr verdient hätte als der, den Ihr beginget, wenn Ihr dem, der Euch ehrt, seine Ehre nähmet und seine Hoffnung und seinen Trost? Was würde man von Euch sagen, wenn Ihr das tätet? Ihr meint vielleicht, es wäre eine genügende Entschuldigung, zu sagen: ›Ich habe das getan, weil er ein Gibelline ist.‹ Wäre das eine Gerechtigkeit eines Königs, daß die, die sich, wer immer sie auch seien, unter seinen Schutz geflüchtet haben, also behandelt würden? Ich erinnere Euch daran, mein König, daß es Euch zu hohem Ruhme gereicht, Manfred überwunden zu haben; aber viel größer ist der Ruhm, sich selbst überwunden zu haben: und darum sage ich Euch, der Ihr andere zu leiten habt, überwindet Euch selbst und zügelt diese Begierde und wollet nicht das glorreich Erworbene mit einem solchen Makel beflecken.« Bitter verwundeten diese Worte die Seele des Königs und bekümmerten ihn um so mehr, je mehr er einsah, daß sie wahr waren; darum sagte er nach einem heißen Seufzer: »Graf, wahrlich, jeder andere Feind, wie stark er auch sei, ist, glaube ich, für einen erfahrenen Krieger ein schwacher und leicht überwindbarer Gegner im Vergleiche zu der eigenen Begierde; aber wie groß auch das Leid sei und was für eine ungeheure Kraft erheischt werde, Euere Worte haben mich so angespornt, daß ich Euch, bevor noch allzu viele Tage vorbei sein werden, durch die Tat sehn lassen will, daß ich, ebenso wie ich andere zu überwinden weiß, auch meiner selbst Herr zu werden weiß.« Und nach diesem Gespräche waren noch nicht viele Tage vergangen, als sich der König, der

nach Neapel zurückgekehrt war, sowohl um sich jede Gelegenheit zu einer niedrigen Handlung zu nehmen, als auch um den Ritter für die von ihm empfangene Ehre zu belohnen, wie hart es auch für ihn war, einen andern zum Besitzer dessen zu machen, was er über alles für sich ersehnte, nichtsdestoweniger entschloß, die beiden Mädchen zu verheiraten, aber nicht wie die Töchter Messer Neris, sondern als ob sie seine eigenen gewesen wären. Und indem er sie mit Einwilligung Messer Neris prächtig ausstattete, gab er Ginevra die Schöne an Messer Maffeo da Palizzi und Isotta die Blonde an Messer Guglielmo della Magna, die beide edle Ritter und große Herren waren, und nachdem er sie ihnen überantwortet hatte, begab er sich mit unbeschreiblichem Schmerze nach Apulien. Und er bändigte durch fortwährende Mühsal seine wilde Begierde so, daß er, als er die Liebesketten zersprengt und zerbrochen hatte, sein Leben lang dieser Leidenschaft ledig blieb. Vielleicht werden einige sein, die sagen werden, es sei ein kleines Ding für einen König, zwei Mädchen verheiratet zu haben, und das werde ich zugestehn; stets aber werde ich es sehr groß und überaus groß nennen, wenn wir sagen, daß es ein verliebter König war, der die, die er liebte, verheiratet hat, ohne von seiner Liebe Blatt, Blume oder Frucht gepflückt zu haben oder zu pflücken. So also hat der hochherzige König gehandelt, indem er den edeln Ritter hoch belohnt, die geliebten Mädchen rühmlich geehrt und sich selbst tapfer bezwungen hat.

## Siebente Geschichte

*König Peter, der von der glühenden Liebe gehört hat, die die kranke Lisa zu. ihm trägt, spricht ihr zu; dann vermählt er sie an einen edeln Jüngling und küßt sie auf die Stirn und nennt sich fortan ihren Ritter.*

Nach dem Ende von Fiammettas Erzählung war die männliche Großmut König Karls viel gelobt worden, wenn sich auch eine Dame, die eine Gibellinin war, davon ausgeschlossen hatte, als Pampinea, der es der König aufgetragen hatte, begann: Es wird, meine verehrungswürdigen Damen, keinen verständigen Menschen geben, der nicht über den guten König Karl derselben Ansicht wäre wie ich, es sei denn, daß er ihm aus einem andern Grunde übel wollte; weil mir aber etwas nicht minder Lobenswertes einfällt, was einer seiner Gegner für ein junges Mädchen aus Florenz getan hat, so will ich euch das erzählen.

Zu der Zeit, wo die Franzosen aus Sizilien vertrieben wurden, war in Palermo ein Landsmann von uns, ein Spezereihändler mit Namen Bernardo Puccini, ein sehr reicher Mann, der von seiner Frau als einziges Kind eine sehr schöne, schon mannbare Tochter hatte; und König Peter von Aragonien, der damals Herr der Insel geworden war, veranstaltete mit seinen Baronen in Palermo wundersame Festlichkeiten. Da er dabei an einem Lanzenbrechen nach katalanischer Weise teilnahm, geschah es, daß ihn die Tochter Bernardos, Lisa geheißen, von einem Fenster, wo sie mit andern Frauen war, rennen sah, und er gefiel ihr so wundersam, daß sie sich, ihn hin und wieder anblickend, glühend in ihn verliebte; und nach dem Feste konnte sie, im Hause ihres Vaters weilend, an nichts sonst denken als an ihre hohe und erhabene Liebe. Und was sie dabei am meisten kränkte, war die Erkenntnis ihres niedrigen Standes, die ihr fast keine Hoffnung ließ, zu einem glücklichen Ende zu gelangen; trotzdem wollte sie ihrer Liebe zum Könige nicht entsagen, wagte sie aber auch aus Furcht vor größerm Ungemach nicht zu offenbaren. Der König hatte davon nichts wahrgenommen und kümmerte sich auch nicht darum: und so litt sie denn einen unerträglichem Schmerz, als man sich denken kann. Auf diese Art geschah es, daß das schöne Mädchen, weil die Liebe in ihr fort und fort wuchs und Schwermut über Schwermut über sie kam, endlich am Ende ihrer Kräfte war und erkrankte und sich von Tag zu Tag zusehends verzehrte, wie der Schnee an der Sonne. Betrübt über dieses Siechtum standen ihr die Eltern mit ununterbrochenen Tröstungen und mit Ärzten und Arzneien bei; aber alles war eitel, weil sie sich, an ihrer Liebe verzweifelnd, vorgenommen hatte, nicht länger leben zu wollen. Nun geschah es, daß ihr, weil ihr der Vater anbot, allen ihren Willen zu tun, der Gedanke kam, ihre Liebe und ihren Vorsatz, wenn dies auf eine anständige Art anginge, vor ihrem Tode den König wissen zu lassen; und darum bat sie eines Tages ihren Vater, Minuccio von Arezzo kommen zu lassen, der damals als ein gar trefflicher Sänger und Spielmann galt und bei König Peter gern gesehen war. Da Bernardo meinte, Lisa wolle ihn singen und spielen hören, ließ er ihm das sagen, und Minuccio, der ein gefälliger Mann war, kam unverzüglich; und nachdem er sie mit liebreichen Worten etwas getröstet hatte, spielte er ihr ein paar süße Weisen auf seiner Viola und sang ihr dann etliche Lieder: und das war für die Liebe des Mädchens Feuer und Flamme, statt daß es sie, wie er glaubte, getröstet hätte. Hierauf sagte das Mädchen, daß es ihm allein ein paar Worte sagen wolle; als darum alle hinausgegangen waren, sagte sie: »Minuccio, ich habe dich zu einem treuen Bewahrer meines Geheimnisses erwählt, in der Hoffnung, einmal, daß du es nie jemand anderm als dem, den ich dir sagen werde, enthüllen wirst, und dann, daß du mir darin nach deinen Kräften helfen wirst: und darum bitte ich dich. Du mußt also wissen, Minuccio, daß ich unsern Herrn, den König Peter, an dem

Tage, wo er das große Fest wegen seiner Thronbesteigung veranstaltet hat, bei seinem Lanzenstechen in einer solchen Stunde gesehn habe, daß sich aus Liebe zu ihm in meiner Seele ein Feuer entzündet hat, das mich in den Zustand, den du siehst, gebracht hat; und in der Erkenntnis, wie schlecht sich für mich diese Liebe zu meinem Könige schickt, habe ich es, weil ich sie weder verscheuchen noch vermindern kann und weil ich über die Maßen schwer an ihr zu tragen habe, als kleineres Übel erwählt, sterben zu wollen, und das werde ich auch tun. Und es ist wahr, daß ich völlig ungetröstet von hinnen ginge, wenn er es nicht früher erführe; und weil ich nicht weiß, durch wen ich ihm meinen Entschluß besser mitteilen lassen könnte als durch dich, so will ich dir das übertragen und bitte dich, es mir nicht abzuschlagen, und wenn du's getan hast, so laß es mich wissen, damit ich mich durch einen getrösteten Tod von dieser Pein erlöse.« Und nachdem sie das weinend gesagt hatte, schwieg sie.

Voll Verwunderung über ihre Hochsinnigkeit und ihren harten Vorsatz, fühlte er herzliches Mitleid mit ihr; plötzlich aber schoß ihm ein Gedanke durch den Sinn, wie er ihr auf eine ehrbare Art dienen könne, und er sagte zu ihr: »Lisa, ich verpfände dir meine Treue, so daß du sicher sein kannst vor jedem Truge; und mit allem Lobe, daß du dich eines so hohen Beginnens unterfangen hast, deinen Sinn auf einen so großen König zu richten, biete ich dir meine Hilfe an, durch die ich es, wenn du dich beruhigen willst, zu bewerkstelligen hoffe, daß ich dir, bevor noch der dritte Tag um ist, eine Kunde bringen kann, die dir überaus lieb sein wird: und um keine Zeit zu verlieren, will ich sogleich ans Werk gehn.« Lisa bat ihn noch einmal inständigst, versprach ihm, sich zu beruhigen, und hieß ihn in Gottes Namen gehn. Minuccio schied von ihr, suchte einen gewissen Mico aus Siena auf, der damals ein trefflicher Verskünstler war, und nötigte ihn durch Bitten, ein Lied zu machen und das lautete:

Steh auf, o Liebesgott, zu meinem Herren geh!
Erzähle ihm von großer, schwerer Pein.
Berichte doch, ich mag dem Tod mich weihn:
Aus Furcht versteck ich noch mein Wollen und das Weh.
Hab Gnade, Gott der Liebe, mit gefaltnen Händen
Befleh ich dich, begib dich hin zu meinem Herrn,
Erzähle ihm, ich wünsch ihn, hab ihn herzlich gern.
Er kann mir, durchs Verliebtsein schon, viel Holdes spenden. –
Durchs Feuer, das in mir nie anfängt süß zu enden,
Erspäh ich meinen Tod: weiß nicht, ob er mir fern.
Wann sterbe ich aus diesem Schmerzensstern?
Nur sehnsuchtsvoll ertrag ich so viel Grämen,
Ich furcht mich ja und muß mich schämen:
Bei Gott, du magst ihm sagen, daß ich fast vor Leid zerweh
O Liebe, als ich sacht verliebt zu sein begann,
Verliehst du mir zu wenig Kühnheit, ließt mich scheu.
Ich wagte mich nicht einen Atem lang daran,
Mein Wünschen zu gestehn: der Zagheit blieb ich treu.
So hält er mich in Angst: wann weicht das Leid, sag wann?
Ist so das Sterben, fällt das Sterben mir zu schwer!
Vielleicht wärs ihm genehm, daß ich in seinem Bann
Vor Sehnsucht bebe: ihm's zu künden, gebe er
Die Kühnheit mir, dann sag ich mein Begehr!
Ob ich ihm mein Verwühltsein einmal eingesteh?
Nachdem dir's nicht beliebte, Liebe, mich zu stärken,
Mir tiefes Sicherfühlen wunderbar zu schenken,
Mein Herr könnte durch dich mein müdes Herz bemerken,
Du würdest seinen Blick auf meine Züge lenken,
So bitt ich dennoch dich, o guter Gott, sei hold,
Begib dich hin zu ihm und führe sein Gedenken
Zu jenem Tag, da er mit Speer und Schild, in Gold,
In stolzem Ritterkreise mir erschien:
Doch ich gewahrte niemanden als ihn:
Auch jetzt bricht mir das Herz, wenn ich ihn so noch seh.

Zu diesen Worten setzte Minuccio sogleich eine süße, rührende Weise, wie sie ihr Inhalt erforderte; und am dritten Tage ging er zu einer Zeit an den Hof, wo der König Peter noch beim Essen war, und der sagte

ihm, er solle etwas zu seiner Viola singen. Nun begann er das Lied so süß zu spielen und zu singen, daß alle, so viele ihrer im königlichen Saale waren, Verzückten glichen, so still lauschten sie, und der König noch mehr als die andern. Und als Minuccio geendet hatte, fragte ihn der König, woher dieses Lied stamme, das er noch nie gehört zu haben glaube. »Gnädiger Herr«, antwortete Minuccio, »es sind noch keine drei Tage her, daß die Worte gemacht worden sind und die Weise.« Als ihn dann der König fragte, für wen, antwortete er: »Das wage ich niemand zu entdecken als Euch.« Begierig, es zu hören, ließ ihn der König, als die Tische weggenommen waren, in sein Gemach kommen, und dort erzählte Minuccio alles der Reihe nach, wie er es gehört hatte. Sehr erfreut darüber lobte der König das Mädchen höchlich und sagte, mit einem so trefflichen Mädchen heiße es Mitleid haben, und darum solle er in seinem Namen zu ihr gehn und sie trösten und ihr sagen, daß er sie ohne Fehl an diesem Tage gegen Abend besuchen werde. Glücklich, dem Mädchen eine so willkommene Nachricht bringen zu dürfen, ging Minuccio, ohne zu säumen, mit seiner Viola hin und erzählte ihr, indem er mit ihr allein sprach, alles, was geschehn war, und sang ihr dann das Lied zu seiner Viola. Darüber war das Mädchen so selig, daß sich auf der Stelle offenkundig sichtbare Zeichen der Besserung einstellten; und in heller Sehnsucht begann sie, ohne daß irgend jemand im Hause gewußt oder geahnt hätte, was das sei, den Abend zu erwarten, wo sie ihren Herrn sehn sollte. Der König, der ein leutseliger und gütiger Herr war, empfand, weil er das junge Mädchen und ihre Schönheit sehr wohl kannte, desto mehr Teilnahme für sie, je öfter er das ihm von Minuccio Erzählte überdachte; und gegen Abend stieg er zu Pferde und kam, indem er so tat, als ritte er zu seinem Vergnügen, zu dem Hause des Spezereihändlers: dort ließ er bitten, ihm den schönen Garten, den der Spezereihändler hatte, zu öffnen und ging hinein; und nach einem Weilchen fragte er Bernardo, was seine Tochter mache und ob er sie schon verheiratet habe. Bernardo antwortete: »Gnädiger Herr, sie ist noch nicht verheiratet, aber sie war und ist noch sehr krank: freilich geht es ihr seit der dritten Nachmittagsstunde wunderbarerweise besser.« Sofort verstand der König, was es für ein Bewandtnis mit dieser Besserung hatte, und sagte: »Meiner Treu, es wäre jammerschade, wenn ein so schönes Wesen so früh der Welt entrissen würde; wir wollen sie besuchen.« Und bald darauf begab er sich nur mit zwei Begleitern und mit Bernardo in ihr Gemach, trat ein und ging auf das Bett zu, wo ihn das Mädchen, etwas aufgerichtet, sehnsüchtig erwartete, nahm ihre Hand in die seine und sagte: »Madonna, was soll das bedeuten? Ihr seid jung und solltet der Trost anderer sein, und Ihr laßt es Euch selber schlimm gehn: Wir wollen Euch bitten, daß Ihr Euch Uns zuliebe auf eine Weise aufrafft, daß Ihr bald genest.« Als das Mädchen fühlte, wie der, den sie über alles liebte, ihre Hand berührte, fühlte sie, obwohl sie sich ein wenig schämte, doch so viel Wonne im Herzen, als ob sie im Paradiese gewesen wäre; und sie antwortete ihm, so gut sie konnte: »Mein Herr, daß ich meinen geringen Kräften zugemutet habe, eine allzu schwere Bürde auf sich zu nehmen, ist schuld an meiner Krankheit, von der Ihr mich, dank Euch, bald befreit sehn werdet.« Nur der König verstand die verdeckte Sprache des Mädchens, und deshalb stieg seine Achtung für sie noch mehr, und zu often Malen verwünschte er bei sich selbst das Schicksal, das sie zur Tochter eines solchen Mannes gemacht hatte; und nachdem er eine Weile bei ihr geblieben war und ihr noch mehr zugesprochen hatte, verließ er sie. Diese Huld des Königs wurde hoch gepriesen und dem Spezereihändler und seiner Tochter zu hoher Ehre gerechnet; und über das Mädchen war eine solche Zufriedenheit gekommen, wie je über eine Frau durch ihren Geliebten, und gefördert von besserer Hoffnung, genas sie in wenigen Tagen und wurde schöner, als sie je gewesen war. Als sie aber genesen war, stieg der König eines Tages, nachdem er mit der Königin Rat gehalten hatte, was für einen Lohn eine solche Liebe erheische, mit vielen Hofleuten zu Pferde, ritt zum Hause des Spezereihändlers, trat in den Garten und ließ den Spezereihändler und seine Tochter rufen; unterdessen war auch die Königin mit vielen Damen dorthin gekommen, und die zogen das Mädchen in ihre Gesellschaft und überhäuften sie mit Liebenswürdigkeiten. Und nach einem Weilchen riefen der König und die Königin Lisa herbei, und der König sagte zu ihr: »Treffliches Mädchen, die große Liebe, die Ihr zu Uns getragen habt, hat Euch eine große Ehre bei Uns erworben, und Wir wollen, daß Ihr Euch Uns zuliebe damit zufriedengebt: und diese Ehre ist die, daß Wir, da Ihr doch mannbar seid, wollen, daß Ihr den zum Gatten nehmet, den Wir Euch geben werden, wobei Wir dessenungeachtet die Absicht haben, uns immerdar Euern Ritter zu nennen, ohne für so viel Liebe von Euch mehr zu wollen als einen einzigen Kuß.« Das Mädchen, das vor Scham im ganzen Gesicht erglühte, machte den Willen des Königs zu ihrem und antwortete mit leiser Stimme also: »Herr, ich bin fest überzeugt, daß mich, wenn es bekannt würde, daß ich mich in Euch verliebt habe, die meisten Leute für eine Törin hielten und vielleicht glaubten, ich hätte vergessen, wer ich bin, und hätte meinen Stand und überdies den Euern nicht bedacht; aber Gott, der allein in die Herzen der Sterblichen sieht, weiß, daß ich in der Stunde, wo Ihr mir zuerst gefallen habt, überlegt habe, daß Ihr der König seid und ich die Tochter Bernardos, des Spezereihändlers, und daß es sich für mich schlecht schickt, die Glut der Seele auf ein so hohes Ziel zu richten. Wie Ihr viel besser wißt als ich, verliebt sich niemand nach schuldiger Wahl, sondern nach dem Begehren und dem Verlangen; gegen dieses Gesetz haben sich meine schwachen Kräfte gar oft gesträubt: als aber alles vergeblich war, habe ich Euch geliebt, und ich liebe Euch, und ich werde Euch immerdar lieben. Und als ich gefühlt habe, wie mich die Liebe zu Euch ergriffen hat, so habe ich mich

wahrlich entschlossen, immerdar Euern Willen zu meinem zu machen; und darum werde ich nicht nur den Gatten, den Euch mir zu geben belieben wird, damit er mir Ehre und Stand verleihe, willig nehmen und werthalten, sondern wenn Ihr sagtet, ich solle durchs Feuer gehn, so wäre mir das eine Lust, wenn ich glaubte, Euch dadurch zu gefallen. Euch, den König, zum Ritter zu haben, das wißt Ihr, wie wenig sich das für mich schickte, und darum antworte ich Euch darüber nichts weiter; und auch der Kuß, den Ihr als einzige Gunst meiner Liebe wollt, wird Euch ohne die Erlaubnis der Frau Königin nicht zugestanden werden. Nichtsdestoweniger vergelte Euch Gott eine so große Gnade, wie Ihr mir mit der Frau Königin, die hier ist, beweist, an meiner Statt mit Dank und Lohn, weil ich nichts habe, um sie Euch zu vergelten.« Und damit schwieg sie. Der Königin gefiel diese Antwort ungemein, und das Mädchen deuchte sie wirklich so klug zu sein, wie ihr der König gesagt hatte. Der König ließ die Eltern des Mädchens rufen, und da er von ihnen vernahm, sie seien zufrieden mit dem, was er zu tun gedachte, ließ er einen Jüngling rufen, der zwar ein Edelmann, aber arm war und Perdicone hieß, gab ihm ein paar Ringe in die Hand und hieß ihn, der nichts dawider hatte, sich mit Lisa verloben. Und auf der Stelle gab ihnen der König außer vielen köstlichen Kleinoden, die er und die Königin dem Mädchen schenkten, noch Cefallü und Calatabellotta, zwei sehr schöne, erträgnisreiche Güter, indem er sagte: »Diese schenken Wir dir als Mitgift der Frau; was Wir für dich tun wollen, das wirst du in der Zukunft sehn.« Und nach diesen Worten wandte er sich zu dem Mädchen und sagte: »Nun wollen Wir die Frucht pflücken, die Wir von Eurer Liebe haben sollen.« Und er nahm ihr Haupt in beide Hände und küßte sie auf die Stirn. Perdicone und die Eltern Lisas und auch Lisa waren glücklich und veranstalteten ein großes Fest und eine fröhliche Hochzeit. Und der König hielt, wie viele behaupten, der jungen Frau sein Versprechen; denn solange er lebte, nannte er sich immerdar ihren Ritter, ging auch nie zu einem Ritterspiele mit einer andern Schärpe, als die ihm die junge Frau geschickt hatte. Solche Handlungen sind es, die die Herzen der Untertanen gewinnen, andern Anlaß geben, gut zu handeln, und ewigen Ruhm erwerben. Aber dazu spannen heute wenige oder niemand den Bogen des Geistes, und die meisten Herren sind grausame Tyrannen geworden.

## Achte Geschichte

*Sophronia, die die Gattin von Gisippus zu sein glaubt, ist die Gattin von Titus Quinctius Fulvus und zieht mit ihm nach Rom; weil sich Gisippus, der dort in armseligem Zustande ankommt, von Titus verachtet glaubt, behauptet er, um zu sterben, er habe einen Menschen getötet. Um ihn zu retten, sagt Titus, nachdem er ihn erkannt hat, er selber habe den Mord begangen, und daraufhin gibt sich der wirkliche Täter selbst an; darum werden alle von Octavianus freigesprochen, und Titus gibt Gisippus seine Schwester zum Weibe und teilt sein Vermögen mit ihm.*

Nachdem Pampinea zu reden aufgehört und jedermann, mehr als alle aber die Gibellinin, König Peter gelobt hatte, begann Filomena auf Befehl des Königs: Wer wüßte nicht, meine edeln Damen, daß die Könige, wenn sie wollen, alles Große zu tun vermögen und daß daher besonders von ihnen eine edle Handlungsweise gefordert wird? Wer nun als einer, der viel vermag, das tut, was ihm zukommt, handelt gut; deswegen darf man ihn aber nicht so bewundern und nicht so mit Lobeserhebungen überhäufen, wie es einem andern zukommt, der gut handelt, ohne daß es aber, weil er wenig vermag, von ihm verlangt werden dürfte. Wenn ihr daher die Taten der Könige so überschwenglich lobt und schön findet, so zweifle ich keineswegs, daß euch die von unsersgleichen noch weit mehr gefallen und mehr Lob von euch erhalten werden, wenn sie denen der Könige gleichkommen und übertreffen; darum habe ich im Sinne, euch zu erzählen, was für einen preisenswerten Edelmut zwei befreundete Männer aus bürgerlichem Stande gegeneinander bewiesen haben.

Zu der Zeit also, wo Octavianus Caesar noch nicht den Namen Augustus führte, sondern das Römische Reich in dem Amte, das Triumvirat genannt wurde, regierte, war in Rom ein edler Mann, Publius Quinctius Fulvus mit Namen, der seinen Sohn Titus Quinctius Fulvus wegen dessen wunderbaren Geistesanlagen zur Erlernung der Weltweisheit nach Athen schickte und ihn dort nach Kräften einem adeligen Manne empfahl, der Chremes hieß und von alters her sein Freund war. Der nahm Titus in sein eigenes Haus und gesellte ihn seinem Sohne Gisippus; und er übergab Titus und Gisippus einem Philosophen, der Aristippus hieß, damit sie von ihm gleicherweise unterrichtet würden. Und indem die beiden Jünglinge miteinander umgingen, fanden sie in ihrem Wesen eine solche Übereinstimmung, daß zwischen ihnen eine Freundschaft und Brüderlichkeit entstand, die bis an ihr Lebensende dauerte. Keiner fühlte sich wohl oder ruhig, wenn der andere nicht bei ihm war. Sie hatten ihre Studien miteinander begonnen, und da sie gleicherweise mit den schönsten Geistesanlagen begabt waren, erstiegen sie mit gleichen Schritten zu ihrem wundersamen Lobe

den glorreichen Gipfel der Weltweisheit; und in dieser Lebensweise verharrten sie wohl drei Jahre lang zur größten Freude von Chremes, der keinen mehr als den andern als Sohn hielt. Als die drei Jahre zu Ende waren, geschah es, wie es allem geschieht, daß Chremes, der schon alt war, aus diesem Leben schied; darüber trugen sie gleiches Leid wie für einen gemeinsamen Vater, und weder die Freunde noch die Verwandten von Chremes fanden heraus, wer von den beiden wegen dieses Unglücks mehr des Trostes bedürftig sei. Nach etlichen Monaten geschah es nun, daß sich die Freunde und Verwandten von Gisippus bei ihm einfanden und ihm zusammen mit Titus zuredeten, ein Weib zu nehmen; und sie suchten ihm ein wunderschönes junges Mädchen von gar edler Abstammung aus, eine Bürgerin von Athen, die Sophronia hieß und etwa fünfzehn Jahre alt war. Und als der Hochzeitstag näher kam, bat Gisippus eines Tages Titus, er solle mit ihm gehn und sie ansehn, weil er sie noch nicht gesehn hatte; nachdem sie zu ihr gegangen waren und sich das Mädchen zwischen beide gesetzt hatte, begann sie Titus, als eine Art bestellter Beurteiler der Schönheit der Braut seines Freundes, mit eingehender Aufmerksamkeit zu betrachten, und indem ihm alles an ihr über die Maßen gefiel, entflammte er sich, während er sie bei sich außerordentlich pries, so heftig, aber ohne sich etwas merken zu lassen, für sie, wie sich nur je ein Liebender für eine Frau entflammt hat. Sie blieben eine kurze Zeit bei ihr, nahmen dann Abschied und kehrten heim. Dort begann Titus, der allein in seine Kammer gegangen war, an das liebliche Mädchen zu denken, und je mehr er diesem Gedanken nachhing, desto mehr entflammte er sich für sie. Als er dies gewahr wurde, begann er sich nach vielen heißen Seufzern zu sagen: ›Ach, über dein elendes Leben, Titus! Wohin und auf wen richtest du deinen Sinn und deine Liebe und deine Hoffnung? Bedenkst du denn nicht, daß du dieses Mädchen, sowohl wegen der Güte, die dir Chremes und seine ganze Familie bewiesen haben, als auch wegen der innigen Freundschaft zwischen dir und Gisippus, dessen Braut sie ist, nicht mit andern Augen ansehn darfst als wie eine Schwester? Was liebst du sie also? Wohin läßt du dich fortreißen von der trügerischen Liebe? Wohin von der schmeichlerischen Hoffnung? öffne die geistigen Augen und erkenne dich selbst, du Unseliger! Gib der Vernunft Raum, zügle die lüsterne Begierde, mäßige die unsinnige Sehnsucht und richte deinen Sinn anderswohin; tritt dieser Begehrlichkeit jetzt im Anfange entgegen und überwinde dich selbst, solange es noch Zeit ist. Was du willst, darf nicht sein, es ist nicht ehrenhaft; was du dich da zu verfolgen anschickst, das müßtest du auch dann, wenn du, was du nicht bist, sicher wärest es zu erreichen, in Anbetracht dessen fliehn, was die wahre Freundschaft fordert und was deine Pflicht ist. Was wirst du also tun, Titus? Du wirst diese unziemliche Liebe lassen, wenn du das tun willst, was dir ziemt.‹ Als er sich aber wieder Sophronias erinnerte, verwarf er mit umgewandeltem Sinne alles, was er gesagt hatte: ›Das Gesetz der Liebe ist mächtiger als alle andern: es bricht nicht nur das der Freundschaft, sondern auch das göttliche; wie oft hat nicht schon der Vater die Tochter geliebt? Der Bruder die Schwester? Die Stiefmutter den Stiefsohn? Lauter viel absonderlichere Dinge, als wenn einer das Weib seines Freundes liebt, was schon tausendmal geschehn ist. Überdies bin ich jung, und die Jugend ist völlig dem Gesetze der Liebe unterworfen. Was also Amor gefällt, muß mir gefallen. Ehrbarkeit gehört für reifere: ich kann nichts andres wollen, als was Amor will. Die Schönheit dieses Mädchens verdient von jedermann geliebt zu werden; und wenn ich sie liebe, der ich jung bin, wer darf mich deshalb billig tadeln? Ich liebe sie nicht deswegen, weil sie Gisippus angehört, nein, ich liebe sie, weil ich sie lieben würde, wem immer sie angehörte. Das ist Schuld der Fortuna, die es lieber meinem Freunde Gisippus gewährt hat als einem andern; und wenn sie denn geliebt sein muß – und das muß sie, und verdientermaßen, ihrer Schönheit halber –, so muß Gisippus, wenn er es erfährt, zufrieden sein, daß ich sie liebe und nicht ein anderer.‹ Und von dieser Betrachtung fiel er wieder, sich selbst verspottend, in das Gegenteil zurück und von diesem in jenes und von jenem in dieses und brachte so nicht nur diesen Tag samt der darauffolgenden Nacht hin, sondern noch viele andere, bis ihn endlich, weil er nicht mehr essen und schlafen konnte, seine Schwäche zwang, liegen zu bleiben. Gisippus, der ihn mehrere Tage lang stets in Gedanken versunken gesehn hatte und ihn nun krank sah, bekümmerte sich darüber ungemein und bemühte sich, ihn, ohne von seiner Seite zu weichen, mit aller Kunst und Sorgfalt aufzurichten und fragte ihn oft und dringend um den Grund seiner Tiefsinnigkeit und seiner Krankheit. Nachdem ihm aber Titus zu mehrern Malen mit Ausflüchten geantwortet hatte, konnte er endlich, weil dies Gisippus herausgefunden hatte, nicht mehr ausweichen und antwortete ihm mit Tränen und Seufzern in folgender Art: »Gisippus, wenn es den Göttern gefallen hätte, so wäre mir der Tod viel lieber als das Leben, weil ich bedenke, daß mich das Geschick in eine Lage gebracht hat, wo ich meine Tugend hätte bewahren sollen und wo ich zu meiner Schande gefunden habe, daß sie unterlegen ist; aber wahrlich, bald erwarte ich den Lohn, der mir dafür gebührt, nämlich den Tod, der mir teurer sein wird als zu leben mit dem Bewußtsein meiner Nichtswürdigkeit, die ich dir, weil ich dir nichts verhehlen kann oder darf, nicht ohne Schamröte entdecken werde.« Und indem er vom Anfange an begann, entdeckte er ihm den Grund seiner Tiefsinnigkeit und seine Gedanken und ihren Kampf und endlich, auf wessen Seite der Sieg gewesen sei und daß er vor Liebe zu Sophronia vergehe, indem er beteuerte, daß er in der Erkenntnis, wie unziemlich das für ihn sei, als Buße den Tod gewählt habe und an dieses Ziel bald zu gelangen hoffe. Als das Gisippus hörte und seine Tränen sah, stand er eine Weile unschlüssig, weil er selbst, wenn auch mäßiger, von der Anmut des jungen

Mädchens eingenommen war; aber alsbald entschied er sich, daß ihm das Leben des Freundes teurer sein müsse als Sophronia, und so antwortete er ihm, von seinen Tränen zu Tränen hingerissen, weinend: »Titus, wenn du nicht des Trostes so bedürftig wärest, wie du bist, so würde ich mich bei dir über dich selber beklagen als über einen Menschen, der unsere Freundschaft verletzt hat, weil du deine ungestüme Leidenschaft so lange vor mir geheimgehalten hast; und wenn du sie auch für unehrbar gehalten hast, so darf das Unehrbare ebensowenig wie das Ehrbare dem Freunde verhehlt werden, weil der, der ein Freund ist, ebenso wie er sich über das Ehrbare mit dem Freunde freut, das Unehrbare aus dem Sinne des Freundes zu schaffen trachtet. Aber ich will das einstweilen lassen und komme auf das, was ich erkenne, daß dir mehr not tut. Darüber, daß du Sophronia, die ich gefreit habe, glühend liebst, wundere ich mich nicht, vielmehr würde ich mich wundern, wenn es nicht so wäre; kenne ich doch ihre Schönheit ebensogut wie den Adel deiner Seele, der einer Leidenschaft um so fähiger ist, je vollkommener der Gegenstand ist, der ihm gefällt. Und mit ebensoviel Recht, wie du Sophronia liebst, mit ebensoviel Unrecht beklagst du dich, wenn du das auch nicht laut werden läßt, über Fortuna, daß sie es mir gewährt hat, indem du deine Liebe zu ihr für ehrenhaft hieltest, wenn sie einem andern angehörte als mir; wenn du aber so klug bist, wie sonst, wem hätte sie denn die Fortuna gewähren können, daß du mehr Grund hättest, eben dem Schicksal dankbar zu sein, als weil sie es mir gewährt hat? Wem immer sie zuteil geworden wäre, jeder hätte sie trotz aller Ehrenhaftigkeit deiner Liebe sicherlich mehr für sich geliebt als für dich, und das brauchst du bei mir, wenn du mich wirklich so für deinen Freund hältst, wie ich es bin, nicht zu fürchten; und der Grund dafür ist der, daß ich mich nicht erinnere, daß ich jemals seit dem Beginne unserer Freundschaft etwas gehabt hätte, was nicht geradeso dein gewesen wäre wie mein. Das würde ich, wenn es schon so weit wäre, daß es sich nicht mehr ändern ließe, auch in diesem Falle ebenso halten, wie früher bei dem andern; aber diesmal steht es noch nicht an dem Ende, daß ich dich nicht zum alleinigen Besitzer Sophronias machen könnte, und das werde ich auch tun, denn ich wüßte nicht, wie dir meine Freundschaft wert sein könnte, wenn ich in einer Sache, die es auf ehrenhafte Weise zuläßt, deinen Willen nicht zu dem meinigen zu machen wüßte. Es ist *ja.* wahr, daß Sophronia meine Braut ist und daß ich sie herzlich geliebt und unsere Hochzeit mit großer Freude erwartet habe; weil aber du, viel einsichtiger als ich, diesen Schatz, der sie ist, mit größerer Inbrunst begehrst, so sei sicher, daß sie nicht als meine, sondern als deine Gattin in mein Gemach treten wird. Und darum laß die Gedanken, verscheuche den Trübsinn und rufe die verlorene Gesundheit zurück samt dem Tröste und der Heiterkeit, und erwarte von Stund an freudig den Lohn, dessen deine Liebe viel würdiger ist, als meine wäre.« Als Titus diese Worte von Gisippus hörte, war das Vergnügen, das er über die schmeichlerischen Hoffnungen empfand, ebenso groß wie die Scham, die er bei der schuldigen Überlegung fühlte, weil ihm die sagte, daß es, je größer die Großmut von Gisippus sei, um so unziemlicher für ihn erscheine, davon Gebrauch zu machen. Darum antwortete er, unaufhörlich weinend, mühsam also: »Gisippus, deine großmütige, wahre Freundschaft zeigt mir deutlich genug, was die meinige zu tun hat. Gott behüte, daß ich die, die er dir als dem würdigern gegeben hat, von dir als mein annähme. Hätte er gesehn, daß sie mir gebühre, so dürftest weder du noch ein anderer glauben, daß er sie dir gewährt hätte. Genieße also froh deine Wahl und den besonnenen Rat der andern und sein Geschenk, und mich überlaß meinen Tränen, die er mir als einem, der eines solchen Gutes unwürdig ist, gesandt hat; entweder ich überwinde sie, und das wird dir lieb sein, oder sie überwinden mich, und ich bin aller Pein ledig.« Gisippus sagte zu ihm: »Titus, wenn mir unsere Freundschaft die Erlaubnis erteilen kann, daß ich dich zwingen darf, meinem Willen nachzukommen, und wenn sie dich bewegen kann, ihm nachzukommen, so soll es jetzt sein, wo ich sie ausnützen will; und wenn du dich nicht willig meinen Bitten fügst, so werde ich die Gewalt, die man zum Wohle eines Freundes gebrauchen darf, anwenden, um zu bewerkstelligen, daß Sophronia die Deine wird. Ich weiß, was die Macht der Liebe vermag, und weiß, daß sie die Liebenden nicht einmal, sondern viele Male zu einem elenden Tode geführt hat; und dem sehe ich dich so nahe, daß du nicht umkehren und nicht die Tränen überwinden könntest, sondern auf deiner Bahn fortschreitend, überwunden unterlägest, und ich würde dir ohne Zweifel bald nachfolgen. Wenn ich dich also um nichts andres liebte, so ist mir dein Leben schon um meines Lebens willen teuer. Sophronia sei also dein, weil du nicht leicht eine andere fändest, die dir ebenso gefiele; und ich werde, indem ich meine Liebe leicht einer andern zuwende, dich und mich befriedigt haben. Ich wäre in dieser Sache vielleicht nicht so freigebig, wenn sich eine Gattin ebenso selten und mit derselben Schwierigkeit finden ließe, wie ein Freund; weil ich jedoch leicht eine andere Gattin, nicht aber einen andern Freund finden kann, will ich sie lieber – ich sage nicht verlieren, weil ich sie, wenn ich sie dir gebe, nicht verliere, sondern sie meinem andern Ich mit Gewinn vertausche – will ich sie also lieber eintauschen, als dich verlieren. Wenn daher meine Bitten irgend etwas über dich vermögen, so bitte ich dich, dich von diesem Grame loszumachen und zu derselben Stunde dich und mich zu trösten; und froher Hoffnung schicke dich an, die Wonnen hinzunehmen, die deine heiße Liebe zu dem geliebten Mädchen ersehnt.« Obwohl sich Titus schämte, einzuwilligen, daß Sophronia seine Gattin werde, und sich darum noch immer weigerte, sagte er endlich, da ihn auf der einen Seite die Liebe zog und auf der andern der Zuspruch von Gisippus antrieb: »Schau, Gisippus, ich weiß nicht, ob ich sagen soll, daß ich meinen oder daß

ich deinen Willen erfülle, wenn ich das tue, was du mir bittend sagst, daß es so sehr dein Wille ist; weil aber dein Edelmut so groß ist, daß er meine schuldige Scham überwindet, so werde ich es tun: sei aber überzeugt, daß ich das nicht als ein Mann tue, der nicht genau erkennte, daß er von dir nicht nur die Geliebte, sondern auch sein Leben empfängt. Ich bitte die Götter, sie möchten mir, wenn es geschehn kann, die Gelegenheit geben, daß ich dir einmal zu deinem Nutz und Frommen zeigen kann, wie glücklich ich über das bin, was du, barmherziger mit mir als ich selbst, für mich tust.« Nach diesen Worten sagte Gisippus: »Titus, in dieser Sache scheint mir, daß wir, wenn wir Erfolg haben wollen, folgenden Weg einzuschlagen haben. Wie du weißt, ist Sophronia erst nach langen Verhandlungen zwischen meinen Verwandten und den ihrigen meine Braut geworden, und wenn ich nun ginge und sagte, daß ich sie nicht zur Gattin haben will, würde das ein großes Ärgernis geben und ihre und meine Verwandten aufbringen. Darum würde ich mich nicht kümmern, wenn ich sähe, daß sie dadurch die Deine würde; aber ich fürchte, daß ihre Verwandten sie, wenn ich sie auf diese Weise ließe, auf der Stelle einem andern gäben, der wahrscheinlich nicht du wärest, und so hättest du das verloren, was ich nicht gewonnen hätte. Daher meine ich, daß ich, wenn du damit zufrieden bist, so fortfahre, wie ich begonnen habe, und sie als die Meine heimführe und Hochzeit halte, und dann legst du dich heimlich, wie wir das schon werden zu machen wissen, zu ihr als zu deiner Gattin. Später machen wir die Sache bei Zeit und Gelegenheit bekannt; ist es ihnen dann recht, so ist es gut; wenn nicht, so ist es eben geschehn, und sie müssen sich, weil sie's nicht mehr ändern können, damit abfinden.« Titus billigte diesen Vorschlag; und als er wieder frisch und munter war, empfing sie Gisippus als die Seine in seinem Hause; und nach dem großen Feste verließen die Frauen die Neuvermählte in dem Bette ihres Gatten und gingen fort. Das Gemach von Titus war neben dem von Gisippus, und man konnte von einem ins andere gehn; Gisippus ging also, nachdem er alles Licht in seinem Gemache ausgelöscht hatte, leise zu Titus und sagte zu ihm, er solle sich zu seiner Geliebten legen. Als das Titus sah, wollte er, vor Scham vergehend, zurücktreten und weigerte sich zu gehn; aber Gisippus, der mit ganzer Seele und nicht nur mit den Worten zu seinem Willen bereit war, nötigte ihn nach langem Widerstreben in das Gemach. Als er zu dem Bette kam, nahm er das Mädchen in seine Arme und fragte sie, wie scherzend, leise, ob sie seine Gattin sein wolle. In dem Glauben, es sei Gisippus, antwortete sie mit Ja; nun steckte er ihr einen schönen, kostbaren Ring an den Finger und sagte: »Und ich will dein Gatte sein.« Und dann vollzog er die Ehe; und lange Zeit genoß er mit ihr die Wonnen der Liebe, ohne daß sie oder sonst jemand gemerkt hätte, daß ein anderer als Gisippus bei ihr lag. Während es um die Ehe von Sophronia und Titus also stand, schied sein Vater Publius aus diesem Leben: deshalb schrieb man ihm, er solle ohne Verzug nach Rom zurückkommen, um nach den Seinigen zu sehen, und er traf mit Gisippus die Abrede, zu gehn und Sophronia mitzunehmen. Das hätte nun nicht geschehn dürfen oder schicklich geschehn können, ohne daß ihr entdeckt worden wäre, wie sich die Sache verhielt. Sie riefen sie also eines Tages ins Gemach und erzählten ihr haarklein, wie es sich zugetragen hatte, und Titus überzeugte sie davon durch die Anführung vieler Einzelheiten aus seinem Verkehre mit ihr. Nachdem sie den einen wie den andern vorwurfsvoll angesehn hatte, begann sie bitterlich zu weinen und sich über den von Gisippus verübten Betrug zu beklagen; und ohne im Hause von Gisippus ein Wort darüber zu sagen, ging sie auf der Stelle in das Haus ihres Vaters und erzählte dort ihm und der Mutter den Betrug, den Gisippus ihr und ihnen gespielt hatte, indem sie dabei beteuerte, sie sei die Gattin von Titus und nicht, wie sie glaubten, von Gisippus. Das war dem Vater Sophronias hart genug, und er machte mit seinen Verwandten und mit denen von Gisippus viel Aufhebens davon, und es gab viel Händel und Ärgernis. So hatte sich Gisippus mit seinen und Sophronias Angehörigen verfeindet, und jedermann sagte, er verdiene nicht nur Tadel, sondern schwere Strafe; er aber behauptete, er habe ehrenhaft gehandelt und ihre Verwandten seien ihm Dank schuldig, weil er sie einem Bessern vermählt habe, als er sei. Titus wieder erfuhr alles und trug es mit großem Kummer; weil er aber wußte, daß es die Art der Griechen ist, so lange Lärm zu schlagen und sich in Drohungen zu gefallen, bis sie an einen geraten, der ihnen entgegnet, dann aber nicht nur bescheiden, sondern sogar kriecherisch zu werden, so dachte er, ihr Geschrei dürfe nicht länger ohne Entgegnung hingenommen werden, und veranstaltete, weil er römischen Mut und athenische Klugheit hatte, auf gar geschickte Weise eine Zusammenkunft der Verwandten von Gisippus mit denen Sophronias in einem Tempel, kam, nur von Gisippus begleitet, hin und sprach zu der erwartungsvollen Versammlung also: »Viele, die sich mit der Weltweisheit abgeben, glauben, daß jede Handlung der Sterblichen Bestimmung und Ratschluß der unsterblichen Götter sei, und darum wollen einige, daß alles, was man tut oder tun wird, mit Notwendigkeit geschehe, wiewohl es auch einige gibt, die diese Notwendigkeit nur auf das, was getan worden ist, einschränken. Wenn man diese Meinung mit etwas Einsicht betrachtet, so sieht man ganz offenbar, daß etwas, was nicht mehr rückgängig gemacht werden kann, zu tadeln, nichts andres heißt, als sich weiser zeigen wollen als die Götter, von denen wir doch glauben müssen, daß sie mit uns und unsern Angelegenheiten in ewiger Vernunft und ohne Irrtum schalten und walten. Wie töricht und kindisch daher die Anmaßung ist, an ihren Werken mäkeln zu wollen, das könnt ihr leicht ersehn und ebenso, was für Ketten die verdienen, die sich von ihrem Vorwitz so weit fortreißen lassen. Zu denen aber gehört ihr meiner Meinung nach alle miteinander, wenn das wahr ist, was ihr, wie ich höre, darüber, daß Sophronia

meine Gattin geworden ist, obwohl ihr sie Gisippus gegeben habt, gesagt haben und noch sagen sollt, ohne Rücksicht darauf zu nehmen, daß sie schon von aller Ewigkeit her nicht Gisippus, sondern mir bestimmt war, wie man ja jetzt tatsächlich erkennt. Weil jedoch das Sprechen von einer verborgenen Vorsehung und Absicht der Götter vielen durchaus nicht einleuchten will, so will ich mich, indem ich einmal den Fall setze, sie kümmerten sich gar nicht um unsere Angelegenheiten, auf die Ratschlüsse der Menschen beschränken; und wenn ich von diesen spreche, werde ich zweierlei tun müssen, was meinem Wesen zuwider ist, nämlich einmal mich loben und dann andere tadeln oder herabsetzen: weil ich mich aber weder bei dem einen noch bei dem andern von der Wahrheit entfernen will und weil es der Gegenstand erfordert, will ich es immerhin tun. Euere Beschwerden, die mehr der Wut als der Überlegung entstammen, gelten samt dem ununterbrochenen Murren oder, besser gesagt, Lärmmachen meinem Freunde Gisippus, den ihr deswegen tadelt, lästert und verdammt, weil er mir durch seinen Ratschluß die zur Gattin gegeben habt, die ihr ihm mit euerm gegeben habt, wogegen ich der Meinung bin, daß er deswegen höchlich zu loben ist, und zwar aus zwei Gründen, nämlich einmal deswegen, weil er gehandelt hat, wie ein Freund handeln soll, und dann, weil er viel klüger gehandelt hat als ihr. Was das heilige Gesetz der Freundschaft will, daß ein Freund für den andern tue, das jetzt auseinanderzusetzen, ist nicht meine Absicht, sondern ich bescheide mich damit, euch wenigstens daran zu erinnern, daß die Bande der Freundschaft viel enger verbinden als die des Blutes oder der Verwandtschaft: zu Freunden haben wir ja doch die, die wir uns wählen, zu Verwandten aber die, die uns das Geschick gibt. Daß daher Gisippus mein Leben teuerer war als euer Wohlwollen, darüber darf sich niemand wundern, weil ich, wie ich dafürhalte, sein Freund bin. Aber kommen wir zu dem zweiten Grunde, wobei ich euch eindringlicher zeigen muß, daß er weiser gewesen ist als ihr; denn ihr scheint mir von der Vorsehung der Götter nichts zu verstehn und noch weniger von den Wirkungen der Freundschaft zu erfassen. Ich sage also, daß euer Ratschluß Sophronia nach Einsicht und Überlegung meinem Gisippus als einem weltweisheitsbeflissenen Jüngling gegeben hat: sein Ratschluß hat sie einem weltweisheitsbeflissenen Jüngling gegeben; euer Ratschluß hat sie einem Athener gegeben, seiner einem Römer, euer Ratschluß einem edeln Jüngling, seiner einem edlern, eurer einem reichen Jüngling, seiner einem der reichsten, eurer einem Jüngling, der sie nicht nur nicht geliebt, sondern sogar kaum gekannt hat, seiner einem Jüngling, der sie über all sein Glück und mehr als sein Leben liebt. Und daß das, was ich sage, wahr ist und daß es mehr Lob verdient, als was ihr getan habt, das wollen wir einzeln betrachten. Daß ich ein Jüngling und der Weltweisheit beflissen bin wie Gisippus, das können ohne vieles Reden mein Gesicht und meine Studien bezeugen; sein Alter ist gleich dem meinen, und mit gleichen Schritten sind wir in der Wissenschaft vorwärtsgedrungen. Wahr ist es, daß er ein Athener ist und ich ein Römer. Wenn es nun den Ruhm der Stadt gilt, so sage ich, daß ich aus einer freien Stadt bin und er aus einer zinspflichtigen; ich sage, daß meine Stadt die Gebieterin der Welt ist, während seine der meinigen Untertan ist; ich sage, daß ich aus einer in der Blüte der Waffen, der Macht und der Wissenschaften stehenden bin, während er seine nur wegen der Wissenschaften preisen kann. Überdies stamme ich, wenn ihr mich auch hier als bescheidenen Schüler seht, nicht vielleicht aus der Hefe des römischen Volkes: meine Häuser und die öffentlichen Plätze Roms sind voll alter Standbilder meiner Vorfahren, und die römischen Jahrbücher verzeichnen viele Triumphe, die die Quinctier auf das römische Kapitol geführt haben; auch ist der Ruhm unsers Namens nicht durch das Alter verwelkt, sondern er blüht heute herrlicher als je. Aus Scham schweige ich von meinem Reichtum, weil ich gedenke, daß die ehrenhafte Armut ein altes und allgemeines Erbe der edeln Bürger Roms ist; wird sie aber von dem gemeinen Urteile verworfen und werden die Schätze gepriesen, so habe ich deren, nicht als ein Nimmersatt, sondern als Liebling des Glücks, einen Überfluß. Und ich weiß es genugsam, daß es euer Wunsch war und euer Wunsch hat sein müssen und sein muß, Gisippus zum Verwandten zu haben; aber ich sehe keinen Grund, daß ich in Rom euch minder lieb sein dürfte, wenn ihr bedenkt, daß ihr an mir einen gefälligen Gastfreund haben werdet und einen nützlichen, eifrigen und mächtigen Beschützer, sowohl was die Stadt betrifft als auch euch selbst. Wer wird denn also, wenn jedes Vorurteil beiseite bleibt und nur die Vernunft spricht, euern Ratschluß mehr loben als den von Gisippus? Kein Mensch. So ist denn Sophronia gut vermählt an Titus Quinctius Fulvus, einen edeln, alten und reichen Bürger von Rom und Freund von Gisippus: wer sich also darüber kränkt oder beklagt, der tut nicht, was er soll, und weiß nicht, was er tut. Vielleicht wird es einige geben, die sagen werden, Sophronia sei nicht deswegen gekränkt, daß sie die Gattin von Titus ist, sondern über die Art, wie er sie zu seiner Gattin gemacht hat, heimlich, verstohlen, ohne Vorwissen eines Freundes oder Verwandten. Das ist aber weder ein Wunder noch etwas, was zum ersten Male geschähe. Ich schweige meinetwegen von denen, die ihre Gatten gegen den Willen der Eltern genommen haben, und von denen, die mit ihren Geliebten geflohen sind und also Dirnen waren, bevor sie Gattinnen geworden sind, und von denen, deren Ehe durch die Schwangerschaft und die Niederkunft bekannt geworden ist, anstatt durch ihr Geständnis, so daß man sich die Ehe notgedrungen hat gefallen lassen müssen: das trifft bei Sophronia nicht zu, sondern Gisippus hat sie in aller Ordnung, Klugheit und Ehrbarkeit an Titus gegeben. Und andere werden sagen, es habe sie jemand verheiratet, dessen Sache es nicht gewesen sei, sie zu verheiraten. Das ist ein albernes und weibisches

Greinen, das von einem Mangel an Überlegung herrührt. Es ist nichts Neues, daß das Geschick mancherlei Wege und absonderliche Werkzeuge benützt, um die Dinge zu dem vorbestimmten Ausgange zu führen. Was habe ich mich zu kümmern, wenn der Schuster statt des Philosophen in einer Angelegenheit von mir nach seinem Gutdünken gehandelt hat, ob nun insgeheim oder öffentlich, wenn nur das Ende gut ist? War freilich der Schuster dabei nicht verständig, so werde ich mich hüten müssen, ihn das noch einmal tun zu lassen, und mich für das Getane bedanken. Hat Gisippus Sophronia vermählt, so ist es eine überflüssige Torheit, sich über die Art und über ihn zu beklagen. Wenn ihr seiner Vernunft nicht traut, so hütet euch, ihn noch einmal eine vermählen zu lassen, und bedankt euch bei ihm für dieses Mal. Überdies müßt ihr wissen, daß ich weder durch List noch durch Trug getrachtet habe, die Ehre und die Reinheit euers Bluts in der Person Sophronias zu beflecken: ich habe sie ja heimlich zur Gattin genommen, aber ich bin nicht darauf ausgegangen, ihr als ein Räuber die Jungfräulichkeit zu nehmen, noch sie als ein Feind auf eine unehrbare Art zu besitzen, indem ich es verschmäht hätte, mich mit euch zu verschwägern, sondern ich war glühend entbrannt für ihre Reize und Tugenden und wußte wohl, daß sie mir, wenn ich um sie auf die Weise, die ihr vielleicht nennen wollt, geworben hätte, nicht zuteil geworden wäre, weil ihr besorgt hättet, daß ich sie, an der ihr so hängt, nach Rom mitnähme. Darum habe ich mich der heimlichen List bedient, die euch jetzt bekannt sein mag, und Gisippus bewogen, auf meine Verantwortung in etwas zu willigen, was er nicht zu tun gesonnen war; und dann habe ich trotz aller Glut meiner Liebe nach ihren Umarmungen nicht als ein Liebhaber, sondern als ein Gatte getrachtet, und bin ihr nicht früher genaht, als bis ich mich mit ihr, wie sie selbst in Wahrheit bezeugen kann, mit den schuldigen Worten und dem Ringe vermählt habe, weil sie auf meine Frage, ob sie mich zum Gatten wolle, mit Ja geantwortet hat. Hält sie sich für betrogen, so bin nicht ich zu tadeln, sondern sie, weil sie mich nicht gefragt hat, wer ich sei. Das große Übel, große Verbrechen und große Unrecht, das Gisippus als Freund und ich als Liebender begangen haben, besteht also darin, daß Sophronia heimlich die Gattin von Titus Quinctius geworden ist; und deshalb verlästert, bedroht und verfolgt ihr Gisippus. Was könntet ihr denn mehr tun, wenn er sie einem Bauern, einem Spitzbuben, einem Sklaven gegeben hätte? Was für Ketten, was für ein Kerker, was für ein Kreuz würden euch dann genügen? Aber lassen wir das jetzt; die Zeit ist da, die ich noch lange nicht erwartet hätte, nämlich daß mein Vater gestorben ist und ich nach Rom heimkehren muß, und darum habe ich euch, weil ich Sophronia mitnehmen will, das geoffenbart, was ich vielleicht sonst noch verborgen gehalten hätte, und das werdet ihr, wenn ihr weise seid, guten Muts hinnehmen, weil ich sie, wenn ich euch hätte betrügen oder beschimpfen wollen, entehrt hätte verlassen können: aber Gott behüte, daß eine solche Niederträchtigkeit jemals in einem römischen Herzen wohnen könnte. Sie, nämlich Sophronia, ist also durch die Zustimmung der Götter und durch die lobenswerte Klugheit meines Gisippus und durch meine verliebte Schlauheit mein; daß ihr das verdammt, weil ihr euch vielleicht klüger dünkt als die Götter oder die andern Menschen, laßt ihr mich töricht genug zu meinem größten Verdrusse doppelt fühlen: einmal, indem ihr mir Sophronia vorenthaltet, an der ihr kein andres Recht habt, als mir beliebt, und dann, indem ihr Gisippus, dem ihr verdientermaßen verpflichtet wäret, wie einen Feind behandelt. Wie albern ihr dabei tut, das will ich euch jetzt nicht weiter auseinandersetzen, aber ich will euch als Freund den Rat geben, legt euern Zorn ab und laßt euern Ärger fahren und gebt mir Sophronia zurück, damit ich als euer Verwandter zufrieden von euch gehe und derEurige bleibe; denn ob euch das, was geschehn ist, recht ist oder nicht, jedenfalls könnt ihr, wenn ihr anders handeln wollt, sicher sein, daß ich Gisippus mitnehme und mir, wenn ich einmal in Rom bin, euch zum Trotze ohne Fehl die holen werde, die füglich die Meine ist, und ihr werdet es an euch erfahren, was der römische Zorn in steter Anfeindung vermag.« Nachdem das Titus gesagt hatte, erhob er sich, Unwillen in jeder Miene, nahm Gisippus bei der Hand und verließ den Tempel mit einem trotzigen und drohenden Gehaben, das denen, die dort waren, zeigte, wie wenig er sich um sie allesamt scherte. Diese, zu einem Teile durch die von Titus vorgebrachten Gründe für die Verwandtschaft und Freundschaft mit ihm eingenommen, zum andern Teile durch seine letzten Worte in Schrecken gesetzt, kamen zu dem einmütigen Ratschlüsse, es sei besser, an der Stelle von Gisippus, der es ja verschmäht hatte, Titus zum Verwandten zu haben, als Gisippus als Verwandten verloren und Titus zum Feinde gewonnen zu haben. Darum riefen sie Titus zurück und sagten ihm, es sei ihnen recht, daß Sophronia die Seine sei, und sie wollten ihn als lieben Verwandten und Gisippus als guten Freund betrachten; und nachdem sie einander herzlich als Verwandte und Freunde begrüßt hatten, nahmen die Verwandten Sophronias Abschied von ihm und schickten ihm Sophronia zurück. Klug wie sie war, machte sie aus der Not eine Tugend und übertrug die Liebe, die sie Gisippus entgegengebracht hatte, sogleich auf Titus; und sie zog mit ihm nach Rom und wurde dort mit großen Ehren empfangen. Gisippus, der in Athen geblieben war, wurde allgemein wenig geachtet; und nach nicht langer Zeit wurde er wegen eines gewissen Bürgerzwistes samt allen Mitgliedern seines Hauses arm und elend aus Athen vertrieben und zu ewiger Verbannung verurteilt. Mit diesem Banne behaftet und nicht nur arm, sondern ein Bettler geworden, kam er mit knapper Not nach Rom, um den Versuch zu machen, ob sich Titus seiner erinnern werde; und nachdem er erfahren hatte, Titus sei am Leben und bei allen Römern wohlangesehn, ließ er sich sein Haus zeigen und stellte sich dort auf und wartete, bis Titus kam. Bei dem

Elende, in dem er war, wagte er ihn aber nicht anzureden, sondern trachtete sich ihm bemerklich zu machen, damit ihn Titus erkenne und ihn rufen ließe; weil jedoch Titus an ihm vorübergegangen war, deuchte es Gisippus, Titus habe ihn gesehn, ihn aber verachtet, und so ging er in der Erinnerung an das, was er einst für ihn getan hatte, unwillig und verzweifelt weg. Und da es schon Nacht war und er nüchtern und ohne Geld war, dazu nicht wußte, wohin sich wenden, kam er, den Tod mehr als sonst etwas ersehnend, in einen wüsten Winkel der Stadt; dort sah er eine große Höhle, und er ging hinein, um drinnen die Nacht zu verbringen, legte sich in seinen Lumpen auf die Erde und schlief, vom langen Weinen erschöpft, ein. In diese Höhle kamen gegen Morgen zwei Leute, die in der Nacht mitsammen auf Diebstahl ausgegangen waren, mit dem gestohlenen Gute; sie gerieten in Streit, und der stärkere tötete den andern und machte sich davon. Als das Gisippus gesehn und gehört hatte, deuchte es ihn, er habe den Weg zu dem von ihm so heiß ersehnten Tode gefunden, ohne daß er sich hätte selbst zu töten brauchen; darum verzichtete er aufs Weggehn und blieb so lange, bis die Gerichtsschergen, die schon von der Tat gehört hatten, kamen und ihn wegschleppten. Im Verhöre gestand er, er habe ihn getötet, sei aber dann nicht imstande gewesen, die Höhle zu verlassen; daher fällte der Prätor, der Marcus Varro hieß, den Spruch, daß er, wie das damals Brauch war, gekreuzigt werde. Von ungefähr war Titus um diese Stunde auf das Prätorium gekommen; als er nun, nachdem er das Urteil gehört hatte, dem armen Sünder ins Gesicht sah, erkannte er auf der Stelle, daß es Gisippus war, voll Staunen sowohl über seinen elenden Zustand als auch über seine Ankunft. Da er keinen andern Weg, ihn zu retten, sah, als sich selbst zu beschuldigen und ihn zu entschuldigen, sprang er in dem glühenden Begehren, ihm zu helfen, vor und schrie: »Marcus Varro, laß den armen Mann zurückkommen, den du verurteilt hast; denn er ist unschuldig. Ich habe die Götter schon genug durch die eine Schuld beleidigt, daß ich den, den deine Schergen heute morgen gefunden haben, getötet habe, und will sie nun nicht noch einmal durch den Tod eines Unschuldigen beleidigen.« Varro verwunderte sich und war unzufrieden, daß das das ganze Prätorium gehört hatte; da er aber nicht umhinkonnte, zu handeln, wie es das Gesetz heischte, ließ er Gisippus zurückkommen und sagte in der Gegenwart von Titus zu ihm: »Wieso warst du so töricht, daß du ohne peinliche Frage etwas gestanden hast, was du gar nicht getan hast, wo es doch um dein Leben ging? Du hast gesagt, du seist es gewesen, der heute nacht den Mann getötet hat, und jetzt kommt der da und sagt, daß nicht du, sondern er ihn erschlagen hat.« Gisippus blickte auf und sah, daß es Titus war, und erkannte sehr wohl, daß er das aus Dankbarkeit für den einst empfangenen Dienst tat, um ihn zu retten. Darum sagte er, vor Rührung weinend: »Varro, wahrlich, ich habe ihn erschlagen, und das Mitleid von Titus kommt für meine Rettung zu spät.« Titus wieder sagte: »Prätor, wie du siehst, ist er ein Fremder, und er ist ohne Waffen neben dem Getöteten gefunden worden, und du kannst sehn, daß ihn sein Elend bestimmt, sterben zu wollen; und darum laß ihn frei und bestrafe mich, der ich's verdient habe.« Verwundert über die Hartnäckigkeit der zwei Männer vermutete Varro schon, daß keiner schuldig sei, und dachte schon über die Art nach, wie sie loszusprechen seien, als plötzlich ein Jüngling eintrat, der Publius Ambustus hieß, ein hoffnungslos in Verbrechen verhärteter und in Rom stadtbekannter Dieb, der der wirkliche Täter war: da er wußte, daß keiner von beiden dessen schuldig war, wessen sie sich selbst bezichtigten, kam wegen der Unschuld der beiden eine so tiefe Rührung über sein Herz, daß er, von innigem Mitleide erfaßt, vor Varro hintrat und sagte: »Prätor, mich hat mein Schicksal hergeführt, damit ich den harten Zwist dieser Männer entscheide, und ich weiß nicht, was für ein Gott mich innerlich anstachelt und quält, mein Verbrechen zu bekennen; und darum wisse, daß keiner von den beiden dessen schuldig ist, wessen sie sich selber bezichtigen. In Wirklichkeit bin ich es, der heute morgen vor Tag den Mann getötet hat, und diesen armen Schelm, der hier ist, habe ich dort schlafen sehn, während ich das gestohlene Gut mit dem geteilt habe, den ich dann getötet habe; bei Titus hat es keine Not, daß ich ihn entschuldigte: sein Name ist so rein, daß ihm niemand so etwas zumuten wird. Laß sie also frei und verhänge über mich die Strafe, die mir das Gesetz auferlegt.« Nun hatte aber schon Octavianus von der Sache gehört; er ließ daher alle drei kommen, um von ihnen zu hören, was für ein Grund jeden bewogen habe, die eigene Veurteilung zu betreiben: und das erzählte ein jeder. Octavianus ließ die zwei ihrer Unschuld halber und den dritten ihnen zuliebe frei. Mit wundersamer Freude umarmte Titus seinen Gisippus, nachdem er ihn erst wegen seiner Lauheit und seines Mißtrauens gescholten hatte, und führte ihn in sein Haus, und dort empfing ihn Sophronia mit Tränen der Rührung wie einen Bruder; und nachdem Titus für seine Erholung gesorgt, ihn wieder mit Kleidern versehn und ihn wieder seiner Tugend und seinem Stande gemäß ausgestattet hatte, teilte er zuerst alle seine Besitzungen mit ihm, gab ihm dann seine junge Schwester Fulvia zur Gattin und sagte hierauf zu ihm: »Gisippus, nun steht es bei dir, ob du hier bei mir bleiben oder mit allem, was ich dir geschenkt habe, nach Achaia zurückkehren willst.« Gisippus, den auf der einen Seite die Verbannung aus seiner Stadt, auf der andern die Liebe nötigte, die er schuldigermaßen zu der dankbaren Freundschaft von Titus trug, entschloß sich, ein Römer zu werden. Dort lebten sie nun, er mit seiner Fulvia und Titus mit seiner Sophronia, immer in einem Hause lange Zeit in Freude, und ihre Freundschaft wurde mit jedem Tage inniger, das heißt, sie wäre es geworden, wenn es möglich gewesen wäre. Ein heilig Ding ist also die Freundschaft und verdient nicht nur besondere Ehrfurcht, sondern auch ewige Lobpreisungen, weil sie als

kluge Mutter der Großmut und Ehrenhaftigkeit, als Schwester der Dankbarkeit und der Nächstenliebe und als Feindin des Hasses und des Geizes stets und ohne eine Bitte zu erwarten bereit ist, dem andern ebenso zu tun, wie sie wünschte, daß ihr getan würde. Daß aber ihre heiligen Wirkungen heute nur zu seltenen Malen an zwei Menschen gesehn werden, das ist die Schuld und die Schmach der menschlichen Selbstsucht, die sie, immer nur auf den eigenen Vorteil bedacht, über die äußersten Grenzen der Erde in ewige Verbannung gewiesen hat. Was für eine Liebe, was für Reichtümer, was für eine Verwandtschaft hätten die Glut, die Tränen und die Seufzer von Titus mit solcher Wirksamkeit zum Herzen von Gisippus dringen lassen, daß er um ihretwillen die schöne, edle und geliebte Braut Titus überlassen hätte, wenn nicht die Freundschaft? Was für ein Gesetz, was für Drohungen, was für eine Furcht hätten die jungen Arme von Gisippus im stillen Gemache, im eigenen Bette von der Umarmung der jungen Schönen, die ihn manchmal vielleicht selbst dazu einlud, abgehalten, wenn nicht die Freundschaft? Was für Ehren, was für Belohnungen, was für Aussichten hätten Gisippus gleichgültig gemacht gegen den Verlust Sophronias und seiner Verwandten, gleichgültig gegen das häßliche Murren des Volkes, gleichgültig gegen allen Spott und Hohn, wenn nicht die Freundschaft? Und was hätte wieder Titus die Bereitwilligkeit eingeflößt, ohne Zaudern und obwohl er sich füglich hätte stellen können, als sähe er ihn nicht, den eigenen Tod zu betreiben, um Gisippus von dem Kreuze zu retten, das er für sich selber heischte, wenn nicht die Freundschaft? Was hätte Titus zu solcher Freigebigkeit veranlaßt, unverzüglich sein reiches Erbe mit Gisippus, dem die Fortuna das seinige genommen gehabt hat, zu teilen, wenn nicht die Freundschaft? Was hätte Titus ohne Bedenken das heiße Verlangen eingegeben, die Schwester an Gisippus, dessen Armut und äußerstes Elend er sah, zu vermählen, wenn nicht die Freundschaft? Sollen nur die Männer nach recht vielen Weibern, nach einem Schwärm von Brüdern und nach einer Kinderschar verlangen und mit ihrem Gelde die Zahl ihrer Diener vermehren; und sollen sie nicht bedenken, daß diese alle miteinander bei der geringsten Gefahr, die ihnen dabei selber droht, keinen Finger rühren werden, um den Vater oder den Bruder oder den Herrn vor den größten Gefahren zu bewahren, während das gerade Gegenteil davon der Freund tut?

## Neunte Geschichte

*Saladin, der als Kaufmann verkleidet ist, wird von Messer Torello geehrt und bewirtet. Der Kreuzzug beginnt; Messer Torello, der seiner Frau eine Frist zu einer zweiten Vermählung gegeben hat, wird gefangen und wird dadurch, daß er Falken abrichtet, dem Sultan bekannt, und der erkennt ihn wieder, gibt sich ihm zu erkennen und ehrt ihn außerordentlich. Messer Torello erkrankt und wird durch Zauberkunst in einer Nacht nach Pavia gebracht; bei der Hochzeit, die für seine wiedervermählte Gattin gefeiert wird, wird er von ihr erkannt und kehrt mit ihr in sein Haus zurück.*

Nachdem Filomena ihre Worte geendigt hatte und die hochherzige Dankbarkeit von Titus von allen gleichermaßen gepriesen worden war, fing der König, indem er den letzten Platz Dioneo vorbehielt, also zu sprechen an: Meine reizenden Damen, ohne Fehl spricht Filomena in dem, was sie über die Freundschaft sagt, nur die Wahrheit, und mit Recht beklagt sie in ihren Schlußworten, daß sie heute bei den Sterblichen wenig gilt. Und wenn wir hier versammelt wären, um die Gebrechen der Welt zu verbessern oder auch nur um sie zu tadeln, so würde ich ihrem Beispiele mit einer weitläufigen Rede folgen; da aber unser Zweck anders ist, so ist mir eingefallen, euch in einer vielleicht etwas langen, aber durchaus anmutigen Geschichte von einer hochherzigen Handlung Saladins zu berichten, damit wir durch den Inhalt dieser Geschichte, wenn wir schon unserer Fehler halber keine volle Freundschaft gewinnen können, wenigstens ein Vergnügen darin finden, andern zu dienen in der Hoffnung, daß der Lohn dafür, wann immer es sei, nicht ausbleiben werde.

Ich sage also, daß, wie viele bewähren, zur Zeit des Kaisers Friedrich des Ersten die Christenheit einen allgemeinen Kreuzzug unternahm, um das Heilige Land wiederzuerobern. Als das Saladin erfuhr, der ein tapferer Herr und damals Sultan von Babylon war, nahm er sich vor, die Zurüstungen der christlichen Herren zu diesem Kreuzzuge in eigener Person zu sehn, damit er sich besser vorsehen könne. Und nachdem er in Ägypten seine Angelegenheiten geordnet hatte, machte er sich, als ob er eine Pilgerfahrt vorgehabt hätte, mit zweien seiner vornehmsten und klügsten Männer und nur mit drei Dienern in der Verkleidung eines Kaufmannes auf den Weg. Und als sie viele christliche Länder durchstreift hatten und nun durch die Lombardei ritten, um dann das Gebirge zu überschreiten, geschah es, daß sie auf dem Wege von Mailand nach Pavia, schon gegen Abend, einem Edelmanne aus Pavia begegneten, Messer Torello d'Istria mit Namen, der sich mit seinen Dienern und mit Hunden und Falken auf einen Landsitz begab, den er am Tessin besaß. Als sie Messer Torello sah, erachtete er, daß sie fremde Edelleute seien, und wünschte, ihnen Ehre zu

erweisen. Darum ließ er, als Saladin einen seiner Diener fragte, wie weit es noch nach Pavia sei und ob sie noch Einlaß finden würden, den Diener nicht antworten, sondern antwortete selbst: »Meine Herren, es ist unmöglich, daß ihr Pavia noch zu einer Stunde erreicht, wo ihr Einlaß fändet.« – »Dann seid so gut«, sagte Saladin, »uns, weil wir Fremde sind, anzugeben, wo wir am besten herbergen können.« Messer Torello sagte: »Das werde ich gerne tun: ich habe gerade daran gedacht, einen von den Meinigen in die Nähe von Pavia um etwas zu schicken; ich werde ihn mit euch schicken, und er wird euch an einen Ort führen, wo ihr anständig genug herbergen könnt.« Und indem er zu dem gescheitesten von den Seinigen trat, trug er ihm auf, was er zu tun habe, und schickte ihn mit ihnen; dann eilte er, so schnell er nur konnte, auf sein Gut, ließ ein treffliches Mahl bereiten und die Tische im Garten aufstellen und trat hierauf an die Tür, um sie zu erwarten. Der Diener machte mit den Edelleuten unter mancherlei Gesprächen einen Umweg und führte sie, ohne daß sie etwas gemerkt hätten, zu dem Gute seines Herrn. Als sie Torello kommen sah, ging er ihnen entgegen und sagte lächelnd: »Willkommen, meine Herren!« Saladin erriet in seinem Scharfsinne, daß der Ritter gefürchtet hatte, sie würden seine Einladung, wenn er sie bei der Begegnung einlüde, nicht annehmen, und daß er sie daher, damit sie sich nicht weigern könnten, den Abend mit ihm zu sein, mit List hergebracht hatte; und nachdem er seinen Gruß erwidert hatte, sagte er: »Messer, wenn man sich über höfliche Männer beklagen dürfte, so hätten wir Grund, es über Euch zu tun, weil Ihr uns, nicht zu reden davon, daß Ihr unsere Reise verzögert habt, genötigt habt, eine so große Höflichkeit, wie es die Eurige ist, anzunehmen, ohne daß wir Euere Güte durch etwas andres, als durch unsern Gruß allein, verdient hätten.« Der Ritter, ein kluger und wohlberedter Mann, sagte: »Meine Herren, die Höflichkeit, die ihr von uns empfangt, ist dürftig im Vergleiche zu der, die euch, wie ich euerm Äußern entnehme, gebührte; aber wahrhaftig, außerhalb Pavias hättet ihr nirgends ordentlich einkehren können, und darum laßt es euch nicht verdrießen, daß ihr, um weniger Unannehmlichkeit zu leiden, einen kleinen Umweg gemacht habt.« Und während er so sprach, hatte sich sein Gesinde um sie versammelt, und die versorgten, nachdem sie abgestiegen waren, die Pferde; und Messer Torello führte die drei Edelleute in die für sie bereiteten Gemächer, ließ ihnen die Fußbekleidungen abnehmen und ihnen kühlen Wein zur Erfrischung reichen und unterhielt sie mit anmutigen Gesprächen bis zur Abendstunde. Da Saladin und seine Begleiter und Diener Italienisch konnten, verstanden sie ihn sehr gut und er sie, und jeden von ihnen deuchte es, dieser Ritter sei der angenehmste und umgänglichste und beredteste Mann, den sie bisher kennengelernt hätten. Messer Torello wieder deuchte es, daß sie ausgezeichnete Männer von viel höherm Stande seien, als er zuerst gemeint hatte, und darum war es ihm sehr leid, daß er diesen Abend keine Gäste ihnen zu Ehren einladen und kein festlicheres Mahl veranstalten konnte; deshalb gedachte er das am nächsten Tage nachzuholen und schickte einen Diener, den er über seine Absichten unterrichtet hatte, zu seiner Frau, die eine sehr kluge und hochherzige Dame war, nach Pavia, wohin es nicht gar weit war und wo die Stadttore überhaupt nicht geschlossen wurden. Nachdem er dann die Edelleute in den Garten geführt hatte, fragte er sie höflich, wer sie seien, und Saladin antwortete: »Wir sind zyprische Kaufleute und kommen von *Zypern* und reisen in Geschäften nach Paris.« Nun sagte Messer Torello: »Wollte Gott, unsere Gegend brächte solche Edelleute hervor, wie Zypern, wie ich sehe, Kaufleute.« Unter diesen und andern Gesprächen kam die Essensstunde; da bat er sie, mit seinem Tische vorliebzunehmen, und sie wurden, für ein unvorhergesehenes Mahl, gar trefflich und ziemlich bedient. Nachdem die Tische weggenommen waren, waren sie nicht mehr lange beisammengeblieben, so ließ sie Messer Torello, der merkte, daß sie müde waren, in schöne Betten zur Ruhe bringen und ging bald darauf ebenso schlafen. Der nach Pavia gesandte Diener richtete die Botschaft aus, und die Frau ließ, nicht mit weiblichem, sondern mit königlichem Sinne, auf der Stelle viele Freunde und Diener Messer Torellos rufen, alles, was zu einem prächtigen Mahle gehört, vorbereiten, eine Menge edler Bürger durch Fackelträger zu dem Mahle einladen, Tuch, Teppiche und Pelzwerk herbeischaffen und treulich alles instand setzen, so wie es ihr Mann hatte sagen lassen. Am Morgen erhoben sich die Edelleute, und Messer Torello, der seine Falken hatte bringen lassen, stieg mit ihnen zu Pferde, führte sie zu einem Wasser ganz in der Nähe und zeigte ihnen, wie die Falken flogen. Als aber Saladin um einen Mann bat, der sie nach Pavia und in die beste Herberge geleiten sollte, sagte Messer Torello: »Das will ich selber tun, weil ich dort etwas zu tun habe.« Sie glaubten es und warens zufrieden und machten sich mit ihm auf den Weg; und es war schon um die dritte Morgenstunde, als sie in die Stadt gelangten und, in der Meinung, sie seien auf dem Wege zu der besten Herberge, mit Messer Torello zu seinem Hause kamen, wo sich schon gut fünfzig von den vornehmsten Bürgern zu ihrem Empfange eingefunden hatten und ihnen auch alsbald Zaum und Stegreif hielten. Als das Saladin und seine Begleiter sahen, errieten sie augenblicklich, was das war, und sagten: »Messer Torello, das ist nicht das, worum wir Euch gebeten haben; Ihr habt uns diese Nacht gar viel Liebes getan und mehr, als wir verdient hätten, und darum hättet Ihr uns billig unsere Straße ziehen lassen sollen.« Messer Torello antwortete ihnen: »Meine Herren, für das, was euch geschehen ist, bin ich weniger euch, als dem Schicksal verpflichtet, daß es euch noch zu einer Stunde hat auf dem Wege sein lassen, wo ihr in mein geringes Haus habt kommen müssen; für das von heute morgen werde ich euch verbunden sein und mit mir alle diese Edelleute, die um euch sind: dünkt es euch, daß ihr ihnen eine

Höflichkeit erweist, wenn ihr euch weigert, mit ihnen zu speisen, so mögt ihr es tun, wenn's euch beliebt.« Überwunden stiegen Saladin und seine Begleiter ab, und sie wurden von den Edelleuten, die sie freudig empfingen, in die Gemächer geführt, die für sie aufs reichste eingerichtet worden waren; und nachdem sie die Reisekleider abgelegt und sich etwas erfrischt hatten, kamen sie in den Saal, wo alles köstlich hergerichtet war. Sie erhielten Wasser für die Hände und wurden mit prunkvollen Anstalten zu Tische geleitet und mit vielerlei Gerichten köstlich bedient, so daß dem Kaiser, wenn er gekommen wäre, nicht mehr Ehre hätte erzeigt werden können. Und obwohl Saladin und seine Begleiter große Herren waren und obwohl sie gewohnt waren, Großartiges zu sehn, verwunderten sie sich doch sehr über das, was sie hier sahen, und es dünkte sie besonders großartig in Anbetracht des Standes des Ritters, von dem sie wußten, daß er ein Bürger war und kein Herr. Als das Essen zu Ende war csd die Tische weggenommen worden waren, wurde noch über dies und das gesprochen, dann aber gingen die Edelleute von Pavia, wie es Messer Torello wünschte, alle ruhen, und er blieb mit seinen dreien allein; nun trat er mit ihnen in ein Gemach und ließ dorthin, damit nichts, was ihm wert war, verbleibe, ohne daß sie es gesehn hätten, seine treffliche Frau rufen. Die Dame, die sehr schön und hochgewachsen war, kam mit reichen Kleidern geschmückt in der Mitte ihrer zwei Söhnchen, die zwei Engeln glichen, zu ihnen und grüßte sie anmutig. Bei ihrem Anblicke standen sie auf, empfingen sie ehrfurchtsvoll, ließen sie zwischen ihnen Platz nehmen und liebkosten heiter ihre zwei schönen Söhnchen. Nachdem die Dame mit ihnen ein anmutiges Gespräch eingegangen war, fragte sie, als Messer Torello auf einen Augenblick hinausgegangen war, voll Anmut, woher sie seien und wohin sie reisten; und die Edelleute antworteten ihr so wie vorher Messer Torello. Nun sagte sie mit freundlichem Gesichte: »So sehe ich denn, daß euch meine weibliche Fürsorge nützlich sein kann, und darum bitte ich euch, erweist mir die Gnade, das kleine Geschenk, das ich euch kommen lassen werde, nicht zu verschmähen oder gering zu schätzen, sondern es anzunehmen, indem ihr berücksichtigt, daß die Frauen mit ihren kleinen Herzen auch nur kleine Dinge geben, und indem ihr mehr auf den guten Willen der Geberin, als auf die Größe der Gabe seht.« Und nachdem sie für jeden zwei Paar Oberkleider, das eine mit Tuch und das andere mit Feh gefüttert, nicht wie sie Bürger oder Kaufleute, sondern wie sie Herren tragen, und drei Wämser aus Zendeltaffet und Leinenhosen hatte bringen lassen, sagte sie: »Nehmt das; was die Oberkleider betrifft, so habe ich meinen Mann ebenso gekleidet, und die andern Sachen werden euch trotz ihrem geringen Werte lieb sein können, wenn ihr bedenkt, daß ihr fern von euern Frauen seid und wie lang die zurückgelegte Reise ist und wie weit ihr noch zu reisen habt und daß die Kaufleute Reinlichkeit und Nettigkeit lieben.« Die Edelleute verwunderten sich baß und erkannten offenkundig, daß es sich Messer Torello nicht nehmen lassen wollte, ihnen jede Art Höflichkeit zu erweisen, und besorgten bei der Vornehmheit der keineswegs bei Kaufleuten üblichen Kleider, daß er sie erkannt habe; immerhin antwortete einer von ihnen der Dame: »Das sind kostbare Sachen, Madonna, und wir dürften sie nicht so leicht annehmen, wenn uns nicht Euere Bitten dazu nötigten, auf die wir nicht nein sagen können.« Nachdem hierauf Messer Torello wiedergekommen war, verabschiedete sich die Dame von ihnen und ließ die Diener mit ähnlichen Sachen, wie sie sich für diese schickten, versehn. Messer Torello erlangte es mit vielen Bitten von ihnen, daß sie den ganzen Tag bei ihm verweilten; darum legten sie, nachdem sie geschlafen hatten, ihre Oberkleider an und ritten mit ihm ein wenig durch die Stadt, speisten, als die Stunde gekommen war, mit vielen Tischgenossen köstlich bei ihm und gingen zur Zeit zur Ruhe. Als sie bei Tagesanbruch aufstanden, fanden sie anstatt ihrer müden Klepper drei hohe, schöne Rosse und ebenso neue, starke Pferde für ihre Diener. Als das Saladin sah, wandte er sich zu seinen Begleitern und sagte zu ihnen: »Ich schwöre bei Gott, daß nie ein vollkommenerer oder höflicherer oder aufmerksamerer Mann gewesen ist als er; und wenn die Könige der Christenheit die königlichen Eigenschaften ebenso dartun wie er die ritterlichen, so vermag der Sultan von Babylon nicht, auch nur einem von ihnen standzuhalten, geschweige denn ihrer so vielen, wie wir sehn, daß sie sich rüsten, um über ihn zu kommen.« Da sie aber wußten, daß jede Weigerung eitel wäre, dankten sie höflich und stiegen zu Pferde. Messer Torello gab ihnen mit vielen Begleitern ein großes Stück Weges vor die Stadt das Geleite; und obwohl Saladin das Scheiden von ihm schwer fiel, so lieb hatte er ihn gewonnen, so ließ er sich doch durch das Verlangen, seine Reise zu beschleunigen, zu der Bitte bestimmen, er möge umkehren. Obwohl auch Messer Torello der Abschied von ihnen hart war, sagte er: »Meine Herren, ich werde es tun, da es euch beliebt, aber ich will euch das eine sagen: ich weiß nicht, wer ihr seid, begehre auch nicht mehr zu wissen, als euch beliebt; aber wer immer ihr seid, daß ihr Kaufleute seid, diesen Glauben habt ihr nicht unversehrt gelassen. Und nun, Gott befohlen.« Saladin, der sich schon von allen Begleitern Messer Torellos beurlaubt hatte, sagte zur Antwort: »Messer, es kann noch geschehn, daß wir Euch etwas von unsern Waren werden sehn lassen, wodurch wir Euern Glauben festigen werden. Geht nun mit Gott.« So ritt also Saladin weiter mit dem festen Vorsatze, wenn ihm das Leben bleibe und ihn der zu erwartende Krieg nicht vernichte, Messer Torello nicht mindere Ehren zu erzeigen, als der ihm erzeigt hatte; und er sprach mit seinen Begleitern viel von ihm und seiner Frau und seinem Benehmen und seiner Handlungsweise, mit höherm Lobe bei jeder Einzelheit. Nachdem er dann das ganze Abendland nicht ohne große Mühsal durchstreift hatte, ging er in See, kehrte mit seinen Begleitern nach Alexandrien zurück und

schickte sich, von allem unterrichtet, zur Gegenwehr an. Messer Torello war nach Pavia zurückgekehrt und hatte lange nachgesonnen, wer die drei gewesen sein könnten, war aber nie hinter die Wahrheit oder ihr nahe gekommen. Als die Zeit des Kreuzzuges da war und überall große Zurüstungen gemacht wurden, entschloß er sich, trotz den Bitten und Tränen seiner Frau, mitzuziehen, und traf alle Anstalten dazu; und im Begriffe zu reiten, sagte er zu seiner Frau, die er herzlich liebte: »Frau, wie du siehst, ziehe ich in diesen Kreuzzug, sowohl zur irdischen Ehre als auch zum Heile der Seele. Ich befehle dir unser Hab und Gut und unsere Ehre; und weil ich zwar sicher bin, daß ich ziehe, über die Heimkunft aber wegen der tausend Zwischenfälle, die möglich sind, gar keine Sicherheit habe, will ich, daß du mir etwas zuliebe tust, nämlich: wenn du, was sich auch mit mir ereignen mag, keine sichere Nachricht von meinem Tode hast, so warte auf mich ein Jahr und einen Monat und einen Tag, von diesem Tage meiner Abreise an gerechnet, ohne dich wieder zu vermählen.« Die Frau, die heftig weinte, antwortete: »Messer Torello, ich weiß nicht, wie ich den Schmerz ertragen werde, den Ihr mir durch Euer Scheiden macht; wenn aber mein Leben stärker ist als dieser Schmerz und Euch etwas zustoßen sollte, so lebt und sterbt in der Zuversicht, daß ich als Gattin Messer Torellos und seines Andenkens leben und sterben werde.« Messer Torello sagte zu ihr: »Frau, ich bin völlig sicher, daß, soviel es auf dich ankommt, das geschehen wird, was du mir versprichst; aber du bist eine junge Frau und bist schön und hast eine große Verwandtschaft, und deine Tugend ist groß und allbekannt, und deshalb zweifle ich nicht, daß viele große und edle Herren, wenn von mir nichts verlautet, bei deinen Brüdern und Verwandten um dich werben werden, und deren Drängen wirst du, wenn du es auch wolltest, nicht standhalten können und wirst genötigt sein, dich ihrem Willen zu fügen: und das ist der Grund, warum ich diese Frist und keine längere von dir verlange.« Die Frau sagte: »Ich werde von dem, was ich Euch gesagt habe, tun, was in meinen Kräften steht; und wenn ich trotzdem anders tun müßte, so werde ich Euch doch in dem, was Ihr mir auftragt, gehorsam sein. Ich bitte Gott, daß er in dieser Zeit weder Euch noch mich in eine solche Lage bringen möge.« Nach diesen Worten umarmte sie Messer Torello weinend und zog einen Ring vom Finger, gab ihn ihm und sagte: »Wenn es geschieht, daß ich früher sterbe, als Ihr heimkommt, so erinnert Euch an mich, sooft Ihr ihn anseht.« Und er nahm ihn und stieg zu Pferde, sagte allen Lebewohl und zog seine Straße. Und als er mit seinen Begleitern nach Genua gekommen war, bestieg er eine Galeere, ging in See und kam in kurzer Zeit nach Akka; dort schloß er sich dem Christenheere an. Unmittelbar darauf brach im Heere eine Seuche und ein großes Sterben aus, und derweil gelang es Saladin, mag das nun durch seine Kriegskunst oder durch sein Glück geschehn sein, alle Christen, die von der Seuche verschont geblieben waren, ohne Schwertstreich gefangenzunehmen, und er verteilte sie in die Gefängnisse verschiedener Städte; unter ihnen war auch Messer Torello, der nach Alexandrien in die Gefangenschaft geführt wurde. Da man ihn dort nicht kannte und er sich scheute, sich zu erkennen zu geben, gab er sich notgedrungen damit ab, Falken abzurichten, worin er ein großer Meister war, und so erfuhr Saladin von ihm; darum zog ihn der aus dem Gefängnis und behielt ihn als Falkner bei sich, ohne ihn erkannt zu haben, ebenso wie auch Messer Torello Saladin, der ihn nicht anders als »Christ« rief, nicht wiedererkannte. Sein ganzer Sinn stand nach Pavia, und zu mehreren Malen hatte er schon zu fliehen versucht, aber nie war es ihm gelungen; als daher etliche Genueser, die zu Saladin wegen der Loskaufung ihrer Mitbürger als Gesandte gekommen waren, abreisen sollten, gedachte er, seiner Frau zu schreiben, daß er am Leben sei und so bald wie möglich zu ihr heimkehren werde und daß sie ihn erwarten solle: und so tat er auch und bat einen von den Gesandten, den er kannte, inständig, den Brief in die Hände des Abtes von San Pietro in Ciel d'oro, der sein Oheim war, gelangen zu lassen. So stand es also um Messer Torello, als es eines Tages geschah, daß er, während Saladin mit ihm über seine Vögel sprach, zu lächeln begann und dabei einen Zug um den Mund zeigte, den sich Saladin, als er in seinem Hause in Pavia gewesen war, wohl gemerkt hatte. Darum kam Saladin Messer Torello in den Sinn, und er begann ihn fest zu betrachten, und es schien ihm, daß er es sei; so ließ er denn das frühere Gespräch und sagte zu ihm: »Sag mir, Christ, aus welcher Gegend des Abendlandes bist du?« – »Herr«, sagte Messer Torello, »ich bin ein Lombarde aus einer Stadt, die Pavia heißt, ein armer Mann von niedrigem Stande.« Als das Saladin hörte, sagte er, fast sicher über seine Vermutung, freudig bei sich: »Nun hat mir Gott die Gelegenheit gegeben, ihm zu zeigen, wie lieb mir seine Höflichkeit war«; und ohne etwas zu sagen, ließ er alle seine Gewänder in einem Gemache ausbreiten, führte ihn hin und sagte: »Sieh, Christ, ob nicht unter diesen Oberkleidern eins ist, das du schon einmal gesehen hast.« Messer Torello sah sich um und sah zwar die, die seine Frau Saladin geschenkt hatte, glaubte aber nicht, daß sie es sein könnten; immerhin antwortete er: »Herr, ich kenne keines, aber wahr ist es, daß die zwei den Oberkleidern gleichen, die ich und drei Kaufleute, die in mein Haus gekommen sind, getragen haben.« Nun konnte sich Saladin nicht mehr halten: er umarmte ihn zärtlich und sagte: »Ihr seid Messer Torello d'Istria, und ich bin einer von den drei Kaufleuten, denen Eure Frau diese Kleider geschenkt hat, und jetzt ist die Stunde gekommen, Euerm Glauben, mit was für Waren ich handle, Gewißheit *zu* geben, wie ich bei meinem Abschiede gesagt habe, daß es geschehen könnte.« Messer Torello empfand bei diesen Worten hohe Freude und Scham: Freude darüber, daß er einen solchen Gast gehabt hatte, und Scham, weil er meinte, er habe ihn zu dürftig empfangen. Saladin sagte zu ihm: »Messer Torello, da mir Euch Gott geschickt

hat, so betrachtet nicht mehr mich für den Herrn hier, sondern Euch.« Und nach dem Austausche ihrer Freudenbezeigungen ließ er ihn in königliche Gewänder kleiden und führte ihn vor alle seine vornehmen Vasallen hinaus, sagte ihnen vieles zum Preise seiner Trefflichkeit und gebot, daß er von jedermann, dem seine Gnade lieb sei, so geehrt werde wie er selber. Das taten denn fortan alle, mehr als die andern aber die zwei Herren, die als Begleiter Saladins in seinem Hause gewesen waren. Die Höhe des plötzlichen Glanzes, worin sich Messer Torello sah, nahm ihm ein wenig die Gedanken an die Lombardei, sonderlich auch deshalb, weil er sicher hoffte, daß sein Oheim seinen Brief erhalten habe. Nun war in dem Lager oder Heere der Christen an dem Tage, wo sie in die Gefangenschaft Saladins gefallen waren, ein geringer Ritter aus der Provence, der Torel oder Torello von Dignes hieß, gestorben und war begraben worden; weil aber Messer Torello d'Istria seines Adels halber im ganzen Heere bekannt war, glaubte jeder, der sagen hörte: »Messer Torello ist gestorben«, das sei Messer Torello von Istria und nicht der von Dignes, und die Gefangennehmung, die dazukam, verhinderte eine Aufklärung des Irrtums, so daß viele Italiener mit dieser Nachricht heimkehrten, unter ihnen auch einige, die so vorwitzig waren, daß sie sich zu sagen unterstanden, sie hätten ihn tot gesehen und seinem Begräbnis beigewohnt. Das wurde, als es seine Frau und seine Verwandten erfuhren, die Ursache eines heftigen, unsagbaren Schmerzes, nicht nur bei ihnen, sondern bei jedem, der ihn gekannt hatte. Zu lang wäre es, von dem Schmerze, der Traurigkeit und dem Wehklagen seiner Frau zu erzählen, die sich monatelang in stetem Grame härmte; als aber dann ihr Schmerz etwas nachließ, wurde sie von den vornehmsten Männern der Lombardei begehrt, und ihre Brüder und andern Verwandten begannen in sie zu dringen, daß sie sich wieder vermähle. Nachdem sie ihnen das zu often Malen unter vielen Tränen abgeschlagen hatte, mußte sie endlich dem Zwange nachgeben und ihnen ihren Willen tun, bedang sich jedoch aus, daß sie in das Haus ihres Gatten nicht früher zu ziehen brauche, als bis die Zeit um sei, die sie Messer Torello zu warten versprochen hatte. So stand es also um die Dame in Pavia, und schon fehlten nur noch acht Tage an der Frist, wo sie in das Haus ihres Gatten ziehen sollte, als es geschah, daß Messer Torello in Alexandrien einen Mann sah, den er mit den genuesischen Gesandten hatte das Schiff besteigen sehn, das nach Genua gefahren war; darum ließ er sich ihn rufen und fragte ihn, was sie für eine Fahrt gehabt hätten und wann sie nach Genua gekommen seien. Der antwortete: »Herr, das Schiff hat eine schlechte Fahrt gehabt, wie mir

in Kreta, wo ich geblieben bin, erzählt worden ist; denn als es nahe bei Sizilien war, hat sich ein furchtbarer Nordsturm erhoben und es an die Sandbänke der Berberei geschleudert, so daß niemand mit dem Leben davongekommen ist, und so sind auch zwei Brüder von mir zugrunde gegangen.« Messer Torello schenkte seinen Worten, die völlig wahr waren, Glauben; indem er sich dann erinnerte, daß die Frist, die er von seiner Frau verlangt hatte, in wenigen Tagen ablaufen werde, und indem er bedachte, daß man über ihn in Pavia nichts wissen könne, so hielt er es für eine ausgemachte Sache, daß sich seine Gattin wieder vermählt habe: darüber fiel er in einen solchen Schmerz, daß er nichts mehr aß, sich zu Bette legte und sterben wollte. Als das Saladin erfuhr, der ihn über alles liebte, kam er zu ihm; nachdem er durch viele bewegliche Bitten die Ursache seines Schmerzes und seines Siechtums aus ihm herausgebracht hatte, machte er ihm ernste Vorwürfe, daß er ihm das noch nicht gesagt hatte, und bat ihn dann, sich zu trösten, indem er ihm beteuerte, wenn er das tue, so werde er es bewerkstelligen, daß er zur bestimmten Frist in Pavia sei, und sagte ihm auch wie. Messer Torello schenkte den Worten Saladins Glauben und tröstete sich langsam, weil er zu often Malen hatte sagen hören, daß so etwas nicht nur möglich, sondern auch oft schon geschehn sei, und drang in Saladin, sich damit zu beeilen. Saladin befahl einem seiner Schwarzkünstler, dessen Kunst er schon erprobt hatte, ein Mittel ausfindig zu machen, wie Messer Torello auf einem Bette in einer Nacht nach Pavia geschafft werden könnte; und der Schwarzkünstler antwortete ihm, das werde geschehn, aber er solle Messer Torello zu dessen eigenem Besten in schlafenden Zustand versetzen. Als Saladin, nachdem dies geordnet war, zu Messer Torello zurückkam, fand er ihn fest entschlossen, zur bestimmten Zeit in Pavia sein zu wollen, wenn das möglich sei, und wenn das unmöglich sei, sterben zu wollen; und er sagte zu ihm: »Messer Torello, Eure zärtliche Liebe zu Eurer Gattin und Eure Besorgnis, daß sie eines andern werde, kann ich Euch, weiß Gott, nicht verdenken, weil sie unter allen Frauen, so viele ich auch gesehen zu haben glaube, die ist, deren ganzes Wesen, Gebaren und Gehaben mir, abgesehn von der Schönheit, die eine vergängliche Blume ist, am meisten Preis und Wertschätzung zu verdienen scheint. Es wäre mir, da Euch das Schicksal einmal hierhergebracht hat, sehr lieb gewesen, daß wir die Zeit, die Ihr und ich noch zu leben haben, gleicherweise als Herren des Reiches, das ich innehabe, gelebt hätten; wenn mir das aber auch von Gott nicht hat vergönnt werden sollen, indem Ihr auf den Gedanken habt verfallen müssen, entweder zu sterben oder zur festgesetzten Frist in Pavia zu sein, so hätte ich doch sehr gewünscht, es beizeiten erfahren zu haben, damit ich Euch mit der Ehre, der Pracht und dem Geleite, die Euere Trefflichkeit verdiente, nach Hause hätte bringen lassen können: weil mir nun auch das nicht vergönnt ist und Ihr auf der Stelle dort zu sein begehrt, so werde ich Euch, wie ich es kann und auf die Art, die ich Euch gesagt habe, hinschaffen.« Messer Torello sagte: »Herr, auch ohne Eure Worte habt Ihr mir genugsam durch

die Tat Euer Wohlwollen bewiesen, das ich niemals in einem so außerordentlichen Maße verdient habe, und für das, was Ihr sagt, würde ich, auch wenn Ihr es nicht gesagt hättet, vertrauensvoll leben und sterben; da ich mich aber so entschlossen habe, so bitte ich Euch, das, was Ihr mir gesagt habt, daß Ihr tun werdet, bald zu tun, denn morgen ist der letzte Tag, wo ich erwartet werden soll.« Saladin sagte, daß das ohne Fehl besorgt sei. Und am nächsten Morgen ließ Saladin in der Absicht, ihn in der kommenden Nacht wegzuschicken, in einem großen Saale ein schönes, reiches Bett aus Matratzen machen, die nach ihrem Brauche alle aus Samt und Goldstorf hergestellt waren, und darüber eine Decke legen, die in mannigfachen Windungen mit den größten und kostbarsten Edelsteinen gestickt war und nachher in unserm Lande als unermeßlicher Schatz galt, samt zwei Kissen, wie sie ein solches Bett erheischte. Und nachdem das geschehn war, befahl er, daß Messer Torello, der schon wieder bei Kräften war, sein sarazenisches Oberkleid anlege, das köstlichste und schönste Ding, das je jemand gesehn hat, und daß ihm einer seiner längsten Turbane ums Haupt gewunden werde. Und da die Stunde schon spät war, trat Saladin mit vielen Vasallen in das Gemach, wo Messer Torello war, setzte sich an seine Seite und begann schier weinend zu sprechen: »Messer Torello, die Stunde, die mich von Euch scheiden soll, kommt heran, und da ich Euch weder geleiten noch geleiten lassen kann, weil das die Beschaffenheit des Weges, den Ihr zu machen habt, nicht zuläßt, so muß ich hier im Gemache von Euch Abschied nehmen, und um das zu tun, bin ich gekommen. Bevor ich Euch denn Gott befehle, bitte ich Euch bei unserer Liebe und Freundschaft, daß Ihr meiner gedenket und daß Ihr mich, wenn es möglich ist und wenn Ihr Eure Angelegenheiten in der Lombardei in Ordnung gebracht habt, wenigstens einmal, bevor unsere Tage zu Ende gehen, hier besuchet, damit ich dann, voll Freude, Euch wiedergesehen zu haben, das Versäumnis nachholen kann, das ich jetzt wegen Eurer Eile begehn muß; und bis das geschieht, laßt es Euch nicht verdrießen, mich in Briefen zu besuchen und von mir alles zu fordern, was Euch gefallen wird, weil ich es viel lieber für Euch als für sonst einen Menschen auf Erden tun würde.« Messer Torello konnte die Tränen nicht verhalten, und darum antwortete er, dadurch gehemmt, mit wenigen Worten, es sei unmöglich, daß ihm seine Wohltaten und sein Edelmut je aus dem Gedächtnis schwänden, und er werde, wenn ihm sein Leben so lange erhalten bleibe, unfehlbar alles tun, was er ihm befohlen habe. Nun umarmte ihn Saladin zärtlich, küßte ihn, sagte ihm mit vielen Tränen Gott befohlen und verließ das Gemach, und hierauf verabschiedeten sich alle Hofleute von ihm und gingen mit Saladin in den Saal, wo er das Bett hatte bereiten lassen. Da es aber schon spät geworden war und der Schwarzkünstler schon wartete und zur Ausführung drängte, kam ein Arzt mit einem Tranke und gab ihn Messer Torello als ein angeblich stärkendes Mittel zu trinken; es dauerte nicht lange, so war er darüber eingeschlafen. Und also schlafend wurde er auf den Befehl Saladins auf das schöne Bett getragen, und Saladin legte auf dieses Bett eine große, schöne Krone von hohem Werte und bezeichnete sie so, daß man nachher deutlich verstand, Saladin habe sie der Frau Messer Torellos geschickt. Dann steckte er Messer Torello einen Ring an den Finger, worin ein Karfunkel gefaßt war, so glänzend, daß er einer entzündeten Fackel glich, dessen Wert unschätzbar war. Dann ließ er ihn mit einem Schwerte umgürten, dessen Zieraten nicht leichtlich auf ihren Wert abzuschätzen waren, und ließ ihm überdies vorne eine Spange mit Perlen, derengleichen man nie gesehen hatte, und mit kostbaren Steinen anheften; und dann ließ er zu beiden Seiten von ihm je zwei goldene Becken mit Dublonen gefüllt hinsetzen und um ihn viele Perlenschnüre, Ringe und Gürtel legen und eine Menge anderer Sachen, die aufzuzählen zu lange dauerte. Und dann küßte er Messer Torello nochmals und sagte dem Schwarzkünstler, er solle sich sputen, und unverzüglich verschwand das Bett mit Messer Torello und allem übrigen aus Saladins Augen, und Saladin verblieb mit seinen Hofleuten im Gespräche von ihm. Messer Torello war, noch immer schlafend, samt allen den vorhin genannten Juwelen und Geschmeiden in Pavia in der Kirche von San Pietro in Ciel d'oro niedergesetzt worden, und schon trat der Sakristan nach dem Morgenläuten mit einem Lichte in der Hand in die Kirche. Da er unversehens das reiche Bett erblickte, verwunderte er sich nicht nur nicht wenig, sondern floh in größter Angst seinen Weg zurück; als ihn der Abt und die Mönche fliehen sahen, fragten sie ihn verwundert um den Grund. Der Mönch sagte ihn. »Ei«, sagte der Abt, »du bist doch kein Kind mehr und bist auch kein Neuling in dieser Kirche, daß du so leichtlich erschrecken dürftest; laßt uns sehen, was dort für ein Wauwau ist.« Nachdem sie also mehr Lichter angezündet hatten, trat der Abt mit allen seinen Mönchen in die Kirche, und sahen dort das wundersame reiche Bett und darauf den schlafenden Ritter, und während sie scheu und furchtsam die edeln Juwelen betrachteten, ohne sich dem Bette auch nur um einen Schritt zu nähern, geschah es, daß Messer Torello, weil die Kraft des Trankes zu Ende war, mit einem Seufzer erwachte. Als das die Mönche sahen und der Abt mit ihnen, entflohen sie alle und schrien erschreckt: »Herr, steh uns bei!« Messer Torello öffnete die Augen, sah umher und erkannte deutlich, er sei dort, wo er es von Saladin verlangt hatte, und darüber freute er sich innerlich sehr; indem er sich in seinem Bette aufsetzte und nun einzeln betrachtete, was um ihn herum lag, erschien ihm die Großmut Saladins, die er schon zu kennen geglaubt hatte, noch größer, und er erkannte sie jetzt noch besser. Das beschäftigte ihn aber nicht so sehr, daß er nicht, ohne seine Stellung verändert zu haben, bemerkt hätte, daß die Mönche flohen, und weil er den Grund erriet, so begann er den Abt bei seinem Namen anzurufen und ihn zu bitten, er solle keine Angst haben, er sei sein Neffe Torello.

Auf diese Worte hin wurde die Angst des Abtes noch größer, weil er ihn schon seit Monaten für tot gehalten hatte; nachdem er sich aber nach einem Weilchen durch triftige Gründe beruhigt hatte, machte er, als er sich wieder rufen hörte, das Zeichen des heiligen Kreuzes und ging zu ihm. Messer Torello sagte zu ihm: »Mein Vater, was ängstigt Ihr Euch? Ich bin am Leben, Gott sei Dank, und bin aus den überseeischen Ländern heimgekehrt.« Obwohl Messer Torello einen langen Bart hatte und in arabischer Tracht war, erkannte ihn der Abt doch nach einiger Zeit und faßte, nun völlig beruhigt, seine Hand und sagte: »Sei willkommen, mein Sohn!« Dann fuhr er fort: »Du darfst dich nicht über unsere Angst wundern, denn in der ganzen Stadt gibt es keinen Menschen, der nicht fest glaubte, daß du tot seist, so daß ich dir sagen kann, daß sich Madonna Adalieta, deine Gattin, überwunden durch die Bitten und Drohungen ihrer Verwandten, gegen ihren Willen wieder vermählt hat, und heute soll sie zu ihrem neuen Gatten ziehen, und die Hochzeitsfeier und was zum Feste gehört, sind gerichtet.« Messer Torello erhob sich von seinem reichen Bette, bezeigte dem Abte und den Mönchen eine wundersame Freude und bat jedermann, über seine Heimkehr zu niemand zu sprechen, bis er ein Geschäft, das ihm obliege, verrichtet habe. Nachdem er die reichen Juwelen hatte in Sicherheit bringen lassen, erzählte er dem Abte alles, was ihm vom Anfange an bis zu diesem Augenblicke begegnet war. Erfreut über sein Glück, dankte der Abt Gott, und er tat desgleichen. Dann fragte Messer Torello den Abt, wer der neue Gatte seiner Frau sei. Der Abt sagte es ihm. Nun sagte Messer Torello: »Ich möchte, noch bevor meine Heimreise bekannt wird, sehn, wie sich meine Frau bei dieser Hochzeit benehmen wird, und darum wünsche ich, daß Ihr es, wenn es auch nicht Brauch ist, daß Klosterleute zu derlei Mählern gehn, doch mir zuliebe möglich machtet, daß wir hingingen.« Der Abt antwortete, das tue er gern, und schickte, als es Tag geworden war, zu dem neuen Gatten und ließ ihm sagen, er wolle mit einem Begleiter bei seiner Hochzeit sein; der Edelmann antwortete, das sei ihm sehr recht. Als nun die Essensstunde gekommen war, begab sich Messer Torello, gekleidet wie er war, mit dem Abte ins Haus des neuen Gatten, und jeder, der ihn sah, betrachtete ihn mit Staunen, aber niemand erkannte ihn; und der Abt sagte allen, er sei ein Sarazene, der als Gesandter des Sultans zum Könige von Frankreich gehe. Messer Torello wurde an einen Tisch gerade seiner Gattin gegenüber gesetzt, und die betrachtete er voll Glückseligkeit, und er glaubte, in ihrem Gesichte zu lesen, daß sie wenig Freude an der Hochzeit empfinde. Auch sie betrachtete ihn etliche Male, aber nicht, weil sie ihn etwa erkannt hätte, was wegen seines langen Bartes und seiner fremden Kleidung und wegen ihres festen Glaubens, er sei tot, ausgeschlossen gewesen wäre. Da es nun Messer Torello Zeit zu sein deuchte, nahm er den Ring, den sie ihm bei seiner Abreise gegeben hatte, ließ einen Knaben, der ihr aufwartete, rufen und sagte zu ihm: »Sage der jungen Frau in meinem Namen, es sei in meinem Lande Brauch, daß eine junge Frau, wie sie ist, einem Fremden, wie ich bin, der an dem Mahle teilnimmt, zum Zeichen, daß es ihr lieb ist, daß er zum Essen gekommen ist, den Becher, woraus sie trinkt, voll Wein schickt; der Fremde trinkt dann so viel, wie ihm beliebt, deckt den Becher wieder zu, und die Frau trinkt den Rest. «Der Knabe richtete diese Botschaft aus, und sie befahl, um dem Fremden, den sie für einen sehr hohen Herrn hielt, zu zeigen, daß ihr seine Anwesenheit sehr lieb sei, als eine artige und kluge Dame, daß ein großer goldener Becher, den sie vor sich hatte, gespült und mit Wein gefüllt und dem Edelmanne gebracht werde, und so geschah es. Messer Torello, der ihren Ring in den Mund gesteckt hatte, ließ ihn beim Trinken in den Becher fallen, ohne daß es jemand gemerkt hätte, deckte den Becher, worin er ein wenig Wein gelassen hatte, wieder zu und schickte ihn der Dame. Um seinen Brauch zu erfüllen, nahm sie ihn entgegen, deckte ihn ab, setzte ihn an die Lippen und sah den Ring und betrachtete ihn eine Weile, ohne etwas zu sagen; und als sie erkannte, daß es der war, den sie Messer Torello bei seinem Abschiede gegeben hatte, nahm sie ihn und heftete die Blicke auf den, den sie für einen Fremden hielt, und schon erkannte sie ihn, warf, wie von Sinnen geworden, den Tisch vor sich um und schrie: »Das ist mein Herr! Wahrlich, das ist Messer Torello!« Und sie lief zu dem Tisch, an dem er saß, warf sich ohne Rücksicht auf ihre Kleider oder auf das, was auf dem Tische stand, soweit sie nur konnte, darüber hin, schloß ihre Arme fest um ihn und ließ sich, mochten die andern sagen und tun, was sie wollten, nicht von ihm lösen, bis ihr endlich Messer Torello sagte, sie möge sich etwas beruhigen, weil sie fortan genug Zeit haben werde, um ihn zu umarmen. Nun erhob sie sich, und als die Hochzeit nach der anfänglichen Störung zum Teile freudiger geworden war, weil sie einen solchen Ritter wiedergewonnen hatten, schwieg auf Messer Torellos Bitten jedermann, und er erzählte allen, was ihm von dem Tage seiner Abreise bis nun begegnet war, und schloß damit, daß es dem Edelmanne, der seine Frau in dem Glauben, er sei tot, zur Gattin genommen habe, nicht mißfallen dürfe, daß er sie, da er am Leben sei, zurücknehme. Obwohl der neue Gatte unangenehm berührt war, antwortete er doch freimütig und als Freund, daß es in Messer Torellos Belieben stehe, mit seinem Eigentum nach seinem Gutdünken zu schalten. Die Dame ließ dem neuen Gatten den Ring und die Krone, die sie von ihm bekommen hatte, steckte den Ring an, den sie aus dem Becher gezogen hatte, und setzte ebenso die Krone auf, die ihr vom Sultan geschickt worden war: dann verließen sie das Haus, wo sie waren, und begaben sich mit dem ganzen Hochzeitszuge in das Haus Messer Torellos; und dort trösteten sie durch ein langes, heiteres Fest die trostlos gewesenen Freunde und Verwandten und Mitbürger, die ihn fast wie ein Wunderding anstarrten. Messer Torello gab dem, der die Kosten der Hochzeit gehabt hatte, einen Teil seiner kostbaren

Juwelen, andere dem Abte und andern, und Saladin ließ er durch mehr als einen Boten wissen, daß er glücklich heimgekehrt sei und sich als seinen Freund und Diener betrachte. Und dann lebte er, noch größere Höflichkeit übend als zuvor, noch lange Jahre mit seiner trefflichen Gattin. Das war also das Ende der Leiden Messer Torellos und seiner geliebten Gattin und der Lohn ihrer liebenswürdigen und bereitwilligen Höflichkeit. Höflichkeit zu üben, zwingen sich viele, wissen es aber, samt dem, daß sie die Mittel dazu hätten, nur so schlecht anzufangen, daß sie sich sie teuerer abkaufen lassen, als sie wert wäre; wenn dann solche Leute ohne Dank bleiben, so dürfen sich weder sie noch andere wundern.

## Zehnte Geschichte

*Der Markgraf von Saluzzo wird durch die Bitten seiner Leute genötigt, eine Frau zu nehmen, und nimmt, um sie nach seinem Sinne zu nehmen, die Tochter eines Bauern, und er läßt die zwei Kinder, die er von ihr bekommt, angeblich umbringen. Indem er dann vorgibt, er sei ihrer überdrüssig geworden und habe eine andere Frau genommen, läßt er seine eigene Tochter nach Hause zurückkehren, als ob die seine neue Frau wäre. Da er seine Gattin, obwohl er sie im Hemde verjagt hat, in allem geduldig findet, nimmt er sie in größerer Liebe als je wieder in sein Haus, zeigt ihr ihre großen Kinder und ehrt sie als Markgräfin und läßt sie als Markgräfin ehren.*

Als die Geschichte des Königs, die dem Anscheine nach allen sehr gefallen hatte, zu Ende war, sagte Dioneo lächelnd: »Der gute Mann, der vorgehabt hat, in der kommenden Nacht den aufgerichteten Schweif des Gespenstes etwas zu senken, hätte keine zwei Heller für all das Lob gegeben, das ihr Messer Torello gebt.« Dann aber begann er, weil er wußte, daß nur noch er zu erzählen hatte: Nach dem, was mich bedünkt, meine lieblichen Damen, ist der heutige Tag von allen den Königen und den Sultanen und derlei Leuten gewidmet worden; damit ich mich nun nicht zu weit von euch entferne, will ich etwas von einem Markgrafen erzählen, nicht vielleicht eine großmütige Handlung, sondern eine dumme Roheit, wenn sie auch schließlich gut für ihn ausgegangen ist. Ich würde niemand raten, ihm hierin nachzufolgen, weil es sehr unrecht war, daß ihm daraus etwas Gutes erwachsen ist.

Es ist schon lange her, daß das Haupt des Hauses der Markgrafen von Saluzzo ein junger Mann war, Gualtieri geheißen, der, ohne Weib und Kind hausend, seine Zeit mit nichts anderm verbrachte als mit der Vogelbeize und der Jagd; ein Weib zu nehmen und Kinder zu zeugen, hatte er keinen Gedanken, was nicht so unvernünftig war. Seine Leute, denen das nicht recht war, baten ihn zu often Malen, ein Weib zu nehmen, damit nicht er ohne Erben bleibe und sie ohne Herrn; sie erboten sich auch, ihm ein solches und von solchen Eltern abstammendes Fräulein ausfindig zu machen, daß er alle Zuversicht haben und sich wohl zufriedengeben könne. Gualtieri antwortete ihnen: »Meine lieben Freunde, ihr nötigt mich zu etwas, was ich nie und nimmer zu tun entschlossen war in der Überlegung, was für ein schweres Ding es ist, eine ausfindig zu machen, die sich ganz zum eigenen Wesen schickte, und wie häufig das Gegenteil ist und wie hart das Leben dessen ist, der an eine gerät, die sich nicht zu ihm schickt. Und daß ihr sagt, ihr glaubtet aus der Art der Eltern die der Töchter zu erkennen, woraus ihr ableitet, ihr würdet mir eine solche geben, daß sie mir gefällt, das ist eine Torheit: denn ich wüßte nicht, woher ihr die Väter oder wie ihr die Heimlichkeiten der Mütter kennen könntet; und wenn ihr sie schon kenntet, so sind doch die Töchter gar häufig den Eltern unähnlich. Weil es euch aber beliebt, mich mit diesen Ketten zu fesseln, so schicke ich mich meinetwegen drein; und damit ich mich, wenn es schlimm ausgeht, über niemand sonst zu beklagen habe als über mich, so will ich mir sie selber aussuchen, sage euch aber das eine: wenn ihr die, die ich nehme, nicht als Herrin ehren werdet, so werdet ihr's zu euerm großen Schaden erfahren, wie schwer es mir ist, gegen meinen Willen auf euere Bitten ein Weib genommen zu haben.« Die wackern Leute antworteten, sie seien es zufrieden, nur möge er sich entschließen, ein Weib zu nehmen. Seit langem hatte Gualtieri sein Wohlgefallen an dem Gehaben eines armen jungen Mädchens, die aus einem Dorfe nahe bei seinem Hause war, und da sie ihn auch sehr schön deuchte, glaubte er, mit ihr recht glücklich leben zu können; ohne daher weiter zu suchen, nahm er sich vor, sie zu heiraten: er ließ ihren Vater rufen und kam mit ihm, der ein ganz armer Mann war, überein, sie zum Weibe zu nehmen. Hierauf versammelte er alle seine Freunde aus der Landschaft um sich und sagte zu ihnen: »Meine lieben Freunde, euer Wille war und ist es, daß ich mich entschlösse, ein Weib zu nehmen, und ich habe mich dazu entschlossen, mehr euch zuliebe, als daß ich ein Verlangen nach einem Weibe gehabt hätte. Ihr wißt, was ihr mir versprochen habt, nämlich mit einer jeden, wer immer die sei, die ich nehme, zufrieden zu sein und sie als Herrin zu ehren; jetzt ist die Zeit da, wo ich im Begriffe bin, euch mein Versprechen zu halten, und ich wünsche, daß ihr mir das eurige haltet. Ich habe hier ganz in der Nähe ein junges Mädchen nach meinem Herzen gefunden, die beabsichtige ich, zum Weibe

zu nehmen und binnen wenigen Tagen heimzuführen; denkt also daran, wie das Hochzeitsfest prächtig zu rüsten sei und wie ihr sie ehrenvoll empfangen könnet, damit ich mich wegen euers Versprechens ebenso zufrieden geben kann, wie ihr euch wegen des meinigen.« Die guten Leute antworteten alle voller Freude, das sei ihr Wunsch, und sie würden sie, sei sie, wer sie wolle, als Herrin hinnehmen und in allen Stücken als Herrin ehren. Hierauf trafen sie allesamt alle Anstalten, das Fest schön und groß und fröhlich zu machen, und dasselbe tat Gualtieri. Er ließ die Hochzeit gar groß und schön ausrichten und viele Freunde und Verwandte und vornehme Edelleute und andere aus der Umgegend einladen. Und er ließ auch mehrere schöne und reiche Kleider zuschneiden und anfertigen nach dem Maße eines jungen Mädchens, die ihm den Wuchs der Jungfrau zu haben schien, die er sich zu freien vorgenommen hatte; und überdies beschaffte er Gürtel, Ringe und eine köstliche und prächtige Krone und alles, was eine Braut braucht. Und als der Tag gekommen war, den er für die Hochzeit bestimmt hatte, stieg Gualtieri etwa anderthalb Stunden nach Sonnenaufgang zu Pferde und mit ihm alle, die ihm zu Ehren gekommen waren; und nachdem er alles Nötige angeordnet hatte, sagte er: »Ihr Herren, es ist Zeit, die Braut einzuholen.« Und er machte sich mit seinem ganzen Geleite auf den Weg, und sie ritten in das Dörfchen. Und als sie zu dem Hause ihres Vaters gekommen waren, trafen sie das Mädchen, wie sie eben mit Wasser vom Brunnen zurückkam; sie war in großer Hast, weil sie nachher mit andern Frauenzimmern gehn wollte, um die Braut Gualtieris kommen zu sehn. Kaum ersah Gualtieri sie, so rief er sie bei ihrem Namen Griselda und fragte sie, wo der Vater sei; sie antwortete verschämt: »Herr, er ist im Hause.« Nun saß Gualtieri ab, befahl allen, ihn zu erwarten, und trat allein in das armselige Häuschen; dort fand er ihren Vater, der Giannucolo hieß, und zu dem sagte er: »Ich bin gekommen, um Griselda zu freien; vorher möchte ich aber noch von ihr einiges in deiner Gegenwart hören.« Und er fragte sie, ob sie sich, wenn er sie zum Weibe nehme, immerdar befleißigen wolle, ihm willfährig zu sein und sich nichts, was er tun oder sagen werde, verdrießen zu lassen, und ob sie gehorsam sein werde und um viel ähnliche Dinge; sie antwortete immer mit Ja. Nun nahm Gualtieri sie bei der Hand, führte sie hinaus und ließ sie vor seiner Begleitung und wer sonst noch da war, nackt auskleiden; und nachdem er die auf seinen Befehl angefertigten Kleidungsstücke hatte bringen lassen, ließ er sie alsbald bekleiden und beschuhen und auf ihr Haar, so wirr wie es war, eine Krone setzen. Darob verwunderte sich jedermann, und sagte: »Ihr Herren, das ist die, die mein Weib sein soll, wenn sie mich zum Manne haben will.« Dann wandte er sich zu ihr, die, über sich selber verschämt, nicht wußte, wie ihr geschah, und sagte: »Griselda, willst du mich zum Manne?« Sie antwortete: »Ja, Herr«, und er sagte: »Und ich will dich zum Weibe.« Und er verlobte sich vor allen Leuten mit ihr. Und er ließ sie einen Zelter besteigen und führte sie mit ehrenvollem Geleite heim. Dort wurde mit großem Gepränge das Beilager gehalten, und die Festlichkeiten waren nicht anders, als wenn er die Tochter des Königs von Frankreich genommen hätte. Die junge Frau schien mit den Kleidern zugleich auch Sinn und Wesen gewechselt zu haben. Sie war, wie wir gesagt haben, schön an Gestalt und Antlitz, und so schön, wie sie war, so einnehmend, so liebenswürdig und so gewandt wurde sie jetzt in ihrem Benehmen, so daß sie nicht die Tochter Giannucolos und einer Schafhirtin, sondern die eines edlen Herrn zu sein schien; das nahm alle Wunder, die sie vorher gekannt hatten. Und zudem war sie ihrem Manne so gehorsam und zuvorkommend, daß er sich für den glücklichsten und zufriedensten Menschen auf der Welt hielt; und mit seinen Untertanen war sie so freundlich und leutselig, daß es niemand gab, der sie nicht mehr als sich selbst geliebt und ihr nicht willig alle Ehrerbietung erwiesen hätte: alle beteten für ihr Wohl und ihr Glück und ihre Erhebung, und hatten sie früher zu sagen gepflegt, Gualtieri habe unweislich gehandelt, daß er sie zum Weibe genommen habe, so sagten sie nun, daß er der weiseste und scharfsichtigste Mensch der Welt gewesen sei, weil es niemand sonst als er vermocht hätte, die hohen Tugenden unter der dürftigen Hülle und der bäuerischen Tracht zu erkennen. Und sie verstand sich so zu benehmen, daß nicht nur in ganz kurzer Frist in ihrer Markgrafschaft, sondern auch, ehe viel Zeit verstrichen war, allenthalben von ihrer Vortrefflichkeit und ihrer Zucht gesprochen wurde, und was etwa gegen ihren Gatten gesagt worden war, als er sie gefreit hatte, das wandte sich nun in das Gegenteil. Sie war noch nicht lange in Gualtieris Hause, als sie schwanger wurde; und zu der Zeit gebar sie eine Tochter, und darüber war Gualtieri ganz glücklich. Bald darauf aber kam ihm ein seltsamer Gedanke in den Sinn, nämlich der, ihre Willfährigkeit mit langer Erprobung und harten Prüfungen versuchen zu wollen. Er fing damit an, sie mit Worten zu kränken, indem er in gespielter Erregung zu ihr sagte, seine Leute seien schlecht zufrieden mit ihr wegen ihrer niedrigen Abstammung, und besonders jetzt, wo sie sähen, daß sie ihm Kinder bringe; und wegen der Tochter, die sie geboren habe, täten sie mißvergnügt nichts sonst als murren. Auf diese Worte hin sagte die Frau, ohne ihr Gesicht oder ihre guten Vorsätze irgendwie zu ändern: »Mein liebster Herr, tu mit mir, wie du glaubst, daß es deiner Ehre und deiner Ruhe förderlich ist; ich werde mit allem zufrieden sein, weil ich erkenne, wie gering ich gegen sie bin und daß ich der Ehre nicht wert war, zu der du mich in deiner Gnade erhoben hast.« Diese Antwort freute Gualtieri ungemein, weil er daraus erkannte, daß sie keineswegs stolz geworden war über die Ehre, die er oder andere ihr erwiesen hatten. Kurze Zeit darauf schickte er, nachdem er ihr mit allgemeinen Worten mitgeteilt hatte, seine Untertanen könnten ihr Mägdlein nicht leiden, einen Diener, dem er seine Weisungen erteilt hatte, zu ihr, und der sagte

ihr mit gar betrübtem Gesichte: »Madonna, wenn ich nicht sterben will, muß ich tun, was mir mein Herr befiehlt. Er hat mir befohlen, Euer Töchterchen zu nehmen und . . .«, und mehr sagte er nicht. Als die Frau diese Worte hörte, das Gesicht des Dieners sah und sich der gesagten Worte erinnerte, begriff sie, daß er den Auftrag hatte, das Kind zu töten; und so nahm sie es aus der Wiege und küßte und segnete es und legte es, ohne trotz ihrer Herzenspein das Gesicht zu verändern, dem Diener in den Arm und sagte: »Nimm sie und tu pünktlich, was dir dein und mein Herr aufgetragen hat; laß sie aber nicht so, daß sie die Tiere und die Vögel fressen, es sei denn, er hätte dir das befohlen.« Der Diener nahm das Mägdlein und meldete Gualtieri, was die Frau gesagt hatte; staunend über ihre Standhaftigkeit schickte ihn Gualtieri mit der Kleinen zu einer Muhme von ihm nach Bologna und ließ sie bitten, sie mit aller Sorgfalt warten und erziehen zu lassen, ohne jemals zu sagen, wessen Tochter sie sei. Darauf geschah es, daß die Frau von neuem schwanger wurde, und zur gehörigen Zeit genas sie eines Knaben, und dessen war Gualtieri herzlich froh. Weil ihm aber das, was er getan hatte, nicht genügte, so verwundete er die Frau mit größerer Kränkung und sagte eines Tages erregten Angesichts zu ihr: »Frau, seit du diesen Knaben geboren hast, kann ich mit meinen Leuten gar nicht mehr auskommen, so bitter beschweren sie sich darüber, daß nach mir ein Enkel Giannucolos ihr Herr sein soll; darum fürchte ich, daß mir, wenn ich nicht des Landes vertrieben werden will, nichts übrigbleibt, als dasselbe zu tun, was ich das andere Mal getan habe, und schließlich noch dich zu lassen und ein ander Weib zu nehmen.« Geduldigen Mutes hörte ihn die Frau an und erwiderte nichts als: »Mein liebster Herr, sorge deine Ruhe zu gewinnen und handle nach deinem Wohlgefallen; um mich kümmere dich in keiner Weise, weil mir ja doch nichts teuer ist, außer soweit ich sehe, daß es dir recht ist.« Nach wenigen Tagen schickte Gualtieri in derselben Art, wie um die Tochter, um den Sohn und schickte ihn, indem er vorgab, er habe ihn in gleicher Weise töten lassen, ebenso wie das Mägdlein zur Erziehung nach Bologna; dazu machte die Frau weder ein andres Gesicht noch andere Worte als wegen des Mägdleins, so daß sich Gualtieri baß verwunderte und sich selber gestand, daß kein andres Weib hätte so handeln können wie sie: und hätte er nicht gesehn gehabt, wie zärtlich sie mit den Kindern gewesen war, solange ihm das recht war, so hätte er, anstatt die Weisheit ihres Handelns zu erkennen, wie er jetzt tat, geglaubt, sie handle so aus Gleichgültigkeit. Seine Untertanen, die wirklich glaubten, er habe die Kinder töten lassen, tadelten ihn bitter und schalten ihn einen Unmenschen und hatten mit der Frau das größte Mitleid; die aber sagte zu den Frauen, die mit ihr über die also getöteten Kinder wegklagten, nichts sonst, als daß ihr alles recht sei, was dem beliebe, der sie gezeugt habe. Als aber nach der Geburt des Mägdleins eine Reihe von Jahren verstrichen war, deuchte es Gualtieri an der Zeit, mit ihrer Duldsamkeit die letzte Probe anzustellen; und so sagte er gesprächsweise zu vielen von seinen Leuten, er könne es auf keine Weise mehr ertragen, Griselda zur Frau zu haben, und er sehe nun ein, was für eine Jugendtorheit er begangen habe, sie zu nehmen, und daher wolle er's beim Papste nach Kräften betreiben, daß ihm der erlaube, ein andres Weib zu nehmen und Griselda zu lassen. Darob wurde er von vielen ehrlichen Männern hart getadelt; er aber antwortete nur, es müsse so sein. Als die Frau davon vernahm, schien es ihr, sie müsse darauf gefaßt sein, in das Haus des Vaters zurückzukehren und vielleicht wie einst die Schafe zu hüten und den Mann, dem sie nur sein Bestes wünschte, in den Armen einer andern zu sehn: und deshalb härmte sie sich innerlich; so wie sie aber die andern Unbilden des Schicksals ertragen hatte, so beschloß sie, auch diese mit fester Stirn zu ertragen. Nicht lange darauf ließ Gualtieri seine gefälschten Briefe aus Rom kommen und redete seinen Untertanen ein, darin habe ihm der Papst erlaubt, ein andres Weib zu nehmen und Griselda zu lassen. Er ließ sie also vor sich kommen und sagte in Gegenwart einer großen Versammlung zu ihr: »Frau, durch eine Vergünstigung, die mir der Papst gewährt hat, darf ich eine andere Frau nehmen und dich lassen; und weil alle meine Vorfahren große Edelleute und Herren in diesem Lande waren, während die deinigen immer Bauern waren, so will ich, daß du nicht mehr mein Weib seist, sondern in das Haus Giannucolos zurückkehrst mit dem Heiratsgute, das du mir zugebracht hast, und ich werde eine andere heimführen, die ich zu mir passend gefunden habe.« Als die Frau diese Worte hörte, hielt sie nicht ohne die größte Anstrengung, größer, als es sonst die Art der Weiber zuläßt, die Tränen zurück und antwortete: »Herr, ich habe immer erkannt, daß sich mein niedriger Stand in keiner Weise zu Euerm Adel schickt, und das, was ich mit Euch gewesen bin, das habe ich als Eure und Gottes Gabe erkannt, habe es auch nicht wie ein Geschenk mir zu eigen gemacht und so betrachtet, sondern es stets für etwas mir Geliehenes gehalten; es gefällt Euch, es zurückzufordern, und so muß es mir gefallen und gefällt mir, es Euch zurückzugeben: hier ist Euer Ring, womit Ihr Euch mir vermählt habt; nehmt ihn. Ihr befehlt mir, das Heiratsgut, das ich Euch zugebracht habe, mitzunehmen: dazu braucht Ihr keinen Zahlmeister und ich weder einen Beutel noch ein Tragtier; es ist meinem Gedächtnis nicht entfallen, daß Ihr mich nackt genommen habt. Und dünkt es Euch ehrbar, daß der Leib, der die von Euch gezeugten Kinder getragen hat, von allen gesehn werde, so will ich nackt von hinnen gehen; doch ich bitte Euch, laßt es Euch zum Lohne für meine Jungfrauschaft:, die ich Euch zugebracht habe und nicht wegtrage, gefallen, daß ich ein einziges Hemd über mein Heiratsgut mitnehmen darf.« Gualtieri, dem das Weinen näher war als sonst etwas, behielt trotzdem sein finsteres Gesicht bei und sagte: »So nimm denn ein Hemd mit.« Alle, so viele ihrer da waren, baten ihn, ihr ein Kleid zu schenken, damit man nicht die, die dreizehn Jahre und noch länger sein Weib

gewesen sei, so armselig und so schmählich aus seinem Hause weggehen sehe, wie es zutreffe, wenn sie im Hemde fortgehe; aber ihre Bitten waren eitel: im Hemde, barfuß und barhäuptig ging Griselda, nachdem sie alle Gott befohlen hatte, aus dem Hause und kehrte unter Tränen und Klagen aller, die sie sahen, zum Vater zurück. Giannucolo, der es nie hatte glauben können, Gualtieri werde seine Tochter in Wahrheit als Weib behalten, und dieses Ende tagtäglich erwartet hatte, hatte ihr die Kleider aufbewahrt, die sie an dem Morgen ihrer Vermählung mit Gualtieri abgelegt hatte; die brachte er ihr, und sie zog sie wieder an und machte sich, wie sie gewohnt gewesen war, an die geringen Arbeiten im väterlichen Hause; tapfern Mutes ertrug sie den wuchtigen Ansturm des feindlichen Geschickes. So, wie Gualtieri dies durchgeführt hatte, also redete er auch seinen Leuten ein, er habe eine Tochter eines Grafen von Panago genommen; und während er mit großem Gepränge zur Hochzeit rüsten ließ, schickte er um Griselda. Sie kam, und er sagte zu ihr: »Ich führe nun die Frau heim, die ich neuerdings genommen habe, und gedenke, ihr bei ihrer Ankunft Ehre zu erzeigen. Du weißt, daß ich keine Frauen im Hause habe, die die Zimmer auszuschmücken und die vielen Dinge, die ein derartiges Fest erfordert, zu besorgen verstünden: und weil du besser als jede andere Bescheid im Hause weiß, so richte du alles her, wie es sich gehört, laß die Damen einladen, die du meinst, und empfange sie, als ob du hier die Frau wärest; nach der Hochzeit kannst du dann wieder heimgehn.« Obwohl diese Worte Messerstiche waren für das Herz Griseldas, die ja der Liebe, die sie zu ihm trug, nicht so hatte entsagen können wie ihrem Glücke, antwortete sie: »Herr, ich bin willig und bereit.« Und sie trat in ihrer schlechten, groben Kleidung in das Haus, aus dem sie vor kurzem im Hemde fortgegangen war, und begann die Zimmer zu säubern und in Ordnung zu bringen, ließ in den Sälen Wandteppiche befestigen und Decken auflegen, ließ die Küche bestellen und legte überall Hand an, als ob sie eine geringe Hausmagd gewesen wäre; und sie rastete nicht eher, als bis alles schmuck und in Ordnung war, wie es sich gehörte. Dann ließ sie im Namen Gualtieris alle Damen der Umgegend einladen und traf die Anstalten zum Feste. Und als der Tag der Hochzeit gekommen war, empfing sie alle Damen, die dazu kamen, trotz ihrer armseligen Kleidung mit dem Mute und mit dem Anstände einer vornehmen Dame und mit heiterm Gesichte. Die Kinder Gualtieris waren in seinem Auftrage bei einer Muhme von ihm, die in das Haus der Grafen von Panago verheiratet war, sorgfältig auferzogen worden; das Mädchen, das schönste Wesen, das man je gesehn hatte, war jetzt zwölf Jahre alt, der Knabe sechs. Nun hatte Gualtieri zu seinem Vetter nach Bologna geschickt und ihn gebeten, es möge ihm belieben, mit seiner Tochter und dem Sohne nach Saluzzo zu kommen und dafür zu sorgen, daß er ein schönes und ehrenvolles Geleite mitbringe, dabei aber allen zu sagen, er führe sie ihm als Gattin zu, ohne gegen irgend jemand irgend etwas verlauten zu lassen, wer sie sonst sei. Der Edelmann tat, wie ihn der Markgraf gebeten hatte, machte sich auf den Weg und kam nach einigen Tagen mit dem Mädchen und dem Brüderchen und einem edeln Geleite zur Essenszeit nach Saluzzo, wo er alle Einwohner und viele Leute aus der Nachbarschaft versammelt fand, um die neue Gemahlin Gualtieris zu erwarten. Als die nach ihrem Empfange durch die Damen in den Saal, wo die Tische aufgestellt waren, getreten war, ging ihr Griselda, so wie sie war, heiter entgegen und sagte: »Willkommen, meine Herrin!« Die Damen, die Gualtieri gar oft, aber umsonst gebeten hatten, er möge Griselda in einer Kammer bleiben lassen oder ihr eins von ihren frühern Kleidern leihen, damit sie nicht in einem solchen Auf zuge vor seinen Gästen erscheine, wurden zu Tische geführt, und man fing an, sie zu bedienen. Das Fräulein wurde von jedermann betrachtet, und alle sagten, Gualtieri habe einen guten Tausch getan; besonders aber lobte Griselda sie, sie und ihr Brüderchen. Nun hielt Gualtieri dafür, er habe von der Duldsamkeit seiner Frau so viel gesehn, wie er begehrt habe, weil er sah, daß die Wendung der Dinge sie nicht im geringsten veränderte, wobei er sicher war, daß das nicht von Beschränktheit herstammte, da er sie als sehr klug kannte; es schien ihm daher an der Zeit, all die Bitterkeit, die sie nach seiner Meinung unter der tapfern Miene verbarg, von ihr zu nehmen. Darum ließ er sie kommen und sagte vor der ganzen Gesellschaft lächelnd zu ihr: »Was dünkt dich von unserer Braut?« – »Herr«, antwortete Griselda, »mich dünkt viel Gutes; und wenn sie, wie ich glaube, so klug ist wie schön, so zweifle ich nicht, daß Ihr mit ihr als der glückseligste Herr dieser Welt leben werdet. Aber ich bitte Euch, was ich nur kann, die Kränkungen, die Ihr der andern, die früher die Euere war, angetan habt, die tut dieser nicht an; denn ich glaube kaum, daß sie sie ertragen könnte, einmal, weil sie jünger ist, und dann, weil sie in Zärtlichkeit auferzogen ist, während die andere von klein auf in beständiger Mühsal gewesen ist.« Als Gualtieri sah, daß sie fest glaubte, das Fräulein solle sein Weib sein und daß sie trotzdem nichts sonst als Gutes von ihr sprach, ließ er sie an seiner Seite niedersitzen und sagte zu ihr: »Griselda, jetzt ist es Zeit, daß du die Frucht deiner langen Duldsamkeit kostest und daß die, die mich für grausam und ungerecht und töricht gehalten haben, erkennen, daß ich alles, was ich getan habe, zu einem wohlbedachten Zwecke ins Werk gesetzt habe: dich wollte ich lehren, wie ein Weib sein soll, und die andern, wie man ein Weib nehmen und halten soll; und mir wollte ich eine beständige Ruhe schaffen, dieweil ich mit dir zu leben haben würde. Und darüber, ob mir das gelingen werde, war ich, als ich daranging zu heiraten, in großer Furcht, und deswegen habe ich dich, um eine Probe anzustellen, so, wie du weißt, gekränkt und verletzt. Und weil ich nie bemerkt habe, daß du in.Worten oder in Werken von meinen Wünschen abgewichen wärest, und weil ich glaube, bei dir all den Trost zu finden, den ich ersehnt habe, so will ich dir auf einmal

wiedergeben, was ich dir auf mehrere Male genommen habe, und will die Kränkungen, die ich dir angetan habe, durch die größte Zärtlichkeit heilen. Und so nimm denn die, die du für meine Braut hältst, und ihr Brüderchen als deine und meine Kinder hin; sie sind die, von denen du und viele Leute lange Zeit geglaubt haben, ich hätte sie grausam töten lassen, und ich bin dein Gatte, der dich über alles in der Welt liebt und der Meinung ist, sich rühmen zu können, daß es niemand gebe, der mit seiner Frau in gleicher Weise zufrieden sein könnte.« Und nach diesen Worten fiel er ihr um den Hals und küßte sie, die vor Freuden weinte, und sie standen auf und gingen zu ihrer Tochter, die ganz erstaunt über das, was sie vernahm, dasaß, und umarmten sie und ihr Brüderchen zärtlich; und so wurden nicht nur die Kinder, sondern auch viele Anwesende ihres Wahnes entledigt. Die Damen standen froh vom Tische auf, gingen mit Griselda in eine Kammer, zogen ihr ihre Kleider mit besserer Vorbedeutung aus, legten ihr ein vornehmes Gewand von den ihrigen an und führten sie, die auch in Lumpen einer Dame geglichen hatte, als Dame in den Saal zurück. Da gab es denn ein wundersames Herzen mit den Kindern, und männiglich wardessen froh; der Jubel verdoppelte sich, und sie dehnten das Fest auf mehrere Tage aus. Gualtieris hohe Klugheit wurde anerkannt, wenn man auch die Proben, denen er seine Frau unterworfen hatte, für hart und unerträglich hielt; über alle aber wurde Griselda als ungemein klug gepriesen. Der Graf von Panago kehrte nach einigen Tagen nach Bologna zurück. Gualtieri enthob Giannucolo seiner Arbeit und setzte ihn als seinen Schwäher in einen solchen Stand, daß er sein Greisenalter ehrenvoll und friedlich verlebte bis zu seinem Ende. Und nachdem Gualtieri seine Tochter an einen hohen Herrn vermählt hatte, lebte er mit Griselda, die er immerdar nach Kräften ehrte, lange und glücklich. Was könnte man hier nun andres sagen, als daß sich der göttliche Geist vom Himmel ebenso in die Hütten der Armen niedersenkt wie in die Paläste der Großen, die es oft mehr verdienen würden, Schweine zu hüten, als die Herrschaft über Menschen innezuhaben? Wer hätte noch außer Griselda nicht nur trockenen, sondern auch heiteren Auges die harten und unerhörten Prüfungen Gualtieris ertragen können? Dem wäre es vielleicht nicht unrecht geschehn, wenn er an eine geraten wäre, die sich, wenn er sie im Hemde aus dem Hause gejagt hätte, von einem andern das Pelzchen hätte so striegeln lassen, daß das Hemd zu einem hübschen Kleide geworden wäre. Die Geschichte Dioneos war zu Ende, und die Damen hatten, hier dies, dort das herausgreifend, hier etwas tadelnd, gleich daneben etwas lobend, viel darüber gesprochen, als der König, der zum Himmel aufblickte und sah, daß die Sonne schon tief zur Abendstunde gesunken war, ohne aufzustehn, also zu sprechen begann: »Meine schönen Damen, ihr wißt, glaube ich, daß die Weisheit der Sterblichen nicht nur darin besteht, das Vergangene im Sinne zu behalten oder das Gegenwärtige zu erkennen, sondern daß ausgezeichnete Männer für die größte Weisheit das Vermögen erachteten, aus dem einen oder dem andern das Zukünftige vorauszusehn. Morgen werden es, wie ihr euch erinnert, vierzehn Tage, daß wir Florenz verlassen haben, um uns zur Erhaltung unserer Gesundheit und unsers Lebens etwas aufzuheitern und der Trübsal, dem Schmerze und der Angst zu entgehn, die man in unserer Stadt seit dem Anbeginne dieser Pestilenz unaufhörlich vor Augen hat; das haben wir nach meinem Urteile in allen Ehren getan: denn so viel auch lustige und vielleicht verführerische Geschichten erzählt worden sind und samt dem fortwährenden gut Essen und Trinken und samt dem Spielen und Singen, was alles Dinge sind, die schwache Gemüter zur Unehrbarkeit verleiten könnten, habe ich, wenn ich, richtig zu beobachten verstanden habe, weder bei euch noch bei uns irgend etwas Tadelnswertes bemerkt, weder eine Handlung noch ein Wort, sondern ich meine, daß alles, was ich gesehn und gehört habe, von steter Ehrbarkeit, steter Eintracht und stets geschwisterlichem Verkehre gezeugt hat. Das ist mir, ohne Hintergedanken, zu euerm und meinem Nutz und Frommen sehr lieb. Und damit nun darum nicht am Ende durch den langen vertraulichen Umgang etwas entstehe, was sich in Verdruß verkehren könnte, und damit nicht ein allzulanges Ausbleiben von uns Anlaß zu Nörgeleien gebe, möchte ich, da jedes von uns an seinem Tage Anteil an der Ehre gehabt hat, die ich noch innehabe, die Meinung aussprechen, daß es, wenn es euch genehm wäre, nunmehr an der Zeit wäre, dorthin zurückzukehren, von wo wir geschieden sind; dazu kommt noch, daß, wenn ihr recht zuseht, unsere Gesellschaft, von der schon andere Gesellschaften in der Umgebung erfahren haben, eine Vermehrung erfahren könnte, die uns alle Freude daran verlieren ließe: wenn ihr darum meinen Vorschlag billigt, so werde ich die mir übertragene Krone bis zu unserer Abreise, die ich mir für morgen früh denke, behalten; beschließt ihr aber anders, so habe ich schon jemand im Sinne, den ich für den kommenden Tag krönen möchte.« Darüber gab es unter den Damen und den Jünglingen viel Hin und Wider, aber schließlich ließen sie den Vorschlag des Königs als gut und schicklich gelten und beschlossen, nach seinen Worten zu tun; darum besprach er sich mit dem Seneschall, den er hatte rufen lassen, über die Anstalten für den nächsten Morgen, beurlaubte die Gesellschaft bis zur Stunde des Abendessens und erhob sich. Auch die Damen und die andern erhoben sich und gaben sich nicht anders, als wie sie sonst gewohnt gewesen waren, der eine dem, der andere jenem Vergnügen hin. Als dann die Essensstunde gekommen war, vereinigten sie sich vergnügt beim Mahle, und hernach begannen sie zu singen und zu spielen; und während Lauretta einen Reigen führte, befahl der König Fiametta, ein Lied zu singen, und die begann gar anmutig also:

Wenn Liebe ohne Eifersucht mich fände!
Ich weiß kein Weib wie mich so froh,
Weil es sein Glück, so wie es ist, einpfände!

Wenn heitre Jugendfülle
In schönem Liebhaber ein Weib könnte vergnügen,
Und Kühnheit unter keuscher Hülle,
Auch Tugend, sichtbar in den Zügen,
Vernunft, Gesittung, edler Worte Fügen,
Vollkommenheiten, die sich uns gebühren,
Bin ich's, in der sich Liebe dran erfülle,
Weil Vorzüge zum Heile führen;
Mein Hoffen sinnt nach solchen Reichtums Spende.

Doch da ich merke, daß noch viele Frauen
Wie ich gewärtig sind und klug,
Erzittre ich vor Grauen
Und furcht ich mich vor ihrem Trug;
Erblick ich doch in andern gleichen Sehnsuchtsflug,
Wie er durch meine Seele schweift,
Drum wird mir, was ein tiefes Glücks vertrauen,
Untröstlichkeit, die in mich greift;
Ich seufze tief: ich steh in böser Lebenswende:

Wenn ich Vertrauen hätte
Zu Vorzeichen in mir, zum eignen Mute,
So fände Eifersucht hier keine Stätte;
Verlockung doch, durch die ich blute,
Um meinen Liebhaber, wohin ich spähe!
Und alle halte ich für böse:
Das trübt mein Herz; wie gern ich ruhte!
Mein Argwohn treibt in seiner Nähe:
Ich fürchte so, ihn holen fremde Hände!

Um Gottes willen, alle Frauen seien
Darum gebeten, daß sich keine unterfange,
So schwerem Unrecht mich zu weihen;
Daß meinem Herz vor keiner bange,
Die mir mit Worten, Blicken, Schmeicheleien
Bei ihm versuchte, Schaden anzutuen;
Sie trachte und verschaff sich's nicht, daß sie gelange!
Denn ich erführe es und würde nimmer ruhen,
Erlöschten Tränen nicht der Leidenschaften Brände.

Als Fiammetta ihr Lied geendigt hatte, sagte Dioneo, der neben ihr stand, lächelnd: »Madonna, da Ihr Euch darüber also erzürnen würdet, wäre es sehr hübsch von Euch, wenn Ihr ihn allen Damen nenntet, damit Euch nicht etwa eine unwissentlich seinen Besitz nähme.« Nach diesem Liede wurden noch mehrere gesungen; und da es dabei fast Mitternacht geworden war, gingen auf den Wunsch des Königs alle zur Ruhe. Und als der neue Tag erschien, standen sie auf und kehrten, da der Seneschall schon alle ihre Sachen weggeschickt hatte, unter Führung des sorgsamen Königs nach Florenz zurück. Die drei Jünglinge verließen die sieben Damen in Santa Maria Novella, von wo sie mit ihnen aufgebrochen waren, und gingen, von ihnen beurlaubt, hin, wo es ihnen gefiel; und die Damen gingen, als es ihnen an der Zeit schien, nach Hause.

## Schluß des Verfassers

Nun, meine edeln jungen Damen, zu deren Erheiterung ich mich einer so langwierigen Mühe unterzogen habe, glaube ich alles, was ich am Anfange dieses Werkes versprochen habe, mit der Hilfe der

göttlichen Gnade, die mir, wie ich meine, nur wegen eurer mitleidigen Bitten, nicht aber meiner Verdienste halber zuteil geworden ist, treulich erfüllt zu haben; indem ich dafür vorerst Gott und dann euch Dank sage, darf ich der Feder und der müden Hand Ruhe gönnen. Bevor ich ihnen aber die gewähre, gedenke ich, auf einige Kleinigkeiten, die vielleicht eine von euch oder sonst jemand sagen könnte, etwa so wie auf stumme Fragen zu antworten; denn es scheint mir eine ausgemachte Sache zu sein, daß auch sie kein besonderes Vorrecht vor den andern Einwendungen haben dürfen, und überdies erinnere ich mich, am Anfange des vierten Tages dargetan zu haben, daß es darin kein Vorrecht gibt. Vielleicht werden unter euch einige sein, die sagen werden, ich hätte beim Niederschreiben dieser Geschichten zu viel Freiheit geübt, indem ich etliche Male die Frauen hätte Dinge sagen und hören lassen, die zu sagen oder zu hören für ehrbare Frauen nicht sehr schicklich sei. Das leugne ich aber, weil es nichts so Unehrbares gibt, daß es für irgend jemand unanständig wäre, wenn man es mit ehrbaren Worten sagt; und das glaube ich gar schicklich getan zu haben. Gesetzt aber, es treffe zu – ich will nämlich nicht mit euch streiten, weil ich ja doch unterliegen müßte –, so sage ich, daß mir, um zu antworten, warum ich so getan habe, eine Menge Gründe bei der Hand sind. Erstens, wenn sich in der einen oder der andern ein wenig Derartiges findet, so hat das die Eigenart der Geschichten erfordert, und verständige Leute, die sie mit gerechtem Auge betrachten, werden offenkundig einsehn, daß sie, wenn ich sie nicht hätte ganz umgestalten wollen, nicht anders hätten erzählt werden können. Und wenn etwa immerhin eine Stelle oder ein Wörtchen freier ist, als einer von diesen Scheinheiligen paßte, die mehr die Worte wägen als die Handlungen und sich mehr bestreben, gut zu scheinen, als gut zu sein, so sage ich, daß es für mich nicht unanständiger sein kann, sie geschrieben zu haben, als allgemein für Männer und Frauen unanständig ist, alltäglich Wörter zu gebrauchen, wie Loch und Zapfen und Mörser und Stößel und lange Wurst und dicke Wurst und was dergleichen mehr ist. Und überdies dürfen doch meiner Feder nicht engere Schranken gezogen werden als dem Pinsel des Malers, der ohne irgendeinen oder wenigstens gerechten Tadel – gar nicht zu reden, daß er St. Michael oder St. Georg schildert, wie sie die Schlange oder den Drachen mit Schwert oder Lanze überall verwunden, wo es ihm beliebt – auch Christus männlich und Eva weiblich bildet und sogar ihm, der für das Heil des Menschengeschlechtes freiwillig am Kreuze gestorben ist, die Füße manchmal mit einem Nagel, manchmal mit zweien daran anheftet. Außerdem läßt sich leicht einsehn, daß diese Dinge nicht in der Kirche, von deren Dingen mit ehrbarem Sinne und ehrbaren Worten gesprochen werden soll – obwohl sich in ihrer Geschichte ganz andere Sachen finden, als ich geschrieben habe – und nicht in den Schulen der Weltweisheit, wo nicht weniger Ehrbarkeit als anderswo erheischt wird, erzählt worden sind, auch nicht statt etwas anderm unter Geistlichen und Weltweisen, sondern in Gärten und zum Vergnügen und unter Leuten, die zwar noch jung, aber trotzdem reif genug gewesen sind, um sich nicht durch Geschichten verführen zu lassen, und zu einer Zeit, wo es die ehrbarsten Leute nicht für unschicklich gefunden hätten, mit den Hosen überm Kopf zu gehn, wenn sie sich dadurch hätten retten können. Wie immer diese Dinge beschaffen sein mögen, so können sie, wie alles andere, nützen oder schaden, je nachdem, wer sie hört. Wer weiß nicht, daß der Wein nach Cinciglione und Scolajo und vielen andern gut ist für die Gesunden, dagegen schädlich für den, der das Fieber hat? Wer wird aber, weil er den Fieberkranken schadet, sagen, daß er schlecht sei? Wer weiß nicht, daß das Feuer den Sterblichen nützlich, ja unentbehrlich ist? Werden wir aber, weil es Häuser und Dörfer und Städte verbrennt, sagen, daß es schlecht sei? Ähnlich ist es mit den Waffen, die das Heil derer, die in Frieden zu leben begehren, verteidigen, aber auch ebenso zu often Malen töten, nicht weil sie schlecht wären, sondern weil die schlecht sind, die sie zu Schlechtem gebrauchen. Kein verdorbenes Gemüt hat je ein Wort in lauterm Sinne verstanden: und so wie dem verdorbenen Gemüte die ehrbaren Worte nichts nützen, ebenso können Worte, die nicht so ehrbar sind, einem Arglosen nicht anders schaden als der Kot den Sonnenstrahlen oder irdischer Schmutz der Schönheit des Himmels. Welche Bücher, welche Worte, welche Buchstaben sind heiliger, erhabener, ehrwürdiger als die der Heiligen Schrift? Und nichtsdestoweniger hat es genug gegeben, die durch eine verkehrte Auffassung sich und andere ins Verderben gestürzt haben. Jedes Ding ist an sich zu etwas gut und kann, schlecht angewandt, vielfach schädlich sein; und das sage ich auch von meinen Geschichten. Wer aus ihnen zu Rat und Tat Schlechtes nehmen will, dem werden sie das nicht verweigern, wenn sie etwas Derartiges in sich haben und zu diesem Behufe gedreht und gepreßt werden; und wer Nutzen und Frucht aus ihnen ziehn will, dem werden sie das nicht verwehren, und nie werden sie für anders als für nützlich und ehrbar erklärt und gehalten werden, wenn sie zu der Zeit, die gemeint ist, und von den Personen, für die sie geschrieben worden sind, gelesen werden. Hat eine Vaterunser zu sprechen oder für den Beichtvater Würste und Fladen zu bereiten, so soll sie sie stehn lassen: sie laufen keiner nach, damit sie gelesen würden; dabei sagen und tun aber auch die Betschwestern manchmal derlei Dinge! Ferner wird es unter euch Frauen welche geben, die sagen werden, einige seien darunter, die besser weggeblieben wären. Zugegeben! Aber ich habe keine andern als die, die erzählt worden sind, schreiben können oder dürfen; und die, die sie erzählt haben, hätten schöne erzählen sollen, so hätte ich schöne geschrieben. Wenn man aber auch voraussetzen wollte, ich hätte sie nicht nur niedergeschrieben, sondern auch erfunden, was jedoch nicht zutrifft, so würde ich mich, sage ich, auch nicht

schämen, daß nicht alle schön sind, weil es, Gott ausgenommen, keinen Meister gibt, der alles gut und vollkommen machte; und Karl der Große, der die Paladine gestiftet hat, hat ihrer nicht so viele zusammenzubringen gewußt, daß er aus ihnen allein hätte ein Heer bilden können. In der Vielheit der Dinge müssen sich verschiedene Gattungen der Dinge finden. Kein Feld ist je so wohlbestellt gewesen, daß sich darin nicht Nesseln oder Disteln oder etwa ein paar Dörner unter die bessern Krauter vermischt gefunden hätten. Überdies wäre es, wo es sich darum gehandelt hat, zu einfachen jungen Dingern, wie ihr es in der Mehrzahl seid, zu reden, eine Albernheit gewesen, mit großer Mühe auserlesene Sachen zu erfinden und große Sorgfalt auf eine besonders abgemessene Sprache zu verwenden. Die, die übrigens darangeht, in diesen Geschichten zu lesen, soll die lassen, die ihr zuwider sind, und die lesen, die sie freuen: alle tragen sie, damit niemand getäuscht werde, auf der Stirn verzeichnet, was sie inwendig verborgen haben. Noch glaube ich, daß eine oder die andere sagen wird, manche seien zu lang. Denen sage ich noch, daß die, die etwas andres zu tun hat, eine Dummheit beginge, sie zu lesen, auch wenn sie kürzer wären. Und ist auch seit der Stunde, wo ich sie zu schreiben angefangen habe, bis jetzt, wo ich zum Ende meiner Mühsal komme, viel Zeit verstrichen, so habe ich doch nicht vergessen, daß ich diese meine Arbeit nur den müßigen und sonst keiner dargeboten habe; und für die, die zum Zeitvertreib liest, kann nichts zu lang sein, was das bewirkt, wozu sie es braucht. Kurze Sachen sind viel ziemlicher für die Jünger der Wissenschaft, die sich die Zeit nicht zu vertreiben, sondern sie nützlich anzuwenden bemühn, als für euch Damen, denen die ganze Zeit, die ihr nicht der Liebeslust widmet, zur Verfügung bleibt. Und überdies muß man mit euch, deren keine auf die hohen Schulen nach Athen oder Bologna oder Paris zieht, weitläufiger sprechen als mit denen, die ihren Geist an der Wissenschaft geschärft haben. Keineswegs zweifle ich auch, daß unter euch welche sein werden, die sagen werden, das Erzählte enthalte zu viel Possen und leichtfertiges Zeug, und es schicke sich schlecht für einen gewiegten und gewichtigen Mann, so etwas geschrieben zu haben. Denen bin ich zu Dank verpflichtet und sage ihnen Dank, weil sie aus löblichem Eifer zärtlich um meinen Ruf besorgt sind; aber auf ihren Einwand antworte ich also: Ich gestehe, gewiegt zu sein und in meinen Tagen oft gewogen worden zu sein; und darum versichere ich den Damen, die mich nicht gewogen haben, daß ich nicht gewichtig, sondern vielmehr so leicht bin, daß ich auf dem Wasser schwimme; und in Anbetracht dessen, daß die Predigten, die die Mönche deswegen halten, damit die Sünder Gewissensbisse empfänden, heutzutage von Possen und Spöttereien und leichtfertigem Zeuge strotzen, meinte ich, daß derlei auch nicht schlecht in meinen Geschichten stünde, die geschrieben worden sind, um den Frauen die Langeweile zu verscheuchen. Sollten sie immerhin darüber gar zu viel lachen, so werden das Klagelied des Jeremias und die Passion des Heilands und die Buße der heiligen Magdalena den Schaden leicht heilen können. Und wird denn jemand, um weiterzugehn, bezweifeln wollen, daß sich unter euch Frauen auch noch einige finden werden, die, weil ich an etlichen Stellen über die Mönche die Wahrheit geschrieben habe, sagen werden, ich hätte eine schlechte und giftige Zunge? Denen, die so etwas sagen werden, muß verziehen werden; denn sie leitet kein anderer als ein gerechter Grund, daß nämlich die Mönche gute Leute sind und das Ungemach Gott zuliebe meiden und mit gesammeltem Wasser mahlen und nichts wiedersagen: und wenn sie nicht ein wenig bockig röchen, so wäre es noch hübscher, es mit ihnen zu treiben. Nichtsdestoweniger bekenne ich, daß die irdischen Dinge keinen Bestand haben, sondern immerfort Veränderungen erleiden, und so könnte es auch mit meiner Zunge zutreffen; ich traue zwar meinem Urteile nicht, das ich in meinen eigenen Angelegenheiten nach Kräften außer acht lasse, aber es ist noch nicht lange her, so hat mir eine Nachbarin von mir gesagt, daß ich die beste und süßeste von der Welt habe, und wirklich, als das geschehn ist, waren von den obigen Geschichten nur noch wenige zu schreiben. Und weil jede einzelne von denen, mit denen ich mich jetzt beschäftigt habe, aus Voreingenommenheit urteilt, so will ich, daß ihnen dieses als Antwort genüge. Und nunmehr lasse ich jede sagen und glauben, was ihr gefällt: es ist Zeit, daß ich schließe und demütig Dem danke, der mich nach so langer Mühsal mit seinem Beistande an das ersehnte Ziel geleitet hat. Und ihr, anmutige Damen, bleibt mit seiner Gnade in Frieden und erinnert euch meiner, wenn es etwa einer oder der andern ein bißchen gefrommt hat, dies Buch gelesen zu haben.

*Hier schließt der zehnte und letzte Tag des Buches mit dem Namen Dekameron und dem Beinamen der Erzkuppler*

# Anmerkungen

## Erster Tag

*Zweite Geschichte.* Diese Novelle steht als angeblich wahr im Dantekommentar Benvenutos da Imola; sie kehrt in den älteren deutschen Schwanksammlungen häufig wieder. Auch Luther hat sie gekannt, wie sich aus den Tischreden ergibt, und sogar katholische Prediger haben sie als Exempel verwandt (Bromyard und Barleta).

*Dritte Geschichte.* Ist nicht nur die Unterlage von Lessings Nathan dem Weisen, sondern auch eines Meistergesanges von Hans Sachs, Der Jued mit den dreyen ringen.

*Sechste Geschichte.* Zweimal von Hans Sachs bearbeitet, nämlich in einem Meistergesange Die hundert Suppenkessel und in dem Fastnachtsspiele Der Ketzermeister mit den vil kessel suppen. Der Vorfall scheint wahr zu sein, weil es mehrfach belegt ist, daß um 1345 in Florenz ein außergewöhnlich habsüchtiger Mann, Fra Pietro dell' Aquila, Inquisitor war.

*Achte Geschichte.* Guiglielmo Borsiere wird im XVII. Gesange des Inferno erwähnt; zwei Kommentatoren, Benvenuto und Landino, erzählen dazu von ihm dasselbe wie Boccaccio.

## Zweiter Tag

*Erste Geschichte.* Martellino und Stecchi sind auch die Helden einer Novelle Sacchettis; einen ähnlichen Streich wie sie in der Novelle Boccaccios, aber mit besserm Erfolge verübt Eulenspiegel in De Costers Legende d'Ulenspiegel (III, 10).

*Zweite Geschichte.* Diesen Stoff hat Hans Sachs in einem Meistergesänge (Rinaldus der perawbt kauffmon) Lafontaine in einer Versnovelle (L'Oraison de St. Julien) und La Motte in einer Komödie (Le Talisman) bearbeitet.

Das »Vaterunser zum heiligen Julian« ist wirklich gebetet worden.

*Fünfte Geschichte.* Ist die Quelle von Pietro Aretinos Komödie Il Filosofo und mehrern spanischen und französischen Dramen; von den französischen Bearbeitungen ist eine, von Fenouillot de Falbaire herrührend, von Aug. Gottl. Meißner ins Deutsche übertragen worden (Das Grab des Mufti). Von Hans Sachs gibt es einen Meistergesang Andreuczo mit drey vnglueck.

Der Erzbischof Filippo Minutolo ist am 24. Oktober 1301 gestorben; mehrere Geschichtsschreiber erzählen, er sei in reichem Ornate begraben worden.

*Sechste Geschichte.* Diese Novelle, zu deren Ende die sizilianische Vesper den Hintergrund bildet, ist zweimal von Hans Sachs bearbeitet worden; die Episode auf der Insel Ponza ist der Vorwurf für Metastasios Isola dishabitata.

*Siebente Geschichte.* Lafontaines Versnovelle La Fiancée du Roi de Garbe ist von Scribe zum Textbuche für die gleichnamige Oper Aubers benutzt worden.

*Neunte Geschichte.* Diese Novelle hat einen Teil der Handlung zu Shakespeares Cymbeline geliefert; Hans Sachs hat sie als Meistergesang und als Komödie bearbeitet.

*Zehnte Geschichte.* Lafontaine, Le Calendrier des Vieillards.

## Dritter Tag

*Erste Geschichte.* In Versen bearbeitet von Hans Sachs, Lafontaine und Casti.

*Zweite Geschichte.* Ist die Unterlage von Lafontaines Muletier und Batacchis Notte di Befana. In Rom fand am 19. Januar 1921 die Uraufführung von Leoncavallos Oper Malbruk statt, deren von Nessi verfaßtes Libretto auf diese Novelle zurückgeht.

*Dritte Geschichte.* Ist nicht nur von mehrern italienischen Novellisten nachgeahmt, sondern auch zweimal von Hans Sachs (in einem Spruchgedichte und einem verlornen Meistergesänge) bearbeitet worden. Von Dramen, die darauf beruhen, seien genannt Molières ficole des Maris, Lope des Vegas Discreta enamorada und Beaumont-Fletchers Widow. Nicht unmittelbar geht auf die Novelle Boccaccios Lafontaines Confidente sans le savoir zurück.

*Fünfte Geschichte.* Auf dem Monologe Zimas beruht eine Szene in Ben Jonsons Lustspiel The Devil is an Ass; die ganze Novelle ist von La Motte dramatisiert und von Lafontaine als Verserzählung bearbeitet worden.

*Sechste Geschichte.* Vgl. Hans Sachsens Meistergesang Die pulschaft im pad und Lafontaines Gedicht Richard Minutolo.

*Achte Geschichte.* Von Hans Sachs als Meistergesang Der pawer im fegefewer und in einem Fastnachtsspiele gleichen Titels, von Lafontaine als Versnovelle Feronde, ou le Purgatoire bearbeitet.

*Neunte Geschichte.* Ist in letzter Instanz die Quelle von Shakespeares Ende gut, alles gut.

*Zehnte Geschichte.* Ist die Unterlage von Lafontaines Diable en Enfer und Castis Diavolo nell' Inferno.

## Vierter Tag

*Einleitung.* Die Geschichte von dem in der Einsamkeit erzogenen Knaben, der zum ersten Male Frauen sieht, ist von La Fontaine, Hans Sachs, Bauernfeld, Baumbach und andern bearbeitet worden.

*Erste Geschichte.* Außer der Griseldanovelle hat wohl keine von Boccaccios Novellen so viele Nachahmer gefunden wie diese; allein in italienischer Sprache existieren fünf Dramen, die den Gegenstand behandeln. Im Deutschen ist sie zum Volksbuche geworden und von Hans Sachs gibt es eine Tragödie und ein Meisterlied; die bekannteste Bearbeitung ist wohl Bürgers Lenardo und Blandine. Die Fabel ist keineswegs historisch, obwohl z. B. Abraham a S. Clara, der sie im Abrahamischen Bescheid-Essen erzählt, »salermtanische Annalen« als seine Quelle anführt.

*Zweite Geschichte.* Vgl. Hans Sachsens Meistergesang Der engel Gabriel und Castis Versnovelle L'arcangelo Gabriello.

*Vierte Geschichte.* Auch sie ist zum deutschen Volksbuche geworden und ist die Unterlage von Hans Sachsens Meistergesang Constancia und Gerbino.

*Fünfte Geschichte.* Hans Sachs hat die Novelle viermal bearbeitet, einmal als Spruchgedicht, zweimal als Meistergesang und in einer Tragödie. Das zum Schlüsse erwähnte Volkslied hat man in einem Kodex des 14. Jahrhunderts in der Laurenziana gefunden.

*Sechste Geschichte.* Hans Sachs, Andreuola mit Gabriotto.

*Siebente Geschichte.* Hans Sachs, Wie zwei liebhabende von einem Salvenstock stürben.

*Achte Geschichte.* Hans Sachs, Wie zwey liebhabende Menschen vor lieb stürben.

*Zehnte Geschichte.* Von Hans Sachs als Meisterlied und als Komödie bearbeitet.

## Fünfter Tag

*Erste Geschichte.* Außer zwei Bearbeitungen von Hans Sachs und vielen andern ist hier noch auf P. Heyses Versnovelle Die Braut von Cypern zu verweisen.

*Dritte Geschichte.* Von Hans Sachs als Meisterlied und als Spruchgedicht bearbeitet.

Zu den Worten im Anfange »In der Stadt Rom, die, so wie sie einst das Haupt der Welt war, heute ihr Schwanz ist« sei bemerkt, daß damals der päpstliche Hof in Avignon war.

*Vierte Geschichte.* Von Messer Lizio da Valbona überliefern die Novelle antiche, daß er sehr häßlich war, und erzählen einen hübschen Ausspruch seiner Frau, womit sie einen Zudringlichen abfertigt. Dante nennt ihn (Purgatorio, XIV, 97) »il buon Lizio«; in demselben Verse wird auch ein Arrigo Manardi, wohl der Vater Ricciardos erwähnt.

Nachgeahmt ist die Geschichte u. a. von Lafontaine (Le Rossignol), Casti (Il Rosignuolo) und in Lope de Vegas Lustspiel No son todos ruiseñores Los que cantan entre los flores.

*Sechste Geschichte.* Aus dieser Novelle hat Tasso die Episode von Olindo und Sofronia nachgeahmt.

*Siebente Geschichte.* Hans Sachs hat aus ihr ein Spruchgedicht, ein Meisterlied und eine Komödie gemacht.

*Achte Geschichte.* Ihr scheint, von der zur Ausschmückung angewandten wilden Jagd abgesehn, ein wirklicher Vorfall zugrunde gelegen zu haben, da die Liebesgeschichte auch Benvenuto da Imola und noch ein anderer, anonymer Dantekommentator erzählen.

Vgl. Hans Sachsens Historia Wie der jung Edelman Anastasius ein Jungkfrau erwarb durch ein erschröcklich gesicht zweyer Geist.

*Neunte Geschichte.* Von La Fontaine, Hans Sachs, Lope de Vega, Hagedorn und Unzer bearbeitet.

*Zehnte Geschichte.* Pietro di Vincioli, der in dieser Novelle so schlecht wegkommt, war zur Zeit Boccaccios einer der angesehensten Männer Perugias und das Haupt der Welfenpartei; er hat viele hohe Ämter bekleidet und die Stadt oft als Gesandter vertreten. Seine Nachkommen suchten ihn von den Vorwürfen, die in dieser Novelle gegen ihn erhoben werden, durch den Hinweis reinzuwaschen, daß Boccaccio die Novelle aus dem Goldenen Esel von Apulejus entlehnt habe.

## Sechster Tag

*Erste Geschichte.* Die hier erwähnten Personen sind ebenso wie die der

*Zweiten Geschichte* historisch; Manni glaubt sogar in beiden Fällen die Zeit bestimmen zu können und kommt zu dem Schlüsse, die erste Geschichte spiele um 1320, die zweite 1300.

*Dritte Geschichte.* Bei dieser rechnet Manni als Datum den 24. Juni 1318 heraus; er will auch noch einen von den vergoldeten Silbergroschen gesehn haben!

*Vierte Geschichte.* Diesen Schwank hat Hans Sachs zweimal als Spruchgedicht und einmal als Meistergesang bearbeitet; das wallonische Volk erzählt ähnliches von Jesus und Petrus.

*Fünfte Geschichte.* Von Hans Sachs als Meisterlied bearbeitet (Die zwen ungeschaffen Reuter).

*Neunte Geschichte.* Guido Cavalcanti, ein ausgezeichneter Dichter, Philosoph und Politiker, war ein Freund des gleichaltrigen Dante; Epikuräer war er wie sein Vater Cavalcante Cavalcanti, den Dante im Inferno unter andern deshalb Verdammten auftreten läßt. Guido ist 1300 gestorben.

*Zehnte Geschichte.* Diese Novelle ist es, der das Dekameron die Ehre, auf den Index gesetzt worden zu sein, hauptsächlich verdankt; Manni zählt übrigens vier Kirchen in italienischen Städten auf, wo die Kohlen, womit St. Laurentius geröstet worden ist, tatsächlich gezeigt werden.

Die Novelle hat durch die deutschen Schwankbücher eine riesige Verbreitung gefunden; Hans Sachs hat sie dreimal bearbeitet. Auch R. Baumbach erzählt sie.

Von Lippo Toppo, der ein Maler gewesen zu sein scheint, weiß man nichts andres, als was ein Prediger von seinem lustigen Testamente erzählt hat.

Maso del Saggio, dem wir in der dritten und in der fünften Novelle des achten Tages wieder begegnen werden, wird auch im Urbano erwähnt. Ebenso erscheint er als Spaßvogel in einer nur unvollständig erhaltenen Novelle Sacchettis, wo er als »Sensale« bezeichnet wird.

## Siebenter Tag

*Erste Geschichte,* Von Hans Sachs als Meisterlied und als Spruchgedicht bearbeitet.

*Zweite Geschichte.* La Fontaine, Le cuvier.

*Vierte Geschichte.* Vgl. Hans Sachsens Meistergesang und sein Fastnachtsspiel Das Weib im Brunnen ferner Tasso, Intrighi d'Amore, 4. Akt, 3. Szene und Moliere, George Dandin, 3. Akt, 8. Szene.

*Fünfte Geschichte.* Der Stoff ist wieder behandelt in den Cent nouvelles nouvelles, bei Hans Sachs (als Spruchgedicht, Meistergesang und Fastnachtsspiel), bei La Fontaine usw.

*Sechste Geschichte.* Bearbeitet von Hans Sachs in einem Fastnachtsspiele, von Hagedorn in einem Gedichte, von Beaumont und Fletcher dramatisch (Women pleased, kombiniert mit dem Stoffe der achten Novelle des siebenten Tages im Dekameron) usw.

*Siebente Geschichte.* Auf ihr beruhen La Fontaine, Le cocu battu et content, und eine Fabel im Esopus von Burkhard Waldis.

*Achte Geschichte.* Vgl. Hans Sachs, Der seidenfaden, und die letzte Erzählung in La Fontaines La gageure des trois commeres.

*Neunte Geschichte.* Zur Birnbaumepisode vgl. außer der zweiten Erzählung in der eben zitierten Versnovelle von La Fontaine noch die Erzählung des Kaufmanns in den Canterbury talcs und deren Ableitungen, Popes January and May und Wielands Oberon, 6. Gesang, Str. 80 ff.

## Achter Tag

*Erste Geschichte.* Ist unter andern von Chaucer, Hans Sachs und La Fontaine bearbeitet worden.

*Zweite Geschichte.* Ebenfalls von Hans Sachs bearbeitet, ferner von Waldis usw.

Der Notar Ser Bonacorri hat wirklich gelebt; er ist zwischen 1341 und 1354 gestorben.

*Dritte Geschichte.* Auf ihr beruht Hans Sachsens Schwank Die schwarczen unsichtigen edlen Stain; Grimmelshausen zitiert sie im Wunderbarlichen Vogelnest.

Von der unsichtbar machenden Kraft des Heliotrops berichtet schon Plinius.

Calandrino, seine Gattin Tessa, Bruno und Buffalmacco sind historische Personen. Von Calandrino gibt es eine von Domenico M. Manni verfaßte Lebensgeschichte; nach Manni muß er vor 1318 gestorben sein. Buffalmacco, der mit seinem richtigen Namen Buonamico di Cristofano hieß, war als Künstler keineswegs unbedeutend, starb aber, 78 Jahre alt, arm im Hospital; in Pisa ist heute noch im Campo santo ein Bild von ihm zu sehen. Sacchetti erzählt mehrere lustige Stückchen von ihm; Vasari und Manni haben sein Leben beschrieben. Von Bruno di Giovanni existiert in der Akademie der schönen Künste in Pisa eine heilige Ursula; von ihm erzählt Vasari, daß er seiner Kunst dadurch nachhalf, daß er den bildlich dargestellten Gestalten ganze Reden in den Mund schrieb. Über Maso del Saggio ist schon bei der zehnten Geschichte des sechsten Tages gesprochen worden.

*Vierte Geschichte.* Von Hans Sachs als Meistergesang bearbeitet: Der Thumprobst mit der prawt.

*Fünfte Geschichte.* Der Possenreißer Ribi ist auch der Held zweier Novellen Sacchettis; in der einen kommt ihm ein Richter zu Hilfe, der der Bruder des hier gefoppten Messer Niccola da San Lepidio ist.

*Sechste Geschichte.* Hans Sachs hat daraus ein Fastnachtsspiel, Der gestolen Pachen, und einen Meistergesang, der Pachendieb, gemacht.

Über die Form, unter der das Judicium panis et casei oder die Benedictio panis et casei ad inveniendum, qui furatus est, geschah, gibt Manni in der Vita di Calandrino einige Notizen.

*Siebente Geschichte.* Die oft wiederholte Behauptung, in dieser Novelle habe Boccaccio Selbsterlebtes erzählt, ist haltlos; sicher aber ist der innere Zusammenhang der Novelle mit dem Corbaccio, den er wahrscheinlich geschrieben hat, um sich für eine erfahrene Abweisung zu rächen. Vgl. dazu die Zeilen 13-28 auf Seite 67.

Hans Sachs hat die Novelle zu einem Meistergesänge der Student im Sehne verarbeitet.

*Neunte Geschichte.* Meister Simone hat wirklich existiert; Manni hat eine allerdings sehr magere Biographie von ihm verfaßt. Hans Sachs hat sich diesen köstlichen Schwank nicht entgehn lassen.

*Zehnte Geschichte.* Ist die Quelle für Hans Sachsens Fastnachtsspiel Der jung Kauffman Nicola mit seiner Sophia und für Lope de Vegas Drama El anzuelo de Fenisa.

## Neunter Tag

*Erste Geschichte.* Von Hans Sachs als dreiaktige Komödie, als Meistergesang und zweimal als Spruchgedicht bearbeitet.

*Zweite Geschichte.* Bearbeitet von Hans Sachs, Waldis, La Fontaine usw.

*Vierte Geschichte.* Ebenso wie die dritte von Hans Sachs als Meistergesang, Spruchgedicht und Fastnachtsspiel bearbeitet. Cecco Angiuleri († 1212 oder wenig später) war ein Dichter, dazu noch ein sehr begabter, der zu den Vorläufern der »bürgerlichen Literatur Italiens« gezählt wird; sonst war er ein wüster Mensch, der außer den drei Leidenschaften Wein, Weib und Würfel noch einen zynischen Haß gegen seinen

Vater hegte. Zu seiner Charakteristik sei eines seiner Sonette in wortwörtlicher Prosaübersetzung mitgeteilt:

Wäre ich Feuer, ich verbrennte die Welt, Wäre ich Wind, ich umtobte sie, Wäre ich Wasser, ich überschwemmte sie, Wäre ich Gott, ich schleuderte sie in die Tiefe.

Wäre ich Papst, dann wäre ich froh, Weil ich die Christenheit bedrängte, Wäre ich Kaiser, weißt du, was ich täte? Ich ließe allen die Köpfe abschlagen.

Wäre ich Tod, ich ginge zu meinem Vater, Wäre ich das Leben. Nicht bliebe ich bei ihm. Und ebenso täte ich meiner Mutter.

Wäre ich Cecco, wie ich es bin und war, So nähme ich mir die Hübschen und Jungen, die Häßlichen und Alten Ließe ich den andern.

*Fünfte Geschichte.* Vgl. Hans Sachsens Meistergesang Der wol erzaust Pueler und sein Fastnachtsspiel Der alt wol erzawst Pueler mit seinr Zauberey. Die Familie der Cornacchini hat wirklich existiert, ebenso wie der Maler Nello di Dino oder di Bandmo, der in einer Urkunde von 1306 erwähnt wird.

*Sechste Geschichte.* Unter andern bearbeitet von Hans Sachs, La Fontaine und Langbein.

*Achte Geschichte.* Hans Sachs hat aus ihr, ebenso wie aus der siebenten einen Meistergesang gemacht.

Corso Donati, ein Vetter von Dantes Gattin Gemma, der in der Novelle erwähnt wird, ist 1308 gestorben; Boccaccio könnte also als Kind sowohl Ciacco, als auch Filippo Argenti gekannt haben, die außer von ihm auch von Dante verewigt worden sind. In seinem Dantekommentar nennt Boccaccio Filippo Argenti »arrogante et superbo« und erwähnt, daß er ein politischer Feind Dantes war: Dante hat ihn denn auch in die Hölle gestoßen; vgl. Inferno, VII, 58 ff. Über Ciacco, dessen Name, wohl durch Dante, in Florenz ein Synonym für Schwein geworden ist, vgl. Inferno, VI, 49 ff.

*Neunte Geschichte.* Von Hans Sachs zu einem Meistergesänge und zu einem Fastnachtsspiele verarbeitet.

*Zehnte Geschichte.* Bearbeitet von La Fontaine, Grecourt, Casti

## Zehnter Tag

*Erste Geschichte.* Auf ihr beruht ein Drama von Lope de Vega. In Luthers Tischreden und bei andern Autoren ist an die Stelle des spanischen Königs Kaiser Sigismund getreten.

*Zweite Geschichte.* Der Abt von Clugny (im Originale Cligni) hat sich bei dem ersten deutschen Übersetzer, Arrigo, in einen Abt von Klingen verwandelt; ebenso heißt daher auch der Abt in Hans Sachsens Meistergesang Der Apt im Wiltpad und in seinem Fastnachtsspiele Das Wildbad.

Ghino di Tacco ist keine erfundene Person und auch das, was Boccaccio von ihm erzählt, mag auf Wahrheit beruhen. Benvenuto da Imola erzählt in seinem Dantekommentar (zum Purgatorio, VI, 13), daß es einen Richter, der seinen Bruder hatte henken lassen, nichts genützt hat, daß ihn der Papst, um ihn Ghinos Rache zu entziehen, zum päpstlichen Auditor gemacht hat; Ghino hat ihn im Gerichtssaale niedergestochen und ist heil entkommen. Selbstverständlich wurde auch dieser Ghino mit allen Zügen der Räuberromantik umgeben. »Und hätte er nichts andres lobenswertes getan, als den Abt zu heilen, wie es Boccaccio erzählt, so wäre er genug hoch zu preisen« sagt Benvenuto.

*Vierte Geschichte.* Dieser Novelle scheint ein wirklicher Vorfall zugrunde zu liegen, den Boccaccio auch im Filocopo, aber in Neapel lokalisiert, erzählt. Vgl. Hans Sachsens Meistergesang Gentile mit der doten Frawen.

*Fünfte Geschichte,* Auch diese Novelle steht schon früher im Filocopo; in den Canterburyerzählungen erzählt sie der Freisasse. Nach Chaucer haben Beaumont und Fletcher ihr Drama The Triumph of Honour gearbeitet.

*Siebente Geschichte.* Auf ihr beruht Mussets Drama Carmosine.

*Achte Geschichte.* Von dieser Novelle, die, wenn auch nicht immer durch Boccaccio, in die Literaturen aller Kulturvölker übergegangen ist, sagt Landau: »Hätte Boccaccio nur diese eine Novelle geschrieben, so würde eine Vergleichung derselben mit dem sogenannten Original (nämlich Petrus Alphonsi) genügen, um seine Meisterschaft zu beweisen und alles Gerede von Nachahmung und Schmücken mit fremden Federn verstummen zu machen.«

*Zehnte Geschichte,* Keine Novelle Boccaccios hat so viel Verbreitung gefunden, wie die von Griseldis,

allerdings hauptsächlich durch die sehr freie lateinische Übertragung Petrarcas; auf dieser beruhen eine Unzahl von Volksbüchern in allen europäischen Sprachen. Von andern Bearbeitern vor Hauptmann seien hier Chaucer, Lope de Vega, Imbert, Perrault, Goldoni, Hans Sachs, Achim v. Arnim, L. H. v. Nicolay, Halm und Gustav Schwab genannt.